Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 914 659

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau

UNIV. OF
CALIFORNIA

Band CCIX

(Oktober — November — Dezember 1926)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Digitized by Google

Seite

Weihnachtsrundschau 205
Berliner Kunstleben 209
Berliner Theater 216
Aus dem Berliner Musikleben 218
Politische Rundschau 221

Friedrich Metz. Das Saargebiet 225
Per Hallström. Die Dogge des Registrators 239
Karl Brandi. Hrotsvit von Gandersheim 247
Gustav Schnürer. Franz von Assisi 260
Hans Reiser. Ein alter Mann. Erzählung 268
Gertraud Haase-Bessell. Die Grundlagen des Individuums . 272
Eduard Edwin Becker. Die Tochter des Freiherrn vom Stein 282
Herbert Martens. Volk ohne Raum 294
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Ein Fehlschlag 297
Weihnachtsrundschau 301
Berliner Theater 314
Aus dem Berliner Musikleben 317
Politische Rundschau 319
Literarische Notizen 321
Literarische Neuigkeiten 324

Digitized by Google

NOV 5 1926

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

53. Jahrgang Oktober 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug: RM. 24,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Werner Sombart. Das Wirtschaftsleben der Zukunft 1

Cornelius Gurlitt. Fortschritte der Technik in Amerika 12

Friedrich Griese. Wittvogel. Novelle 21

Herman von Petersdorff. Bismarcks Briefe an Rudolf v. Auerswald . 60

Conrad Wandrey. Vom Grundwillen der expressionistischen Literatur . . 71

Charlotte von Jeromski. Marie von Olfers 79

Artasches Abeghian. Eurasien und die Eurasier 86

Karl C. v. Loesch. Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Die Schweiz als Musterland 90

Literarische Rundschau 99

Berliner Theater 105

Aus dem Berliner Musikleben 108

Politische Rundschau 109

Literarische Notizen 112

Der Bücherbund 120

Literarische Neuigkeiten 121

Prospekte folgender Firmen sind diesem Hefte beigelegt:

G. Braun, Karlsruhe i. B.

Richard Halbeck, Berlin W 35.

Beilagen und Prospekte empfehlen wir freundlicher Beachtung! Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Das Wirtschaftsleben der Zukunft*)

Von

Werner Sombart

I.

Die Zukunft voraussagen ist immer eine mißliche Sache. Und auf dem Gebiete der wirtschaftlichen und sozialen Geschichte scheint es besonders gefährlich zu sein. Gerade die Klügsten haben sich am gründlichsten geirrt.

Zum Belege, wie sehr bedeutende Denker in die Irre gehen können, wenn sie die zukünftige Entwicklung vorzeichnen wollen, will ich nur drei Beispiele anführen:

Alexander Tacqueville prophezeite von den Vereinigten Staaten von Amerika im Jahre 1840: „Les grandes richesses paraissent, le nombre des petites fortunes d'accroît." (De la démocratie en Amérique. 2e partie 3, 176.) Derselbe Autor äußert an derselben Stelle die Ansicht, daß die Revolutionen ebenso wie die Kriege verschwinden werden usw.

Gustav Schmollers nachgelassenes Werk, dessen Vorwort am 1. Oktober 1918 von Frau von Schmoller geschrieben wurde, schließt mit den Worten: „Schon heute können wir sagen, die Monarchie nebst ihren Organen und die Arbeiterwelt stellten die lebendigsten, politischen Kräfte in Deutschland dar, denen gegenüber die alten Parteien und die übrigen Klassen wohl die Majorität, aber auch die gesättigten, trägen Elemente des Staatslebens bilden. Und wer glaubt, daß die stärksten Mächte in einem Staate sich behaupten, der wird nicht fehlgreifen, wenn er prophezeit: wie einst der Liberalismus mit der deutschen Beamten- und Militärmonarchie sich zu gemeinsamen Reformen zusammengefunden habe, so werde es einst der Sozialismus." („Die soziale Frage", 1918, S. 648.)

Karl Marx prophezeite: 1. Die fortschreitende Verelendung der Lohnarbeiterschaft; 2. die allgemeine „Konzentration" nebst Untergang des Handwerks und Bauerntums; 3. den katastrophenartigen Zusammenbruch des Kapitalismus.

Nichts von alledem ist eingetroffen.

Aber vielleicht irrten jene Großen deshalb so schmählich, weil sie so groß und darum so verliebt in ihre Meinung waren. Vielleicht aber auch, weil es so leidenschaftliche Politiker sind, die so durchdrungen von ihren praktischen Ideen waren, daß sie keinen Unterschied zu machen wußten zwischen dem, was sie wollten,

*) Dieser Aufsatz bildet das Schlußkapitel des im Laufe des Winters erscheinenden 3. Bandes des „Modernen Kapitalismus", der das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus behandelt.

Digitized by Google

daß es sein sollte, und dem, was Aussicht hat, zu werden. Dazwischen zu unterscheiden, ist natürlich die allererste Bedingung, die erfüllt sein muß, wenn man die wahrscheinliche Entwicklung der Zukunft voraussagen will. Und darum muß man sich damit begnügen, in ganz vagen Umrissen die allerallgemeinsten Züge zu zeichnen. Insbesondere aber gilt es, die verschiedenen Möglichkeiten aufzuweisen, die sich aus sicher gegebenen Tatbeständen ergeben und zwischen denen dann die Zukunft wählen kann; vor allem auch — und das läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit tun — festzustellen, welche Möglichkeiten der zukünftigen Gestaltung ausgeschlossen sind.

II.

Von einer ganzen Reihe von Ansichten über die zukünftige Gestaltung des Wirtschaftslebens läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, daß sie falsch sind.

1. Alle diejenigen irren, die für die Zukunft die Alleinherrschaft eines Wirtschaftssystems voraussagen. Das würde aller bisherigen Erfahrung, aber auch dem Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung widersprechen. Wir beobachten, daß im Verlauf der Geschichte die Zahl der in einer Zeit geübten Wirtschaftsweisen sich immer mehr vermehrt. Das Wirtschaftsleben gestaltet sich immer reicher. Wie in einer Fuge tritt eine neue Stimme hinzu, ohne daß die alten aufhören zu klingen. So hatte das europäische Mittelalter schon Dorfwirtschaft, Fronhofwirtschaft, Handwerk nebeneinander; dann kam der Kapitalismus hinzu, aber Eigenwirtschaft, Dorfwirtschaft, Handwerk erhielten sich. Zu diesen Wirtschaftssystemen gesellten sich all die verschiedenen Weisen zu wirtschaften, die wir als nach-kapitalistische bezeichnen können. Und zweifellos werden nun alle diese Wirtschaftsarten im Wirtschaftsleben der Zukunft nebeneinander bestehen: 1. Kapitalismus, 2. Genossenschaftswirtschaft, 3. Gemeinwirtschaft, 4. Eigenwirtschaft, 5. Handwerk, 6. Bauernwirtschaft. Sie werden sich innerlich umbilden. Sie werden ihren Anteil verschieben. Aber sie werden da sein. Wie ich im folgenden noch genauer feststellen werde.

2. Alle diejenigen irren, die einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Wirtschaftsverfassung und eine plötzliche Änderung der Grundlagen des Wirtschaftslebens erwarten. Auch diese Ansicht verkennt das Wesen der wirtschaftlichen Entwicklung, die immer in der Gestalt einer allmählichen, „organischen" Umbildung bestehender Zustände sich vollzieht. Neue Wirtschaft „wächst", wie eine Pflanze, ein Tier. Gewaltsame Eingriffe können wohl zerstören, aber nichts aufbauen. Alle bisherige Geschichte bestätigt die Richtigkeit dieser Erkenntnis. Wenn noch ein Beweis nötig war, so hat ihn der Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung Sowjet-Rußlands erbracht.

3. Alle diejenigen irren, die auf eine baldige Rückbildung des Wirtschaftslebens in der Richtung auf vorkapitalistische Wirtschaftsweisen rechnen. Eine solche wird nicht eintreten, weil zu starke Interessen an der Erhaltung einer auf der Errungenschaft der modernen Technik aufgebauten Wirtschaft haften: Notwendigkeit, eine bestimmte Menschenmenge zu ernähren! Freude am Kapitalismus! Freude an der Technik!

Es ist auch nicht zu erwarten, daß die sachlichen Bedingungen, welche die moderne Entwicklung ermöglichten, eine so grundsätzliche Veränderung erfahren werden, die eine primitivere Wirtschaftsweise notwendig machten. Ich denke

Digitized by Google

an die Verringerung der technischen Möglichkeiten, die etwa eine handwerksmäßige Wirtschaft erzwingen würden.

Als ich einmal mit Max Weber über die Zukunftsaussichten sprach und wir die Frage aufwarfen: wann wohl der Hexensabbath ein Ende nehmen würde, den die Menschheit in den kapitalistischen Ländern seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts aufführt, antwortete er: „Wenn die letzte Tonne Erz mit der letzten Tonne Kohle verhüttet sein wird." Dieser Augenblick wird nun in verhältnismäßig kurzer Zeit eintreten. Zwar die Kohle weist noch beträchtliche Vorräte auf. Nach der allgemein anerkannten Feststellung von Frech (Über Ergiebigkeit und voraussichtliche Erschöpfung der Steinkohlenlager, 1901) tritt, bei einer weiteren Kohlenförderung in dem bisherigen Schrittmaße, die Erschöpfung der Kohlenlager ein in

150 Jahren in Amerika,
200 Jahren in Zentralfrankreich, Böhmen, Sachsen, Nordengland,
300 Jahren im übrigen England,
400 bis 500 Jahren in Nordfrankreich und Saarbrücken,
1000 Jahren in Oberschlesien.

Aber mit den Eisenerzen geht es früher zu Ende. Nach den aus Anlaß des Internationalen Geologenkongresses im Jahre 1910 veranstalteten Erhebungen (The Iron ore Ressources of the World) betragen die bekannten Reserven auf der Erde rund 22 Milliarden Tonnen (davon 12 in Europa, 9,8 in Amerika), aus denen etwa 10 Milliarden Tonnen Eisen gewonnen werden können. Diese Lager würden bei gleichbleibendem Tempo der Ausbeute in etwa 60 Jahren abgebaut sein.

Nun ist aber die Ansicht Max Webers — die einen werden sagen: „leider", die andern: „glücklicherweise" — irrtümlich. Denn die technischen Möglichkeiten sind mit dem Aufhören des Kohle- und Eisen-Zeitalters keineswegs erschöpft. Gewiß nicht, was die Erzeugung der Kräfte anbetrifft.

Wenn wir von dem Erdöl absehen, dessen Erschöpfung ebenfalls binnen kurzem eintreten wird, so stehen dem Menschen folgende, unerschöpfliche Kraftquellen zur Verfügung:

1. Die Energie der Wasserkräfte, die (nach Wiener) 1000 Mill. PS liefern können;
2. die Energie von Ebbe und Flut, die auszunutzen der Technik zweifellos gelingen wird;
3. die Energie der Sonnenstrahlung, die man bereits zu nutzen begonnen hat.

1902 wurde eine Sonnen-Kraftmaschine auf der Straußenfarm bei Los Angeles errichtet. Ähnliche Sonnenmotoren bestehen in Kalifornien und Peru. Die Technik der Nutzung der Sonnenenergie wurde dann vervollkommnet durch Shuman, der mit 300 000 Dollar die Sun Power Co. (Eastern Hemisphere) Ltd. gründete und 1912 in Meadi in Ägypten 15 Kilometer südlich von Kairo ein großes Sonnenkraftwerk errichtete, das 200 Hektar Baumwollland bewässert. Der Betrieb ist heute schon „rentabel", wenn eine Tonne Kohle mehr als 10 Mark kostet (in Ägypten, Peru, Chile, Südafrika sind 60 bis 70 Mark die Regel). Eine Berechnung von Hanns Günther in den von ihm herausgegebenen „Taten der Technik" (Bd. 1, 1923, S. 161) kommt zu folgendem Ergebnis: Unter 20 Grad nördlicher Breite fließen jedem Quadratmeter wagerechter Erdoberfläche aus der Sonnenstrahlung jährlich 1,4 Millionen Wärmeeinheiten (Kalorien) zu, d. h.: je 4 Quadratmeter erhalten den Gegenwert einer PS. In einem

Digitized by Google

Quadratkilometer lassen sich also bei 100 proz. Nutzeffekt 250 000 PS. gewinnen. Moderne Dampfmaschinen brauchen zur Erzeugung einer Jahreskraft-PS. etwa 4 Tonnen Kohle. Ganz in mechanische Energie umgesetzt, liefern also die 1300 Mill. Tonnen (1920 geförderter) Kohle 325 Mill. Jahres-PS. Um diese durch Sonnenenergie zu ersetzen, sind also nur 13 000 Quadratkilometer nötig: etwa der dritte Teil des Gebietes der Schweiz. Die Wüste Sahara bedeckt eine Fläche von 6 Mill. Quadratkilometer.

Wenn die Sonnenenergien die Kraftquelle werden, sind die Industriestandorte: Mexiko, Chile, Peru, Süd-Afrika, Nord-Afrika, Afghanistan, Tibet, Nord-Indien, Australien. Diese Verschiebung der Industriestandorte würde sich durchaus in Übereinstimmung befinden mit dem weiter unten zu würdigenden Übergang des Kapitalismus von der weißen auf die farbigen Rassen.

Einstweilen freilich stehen der Nutzung dieser ungeheuren Kraftquelle noch starke Hindernisse im Wege: der Nutzeffekt ist vorläufig nicht 100 Prozent, sondern in der Meadianlage $^1/_4$ pro Mille, in Kalifornien 1 pro Mille (nach Wiener), während die arbeitsame Pflanze durch Chlorophyll bis 2 Prozent der Sonnenenergie nützt. Aber was wäre der modernen Technik unmöglich? Sie wird auch diese Schwierigkeiten überwinden, und die Voraussage Wilhelm Ostwalds (Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft, 1909, S. 47) wird gewiß eintreffen: „Als späteres Ziel des Fortschritts wird die unmittelbare Benutzung der Sonnenenergien anzusehen sein, wobei die Erde mit Apparaten bedeckt sein wird, in denen dies geschieht und in deren Schatten die Menschen ein bequemeres Dasein führen werden."

(Zusammenfassende Darstellung des heutigen Standes des Studiums der Ersatz-Kräfte siehe bei A. Lübke, Die sterbende Kohle, 1925, S. 343ff., 375ff., 418ff.)

Eine Zeitlang schien es, als ob zu hoffen (zu befürchten) sei, daß das technische Zeitalter sein Ende erreichen würde, nicht wegen Mangel an Kräften, wohl aber wegen Mangel an Stoffen. Heute wissen wir, daß auch diese Hoffnung (Befürchtung) unbegründet war. In letzter Zeit sind Stoffquellen aufgedeckt, die man als praktisch unerschöpfbar bezeichnen kann.

Das sind:

1. Die Altmaterialien, namentlich das Alteisen, obwohl diese natürlich schließlich auch einmal zu Ende gehen, dann aber
2. die Vorräte an Aluminium, die sich in der Tonerde befinden;
3. die Stickstoffmengen der Luft.

III.

Fragen wir nun, welches in Wirklichkeit die Gestaltung des Wirtschaftslebens der Zukunft vermutlich sein wird, so werden wir als eine wohl sichere Tatsache ansehen dürfen, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem noch auf lange hinaus wichtige Zweige des Wirtschaftslebens: — ich denke alle diejenigen, die noch im Zustande der technischen Revolution sich befinden, in denen die Unternehmungen sich wechselnde Aufgaben stellen, und die Spezialartikel erzeugen — beherrschen wird.

Daß der Kapitalismus große äußere und innere Neubildungen auch in der Zukunft erfahren wird, ist nach dem, was wir schon während der hochkapitalistischen Epoche und in der Zeit seit dem Beginne des Weltkrieges erlebt haben, sicher vorauszusehen.

Diese Veränderungen werden vornehmlich in folgendem bestehen:

1. der Kapitalismus wird die Vorherrschaft verlieren;

Digitized by Google

2. der Kapitalismus wird sich immer mehr Einschränkungen und Eingriffe von seiten der öffentlichen Gewalten gefallen lassen müssen;

3. der Kapitalismus wird sich innerlich weiter umbilden in der Richtung, in der wir schon im Zeitalter des Hochkapitalismus eine Umbildung wahrnehmen können. Das heißt: er wird ruhiger, gesetzter, vernünftiger werden, wie es seinem zunehmenden Alter entspricht. Die Hauptgründe dieser Wandlung liegen in folgendem:

a) die Triebkräfte werden an Spannung verlieren; die Wirtschaftssubjekte werden „verfetten"; der „faustische Drang" wird verschwinden:

„. . . erst groß und mächtig.
Nun aber geht es weise, geht bedächtig."

Diese Annahme gründet sich allerdings nur auf einem Induktionsbeweis: wir beobachten, wie ich in meinem „Bourgeois" gezeigt habe, daß bisher alle Nationen Europas, die einmal die Führung im Wirtschaftsleben gehabt haben, denselben Weg der Verfettung, sei es in der Form der Feudalisierung, sei es in der Form der Verrentung, gegangen sind: die Italiener, die Spanier, die Holländer, zuletzt die Engländer. Wer vermöchte an dem heutigen Engländer noch die Züge zu erkennen, die Baychot im Anfang der 1870er Jahre in der Einleitung zur „Lombard Street" an ihnen pries: Nur England, meint er, habe „the propensity to variation". „All sudden trades come to England." Die Engländer sind „specially quick in comparison with their neighbours on the continent at seizing on novel mercantile opportunities" (!) „England has a special machinery for getting into trade new men, who will be content with low prices and this machinery will probable secure her success, for no other country is soon likely to rival it effectually." Das sind dieselben Eigenschaften, die man ein Menschenalter später gerade dem Deutschen im Gegensatz zu dem Engländer zuschrieb. Sollten der Deutsche und der Amerikaner oder vielleicht der Jude eine Ausnahme bilden und ihren „faustischen Drang" bis ans Ende der Tage bewahren? Es ist nicht sehr wahrscheinlich.

Es kommt dazu, daß

b) die Entwicklung des Wirtschaftslebens zu immer größerer Stabilität, der Unternehmungen zu immer schwerfälligeren Maschinerien, der Marktbeziehungen zu immer größerer Gebundenheit den Raum für die Betätigung eines draufgängerischen Unternehmertums immer mehr einengt, und daß

c) der Spielraum für kapitalistisches Wesen, das immer, wie wir wissen, gleichbedeutend mit Ausdehnungsdrang ist, dadurch verkleinert wird, daß die Bevölkerungszunahme sich zweifellos immer mehr verlangsamen wird. Ich habe früher gezeigt, daß die Geburtenhäufigkeit in den westeuropäischen Staaten und unter der angelsächsischen Bevölkerung in Amerika teilweise schon seit mehr als einem Menschenalter beständig zurückgeht und daß die Abnahme der Bevölkerung einstweilen nur durch die noch größere Verminderung der Sterblichkeit aufgehalten worden ist. Da aber die stürmische Entwicklung, die das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus genommen hat, zum größten Teil auf die nie dagewesene Vermehrung der Bevölkerung zurückzuführen ist, so liegt der Schluß nahe, daß das Schrittmaß sich verlangsamen muß, wenn die Bevölkerung aufhört, sich zu vermehren oder gar an Menge abnimmt.

Digitized by Google

Das alles gilt unter der Voraussetzung, daß der Kapitalismus, wie bisher, eine Angelegenheit der weißen Rasse bleibt. Das kann sich nun aber ändern und wird sich wahrscheinlich ändern. Es spricht sehr viel für die Annahme, daß die zukünftige Geschichte nicht mehr der weißen Rasse, sondern den Farbigen gehören wird. Sie sind lange genug nur als Objekte der Wirtschaft behandelt worden und haben genug europäisches Wesen in sich aufgenommen, um sich von der Vormundschaft der weißen Rasse zu befreien. Kein Zweifel, daß sie auch ihren Kapitalismus haben werden. Aber der Kapitalismus der Chinesen, Malaien und Neger ist kein „moderner Kapitalismus" mehr, wie ich ihn geschildert habe. Es wird ein Gebilde sein, das manche Züge des europäisch-amerikanischen Kapitalismus an sich tragen, aber in seiner Wesenheit doch von dem unsrigen grundverschieden sein wird, da er auf ganz andern Grundlagen ruht. Man muß eben sich immer gegenwärtig halten, daß auch solche zivilisatorische Erscheinungen wie der moderne Kapitalismus, nicht minder als die Kulturen der Völker, historische Individuen sind, die nur einmal in der Geschichte auftreten. Das ist ja einer der Grund-Gedanken, von dem ich bei der Abfassung dieses Werkes geleitet worden bin.

IV.

Neben dem Kapitalismus werden im Wirtschaftsleben der Zukunft alle Wirtschaftssysteme, die irgendwie auf Planwirtschaft beruhen, einen immer breiteren Raum einnehmen. So können wir zusammenfassend diejenigen neuzeitlichen Wirtschaftsweisen nennen, in denen das Bedarfdeckungsprinzip gegenüber dem Erwerbsprinzip wieder zur Geltung kommt. Ihr Geist wird dadurch gekennzeichnet sein, daß der Rationalismus immer stärker ausgebildet wird, das Gewinnstreben aber und der Individualismus, die mit jenem zusammen den kapitalistischen Geist gebildet hatten, wegfallen. Die Technik, auf der sie ruhen, wird die Errungenschaften der modernen Technik übernehmen, muß aber deren revolutionären Charakter aus Gründen, die ich sogleich darlegen werde, abstreifen. Die Form dieser neuen Wirtschaftssysteme wird eine Reihe von Zügen des Kapitalismus beibehalten, vor allem ihren großbetrieblichen Charakter und den Zug der Vergeistung, der die Wesenheit des modernen Betriebes ausmacht. Darin wird alle Planwirtschaft sich gleichen, während im übrigen verschiedene Wirtschaftsformen nebeneinander sich ausbilden werden. Alle die Gebilde, die wir schon im Zeitalter des Hochkapitalismus neben diesem sich entfalten sahen, werden auch in der zukünftigen Wirtschaft weiter bestehen und an Bedeutung zunehmen: Genossenschaftswirtschaft, Wirtschaft der öffentlichen Körper, gemischt-öffentliche Betriebe.

Daß die Planwirtschaft da sein wird: dafür wird der Wille zahlreicher an ihr interessierten Schichten Sorge tragen, der Arbeiter wie der ärmeren Konsumenten, die sich von den Fesseln des Kapitalismus befreien wollen. Ob zu ihrem Nutzen oder ihrem Schaden verschlägt nichts. Ihr Wille ist vorhanden, und der wird eine hinreichend starke Triebkraft im Wirtschaftsleben der Zukunft bilden. Dafür wird ihre Organisation und ihr wachsender Einfluß auf die Staats- und Gemeindeverwaltung Sorge tragen.

Aber was wichtiger ist als dieser Wille, ist dieses: daß auch die Möglichkeit, das Wirtschaftsleben genossenschafts- oder gemeinwirtschaftlich zu gestalten, in der Zukunft zweifellos immer größer werden wird. Es ist eine der wenigen gut

Digitized by Google

begründeten und in ihrer Richtigkeit experimentell bestätigten Erkenntnisse der ökonomischen Wissenschaft, daß eine Planwirtschaft, das heißt also: eine Großwirtschaft ohne kapitalistische Spitze, nur dort, aber dort auch zuverlässig, möglich ist, wo der Bedarf stabilisiert und die Herstellungstechnik aus ihrem revolutionären Anfangsstadium herausgekommen ist, wo Absatz und Produktion sich in gewohntem Rahmen bewegen, es also keiner besonderen „Unternehmer-Tätigkeit" mehr bedarf. Was Adam Smith einst als das Tätigkeitsgebiet der Aktiengesellschaft abgrenzte: die Gewerbe, „of which all the operations are capable of being reduced to what is called routine or to such a uniformity of method as admits of little or no variation", das sind diejenigen Zweige des Wirtschaftslebens, die uns heute reif zur Verstaatlichung, Verstadtlichung oder Genossenschaftsbildung erscheinen. Es unterliegt nun aber keinem Zweifel, daß sich die Entwicklung des Wirtschaftslebens in der Richtung dieser ausgegorenen Wirtschaft bewegt und daß somit das Betätigungsfeld der planmäßigen Großwirtschaft sich immer mehr ausweiten wird.

V.

Wir werden uns nun aber allmählich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß der Unterschied zwischen einem stabilisierten und reglementierten Kapitalismus und einem technisizierten und rationalisierten Sozialismus kein sehr großer ist und daß es somit für das Schicksal der Menschen und ihrer Kultur ziemlich gleichgültig ist, ob die Wirtschaft sich kapitalistisch oder sozialistisch gestalten wird. Worauf es ankommt: die Arbeitsweise ist in beiden Fällen dieselbe; in beiden Fällen ruht die gesamte Wirtschaft auf dem Boden der Vergeistung. Man frage sich doch, wodurch sich ein großes Genossenschafts- und ein kapitalistisches Warenhaus, ein kommunistisches und ein kapitalistisches Hochofenwerk, eine städtische und eine kapitalistische Straßenbahn voneinander unterscheiden. Und man wird nichts Wesentliches finden. Vielleicht, daß „das Bewußtsein" des Arbeiters hier und dort verschieden ist. Aber die Gestaltung aller Arbeitsbedingungen ist hier und dort dieselbe. Die Arbeitszeit hängt nicht vom guten Willen, sondern von der volkswirtschaftlichen Notdurft ab. Die Höhe der Entlohnung ist ebenfalls so gut wie unabhängig von der Wirtschaftsverfassung. Denn daß der Kapitalprofit, unter die Arbeiter aufgeteilt, keine wesentliche Steigerung der Löhne bringt, weiß man jetzt auch. Und alles das sind überdies nebensächliche Dinge, verglichen mit der durch die Gestaltung der Betriebe und den Stand der Technik aufgezwungenen Arbeitsweise. Von Wichtigkeit ist doch schließlich nur dieses: ob der Mensch sein Dasein hinter dem Pfluge oder vor der Bessemerbirne, im kleinen Laden oder im großen Warenhause, im Segelboot oder im Kesselraum eines Riesendampfers verbringt.

Und deshalb interessiert uns an der Gestaltung des Wirtschaftslebens der Zukunft gar nicht so sehr, ob sie kapitalistisch oder sozialistisch sein wird, ob die Menschen gebraten oder gesotten werden, sondern — um im Bilde zu bleiben — ob es in der Zukunft noch Möglichkeiten geben wird, ungebraten und ungesotten davonzukommen. Das heißt also: ob sich in der Wirtschaft der Zukunft noch Platz für die weder kapitalistischen noch sozialistischen Wirtschaftssysteme, will sagen: für die Eigenwirtschaft, das Handwerk, die Bauernwirtschaft findet. Hier sind die beiden entgegengesetzten Welten: Seele und Geist. Hier wird das Schicksal

Digitized by Google

der Menschheit entschieden: ob der wichtigste Bestandteil des menschlichen Tuns, die wirtschaftliche Tätigkeit, dem Bereiche der Seele oder dem Bereiche des Geistes zugehören soll.

Ich versuche, im folgenden zusammenzustellen, was sich an leidlich sicheren Voraussagen über die Zukunft der drei zuletzt genannten Wirtschaftssysteme machen läßt.

VI.

Das Schicksal der Eigenwirtschaft hängt im wesentlichen ab von dem Schicksal der Bauernwirtschaft, von der ich weiter unten (unter VIII) sprechen werde.

Außerhalb der Bauernwirtschaft spielt die Eigenwirtschaft heute nur noch in den einzelnen Privathaushalten eine Rolle. So lange diese erhalten bleiben, bleiben auch immer Reste der Eigenwirtschaft bestehen. Über die Zukunft des privaten Haushaltes wage ich kein Urteil zu fällen. Was bisher die Einküchen-Hausbewegung in den europäischen Ländern an Erfolgen aufzuweisen hat, läßt nicht darauf schließen, daß die große Mehrzahl der Menschen in Bälde auf ihre private Konsumtionswirtschaft zu verzichten geneigt ist. Viel wird hier auf die Gestaltung des Wohnungswesens ankommen. Geht der Zug nach kleinen Häusern, so wird auch die Hauswirtschaft noch an Raum gewinnen und mit ihr die Eigenproduktion. Die Laubenkolonien in den Großstädten sind ein Beweis dafür, daß in manchen — keineswegs allen — Völkern eine starke Sehnsucht nach Ausgestaltung der eigenen Häuslichkeit besteht. Dazu gehört aber immer ein Garten und ein Stall und eine Vorratskammer. Und wenn diese drei Zubehöre gegeben sind, dann ist auch wieder Raum für eine vergrößerte Eigenproduktion gewonnen.

Ein Teil der Eigenwirtschaft wird sich wohl auch in der Zukunft in karitativem Rahmen abspielen.

VII.

Man hat zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, Gebiete des Wirtschaftslebens abzugrenzen, auf denen das gewerbliche Handwerk in aller Zukunft einen gesicherten Bestand haben sollte. Als solche Gebiete hat man bezeichnet (Schönberg): 1. das Kunstgewerbe; 2. die persönlichen Dienste; 3. die lokalisierten Gewerbe; 4. die Reparaturarbeit. Meine Darstellung hat bereits erwiesen, daß diese dem Handwerk auf den genannten Gebieten zugesprochene Monopolstellung schon im Zeitalter des Hochkapitalismus nicht bestanden hat. Man ist auch zu jener Annahme grundsätzlich dem Handwerke gesicherter Tätigkeiten nur gekommen infolge einer Verwechslung von Handarbeit und Handwerk. Bei den beiden ersten Gebieten ist das offensichtlich: weil die künstlerische Arbeit und der persönliche Dienst der maschinellen Behandlung nicht zugänglich sind, hat man den voreiligen Schluß gezogen, daß — also — für sie nur das Handwerk in Betracht komme. Ohne zu bedenken, daß eine großbetriebliche Gestaltung in den verschiedensten Wirtschaftsformen: kapitalistischer, genossenschaftlicher, gemeinwirtschaftlicher, möglich ist auch ohne Verwendung von Maschinen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß gerade das Kunstgewerbe schon in der Gegenwart dem Handwerk so gut wie völlig entrissen ist. Und es liegt kein Hinderungsgrund vor, sich in der Zukunft die Haarpflege in großen genossenschaftlichen oder kommunalen Betrieben ausgeführt zu denken. Aber auch die lokalisierten Gewerbe und selbst die Reparaturarbeit sind keine Gebiete, die grundsätzlich dem Handwerk gesichert bleiben müßten.

Digitized by Google

Dagegen ist zuzugeben, daß auf gewissen Tätigkeitsgebieten, namentlich den beiden zuletzt genannten, dem Handwerk der Konkurrenzkampf erheblich erleichtert wird, weshalb sich dann, wie wir gesehen haben, auf ihnen das Handwerk in größerem Umfange erhalten hat. Es ist aber kein Grund abzusehen, warum sich das in der Zukunft ändern soll. Es müßte denn eine doktrinäre Regierung die privaten Betriebe, einschließlich die Handwerksbetriebe, überhaupt verbieten. Das ist aber bei den starken Interessen breiter Volkskreise, die hinter dem Handwerk stehen, nicht wahrscheinlich. Selbst das strenge Regiment der Sowjets hat das Handwerk wieder zulassen müssen. So ist denn damit zu rechnen, daß in absehbarer Zukunft das Handwerk in seinem heutigen Bestande, der, wie wir gesehen haben, noch recht beträchtlich ist, erhalten bleibt.

Das Gesagte gilt für die übrigen Zweige des Handwerks gleichermaßen. Insbesondere wird der handwerksmäßige Krämer in allen Wirtschaftsverfassungen seine willkommene Funktion ausüben und — allen Warenhäusern und Genossenschaften zum Trotz — sich in unverminderter Stärke erhalten.

VIII.

Wenn in der Wirtschaft der Zukunft das Handwerkertum den bescheidenen Platz, den es heute einnimmt, gerade behaupten wird, so wird vermutlich das Bauerntum an Umfang und Bedeutung noch weiter wachsen. Das peripherische Bauerntum, das heißt das Bauerntum außerhalb des hochkapitalistischen Wirtschaftsbezirks, wird erstarken, weil es sich aus der Hörigkeit befreien wird, in der es der westeuropäische Kapitalismus gehalten hat. Das west- und mitteleuropäische Bauerntum aber wird sich erst recht entwickeln. Die „innere Kolonisation" wird Fortschritte machen. Der Anteil der Landwirtschaft an dem gesamten Wirtschaftsleben wird erheblich wachsen, da nur dadurch sich die übervölkerten Gebiete unseres Erdteiles notdürftig werden am Leben erhalten können. Denn daß eine Rückbildung des europäischen Tumor notwendig ist, um den Organismus am Leben zu erhalten, dürfte nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Wenn der Kapitalismus der Farbigen sich zu entfalten beginnt, ist es mit der Ausbeuterstellung Europas vorbei. Mißgebilde wie die englische Volkswirtschaft, in der die landwirtschaftliche Bevölkerung auf 8 Prozent zusammengeschrumpft war, sind dann nicht mehr möglich. Die Länder müssen sich wieder eine eigene agrarische Grundlage schaffen, auf der ihre Volkswirtschaft sicher ruhen kann, und das wird — bei den herrschenden demokratischen Strömungen — auf keine andere Weise geschehen können, als durch Vermehrung des Bauerntums. Das agrarische Reformprogramm Lloyd Georges wird vorbildlich sein für alle europäischen Länder, in denen die Landwirtschaft allzusehr vernachlässigt worden war.

Daß der Bauer der Zukunft nicht derselbe sein wird, der er heute ist, dürfen wir aus den Wandlungen schließen, die große Teile des Bauerntums schon während der hochkapitalistischen Epoche erfahren haben. Der „Modernisierungs"- und in weitem Umfange Rationalisierungsprozeß wird Fortschritte machen. Am Ende der Entwicklung steht der amerikanische Farmer mit Telephon, Fordwagen und Bankkonto. Der Bauer vom Schlage des Andreas Hofer oder des Büttnerbauern oder des Jörn Uhl ist für alle Zeiten (leider! glücklicherweise! werden die einen und werden die andern sagen) dahin. Gleichwohl aber wird das Bauerntum immer einen Bereich des Wirtschaftslebens bilden, in dem Seele sich entfalten

Digitized by Google

kann, weil es weder vom Kapitalismus noch vom Sozialismus je wird völlig erobert werden können. Seine innere Wesenheit schützt es dagegen.

Niemals wird der Geist, der das Bauerntum beherrscht, ein rein kapitalistischer sein können, weil die Alleinherrschaft des Gewinnstrebens ausgeschlossen ist. Deshalb ausgeschlossen, weil die Umwertung des landwirtschaftlichen Betriebes niemals nur unter dem Gesichtspunkt der Rentabilität erfolgt: Liebe zum landwirtschaftlichen Beruf, Anhänglichkeit an die Scholle, Streben nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit, Landhunger, Familientradition und andre ganz und gar irrationale Beweggründe sind neben den rein ökonomischen bestimmend. Wo diese aber vorherrschen, ist es viel eher das Bedarfdeckungsprinzip, das sie leitet, als das reine Erwerbsprinzip. Was Tschaganoff in seinem Buche „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft" (1923) darüber bemerkt hat, ist sehr der Beachtung wert.

Wir müssen auch immer eingedenk bleiben, daß der landwirtschaftliche Betrieb der einzige ist, der um seiner selbst willen betrieben werden kann, der also nicht notwendig Mittel zum Zwecke zu sein braucht. Das gilt für den bäuerlichen Betrieb, in gesteigertem Maße aber für den Gutsbetrieb, der ebenfalls nie vom kapitalistischen Geiste ganz erfüllt sein kann. Man kann Landwirtschaft um der Landwirtschaft willen betreiben, kann einen Grundbesitz um der Freude am Besitze willen erwerben. Was offenbar für einen Handelsbetrieb, ein Hochofenwerk oder eine Schwefelsäurefabrik nicht zutrifft.

Aber auch wenn der einzelne Bauer (und Landwirt im allgemeinen) sich aus persönlicher Liebhaberei ganz und gar dem kapitalistischen Geiste verschreiben wollte: es würde ihm niemals gelingen, aus seinem Betriebe eine kapitalistische Unternehmung in voller Reinheit zu machen, weil die volle Vergeistung des Betriebes in der Landwirtschaft nicht möglich ist. Dafür habe ich schon einige Belege beigebracht (siehe das 53. Kapitel). Ich trage noch einiges nach:

1. Gegen das Verwaltungssystem lehnt sich der landwirtschaftliche Betrieb auf, weil sich weder die einzelne Arbeit noch die Betriebsanordnung völlig normalisieren lassen.

So ist die Akkordarbeit in der Landwirtschaft in viel geringerem Umfange anwendbar als anderswo, vor allem weil die einzelne Arbeit in ihrer Güte nicht kontrollierbar ist. Selbst bei der Erntearbeit nicht, geschweige denn bei der Bestellarbeit, deren Wirkung erst viel später in die Erscheinung tritt, ohne daß man weiß, ob ein schlechtes Ergebnis der Arbeit oder der Witterung zu danken ist. Alle landwirtschaftlichen Arbeiten aber sind nur in geringem Umfange schablonenhaft und einer Normalisierung fähig. Sie müssen daher individualisiert werden. Man hat mit Recht gesagt: je weniger eine landwirtschaftliche Arbeit nach der von vornherein aufgestellten Regel ausgeführt wird, desto größer ist der Erfolg. Bei der Betriebsanordnung hat aber der Betriebsleiter stets aus unzähligen, von Fall zu Fall des Betriebes verschiedenen Möglichkeiten die richtige auszuwählen. „Die landwirtschaftliche Betriebslehre vermag nur gewisse, allgemeine Gesichtspunkte und Richtlinien aufzustellen; deren Anwendung auf den konkreten Betrieb bleibt dem Ermessen, ja dem Gefühl des einzelnen Landwirts überlassen" (Schiff). Das kommt vor allem daher, daß die äußeren Naturvorgänge, wie sie das Wachstum der Pflanzen und Tiere darstellen, nie genau vorhergesehen werden können. Des-

Digitized by Google

halb müssen in jedem Augenblick Entschlüsse gefaßt und ausgeführt, Dispositionen getroffen und umgeändert werden. Man denke an das Einfahren der Ernte!

2. Der landwirtschaftliche Betrieb gestattet kein völlig durchgeführtes Rechnungssystem, weil eine restlose Aufrechnung in Geldgrößen nicht möglich ist: wegen der weitverbreiteten Naturalwirtschaft, wegen der Verflechtung des Geschäftsbetriebes mit der Hauswirtschaft, wegen der Verschlingung der verschiedenen Betriebszweige ineinander. Walther Schiff ist diesem Problem energisch zu Leibe gegangen und hat es in wesentlichen Punkten aufgehellt. Die Rechenhaftigkeit kann nicht den ganzen landwirtschaftlichen Betrieb durchdringen hauptsächlich aus folgenden Gründen:

a) der landwirtschaftliche Betrieb bildet eine Verwertungsgemeinschaft: Roh-, Hilfs-, Abfallstoffe, die in einem Zweige des Betriebes erzeugt werden, gelangen in einem andern zu produktiver Verwertung: Stalldünger, Stroh, Futterpflanze;

b) der landwirtschaftliche Betrieb bildet eine Betriebsmittelgemeinschaft: die meisten Arbeitsmittel (Geräte, Maschinen, Gebäude, Gespanne), die Arbeitskräfte und der Grund und Boden dienen während des Jahres nacheinander oder gleichzeitig verschiedenen Kulturen;

c) der landwirtschaftliche Betrieb bildet eine Bodennutzungsgemeinschaft: die Aufwände verteilen sich auf eine Reihe von Wirtschaftsperioden: der Ertrag an einer Frucht in einem Jahre wird zum Teil durch die im Vorjahre angebaute Frucht bestimmt und wirkt andererseits auch auf den Ertrag des nächsten Jahres ein. (Schiff im Archiv für Sozialwissenschaft S. 460f.)

3. Der landwirtschaftliche Betrieb eignet sich nicht um ein vollständiges Instrumentalsystem einzuführen, wofür ich an anderer Stelle bereits hinreichende Gründe beigebracht habe (siehe das 51. Kapitel unter II.).

Mit etwas anderen Worten vertritt die hier von mir entwickelte Ansicht, daß der landwirtschaftliche Betrieb sich einer völligen Vergeistung verschließt, unser bester Landwirtschaftler Friedrich Aereboe, wenn er in seiner „Allgemeinen landwirtschaftlichen Betriebslehre“ (3. Aufl., S. 219/20) als das Ergebnis seiner Untersuchungen in Sperr- und Fettschrift mitteilt: „Eine fortschreitende Industrialisierung der ganzen Volkswirtschaft kann der Landwirtschaft wohl die Veredelung der Bodenprodukte immer mehr nehmen, niemals aber läßt sich die Gewinnung der Bodenprodukte selbst industrialisieren. Landwirtschaft bleibt immer der Rest der Volkswirtschaft, der sich immer weitgehender Arbeitsteilung und Arbeitszusammenballung entzieht, auf hoher Entwicklungsstufe aber einer Kräftevereinigung auf genossenschaftlicher Grundlage zuneigt.“

IX.

So buntscheckig sehe ich das Wirtschaftsleben der Zukunft. Altes bleibt, Altes erfährt Wandlungen, Neues tritt hinzu. Und der ganze Umbildungsprozeß vollzieht sich ganz allmählich, „organisch“ sagte ich schon, wie eine Pflanze oder ein Tier wächst. Ohne alle Katastrophen (von empfindlichen Zerreißungen und Brüchen abgesehen, die bei dem Schrumpfungsprozeß Westeuropas eintreten werden), ohne jähe Unterbrechung (sie erfolge denn durch gewaltsame Eingriffe), ohne allen dramatischen Schwung. Kein Zweifel: das ist eine viel langweiligere Auffassung, als sie etwa Marx vertrat. Wie spannend liest sich das

Digitized by Google

23. Kapitel des ersten Bandes seines „Kapitals“! Man kann es vom künstlerischen Standpunkt aus bedauern, daß in der Wirklichkeit die Entwicklung so ganz anders verläuft, als Marx in seiner Vorstellung annahm. Aber wir müssen nun einmal wenn wir Wissenschaft treiben, uns resignieren. Das Richtige ist meistens langweiliger als das Falsche. Trotzdem müssen wir es aussprechen, wenn unsere Aufgabe darin besteht:

„Vitam impendere vero.“

Fortschritte der Technik in Amerika

Von

Cornelius Gurlitt

Bekannt sind die Bestrebungen in den Vereinigten Staaten die Arbeitsmethoden auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Zunächst geschah dies hinsichtlich der Fabrik mit der Grundansicht: wie erleichtert man dem Arbeiter sein Werk, damit er in gleicher Zeit und mit weniger Kraftaufwand mehr leiste als bisher. Das Ziel also ist, mit weniger Anstrengung ein größeres Ausmaß von Leistungen zu schaffen — nicht etwa in der Absicht, den Arbeiterstand zu heben, sondern ihn für eine bestimmte Teilleistung so auszubilden, daß er alle erdenklichen Erleichterungen findet oder durch Übung sich zugute macht, d. h. ihn selbst der Arbeitsweise der Maschinen in ihrer Stetigkeit und Pünktlichkeit anzunähern. Man versichert, daß die Arbeiter selbst diese Fortschritte lieben, daß sie sich mit der Mechanisierung ihres Tuns einverstanden erklären, deren Ziel ist, die Produktion zu verbilligen trotz hoher Löhne.

Ziel einer solchen Arbeit ist notwendig das massenhafte Herstellen gleichartiger Waren zunächst einfachster Art; dann weiter durch Einbau immer neuer Maschinen und entsprechender Arbeiter in den Herstellungsvorgang, solcher von immer vielseitigerer Art bis zu den verwickelsten Gebilden. Aufgabe des Herstellungsbetriebes ist, die einzelnen Teile sorgfältig auszubilden, so daß sie reibungslos zum Ganzen sich verbinden. Das fertig gestellte Werk ist mithin vollständig gleich in den zahlreichen Wiederholungen, jeder Teil läßt sich durch einen entsprechend neuen ersetzen, jeder Versuch der Arbeiter, es selbständig zu verbessern, also zu ändern, stört den ganzen Betrieb. Der Handwerker alter Art, jener der seit Jahrhunderten am Werke war, das Gerät für den Tagesbedarf zu schaffen, also der Mann, der ein Werk nach seinem Geschmack und nach seinen Arbeitserfahrungen herstellt, auch sich selbst zur Freude, ist ausgeschlossen; die „Norm“ gilt, und durch das ganze Gewerbe erklingt der Ruf: Es ist eine Anmaßung von dir, wenn du verlangst, es sollen Gebrauchsgegenstände nach deinem Geschmack geschaffen werden oder solche von vielerlei Geschmack, damit du das dir Gefallende aussuchen kannst. Kunst im Gewerbe ist das Finden der zweckmäßigsten Form; und Kunstverständnis sowie Geschmack bestehen darin, daß man, von Eigenbrödelei frei, das in sein Haus einführt, was zweckmäßig und haltbar ist. Die

Digitized by Google

Industrie hat einfache Formen zu suchen, allen unnützen Schmuck zu vermeiden und dahin zu wirken, daß die „richtige" Form Gemeingut der gebildeten Welt werde. Dann kann man diese in Tausenden von Einzelstücken rasch und billig herstellen: Es wird dabei viel Geld vom Hersteller verdient, obgleich der Käufer spart.

Neuer ist der Gedanke, in dem Handel ähnliche Grundsätze einzuführen: Wie lockt man Käufer an? wie fesselt man sie an das Geschäft und wie führt man sie zum Ankauf? Die Philosophie, die der Canadier Herbert N. Casson in seinem Buche „Human Nature" (deutsch: So sind sie! Dresden 1925, Sibyllenverlag) aufstellt — freilich ein etwas sonderbares Gebilde — geht darauf aus, den Kaufmann zum Nachdenken darüber zu veranlassen, welcher Art seine Kunden sind, wie er sie am besten zum Kauf anregt, und welche Maßnahmen für seinen Handel die wirksamsten sind. Die Crowell Publishing Company nahm die Sache in ihrem Sinne auf, indem sie feststellte, wer denn überhaupt im Einzelhandel als Käufer maßgebend sei. Mit Hilfe des Frauenvereins The Woman's Home Companion gab sie eine Statistik heraus, laut der nach dem Dollarwert 85 v. H. von Frauen und nur 15 v. H. von Männern gekauft wird. So kaufen selbst von „men's neckwecr", also von Waren, die der Mann am Halse trägt, Kragen, Schlipsen usw., die Frauen 62 v. H., von Juwelen 94 v. H., von Seide 96 v. H. Etwa gleich steht die Kaufkraft für beide Geschlechter bei Metallwaren, von denen die Frauen 48, die Männer 52 v. H. erwerben. Bezeichnend für amerikanische Verhältnisse ist, daß elektrische Hilfsmittel zu 80 v. H. von Frauen erworben werden. Es sprechen sich darin die Schädigungen aus, die durch den Mangel an Dienstmädchen dem Volksleben zugefügt werden, nicht nur jenen Haushalten, in denen sie fehlen, sondern auch in denjenigen, in der die von den Hausfrauen des Mittelstandes geschulten als Ehefrauen und Mütter vorstehen. Die in Amerika vielbeklagte Unverständigkeit in der Hauswirtschaft beruht auf der Unkenntnis der einfachsten Verrichtungen bei den in Fabriken ausgebildeten Mädchen. Diese muß durch Fortschritte in häuslichen Apparaten aller Art ersetzt werden. Ein Hausmädchen, wenn überhaupt ein solches zu finden ist, fordert bei freier Station etwa 1500 Mark jährlich. Eine so anspruchsvolle junge Lady zu erhalten, ist nicht Jedermanns Sache. Also muß man einen elektrischen Apparat zum Reinigen des Hauses haben, ebenso einen solchen, der warmes Wasser für den Thee und das Bad schafft, aber auch die Heizung besorgt usw., so daß das Kohlentragen fortfällt. Die Lust der Frauen an der Hausarbeit, die nun nicht mehr auf Liebe zu dem Besitz, auf ein Heimgefühl begründet ist, schwindet daher. Man lese was H. G. Scheffauer in dem Buche Gods own Land (deutsch: Das Land Gottes, Hannover, Stegemanns Verlag) zur Sache sagt. Gerade die Unmöglichkeit Hilfskräfte für die Hausarbeit zu erhalten, läßt immer neue Erfindungen entstehen, die eben Nothehelfe, nicht Fortschritte darstellen. Man berechnet sich daher bereits, ob die immer neu auftauchenden Bequemlichkeiten nicht doch für den Geldbeutel zu unbequem werden. Je feiner der „Apparat", desto leichter seine Beschädigung durch ungeübte Hände. Handwerker, die diese Übelstände rasch und billig beseitigen, sind nicht leicht zu finden.

Die amerikanische Stadt ist praktisch angelegt. Das heißt, es wurde bei der Anlage von Siedlungen festgestellt, wie breit man die Straßen zu haben wünschte und wie lang und tief die Häuserblöcke: So entstand das Grundschema eines schachbrettartigen Bebauungsplanes, der den Vorteil bot, bis an das Ende des be-

Digitized by Google

baubaren Gebietes fortgeführt werden zu können. Wollen Leute etwa einen Kilometer von den letzten städtischen Häusern entfernt sich ansiedeln, so stellt der Landmesser die Linien fest, in die später die Straßen einrücken werden. Wer innerhalb dieser baut, hat zu gewärtigen, daß die Häuser ihm entschädigungslos enteignet werden, denn der Schachbrettplan wird gesetzlich festgelegt. Wenn etwa steile Hügel im Gelände liegen, so konnte doch der Plan nichts dafür: Die Straßen wurden über sie hinweggeführt, und da es sich zunächst um Pferdegeschirre handelte, für Vorspann gesorgt. Als San Franzisko durch Erdbeben und Brand zerstört wurde, so daß ein neuer Plan hätte aufgestellt werden können, änderte man keineswegs den alten, sondern nur die Mittel, um die steilen Straßen zu erklimmen. Die Baugesetze wurden demgemäß eingerichtet. Der Verkehr breitete sich aber nicht gleichmäßig über die bebaute Fläche aus, sondern schuf sich selbst eine Stadtmitte, als den Sammelplatz des Handels, der Verwaltung, an dem das Bauland natürlich immer teurer wurde. Die Folge war, daß man durchaus praktischerweise die Verzinsung des bei Neuerwerbungen gezahlten oder durch Schätzung ermittelten Bodenpreises auf eine größere Zahl von Benutzern verteilte, also in entsprechender Weise höher baute. Das zwei- und dreistöckige Haus der Kolonisten machte nach und nach dem zehn- und zwölfstöckigen Platz, das nicht feuersichere, also das im wesentlichen Teile aus Holz gebaute, mußte dem feuersicheren Platz machen, Vorkehrungen gegen Unglücksfälle bei Gefahren getroffen werden. So sieht man z. B. in Neu-York lange Straßen entlang vor jeder Wohnung eines solchen Hauses eiserne Treppen und Austritte, an denen bei Brand die Bewohner der oberen Geschosse zur Straße herab flüchten können. Und zwar befinden sich diese Treppen aus praktischen Gründen an den Schauseiten der Häuser: denn die Rettung von Menschen ist wichtiger als die ästhetische Forderung. Das Gesetz verlangt den Bau solcher Feuertreppen, da der Aufzug nicht imstande ist eine entsprechende Anzahl Flüchtender aufzunehmen, die Treppen im Innern aber bei Feuergefahr doch nicht völlig sicher erscheinen, trotz außerordentlich scharfer Polizeibestimmungen und alljährlich vieler Tausender von Bestrafungen, weil diese eben doch nicht eingehalten werden.

Diese Maßnahmen änderten aber nicht die Verschlechterung der Wohnverhältnisse in den Großstädten. In Deutschland klagt man über die vier- oder fünfstöckigen Mietskasernen und über die lichtlosen Höfe. Verglichen mit Neu-Yorker Verhältnissen sind unsere Wohnhäuser weitaus gesünder. Die Neu-Yorker Gesetze gestatten 45,75 m hohe zehnstöckige Häuser mit Höfen von 6 zu 10 m Breite, Verhältnisse, die etwa die doppelte Ausnützung sowohl der Höhe als der bebauten Fläche zulassen, als in deutschen Großstädten üblich. Darin schufen die in vielen Städten erlassenen sogenannten Zonengesetze, anerkanntermeise solche nach deutschem Vorbild, wesentliche Verbesserungen, wenn auch nicht in den Hauptgeschäftsvierteln und dem Turmhaus gegenüber, so doch in den Wohnvierteln, soweit diese nicht bereits verbaut sind.

Die amerikanischen Turmhäuser dienen lediglich dem Geschäftsbetriebe, nicht dem Wohnwesen. Ihnen flutet alltäglich der Massenverkehr zu. Man bedenke, daß z. B. im Woolworth Building etwa 14 000 Menschen arbeiten. Hochbahnen, Untergrundbahnen, Straßenbahnen befördern diese. Freilich leiden sie unter dem Umstand, daß sie in gewissen Stunden dem gemeinsamen Arbeitsziel entsprechend, für die Hinfahrt oder die Rückfahrt in peinlichster Weise überfüllt

Digitized by Google

sind. Da tritt der Kraftwagen in den Wettbewerb. Die Größe der Städte und ihre Planbildung zwingen auch die Hausfrauen zu weiten Wegen. Sobald die Mittel es gestatten, kaufen auch diese einen Kraftwagen. Die Statistik lehrt, daß 1924 59 v. H. der Kraftwagen von Männern, 41 v. H. von Frauen gekauft wurden. Es sind das zumeist solche für Selbstfahrer, denn das Halten eines Wagenführers wird natürlich zu teuer, ebenso wie es unnötige Kraftverschwendung wäre, wollte man diesen die ganze Arbeitszeit hindurch im Wagen faulenzen lassen. Daher ist in Neu-York gesetzlich bestimmt worden, daß in den Geschäftsvierteln Kraftwagen ohne Führer nicht länger als zwei Stunden stehend den Verkehr beinträchtigen dürfen. Die Garagen reichen nicht aus, sind auch zu teuer. Der Preis für die Tagsmiete beträgt einen Dollar, für das Reinigen der Wagen einen zweiten Dollar = 8,40 Mark. Diese Einstellbauten für Kraftwagen liegen aber zumeist nicht in den eigentlichen Verkehrsgegenden, sondern vielfach so weit von diesen entfernt, daß sich Fußwege von 3 bis 5 km bis zur Arbeitsstätte nötig machen. Der Verkehr stockt, die Polizei kann zwar die Verkehrssicherheit durch Vorkehrungen an den Kreuzungsstellen überwachen — und sie tut es mit Sorgfalt und Erfolg — nicht aber die Hemmungen beseitigen, welche die Überzahl der Fahrzeuge herbeiführt.

Und so auch in kleinen Städten. Eine der rasch anwachsenden ist das im Südwesten der Vereinigten Staaten, in Texas, liegende Dallas. Es zählte im Umkreis von 160 km seines Wirtschaftsgebietes inmitten landwirtschaftlicher Bevölkerung 1913 26 000 Kraftwagen, 1923 aber 273 000 und berechnete in einem amtlichen Bericht die Zahl der für 1950 zu erwartenden mit 1,08 Millionen Kraftwagen trotz des die Stadt mit ihrer Umgebung verbindenden außerordentlich dichten Eisenbahnnetzes. Mit großen Kosten verbreitert sie ihre Straßen von 18 auf 22 m durch Abbruch je einer Häuserfront. Das macht keine großen Schwierigkeiten, denn die bestehenden Häuser sind „shoddy", an sich wertlos. Der Grundwert an den verbreiterten Straßen aber steigt. Wird die Straßenbreite für 1950 auch nur einigermaßen ausreichen? Selbst wenn der Wagen nur 2 m lang ist, wird sich die Linie der aneinander gereihten Autos dann auf 2 000 000 m, das ist 2000 km, erstrecken, also auf eine Entfernung wie von Berlin bis Madrid. Welch glänzende Aussichten für die Industrie, welch teuflisches Bild für die in diesem Dallas der Zukunft zu leben verurteilten Menschen! Dantes Phantasie hätte nicht ausgereicht sich diese Hölle auszumalen. Aber solche Gedanken bedrängen die Stadtväter nicht. Schon jetzt baut man dort mit Stolz Wolkenkratzer und steigert damit den Wert des Bodens im Geschäftsviertel noch mehr: Das Geschäft blüht, die späteren Geschlechter mögen sich den Kopf darüber zerbrechen, wie man die Stadt vor den Folgen retten kann. Sie wird eines Tages zu großartigen Maßnahmen greifen müssen, wie solche Chicago durchführte: Der Besucher steht bewundernd vor dem Geschaffenen und fragt sich, ob es wirklich nötig war, ungezählte Millionen zu opfern, weil man nicht rechtzeitig die doch völlig erkennbaren Gefahren erwog. Aber es handelt sich hier nicht um eine großartige Baugesinnung, sondern um ein verzweifeltes Ringen gegen Not!

Mit neuen Ansichten treten führende Köpfe hervor. Sie erkennen, daß das Ergebnis solcher Not, das Turmhaus, ein Schädling für die Städte sei, als ein Mittel viel Zulauf an eine Stelle zu führen. Man rechnet ihnen die Kosten für neue Verkehrsmittel nach, die durch sie hervorgerufen werden, und

Digitized by Google

will sie durch Steuern zur Beitragsleistung heranziehen. Aber dem stehen die Vertreter des festgelegten Kapitals entgegen, die erkennen, daß durch Aufzüge, feuersichernde Maßnahmen usw. ohnehin der Nutzen der Hochbauten infolge der starken Beanspruchung der Grundfläche fraglich geworden ist. Andere schlagen vor, etwa eine fünfstöckige Bauweise als Grundlage für das städtische Haus anzusehen, und den, der zehn Stock hoch bauen will, zu zwingen, daß er die Hälfte seines Geländes dem Verkehr freigebe. Schon sieht man Entwürfe von geschäftstüchtigen Architekten, deren Häuser Bäumen gleichen, die sich nach oben verbreitern, um in Straßenhöhe dem Verkehr Raum zu geben. Die Technik kann bekanntlich alles!

Jährlich werden in den Vereinigten Staaten, wie die Statistik ausweist, mehere Tausend Kinder überfahren. Da man es für „frivol" erklärte, viel Grünflächen in den Städten frei zu lassen, also sie dem Grundstückhandel zu entziehen, sind die Kinder auf die Straßen angewiesen. Man sieht sie in den verkehrsfreieren Abendstunden zu Hunderten bei ihren armseligen Spielen. Laut geht ein Schrei durchs Land: „Die größte Not in Amerika!" Es ist dies nach den massenhaft von der American Birth Controlling League ausgegebenen Werbeschriften der Umstand, daß zu viel Kinder geboren werden. Die armen Eltern können sie nicht ernähren, kleiden und erziehen. Mrs. Sänger, die Führerin der Gesellschaft, erklärt, daß sie täglich Hunderte von Briefen von gequälten, unglücklichen, kranken, gebrochenen Müttern erhalte, die ihr Leid schildern. Man spricht von einen „Neu-Malthusianismus", beruft sich auf das 1798 erschienene Werk von Th. R. Malthus über das Bevölkerungsgesetz, das lehrte, daß bei dem Wachstum der Menschenzahl bald die Erde diese nicht mehr ernähren werde können. Mich sprach in Neu-York ein frommer Herr an, der mir erklärte, daß durch teuflische Mittel, so z. B. durch das Impfen gegen Pocken mit dem Eiter kranker Tiere die Menschen vergiftet werden. Man falle Gottes Weisheit in den Arm, der früher durch Seuchen die Übervölkerung abwehrte. So erklärt sich denn auch Frau Sänger entschieden gegen Eingriffe in den Körper der Schwangeren. Aber für Kinderpflege ist leider noch kein Apparat erfunden, daher berät man, wie ihre Ankunft vermieden werden könne. Der katholische Erzbischof von New York, Kardinal Hayes, hielt es für angezeigt, einen Hirtenbrief gegen die Birth Control zu schreiben, da die Kinder der Armen höchstes Glück seien und forderte zur Wohltätigkeit auf, um sie zu beschützen.

Ich las einen von einem Richter geschriebenen Aufsatz, der sich mit dem in Amerika üblichen Heiraten junger Leute beschäftigt. Er schlägt vor, zwar solche Ehen zu dulden, das Zusammenwohnen zu gestatten und zwar für ein Jahr, also als Probeehe, durch die auch die Prostitution bekämpft werde. Aber es sollte den jungen Leuten das Kinderbekommen verboten werden. Wie er die Empfängnis verhindern will, sagt er freilich nicht. Er hofft wohl, daß die Technik helfen werde, geht aber im sittenreinen Lande auf die anzuwendenden Mittel nicht ein. Und ich kann mich in die Gesinnung der Armen aber auch der Wohlhabenden versetzen: Was für einen praktischen Nutzen bringen ihnen die Kinder? Sie machen Sorge und Kosten, entziehen die Frau ihrem Hauptberuf, die Welt durch ihre Schönheit zu entzücken. Die Bevölkerung wächst ja sowieso durch die Einwanderung in mehr als genügender Weise. Bekannt sind die Gesetze gegen unerfreuliche Ankömmlinge, unerfreulich aber namentlich die, die durch Fleiß und

Digitized by Google

Geschick vorwärts kommen, die Löhne drücken, etwa die Japaner, Chinesen, Neger, aber auch die Zugehörigen europäischer Völker.

Ich kaufte mir auf dem Broadway einige der ausliegenden Zeitschriften ohne Wahl, was gerade angeboten wurde, technisch ausgezeichnet ausgestattete Hefte mit zahlreichen Bildern. Den Grundton gaben die Darstellungen tunlichst ausgezogener Frauen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen. Immer anständig! Miß X. ist nur mit einem künstlichen Feigenblatt bekleidet, also „dezent". Sie wird Künstlern als Akt empfohlen. Es fehlt nur die Angabe ihrer Wohnung. Andere haben enganliegende Höschen. Der Schriftinhalt entspricht dem: Süßliche Sinnlichkeit, ohne das rettende derbe Wort: unerhörte Flachheit! Dagegen das Buch eines Arztes, der mit männlichem Ernst die Sünden der amerikanischen Großstadt aufdeckt, die eine fadenscheinige „Prüderie" verdeckt und die gesellschaftliche Hochachtung der Frau schließlich doch nur als anmutige Spiele für die Zeit der Erholung von der Tagesarbeit darstellt. Freunde warnen den „greenhorn" den unerfahrenen Fremden Ladies auf der Straße anzusprechen, auch dann, wenn sie noch so wenig als solche aussehen, gekleidet und geschminkt sind. Man ziehe sich schwere Unannehmlichkeiten zu, wenn man sie „belästige". Was nun Belästigung sei, wird in das Ermessen der Belästigten gestellt. Man erzählte mit Lachen: eine Lady habe einen Polizisten herbeigerufen, damit er sie vor einem ihr gegenüber Sitzenden schütze: „Was hat er getan." „Er sitzt schon eine Viertelstunde da und hat mich noch nicht angesehen; das ist eine Beleidigung!" Die amerikanische Presse hat Wunderdinge von dem unlängst verstorbenen schönen Filmschauspieler Valentino berichtet. Er habe gegen 100000 Heiratsanträge erhalten, solche für dauernd oder für auf Zeit geschlossene Ehe: die Scheidung ist ja so leicht! Die Verhältnisse ändern sich eben: Sonst suchte der Mann eine Maîtresse, jetzt die Frau einen hübschen Maitre!

Oder ein anderes Blatt in gleich vornehmer Aufmachung, fast ganz gefüllt mit Reklame mit dem Anpreisen von Mitteln, durch die Kraft und Schönheit erhalten werde. In wenig Tagen kann man durch die von ihr gegebenen Anweisungen schlank, muskulös, üppig in der Gestalt werden, der Haut Glanz und Frische geben usw. Man braucht nur die Ecke des betreffenden Blattes abzuschneiden und dem Wundermann zu schicken, um die nötigen Mittel zu erhalten. Freilich die Wahl ist schwer, da Dutzende dasselbe zu leisten versprechen. Aber die Sache lohnt sich: Da kündigt Einer an, er könne den Weg weisen, wie ein Verkäufer gute Geschäfte macht, wenn er bei ihm Unterricht nimmt. Und die Bildnisse von jungen Männern schmücken seine Ankündigung. So z. B. ein Eisenbahnbeamter, der nach 10 Jahren mageren Gehalts in einem Monat 1000 Dollar verdiente. Der andere stieg von 60 Dollar im Monat auf 524! Wer kann da widerstehen! Das Reklameblatt hat 150 Seiten! Unverkennbar versteht der Herausgeber selbst sein Geschäft! Ich las die Geschichte eines armen Burschen, dem ein Bankier Geld lieh, damit er einen nutzbringenden Plan durchführe. Er kündigte in der Presse ein Mittel an, durch das man reich werden könne, und forderte eine stattliche Summe für den zu erteilenden Rat. Der Plan gelang, er verdiente viel Geld! „Und was haben Sie auf die Anfragen geantwortet?" fragte der Bankier. „Ich habe den Leuten geschrieben: Machen Sie es ebenso wie ich!"

Zur Erkenntnis der Sachlage verhelfen die Romane von S. Lewis oder Sinklair mit ihren phantastischen, nach der Angabe der Verfasser aber wahren

Digitized by Google

Schilderungen der unerhörtesten Verrottung der öffentlichen Zustände, der allgemeinen Zugänglichkeit der Behörden gegen schnödes Geld, der blöden Tugendheuchelei. Erneut hat der Kampf in der Frage der Trockenlegung, der Prohibition eingesetzt. Mancher Amerikaner sagte mir, daß diese wenig Hoffnung auf Erfolg habe. Denn die Aufhebung des Gesetzes habe zwei Gegner: Die ehrlichen Feinde des Alkohls und die am Paschen reich gewordenen Unternehmer von heimlicher Einfuhr, denen das Geschäft verdorben werden würde. Man könnte das für einen Scherz halten, wenn man nicht von den nach Hunderten zählenden, von der Polizei nicht aufgeklärten Morden gelesen hätte, durch die die Pascher ihr Geschäft sicherten, so z. B. dem an einem unbequemen Staatsanwalt.

Die Höhe der Wohnhäuser bestimmt freilich nicht der gute oder böse Wille kluger oder törichter Leute, sondern sie hat in Großstädten ihre klaren Gesetze, solche, die mit dem Verkehrswesen in engen Beziehungen stehen. In den 1880 er Jahren fanden in Berlin unter Architekten eingehende Beratungen statt, wie die Wohnverhältnisse, namentlich des kleinen Mannes, zu bessern seien. Die Frage der Einfamilienhäuser, wie solche bereits große Industriewerke aufführen ließen, kam zur Sprache. Sorgfältige Berechnungen der Grundwerte zeigten, daß der Flachbau in Berlin nicht durchführbar sei. Damals bestanden nur die Anfänge der heutigen Verkehrsmittel, des Fahrrades, der Stadtbahnen. Dem Arbeiter hätten weite Fußwege zugemutet werden müssen. Warnten doch die Führer der Sozialdemokratie vor den Siedlungen, durch welche die Arbeiter an die Fabrik und deren Besitzer gefesselt und der Willkür ausgeliefert würden. Also mußte man die Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Mietskasernen richten. Die Vermietung regelt sich nach Angebot und Nachfrage. Da letztere die größere ist, Wohnungsnot drängt, sind die Wohungssuchenden auf das Vorhandene angewiesen, ob ihnen dies willkommen ist oder nicht. So auch in Neu-York und seinen verkommenen Vierteln, die slums, deren Zustände Amerikaner, die die Reise um die Erde machten, als die schlimmsten in der Welt darstellten, wie denn bei ihnen alles das größte sein muß, auch das Elend.

Für die Bemittelten stehen Wohnungen bereit. Beliebt ist in Neu-York eine neue Form dieser. Man kauft einen Anteil so und so viel Zimmer in dem zu erbauenden 16 bis 20 Geschoß hohem Hause, zahlt von der Grundsteinlegung bis zur Fertigstellung gewisse Teile des Preises, der für die obersten Geschosse, also für die mit vollem Licht und reichlicher Luft versehenen, etwa das Doppelte von dem Geschoß kosten, das man bei uns „Belletage" nennt, also nach oben steigend. Weiter zahlt der Bewohner Beiträge zur Verzinsung und Tilgung der Hypothekenschuld und zur Verwaltung des Hauses und der Bedienung der Einwohner. Man ißt, Herren natürlich im „Cut", gemeinsam im Speisesaal, erhält das Frühstück durch den Aufzug und tanzt im Festsaale. Solche Wohnungen sind unkündbares Eigentum der Besitzer. Kinder sind im Hause nicht gern gesehen, oft kurzweg ausgeschlossen. Die Frau hat volle Zeit zur Körperpflege, zu Bad, Toilette und zu geistiger Ausbildung. Pflichten hat sie nur gegen den Mann und die Gesellschaft. Der Mann kann ebensogut als Junggeselle seine Zimmer kaufen. Die Frau ist das Schmuckstück des Hauses, der Luxus seiner Besitzer. Das Dienstmädchen fehlt auch hier, an seine Stelle treten Hausangestellte, oft der Nigger.

Man spricht auch in Deutschland von der „Wohnmaschine" als von einem

Digitized by Google

zu erreichenden Ziel. Aber der Amerikaner Mumford sagte, daß der in einer Wohnmaschine Wohnende in Bedienung aller der Maschinenteile zum Maschinenwärter werde, ein Beruf, den er bald satt bekommt. Das Haus wird dem Bewohner eine Stätte unerfreulicher Arbeit, sie fördert in überragender Stärke den Gedanken hinaus zu kommen in die Freiheit — dazu ist ja die andere Maschine da — der Kraftwagen. Und dann macht die Einrichtung der Wohnung mit all ihren besonderen Vorkehrungen diese so teuer, daß nach Neu-Yorker Berechnungen in dieser Stadt zwei Drittel der Familien nicht soviel Räume ermieten können, als sie eigentlich bedürfen. Man lebt, da das Beschaffen von frischem Fleisch und Gemüsen allerhand Umstände macht, zu Hause aus der elektrisch erwärmten Konservenbüchse, trinkt dazu in einem sehr sinnreich eingerichteten Apparat im Haushalte hergestellte Schnäpse, was natürlich die Prohibition nicht verhindern kann, oder man geht in den Klub, um bei Eiswasser einen guten Bissen zu verzehren. Viele Familien besitzen überhaupt keine Küche.

Immer wieder wird uns gesagt, Amerika sei das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Für den Osten des Landes — wenigstens für weite Teile — sagt man drüben selbst, er sei das Land der verpaßten Möglichkeiten. Die Einwanderer des 18. Jahrhunderts kamen in ein waldreiches Gebiet, auf dem ein Volk von Jägern lebte. Sie vertrieben diese und siedelten sich als Farmer an. Sie gründeten ihre Dörfer und Kleinstädte. Es entwickelte sich ein lohnendes, für gute Arbeit besorgtes Handwerk — das nach den Sitten der Heimat anmutige Häuser baute. Heute noch ahmt man ihren Stil nach. Jetzt klagt man über die verlorene Unschuld im Schaffen. Man verwüstete das Land wie die Städte durch Raubbau. Die Wohnstätten läßt man von einer in Massen arbeitenden Industrie herstellen, solche die für den Augenblick genügen. Es entstehen Arbeiterstädte wie Detroit, solche, in denen ein Heimatsgefühl sich nicht entwickeln kann, und man jubelt über die Fortschritte der Technik.

Im Westen liegen immer noch unerschlossene Gebiete. Man kann ja dahin ziehen, wenn die Heimat abgegrast ist. Im Osten wurden die Wälder niedergelegt, nicht aber wieder aufgeforstet, die Felder wurden verlassen, die Städte wuchsen, wo die Industrie einsetzte, aber man sah nicht auf Sorgfalt und Dauer bei der Herstellung der Häuser, denn im Volk stak die immer wieder fortstrebende Wanderlust. Der Amerikaner sucht nicht wie der deutsche Bauer sich für Kind und Kindeskind, für kommende Zeiten einzurichten, sondern er denkt nur an den Augenblick in der Erkenntnis, daß doch bald das Land abgewirtschaftet sein werde. Noch heute steckt auch dem seßhaften Amerikaner diese Anschauung im Blut. Er kauft seinen Bedarf für Wohnung und Kleidung mit dem Gedanken, das fortzuwerfen, was nach Gebrauch herunterkam, statt sich Kosten mit der pflegsamen Erhaltung zu machen. Die praktische Hausfrau lacht über den, der viel Geld für dauerhafte Waren zahlt, sie findet es billiger und praktischer, rasch mit dem Besitz zu wechseln, also häufiger neue Waren zu erstehen. Der Kaufmann unterstützt sie darin zur Hebung des Umsatzes. In den jungen Städten werden die Häuser nach denselben Grundsätzen gebaut. Wer denkt daran, ob sie in 30 Jahren noch halten!

Allgemein ist die Klage über Landflucht. Die Farm verfällt, das Land verödet, die Stadt aber wächst, sie wird der anziehende Arbeitsmarkt, die Stätte des Vergnügens, der romantischen Abenteuerphantasie. Wir kennen ja den

Digitized by Google

fröhlich-kecken Gauner aus dem Film. Unsere Romantik des klassischen Zeitalters von den „Räubern" Schillers, zu Kleists „Michael Kohlhaas" und Vulpius „Rinaldini" entstammt einer Empörung gegen die Sünden der Gesellschaft, die amerikanischen tugendhaften Verbrecher sind lustige Leute, die eine liegen gebliebene Börse lachend einstecken und der Polizei meisterhaft zu entlaufen verstehen.

Die Städte wachsen ins Ungeheure und je mehr sie wachsen, desto stärker ziehen sie die vom Boden Gelockerten an. Die englische Anregung für bestimmte Zwecke Trabantenstädte zu schaffen, solche im Umkreis der Großstädte zu schaffen, d. h. Gartenstädte für die Minderbemittelten, Fabrikstädte mit Arbeitersiedlungen, Hafen- oder Handelsstädte, solche für die sich vordrängenden Zwecke, finden in Amerika rege Befürwortung. Um diese mit der Großstadt angemessen durch Bahnen, Kraftwagenstraßen, Wasserwege zu verbinden, wird viel Geld angelegt. Mich lud ein Universitätsprofessor zum Abendessen ein. Er wohnt zwei Stunden Eisenbahnfahrt von der Stadt. Ich mußte dem Freunde absagen, da mir die Sache zu viel Zeit kosten würde. Er lud mich deshalb lieber in seinen Klub. Er ist selbst gewöhnt, an den Tagen seiner Vorlesungen vier Stunden auf der Eisenbahn zu sitzen; und lacht über uns, die wir dies eine Reise machen nennen: Wir sind eben Kleinstädter! Aber sie sind reizend die Trabantenstädte mit ihren anmutigen Landhäusern, mitten im Grünen, ihrer Stille und ihrem Nachbarverkehr.

Und die gewaltigen Parks! Da ist Central Park in Neu-York, der mitten in der Stadt sich etwa 0,8 km breit, 4 km lang erstreckt, also dem Londoner Hyde Park etwa entspricht, vom Bois de Boulogne in Paris übertroffen wird, (rund 4 zu 0,2 km) den Tiergarten in Berlin (rund 2,5 zu 0,8 km) und dem Großen Garten in Dresden (rund 2 zu 1 km) überragt. Den Central Park durchziehen rund 15 km lange, vortrefflich ausgebaute Wege für Kraftwagen, 10 km Reitwege, 48 km Fußwege. Für 10 000 Menschen sind Sitzplätze aufgestellt. Aber einen Nachteil hat die Technik gebracht: Infolge der Abdämpfe der Kraftwagen sind bereits gewisse Baumarten eingegangen, andere kranken, und den Menschen, Erwachsenen und namentlich Kindern, wird es bedenklich, sich der dort entstehenden Luft auszusetzen.

Ähnlich in den Straßen der Stadt, obgleich der wichtigste Teil Neu-Yorks, Manhattan, zwischen zwei breiten Wasserflächen, dem Hudson und dem East River liegt, nahe dem Ozean. Ich besprach mit einem Städtebauer die Frage, ob man nicht daran denke, die durch die Anhäufung des Wagenverkehrs schwer zu überschreitenden Straßenkreuzungen durch Unterführungen des Fußverkehrs zu verbessern. Er meinte, daß infolge der Schwere der mit schwefligen Säuren geschwängerten Luft diese gesundheitsschädlich werden würden. In den Untergrundbahnen wirken die Züge wie die Kolben in einem Maschinenzylinder und drückten die Luft zu den angebrachten Ventilen hinaus, in den tunnelartigen Unterführungen würden sie stehen bleiben, den Aufenthalt dort unmöglich machen. Ob er damit recht hat, überlasse ich der Beantwortung Sachverständiger.

Ich male die Errungenschaften der Technik grau in grau, mit Absicht! Weil ich die Frage aufwerfen möchte: Wird die Technik stark und fürsorglich genug sein, uns von den Schäden fern zu halten, die sie selbst erzeugt. Wer erwägt diese? Wer warnt zur rechten Zeit?

Digitized by Google

Wittvogel

Eine Erzählung

von

Friedrich Griese

I

Das Sternbild stand hoch mit emporgerichteter Spitze in bläulichem, kaltem Glanze über den dunklen Baumhäuptern. Wenn man sie gefragt hätte, wem es gleiche, würde sie gewiß nicht so bald eine Antwort gewußt haben. Aber die Mutter sagte, es sei einer Krone ähnlich, und fragte, ob sie es sehe. Ja, da sah sie es. Das Bild war wie eine Krone, unten breit, mit erhöhtem Buckel und glänzend aufgereckter Spitze.

„Aber es sieht kalt aus", sagte Wittvogel.

„Ja, Kronen sind auch kalt", antwortete die Mutter.

Darauf schwieg Wittvogel und dachte darüber nach, wie die Mutter das Wort gemeint hatte. Aber sie konnte die Deutung nicht finden. Sie verband mit Kronen fröhliches Leben und fröhlichen Sinn, seidene Kleider und schleppende Degen, Lichter und Tanz und Wein und Lachen. Ein Strom von Wärme ging von diesem Wort aus; und Wärme war Leben, das sah sie in jedem Frühjahr an Garten und Feld. Kälte aber bedeutete den Tod; das wurde sie im Winter gewahr, wenn sie ein Vöglein erfroren am Wege liegen sah, wenn sie im Kellerwinkel oder in dunklen Bodenecken eine erstorbene Fledermaus am Balken klebend, am Mauerwerk festgekrallt auffand. Zwar sagte die Mutter dann wohl, daß wenigstens das graue Ding da in dem düsteren Mauerloch keineswegs tot sei, daß es nur schlafe. Aber es war doch tot für einen, so tot, daß man es höchstens einmal mit der Fingerspitze anrühren mochte und dann auch schon davonlief, erschreckt durch seine Starre und die Kälte, die von ihm ausging.

Wittvogel stand eng an die Mutter gelehnt. Sie reichte ihr schon bis an die Schulter und war stolz darauf. Denn die Mutter hatte zuweilen eine so große Tochter wohl nötig, das wußte sie.

Unter Wittvogels Augen wuchs das Sternbild. Es reckte sich noch höher auf, brannte in immer kälterem Feuer und stach wie mit Speeren in die weiche Dunkelheit der Baumspitzen unter ihm.

Digitized by Google

„Es wächst, Mutter."

„Nein, es wächst nicht. Es scheint deinen Augen nur so. Oder ja, vielleicht hast du recht, und es wächst doch."

„Aber wie kann denn eine Krone wachsen?"

„Die da drüben nicht, aber die wir in uns tragen, die wächst vielleicht."

Wittwogel wird ungeduldig. Wenn sie nicht sogleich versteht, tritt sie von einem Fuß auf den andern und rüttelt und schüttelt sich selber so lange, bis ihr das Rechte einfällt. Was kann man sich bei einer Krone denken, die man inwendig trägt?

Sie klammert sich enger an die Mutter. Und da die Wittwogels Eifer, diese Sache zu verfolgen, nicht gewahr wird, fragt sie: „Mutter, warteſt du heute abend auf —". Sie möchte einen anderen Namen sagen, aber sie fragt: „Warteſt du auf den Vater?"

Da nimmt die Mutter sie von der Erde zu sich empor, dreht sie auf ihren Armen so, daß sie ihre Augen im Sternenlicht tief erglänzen sieht, und sagt: „Mein einziges Kind, ja, in dieser Stunde warte ich auf den Vater." Sie stehen noch eine Weile an der Toreinfahrt, den Wald und die unter weißlichem Hauch liegenden Wiesen vor sich. Von dem nächsten Hof, der da drüben rechts auf einer Höhe liegt, hören sie die Hunde anschlagen; aber das ist auch das einzige Leben an diesem stillen Vorsommerabend. Dann treten sie in das Haus. Die Mutter zieht Wittwogel die Tagkleider aus und macht sie fertig für die Nacht. Die ist groß genug und braucht für diese Verrichtung niemand mehr; aber sie weiß es in sich, daß sie der Mutter eine Liebe erweist, wenn sie sich von ihr entkleiden und betten läßt.

Langsam schreiten darauf Füße von einem Ende des Zimmers zum andern, halten zuweilen vor dem Fenster inne. Wittwogel weiß, daß die Mutter dann die Vorhänge zurückschlägt, nach draußen sieht und horcht. Darauf hört sie wieder das langsame, gleitende Schreiten. Die Lampe zieht ihren Schein mehr und mehr von dem Bett zurück. Das Zimmer wird dunkler. Wittwogel merkt es. Sie schläft ein. In der Nacht weckt die Mutter sie mit lindem Streicheln auf. Wittwogel hat wohl einen festen Schlaf. Und wenn die Nachmittage danach angetan sind und sie auf dem Grasplatz in der Sonne liegt, dann mag man sie um und um kugeln, sie wird doch nicht aufwachen. In Nachtstunden wie diesen aber ist ihr Schlaf leicht wie der einer Frau; und die leise Hand der Mutter weckt sie schon auf, wenn sie nur von ihr berührt wird.

Sie setzt sich aufrecht und hört einen Wagen auf den Hof kommen. Die Tür der Knechtekammer wird geöffnet. Flackerndes Licht fällt von draußen gegen die Fenster. Sie hört die laute Stimme des Vaters, der den Knechten Anweisung gibt. Dann schlagen die Hufe der Pferde den Damm, der in den Stall führt. Die Fenster verdunkeln sich wieder. Die Tür, die vom Hofe aus auf den Flur führt, wird geöffnet. Und dann steht der Vater in der Stube.

Wittwogel sieht ihn vom Bett aus aufmerksam an. Da sie sein Gesicht gesehen hat, legt sie sich beruhigt wieder zurück. Nein, der Vater wird in dieser Nacht nicht laut und zornig mit der Mutter sein. Sein Gesicht ist zwar verschlossen und hartkantig wie immer. Aber seine Augen sind fast ruhig und nicht wild vom Trinken.

Digitized by Google

„So, du bist noch nicht im Bette?“ fragt er die Mutter.

„Nein“, antwortet diese, „ich wollte dich erwarten.“

„Ja, du bist eine Frau, wie sie sein soll und wie ein Mann sie sich wünscht“, sagt der Vater und tritt an Wittwogels Bett. Soll sie nun schnell die Augen schließen, sich verstellen und tun, als ob sie schliefe? Sie weiß es nicht sogleich, möchte sich dann doch wohl schlafend stellen; aber da ist es schon zu spät.

„Wie, ihr wacht noch beide? Ist es nicht genug, wenn du hier herumschleichst? Warum schläft das Kind nicht?“

Wittwogel weiß, daß der Vater sie liebt; sie hat es oftmals erfahren. Aber sie weiß auch, daß neben dieser Liebe des Vaters zu ihr Zorn auf die Mutter als böser Begleiter herläuft; und da wäre es ihr oft lieber, wenn auch sie Scheltworte haben dürfte.

Die Mutter ist eine kleine Weile still. Darauf sagt sie: „Ich habe sie nicht gerade wecken wollen. Du mußt es mir glauben. Aber als ich deinen Wagen hörte, mußte ich zu ihr treten und sie streicheln. Darüber erwachte sie. Ja, es wäre besser gewesen, wenn ich sie nicht geweckt hätte. Ich sehe es ein.“ Und sie neigt das Haupt. Wittwogel aber meint, daß sie auch ohne die Hand der Mutter aufgewacht wäre; aber sie mag es nicht sagen. Sie mag auch den Vater nicht bitten: „Laß doch die Mutter; hörst du es ihren Worten nicht an, daß es ihr weh tut, so zu sprechen?“ Sie weiß, daß es Wahrheit ist, was die Mutter spricht; aber sie fühlt auch, daß einem zuweilen besser wäre, wenn man statt der Wahrheit eine Lüge über die Lippen bringen könnte.

„Ja, du machst das Kind vor der Zeit wach und klug“, gehen wieder die Worte des Vaters. „Gewiß hast du auch heute abend wieder in deiner Art weise Rede mit dem Kinde geführt?“

Darauf ist es eine Weile still. Und Wittwogel drückt im Bette die Faust gegen den Mund und schwitzt fast vor Angst, daß sie ihr wie ein Pfropfen von den Lippen fliegen und sie schreien könnte: „Lüge doch, Mutter! Ist es dir denn nicht möglich, einmal ein ganz klein wenig die Unwahrheit zu sagen? Soll ich es für dich tun?“ Und sie schiebt die Finger zwischen die Zähne.

Dann sagt die Mutter: „Wenn du es so nennen willst, ja, dann habe ich es getan. Wir sahen ein Sternbild über dem Wald; und ich fand, daß es einer Krone ähnlich sei. Darauf sagte sie, daß es kalt aussehe. Ich konnte nur sagen, daß Kronen auch wohl kalt sein mögen. Es ging mir so über die Lippen. Ich hätte vielleicht nicht mehr darüber sagen sollen. Aber ich mußte dann auch noch von den Kronen sprechen, die manche Menschen inwendig tragen. Sie hat mich nicht verstanden. Ich werde beim nächstenmal besser auf meine Worte achten, wenn es mir möglich ist.“

Darauf tritt der Vater wieder an Wittwogels Bett. Aber nun hat sie die Augen wirklich geschlossen. Freilich schläft sie auch jetzt noch nicht. Er schüttelt sie am Arm. Und da sie erschreckt und wie schlaftrunken die Augen öffnet, sagt er zu ihr: „Hörst du? Nur Prinzessinnen tragen Kronen. In unserem Hause gibt es keine.“ Und er wendet sich zu der Mutter: „Warum verführst du sie zu überklugem Gerede? Halte dich danach, daß du in kindlicher Weise mit ihr redest und sie dir wie ein Kind antwortet. Ich habe an einer heimlichen Königin im Hause genug.“

Sie hört dann, wie der Vater sich entkleidet. Und sie hört auch, wie er ein

Digitized by Google

paarmal bitter auflacht: „Kronen! Inwendige Kronen! Und gerade du redeſt davon.“

Die Mutter antwortet nicht. Wittvogel aber lächelt. Sie iſt viel klüger, als der Vater wiſſen kann. Er wird ſie nicht irre machen, wenn er ſagt, daß nur Prinzeſſinnen Kronen tragen. Nicht einmal die Mutter hat recht, wenn ſie glaubt, daß Wittvogel ſie nicht verſtanden hat.

Am Morgen iſt der Vater ſchon nicht mehr daheim. Er iſt fortgeritten. Und Wittvogel iſt wieder mit der Mutter allein. Die ſorgt für den Hof. Sie gibt dem Verwalter die Anweiſungen und vergißt nie dabei, zu ſagen: „Ja, ſo wünſcht der Herr es.“ Wittvogel iſt überzeugt, daß es dem Vater gleichgültig iſt, wie der Hof regiert wird. Aber die Mutter weiß alles. Sie iſt klug. Sie muß es ſein. Denn der Hof des Vaters iſt ſo groß wie drei andere.

An dieſem Abend bringt die Mutter ſie zeitig zur Ruhe. Der verlorene Schlaf der letzten Nacht muß nachgeholt werden. Das ſieht Wittvogel ein. Aber ſie wird doch bald wieder geweckt. In dieſer Nacht tut die Mutter es aber nicht linde und ſtreichelnd; ſchnell und faſt hart geſchieht es. Wittvogel muß ſich anziehen und an den Tiſch ſetzen; und erſt dann geht die Mutter an die Tür und öffnet. Herein tritt der, den ſie Thomas nennt. Er iſt nicht ſo alt wie der Vater, obwohl er auch nicht ſo jung wie der Verwalter iſt. Aber er iſt groß, hat helles und anliegendes Haar, während der Vater ihm gegenüber klein genannt werden muß, ſchwarzes, kurzgeſchnittenes Haupthaar trägt, mit einer hellen und oft harten Stimme ſpricht, und die Worte deſſen, den die Mutter Thomas nennt, weich klingen und an eine Glocke erinnern, deren Töne weither über das Feld kommen.

Er tritt in die Stube und begrüßt die Mutter, die ihren Kopf an ſeine Bruſt legt. Aber ſie tut es nur kurz und gibt ſogleich Wittvogels Hand in ſeine. Er beugt ſich zu ihr herab und drückt ſeine Lippen leicht auf ihre Stirn. Und dann ſpricht er mit der Mutter.

Wittvogel weiß, daß er nur kommt, wenn er Gewißheit hat, daß der Vater nicht auf dem Hofe iſt. Er ſagt, daß er keine Angſt vor ihm hat und daß er es nur der Mutter wegen tut. Es iſt leicht getan, vor ihm in Angſt zu kommen. Doch wird es ſchon recht ſein, was Thomas ſagt; denn er iſt ja größer und alſo vielleicht auch ſtärker als der Vater. Aber Wittvogel wird bald einmal den Mund darüber auftun müſſen, daß der Vater jedesmal, wenn er ausreitet, heimlich in die rechte Innentaſche ſeines Oberrockes das kleine Ding aus grauem Eiſen ſteckt, mit dem er einmal, am anderen Ende des Zimmers ſtehend, dicht an Mutters Kopf vorbei ein kleines, rundes Loch durch den Brief ſchoß, den er gefunden und ihr übergeben hatte. Er ſtand hinter ihrem Rücken. Sie hielt den Brief mit beiden Händen weit von ſich und blickte auf das Papier, als ob ſie das Leſen verlernt habe und jeden einzelnen Buchſtaben mühſam an den andern ſetzen müſſe. Da ſchoß der Vater. Der Brief flatterte aus Mutters Hand langſam zur Erde; und als Wittvogel ihn aufhob, ſah ſie, daß das kleine, runde Loch Mutters Mädchennamen, der am Kopf des Briefes ſtand, in zwei Hälften geriſſen hatte. Und jedesmal, wenn der Vater vom Hof reitet oder fährt, trägt er nun das kleine, eiſerne Ding mit ſich. Wittvogel ſieht wohl, warum ſich der Oberrock an der Stelle ein wenig bauſcht. Sie hat einmal, ungeſehen von ihm, wahrnehmen können, daß er es einſteckte.

Digitized by Google

Wittvogel horcht plötzlich auf das Wort der Mutter; sie hat ihren eigenen Namen gehört. „Du kannst alles sagen, was gesagt werden muß. Ist etwas dabei, was das Kind nicht hören darf, dann darf es auch nicht gesagt werden, Thomas. Alles ist nun einmal so, wie es sich gefügt hat. Ich kann dir nicht verwehren, zu mir zu sprechen; und ich will mir nicht versagen, dich zu hören. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß ich seine Frau und daß ich Wittvogels Mutter bin." Darauf schweigt der, den die Mutter Thomas nennt. Er will aufspringen; aber sie legt ihre Hand auf seinen Arm. Er blickt sie lange an und sagt dann: „Ja, du hast recht für ihn, aber es wäre besser, du wüßtest auch, was recht für dich und für mich ist." Und dann spricht die Mutter mit ihm vom Hof, von den Äckern und von der Ernte, die bald beginnen wird.

Da er zum Abschiednehmen an der Tür steht und schon den Fuß über die Schwelle setzen will, wendet er sich noch einmal zu der Mutter und sagt: „Also soll es so bleiben bis in alle Ewigkeit? Du willst ihn nicht verlassen und willst dein Los weiter tragen?" Und sie antwortet: „Wenn er mich nicht vom Hofe jagt und uns allen das Leben bleibt, dann muß es in Gottes lange Ewigkeit hinein so bleiben, Thomas."

Da die Mutter Hoftor und Zimmertür fest geschlossen hat, sagt sie, daß Wittvogel nun wieder in das Bett gehen und schlafen muß bis zum Morgen. Die hat plötzlich das Verlangen in sich, in dieser Stunde groß dazustehen; denn sie fühlt, daß auch die Mutter groß und gut gewesen ist. Und sie sagt: „Der Vater hat gefragt. Ich habe gesagt, daß ich nichts weiß." „Kind", antwortet die Mutter, „das wirst du nie wieder tun. Du wirst dem Vater alles sagen, was du weißt. Für diesmal werde ich es recht machen. Nun schlafe ein. Du hast es gut gemeint."

Das begreift Wittvogel nicht. Und sie wird gewiß nicht tun, wie die Mutter will. Sie wird nichts wissen, wenn der Vater sie fragt. Aber er fragt selten, fast nie.

Am nächsten Mittag ist er da. Das Pferd ist abgetrieben; Wittvogel sieht es. Sie hört auch, daß der Verwalter dem Knechte Anweisung gibt, das Tier mit Stroh abzureiben und ihm nicht sogleich Wasser zu geben.

Der Vater tritt in die Stube. Sein Gesicht ist gerötet. Er klopft Wittvogel derb auf den Rücken und will, daß sie ihn küßt. Sie tut es. Aber der Geruch, der aus seinen Kleidern kommt, ist ihr zuwider, er erinnert sie an die fremde Frau, die der Vater einmal auf seinem Wagen für zwei Tage auf den Hof brachte.

Der Vater merkt es und wird böse. Er steht auf, geht ein paarmal im Zimmer hin und her und fragt dann: „Nun, wie? Ist alles besprochen und fertig? Wann bist du bereit? Oder ist es Geheimnis?"

Und die Mutter antwortet: „Außer mit dir habe ich mit niemandem etwas zu besprechen. Bereit bin ich immer, dein Weib und Wittvogels Mutter zu sein. Du weißt es."

„Nun, man weiß, was man weiß."

Am Fenster bleibt der Vater kurz stehen. „Er war hier?"

„Ja, er war hier." Und nun weiß Wittvogel, daß von dem die Rede ist, den die Mutter Thomas nennt. Wieder drückt sie die Faust gegen die Lippen, den Ballen der Hand, schiebt die Finger zwischen die Zähne; und wieder tritt ihr fast Schweiß auf die Stirn vor Angst, daß sie schreien könnte: „Warum sagst

Digitized by Google

du alles so, wie es war? Warum verschweigst du nicht ein wenig?" Aber die Mutter verschweigt nichts. Mit ihrer tiefen und schönen Stimme gibt sie dem Vater Bericht und vergißt nichts. Ja, Wittvogel hat es zuweilen schwer mit der Mutter.

Spät in der Nacht, die diesem Tage folgte, wachte Wittvogel aus dem Schlafe auf. Sie sah, daß es ein wenig hell im Zimmer war. Die Lampe auf dem Tisch brannte trübe. Hoch aufgereckt stand die Mutter dahinter und hielt sich mit beiden Händen an der Platte. Ihr Gesicht war weiß. Bläulich lagen die dunklen Haarflechten um die Stirn. Ihre Augen waren weit offen.

Der Vater stand vor ihr. Seine Züge waren entstellt. Die eine Hand faßte die Reitpeitsche; die andere lag zur Faust geballt auf seiner Brust. Sein Mund war halb geöffnet.

Und als Wittvogel aus dem Bett springen wollte, um sich neben die Mutter zu stellen, da sah sie, daß der Vater die Peitsche hob. Sie hörte einen pfeifenden, klatschenden Schlag. Da schloß sie die Augen, und ihr war, als ob sie in einen tiefen Brunnenschacht gleite. Der Schacht war dunkel. Und oben über seinem Rande sah sie die lange, scharfe Sichel des Mondes stehen. Als sie die Lider abermals öffnete, stand die Mutter noch aufgereckt am Tisch, mit erhobenem, weißem Gesicht, in dem die Augen groß wie Sterne standen, und sah hinter dem Vater her, der zur Türe schritt. Wittvogel sah auch jetzt noch die schmale, scharfe Sichel: Es war ein blutroter Streif, der sich um den Hals der Mutter legte und den die Peitsche gelassen hatte. Da kam Schwäche über Wittvogel. Ihre Augen schlossen sich. Und sie glitt wieder in den tiefen Schacht.

Da sie am Morgen erwachte, hörte sie auf dem Hofe unter dem Fenster die Stimme der Mutter. Sie gab dem Verwalter die Weisungen für den Tag und sagte dabei: „Ja, der Herr hat es so befohlen."

II

An einem der nächsten Nachmittage stand Wittvogel vor dem Schrank in dem kleinen Zimmer am Ende der Wohndiele. Es dunkelte schon, und durch die runden Scheiben fiel das Licht nur noch schwach herein.

Da hörte sie, daß draußen die Mutter näher kam. Zugleich vernahm sie auch den Schritt des Vaters. Und da sie an die Eltern gedacht hatte und wenigstens die Mutter schon da war und die Hand außen an die Türklinke legte, so schämte Wittvogel sich und glitt schnell in das Dunkel der Ecke hinter dem Schrank. Zwar war ihr das im selben Augenblick leid; und sie wäre gewiß wieder hervorgetreten, wenn nicht nach der Mutter, die rücklings eintrat und mit erhobenen Händen wie abwehrend dastand, auch der Vater dagewesen wäre. Da konnte Wittvogel ihr Versteck nicht mehr verlassen. Sie trat ganz in das Dunkel, glitt hinter die hochlehnige Truhe, die dort stand, und sank langsam auf die Knie.

„Laß mich", flehte die Mutter, „ich kann nicht mehr!"

„O, du kannst noch", antwortete der Vater. „Warst du nicht immer der Stärkere von uns beiden? War ich nicht der, der wie ein Knabe über das Feld stürmte und samt dem Gaul, der mich trug, über Gräben und Moorlöchern fast das Genick brach? Der lärmte und tanzte und schoß und trank und dadurch des inwendigen Aufruhrs Herr zu werden versuchte? Du hattest doch derlei Dinge

Digitized by Google

nicht nötig? Du warst stets die Ruhige, Hoheitsvolle, die Milde und Verzeihende, warst immer die Starke und Wissende. Du kannst auch jetzt noch."

„Du hast gewußt, wie ich war, als du mich nahmst."

„Ich habe es gewußt. Nicht gewußt habe ich, daß du dich nicht ändern könntest, das kleine Glühen nicht Flamme zu werden vermöchte. Sieh, das habe ich nicht gewußt. Nun mußt du mich ertragen, wie ich durch dich geworden bin."

„Ich will es tragen", flehte die Mutter, „nur vor diesem schütze mich!"

„Kommt nicht auch er zu dir? Warum soll sie nicht zu mir kommen? Sie will es."

„Du weißt, daß das Kind von Anfang an dabei ist, wenn er kommt. Ich würde es ertragen können, wenn er nicht mehr käme. Denn ich habe dich und das Kind. Er würde daran zugrunde gehen. Ich kann ihm diese kargen Stunden nicht versagen. Er nimmt dir nichts. Und es ist ihm schwer genug, wie ein Dieb in der Nacht zu kommen und zu gehen."

Wittvogel hebt sich ein wenig hinter der Truhe. Die Mutter steht, wie sie in der Nacht stand, als der Vater die Peitsche gegen sie hob. Ihr Kinn ist gereckt; und nur die Augen brennen groß und still in der weißen Fläche des Gesichts. Der Vater steht seitlich hinter ihr und starrt auf sie. Dann sagt er: „Du würdest es tragen können, wenn er nicht mehr käme? Sagtest du nicht, du würdest es tragen können?"

„Beim ewigen Gott, ja, ich würde es tragen können!" erwidert die Mutter. Wittvogel gleitet jetzt wieder in das Dunkel zurück. Die Mutter hat zwar ihre Stellung nicht verändert; aber ihre Augen flimmern, und in den Mundwinkeln und seitlich der Stirn kommt ein Zittern auf, das der Vater nicht sieht, weil er hinter der Mutter steht; aber Wittvogel sieht es.

Da der Vater antwortet, klingt seine Stimme nicht mehr so kalt und hart wie vorhin. Er sagt: „Natürlich ist es nicht Wahrheit, was du sprichst. Aber wir wollen den Tag erwarten, der vielleicht einmal kommen wird und an dem du zeigen magst, wie weit dein Wille dich trägt."

Ach, der Vater wird freundlich zu der Mutter? Seine Stimme klingt ganz anders als in anderen Stunden, fast, als ob er etwas zu bitten hätte. Wittvogel stützt die Hände auf und lugt über die Truhe zu den Eltern hin. Der Vater sagt: „Leide sie noch einmal. Sei morgen freundlich zu ihr. Ich will es."

„Ich kann es nicht. Dies kann ich nicht. Ich weiß, daß sie da ist und daß du zu ihr gehst. Aber mehr lege mir nicht auf." Und sie sinkt vor dem Vater in die Knie: „So bitte ich dich. Denke an dein Kind. Sieh, so bitte ich dich."

„Steh auf. Das Kind weiß nichts davon, wenn du ihm nicht davon sprichst. Sie kommt morgen. Sie will es. Ich hole sie. Du wirst freundlich zu ihr sein. Du kannst alles, du, die eine Krone inwendig trägt."

„Du holst sie?"

„Ich kann es ihr nicht verweigern. Sie kommt nicht mehr allein. Du hast mich durch dein Wesen ihr in die Arme getrieben. Wenn der Herbst da ist, wird sie nicht mehr allein sein. Nun weißt du es." Und damit wendet der Vater sich zur Tür, geht und läßt die Mutter an der Erde. Wittvogel hört, wie die Mutter ein paarmal leise sagt: „Auf den Knieen — ich vor ihm auf den Knien! Nein, nicht knien — nicht ihm vor den Füßen liegen!" Sie versucht, sich zu erheben;

Digitized by Google

aber da sie die Hände gegen den Boden stemmt, gelingt es ihr nicht. Sie fällt vornüber; und die Stirne sinkt zur Erde.

Nun springt Wittvogel hinter der Truhe heraus; aber sie tut es leise; lautlos gleitet sie zur Tür, öffnet sie, kommt sogleich wieder zurück und legt sich neben die Mutter. Die wendet ihr das Gesicht zu und sagt wie aus einem großen Nachdenken heraus: „Ach, du bist es? Wittvogel ist es!"

„Ich komme aus dem Garten", sagt sie und weiß nicht, warum sie das sagt und wie es ihr so schnell auf die Lippen kommt.

„Aus dem Garten", antwortet die Mutter, steht auf und geht auf die Tür zu, um auf die Diele zu kommen. Aber sie findet sie nicht. Sie tastet und sucht an der Wand daneben, und Wittvogel muß ihr helfen, daß sie aus dem Zimmer kommt. Am Abend vor dem Einschlafen quält sie der Gedanke, ob sie recht daran getan hat, der Mutter nicht zu zeigen, daß sie alle Worte des Vaters mitanhören mußte. Darüber schläft sie ein.

Am frühen Nachmittag rollt von der Fahrstraße herunter vor die Tür der Wagen, in dem der Vater und die fremde Frau sitzen. Sie steigen beide ab und treten auf den Flur. Die Mutter empfängt sie nicht; eines der Mädchen steht in weißer Schürze und Haube bereit und ist der Frau behilflich. Wittvogel sitzt in der Küche auf einem Schemel und denkt mit gekrauster Stirn über diese Frau nach und wie es sein darf, daß sie auf den Hof kommt, obwohl zutage liegt, daß die Mutter sie hier nicht sehen will. Unterdes ist auf dem Flur alles still geworden, und das Mädchen kommt in die Küche. „Segne uns der liebe Gott", sagt sie, „sonst wird uns die Witwe vom Sande schlecht bekommen".

„Wer ist die Witwe vom Sande?" fragt Wittvogel.

„Hast du die Frau nicht gesehen, die soeben vom Wagen gestiegen ist? Das war sie", antwortet das Mädchen.

„Warum muß Gott uns nun segnen?"

Ehe aber das Mädchen darauf erwidern kann, tritt die Mutter in die Küche, sieht Wittvogel und sagt mit freundlichem Gesicht: „Nun, willst du mir nicht behilflich sein, Kind, da wir einen Gast im Hause haben?"

Natürlich will Wittvogel der Mutter helfen. —

Ja, der Nachmittag geht so hin. Die fremde Frau ist nicht so linde in Worten und Gebärden wie die Mutter. Sie lacht laut, lehnt sich dreist an den Vater, der neben ihr sitzt oder sie im Hause herumführt oder ihr den Garten zeigt.

Mutter ist freundlich und sorgt für gute Bewirtung. Aber ihr Gesicht ist blaß; und ihre dunklen Augen flimmern. Dabei fällt Wittvogel ein, daß ein Hof drei Stunden weiter nach Mittag zu der Hof vom Sande heißt. Die Mutter hat einmal ein Mädchen in Dienst genommen, das war vorher dort und sprach zuweilen mit den Knechten über diese Zeit. Wenn sie merkte, daß Wittvogels Ohr in die Nähe kam, schwieg sie.

Ja, so ist es. Der Nachmittag geht so hin. Wittvogel läuft und trägt herzu und hilft der Mutter, wo sie kann. Zuweilen schwatzt sie im Eifer des guten Dienstes. Denn sie sieht, wie wohl es der Mutter tut, daß sie fast unbeobachtet bleiben kann. Der Vater wird von Stunde zu Stunde lustiger. Und da der Abend heran ist, heißt er die Pferde anschirren und fährt mit der fremden Frau wieder vom Hofe.

Wittvogel möchte nun vieles fragen, läßt es aber, da die Mutter, mit ihr

Digitized by Google

am Fenster stehend, sagt: „Sieh, unsere Krone steht wieder über dem Walde", und dann anfügt: „Diese Frau wird länger leben als die Mutter, Wittwogel; wenn du kannst, mußt du sie recht liebhaben."

Hat sie denn wirklich nicht gemerkt, daß Wittwogel gestern hinter der Truhe alle Worte des Vaters gehört hat? Daß sie nicht aus dem Garten kam, sondern nur eben vor die Tür gelaufen, aber sogleich wieder umgekehrt war?

Der Vater kommt in dieser Nacht nicht wieder zurück. Auch am nächsten Abend ist er noch nicht da. Die Mutter sitzt wartend auf der Bank vor dem Hause. Aus den Wiesen herüber kommt der Duft der gemähten Gräser und aller Blumen und Unkräuter, die mit dem Gras geschnitten sind. Dunkel liegt der Wald da. Zuweilen hört man noch ein Flügelschlagen, einen leisen, schleichenden Tierschritt, das traumhaft weiche Piepen eines Mäuschens irgendwo unter den Haselbüschen der Hecke.

Die Mutter hat Wittwogels Hand fest in der ihren. Aber sie spricht kein Wort. Sie rücken dicht zusammen und harren, ob nicht ein ferner Ton das Kommen des Vaters meldet. Zuletzt, da der Nachtwind kühler streicht, gehen sie in das Haus. An diesem Abend vergißt die Mutter, mit Wittwogel zur Nacht zu beten.

Kam der nächste Abend rasch? Lag ein Jahr dazwischen? Kam er nie? War es schon der nächste Abend? Wie oft war die Sonne inzwischen an ihren Ort gegangen? Lag nicht nur eine heiße, dunkle Nacht zwischen dem Tag und dem Morgen danach?

Die Mutter war in diesen Tagen auf dem Felde und überwachte die Mahd der Wiesen. Die Tage waren heiß; und das Gras, kaum unter der Sense heraus, war in Stunden dürr und konnte nach zwei oder drei Tagen in die Scheunen an seinen Winterplatz gebracht werden. Der Vater war immer noch nicht da. Zur unerträglichen Qual wurden diese Warteabende. Wittwogel mußte zwar, wenn in Küche und Kammern Ruhe war, an ihren Schlafplatz; aber sie lag mit weitoffenen Augen und horchte auf die eintönigen Schritte der Mutter, die vom Bett nach der Tür hin verklangen und von dort wieder näher kamen und nach dem Fenster zu verrauschten. Ja, nur damit konnte man sie vergleichen. Wie das Rauschen großer Wasser waren diese Schritte, laut und mächtig; desto lauter und brausender, je leichter und vorsichtiger die Mutter an Wittwogels Platz vorüber die Füße zu führen versuchte.

Auch der, den die Mutter Thomas nannte, kam nicht. —

An einem dieser Nachmittage fällt es Wittwogel plötzlich wieder ein: Sie muß der Mutter von dem sagen, was der Vater nie mehr von sich läßt. Sie meint, es ist nun an der Zeit dazu; aber sie wagt dann doch nicht, die Rede darauf zu bringen. Sie weiß, daß die Angst der Mutter dadurch nur noch größer werden, daß sie jedenfalls nun, da der Vater abwesend ist, nicht geringer werden kann. Einmal muß er ja auch wieder da sein.

An einem Morgen sitzt er am Tisch. Sein Haar, sonst stets gepflegt, ist ungekämmt und trägt die Spuren vom Nächtigen in Wald oder Feld. Seine Finger trommeln auf der Tischplatte. Er schreit die Mutter an. Sein Auge blickt wild. Die Haut des Gesichtes ist faltig und rissig.

Plötzlich sagt er zu der Mutter: „Einmal sahst du sie noch. Du wirst sie nicht wieder sehen. In vier Wochen heiratet sie. Auf der Rückfahrt hat sie es mir gesagt. Ich habe sie aus dem Wagen und dann, neben ihr herfahrend, vor-

Digitized by Google

wärts gepeitscht, bis sie am Wege niederfiel. Aber als ich nach einer Stunde zurückkam, war sie nicht mehr dort. Sie lebt also noch. Wer mir in den Nächten darauf Wagen und Pferde abgegaunert hat, kann ich nicht sagen. Aber du hast ja mich." Und mit einem häßlichen Lachen fügt er hinzu: „Nun, freust du dich? Freue dich, Weib."

Die Mutter steht eine Weile still neben seinem Platz. Dann legt sie die Hände auf seine Schultern: „Wird nun alles noch gut? Es kann wieder gut werden." Und der Vater antwortet: „Ja, gewiß kann jetzt alles wieder so gut wie früher werden."

Und wieder sind sie am Abend allein. Warum ist der Vater auch heute nicht da? Er hat doch gesagt, daß er gut zu der Mutter sein will? Aber wie mag er es gemeint haben? Vaters Worte sind nicht Mutters Worte.

In dieser Nacht schrickt Wittvogel plötzlich auf. Sie liegt im Bett. Ach, diese Stunden, die sie nicht schlafen lassen, weil sie hört, wie die Mutter sich ihre Angst verwandern will! Diese Nächte, die ihre Augen brennen, ihre Ohren hell, ihre Stirn schmerzen machen! Die Mutter glaubt sie schlafend. O nein, sie schläft nicht. Wer kann in diesen Stunden vor Mutter schlafen?

Wittvogel schrickt auf. Sie greift nach den Bettwänden, blickt zur Mutter hin und sieht, daß sie am Fenster steht, nach außen horcht, unbeweglich. Dann wendet sie sich nach dem Innern des Zimmers und blickt auf Wittvogel. Aber ihre Augen gehen in die Ferne und sehen die Nähe nicht. Sie sind ganz tief und starr.

Wittvogel sagt: „Mutter, das war ein Schuß."

„Ja", antwortet sie mit einer seltsam hohen Stimme, „es hat jemand geschossen. Hast du es gehört?"

„Ich habe es gehört", sagt Wittvogel.

„Was meinst du, wer kann geschossen haben?"

„Der Jäger", erwidert Wittvogel. Aber dabei steigt sie aus dem Bett und geht zur Mutter. „Siehst du mich, Mutter?"

„Mein einziges Kind, Gott sieht dich", antwortet die Mutter und wendet sich wieder zum Fenster. Wittvogel steht neben ihr, drängt sich an sie. Obwohl es im Zimmer warm sein wird, friert sie doch weil sie spürt, daß die Mutter zittert. Sie fragt: „Muß man nachsehen, Mutter, was da ist?"

„Ja, man müßte wohl — vielleicht müßte man nachsehen?"

„Der Jäger hat nicht geschossen. Es war kein Schuß aus einer Flinte", sagt Wittvogel wieder.

Die Mutter blickt zu ihr hernieder. Sie lächelt. Aber ihr Gesicht ist starr wie Wachs und weiß nichts von Lächeln.

Und da steht der Vater im Zimmer. Wittvogel hat kein Öffnen der Tür und keinen Schritt gehört. Sie weiß auch nicht, was ihn in diesem Augenblick zu ihnen führt. Er steht neben dem Ofen. Die eine Hand hat er geballt; die andere hält er auf dem Rücken. Wittvogel sieht, daß es die rechte Hand ist, die er verbirgt. Verbirgt er sie? Ja, er hält sie so, daß man merkt, er will nicht, daß sie gesehen wird.

Die Mutter wendet den Kopf zu ihm hin und blickt ihn mit ihren tiefen und starren Augen an. Der Vater spricht kein Wort. Die Mutter öffnet den Mund; aber auch über ihre Lippen geht kein Ton. Sie tritt einen Schritt weiter zum Vater hin. Sie streckt die Hände vor. Und dann spricht sie.

Digitized by Google

„Der Jäger hat geschossen.“ Leise wie ein Hauch kommt es aus ihrem Munde. „Wittwogel hat es gehört.“

Der Vater antwortet nicht. Sie geht wieder einen Schritt näher zu ihm, sieht plötzlich auf seine Hand, die er im Rücken vor ihren Augen verbirgt. Sie hält im Schreiten inne und weicht nun rückwärts gegen das Fenster hin, immer nur die Augen fest dorthin gerichtet, wo sie diese seine Hand weiß.

Nun ist sie am Fenster angekommen. Sie greift hinter sich, erfaßt die Vorhänge. Wittwogel hört, daß sie leise krachen. Dann sinken sie hinter der Mutter auf den Boden. Sie merkt es nicht.

Und nun beugt sie sich weit vor, streckt das Gesicht dem Vater entgegen, öffnet die Lippen und sagt wie in tiefem Wachschlaf: „Wo ist Thomas?“ Da zieht der Vater die Hand hinter dem Rücken hervor und wirft das kleine, graue Ding, das Wittwogel kennt, auf die Dielen: „Da ist er!“

In diesem Augenblick schließt die Mutter die Augen, drückt die Hände in einem Aufzucken gegen die Brust und fällt nach vorn auf das Gesicht. Der Vater weicht gegen den Ofen zurück und bleibt, die Mutter vor sich am Boden, dort stehen. Wittwogel schreit auf, läuft in die Küche, ruft nach dem Mädchen, eilt wieder zur Mutter, die noch immer still und starr gestreckt an ihrem Platz liegt. Sie versucht sie aufzurichten; aber die Mutter ist sonderbar schwer in diesem Augenblick. Und bei alledem denkt sie immer daran, daß die Mutter sagte: „Ja, Kronen sind auch kalt.“ Und sie denkt weiter: „Nun liegt sie doch dem Vater vor den Füßen; nun liegt sie doch vor ihm an der Erde.“

III

Wittwogel ist heute sechzehn Jahre alt geworden.

Sie sitzt auf der Mauer, die rings um den Garten des Pfarrgehöftes herläuft. Die Sonne des Sommers, die schweren Herbstregen, der harte Frost langer Wintertage haben den Mörtel, der die alten, grauen Steine verbindet, brüchig werden lassen, so daß überall in dem Mauerwerk Löcher und Risse entstanden sind. Wer geschickt ist, kann die Füße einstemmen, sich mit den Händen festklammern und vermag so den Kranz der Mauer zu erklimmen. Oben ist sie breit genug, daß man überall einen Ruheplatz, einen Weg zum Abschreiten nach links und rechts findet.

Drüben steht das Sternbild hoch über dem Moore, in dem jetzt die Glockenheide blüht und die Rauschebeeren anfangen, sich dunkel zu färben. Wie eine Krone hängt das Bild vor samtenem, tiefblauem Grund. Unten ladet es weit und bauchig aus, darüber wölbt sich der Buckel, und die Spitze wächst steil aufgereckt zur Höhe.

Wittwogel kraust die Stirn und fühlt, daß schwere und traurige Gedanken kommen wollen. Rasch wendet sie die Augen davon ab und blickt in den Garten hinein. Da liegt das Haus. Die Fenster sind hell. Der Abendtisch ist abgedeckt, und alle warten auf das Läuten des Glöckchens, das sie zur Abendandacht in den Saal ruft. Der Pflegevater schließt dann den langen, schwarzen Rock, den er vor den Mahlzeiten gerne öffnet, wenn die Behaglichkeit des Essens über ihn kommt. Er streicht ihn glatt, streicht auch über die freundlichen, roten Backen, das letzte lustige Fältchen fortzuwischen, geht an die Reihen der Bücher, nimmt das kleine, in Leder gebundene Andachtsbüchlein heraus, tritt in den Saal und

Digitized by Google

dort an das Pult. In diesem Augenblick geht Georg, der älteste Sohn, auf den Flur und läutet das Glöckchen. Alle kommen und nehmen ihre Plätze ein. Und dann nennt der Pflegevater das Lied, das sie zum Beginn der Andacht singen wollen.

Sie blickt wieder zum Moor hinüber. Ja, dort hängt die Krone, Mutters Krone. Ach, ist es eine Krone? War es das für die Mutter? Wem soll man glauben? Dem Pflegevater oder dem, was man noch von der Mutter in Kopf und Herzen hat?

Auf der andern Seite der Mauer rauscht es. Wittvogel hält scharf Ausschau. Dort sind Gräben, ein Weg verläuft in das Feld; Gras und Kräuter, die dort wachsen, gehören dem, der sie schneiden mag. Ein leises Klirren dringt bis zu ihr; es ist ein Ton, als ob einer Metall streicht.

Ach, natürlich ist es Hans Fahsel, der dort Gras schneidet. Das ist etwas, um von schweren Gedanken loszukommen. Leise ruft sie ihn an.

Er hört es wohl nicht. Denn war es soeben noch ein Klirren, das bis zu Wittvogels Platz drang, dann kommt nun ein gleichmäßiges, sanftes Rauschen von dort. Hans mäht schon. Er ist fleißig. Seine Mutter ist Witwe und hat einen solchen Sohn wohl nötig.

Sie ruft noch einmal: „Hans! Hans Fahsel!"

Ja, nun hat er es doch gehört. Das leise Rauschen und Streichen ist nicht mehr. Dafür sind es jetzt Füße, die langsam und sicher näher kommen. Er geht barfuß. Sie hört es. Nun steht er unter ihr.

„Bist du es, Wittvogel?"

„Ja, ich bin heute sechzehn Jahre alt geworden, Hans."

„Ach, das ist wohl eine große Sache?" antwortet er. „Als ich vor zwei Monaten siebzehn durch hatte, war es mir am Tage ganz entgangen. Mutter brachte mich am Abend darauf. Aber da war es zu spät; und ich war schon achtzehn alt. Ich hatte an dem Tage ein Kalb in die Stadt gebracht, und darüber war es spät geworden."

Wie leicht wird Wittvogels Sinn, wenn sie Hans Fahsel sprechen hört. Ist es nicht so, als ob der Baum am Weg mit dem Strauch am Rain zusammen eine Rede hat von den Vögeln, die in ihm ihr Nest bauen, oder von dem Käfer, der sternenselig um seine Zweige kreist? Und dabei meint er alles recht im Ernst, was er sagt, und ist nur selten fröhlich.

„Da haben sie dir wohl einen Kuchen auf den Tisch gestellt, und du bekommst ein Glas Wein? Ich möchte es auch einmal so gut haben."

„Ach, du hast es vielleicht besser als ich."

„Ja, das mag der Abendstern dir glauben, Wittvogel; bei mir hast du mit solchen Reden kein Glück. Du sitzt da oben und hörst bald wieder all die guten Sprüche da drinnen, wenn die Glocke ruft. Ich stehe barfuß im Gras, und meine Glocke liegt da drüben am Weg und wartet, daß ich sie wieder läute. Du kennst sie wohl und weißt, was ich meine. Denn die Kuh will morgen ihr Futter. Mutter kennst du auch. Und den Tag über habe ich schwer gearbeitet." Er seufzt. „Ja, das ist die Wahrheit. Und dabei gehöre ich hier zum Haus wie du, wenn du auch die Tochter bist und ich nur dem Herrn Pfarrer Äcker und Wiesen in Ordnung halte."

So spricht Hans Fahsel und ist ehrlich betrübt.

Digitized by Google

„Stehst du barfuß unten im Gras, Hans?"

„Ja, das tue ich. So geht es mir."

„Und hast du die kleine, krumme Sichel mit?"

„Die ist da. Und scharf ist sie; ich habe sie nach der Abendsuppe noch erst schärfen müssen. Das magst du mir ehrlich glauben, Wittwogel."

„Steckst du das gemähte Gras nun nachher in den grauen Sack mit den roten Streifen, der am Tage über der Tür des Ziegenstalles hängt?"

„Der ist auch da. Aber die Kuh ist jetzt frisch in die Milch gekommen und hat an dem Sack voll mit Stroh vermengt nicht genug. Ich habe auch die Karre mitgenommen. Nun laß es dir heute abend gut bekommen, Wittwogel. Weißt du nicht einen guten Spruch für mich?"

„Ja, den weiß ich wohl."

Und was sie noch nie getan hat, das tut sie jetzt; sie gleitet nach der anderen Seite der Mauer zu abwärts zu Hans Fahsel hinab. Er weiß sogleich, was sie vorhat, gibt sich Mühe, sie aufzufangen; und wenn er nicht so sicher auf seinen Füßen stände, wäre es jedenfalls nicht so gut abgegangen. Er hält sie noch einen Atemzug lang fest; und dabei liegt seine Hand fest auf ihrer Brust. Wittwogel schließt die Augen, hat plötzlich eine Erinnerung an die Mutter und an den, der von ihr Thomas genannt wurde, weiß nicht, warum diese Erinnerung gerade jetzt kommt, und vermag kaum zu atmen. Hans sagt: „Sieh, Wittwogel, du bist also heute ein Mädchen geworden? Das habe ich nicht gewußt."

Sie aber läßt ihn plötzlich stehen, rennt außen an der Mauer entlang, hält inne, muß sich besinnen, wo die kleine, grüne Pforte in den Garten führt, findet sie, hastet den Gartenweg entlang und kommt gerade recht zur Andacht. Alle sehen auf sie, die hereingestürmt kommt und nun am Eingang des Saales steht, als ob sie auch noch an ihren Platz stürmen möchte.

„Liebes Kind", sagt die Frau Mutter, „man kommt dem Vater nicht so in die Andacht."

Ja, so ist es: Reich ist keiner hier im Haus; aber Arbeit kennen sie nicht, Gras schneiden sie nicht einmal am Tage, und barfuß geht niemand, während Hans Fahsel nach der Abendsuppe noch erst die Sichel schärfen muß, um mit ihr schneiden zu können. Und da in dem Augenblick, in dem dieser Gedanke durch Wittwogels Kopf jagt, Georgs Auge auf sie gerichtet ist, sagt sie laut, daß alle im Saale es hören können: „Ich war bei Hans Fahsel."

Und wieder kommt eine Erinnerung an die Mutter und läßt Wittwogel erbeben.

Sie bleibt an der Tür. Nach dem Singen des Eingangsliedes liest der Pflegevater nicht sogleich, wie sonst allabendlich, die Betrachtung für diesen Tag; er blättert und sucht, blickt zu Wittwogel hinüber, blättert wieder und liest dann über den Text: „Selig sind, die reines Herzens sind."

Ja, so ist Anne Witt, Klaus Witts Tochter, nun, da sie in das siebzehnte Jahr ihres Lebens eingetreten ist. Ihre Stirn ist schmal und weiß, von einer nachtdunklen Haarflechte überschattet. Ihre Augen sind tief und glänzend; und zuweilen kommt ein Flimmern in ihnen auf, das dann immer von einem leisen Zittern der Haut an den Schläfen begleitet ist. Die Lippen sind vielleicht ein wenig zu scharf; aber sie sind doch voll und weich, nicht gerade zum Lachen geschaffen, aber auch nicht zu Zorn und bitterem Leid. Die Füße sind klein und fest und tragen den

Digitized by Google

geraden, schmiegsamen Leib sicher und schnell, wohin es ihn treibt. Und wer sie im Garten oder im Hause bei der Arbeit sieht, nennt sie, wie ihre Mutter sie nannte, als sie noch lebte: Wittwogel.

Am Abend liegt sie länger wach. Sie denkt mehr als in anderen Stunden an die Mutter, an den Vater, der halb siech seine Tage verbringt, an das, was sie damals erlebte, als sie elf Jahre alt war. Sie denkt an Hans Fahsel. Das alles schafft ihr richtige körperliche Schmerzen. Und fast ist es ihr leid, daß sie so laut in den Saal sprechen konnte: „Ich war bei Hans Fahsel." Aber sie weiß wohl, warum sie das tun mußte. Wenn Georg sie nicht angesehen hätte, wäre sie gewiß still an ihren Platz gegangen. Er ist zwei Jahre älter als sie.

Ein paar Abende später spricht der Pflegevater lange und eindringlich mit ihr. Sie ist allein mit ihm in seinem Arbeitszimmer. Und das ist schon beängstigend genug. Denn er fragt wohl und fragt und hat immer wieder neue Fragen; aber man fühlt, daß er die Antwort weiß, ehe man sie sagen kann. Außerdem fragt er nach Dingen, an die man kaum zu denken wagt, nennt alles laut und ohne Scheu mit Namen und spricht von dem, was man mit der Mutter erlebte, wie von etwas, was man wohl verzeihen, aber nie begreifen kann. Und zu alledem kommt noch hinzu, daß er wahrscheinlich in allem recht hat, daß sich in seiner Rede eines an das andere fügt und man vor ihm steht wie ein Kind, nackt und bloß im Taglicht auf offener Straße.

Ob sie begreifen kann, wie verwerflich die Mutter damals handelte, als sie sich vom Vater abwandte und einem andern hingab?

O, Mutter hat sich keinem andern hingegeben.

Nein? Ob sie daran denkt, daß sie damals elf Jahre alt war? Ob es möglich, ja wahrscheinlich ist, daß in der Mutter etwas vorging, von dem sie niemand etwas sagte? Ob eine Mutter in diesem Falle ihrem Kinde wohl alles sagt, überhaupt alles sagen kann? Ob nicht heute schon in ihrem eigenen Herzen manches lebt oder doch zu erwachen anfängt, von dem sie damals noch nichts wußte?

Ja, das schon — vielleicht ist es so.

Nein, es ist nicht nur vielleicht so. Es ist in allen Stücken so und nicht anders. Hat Wittwogel nie gemerkt oder gefühlt oder nur leise geahnt, daß die Mutter doch mehr zu dem andern gehörte, als sie dem Vater gestand? War nicht zuweilen in ihrem Wesen etwas, was auf eine große innere Erregung deutete, was zeigte, daß in der Mutter sich alles spannte, daß es in ihr brannte, obwohl sie äußerlich ruhig und kühl und besonnen war? Kann Wittwogel da nichts sagen?

Meint der Pflegevater, daß Mutters Augen zuweilen flimmerten, daß die Stirnhaut an den Schläfen zitterte? Oder was meint er?

Darauf sieht er sie eine Weile lange an und sagt dann: „So? Also das hast du gesehen? Damals schon?"

Und er fährt fort, daß sie dann ja wissen muß, was gemeint ist, daß es ihr also kein Geheimnis ist, wenn der Pflegevater sagt, daß die Mutter dem andern mit Leib und Seele gehört hat.

Aber das kann nicht sein. Nein, nicht so kann es gewesen sein, wie der Pflegevater meint. Die Mutter hat es stets anders gesagt. Und sie konnte nur Wahrheit sprechen.

Der Pflegevater wehrt leise ab. „Was ist einem in solchem Falle noch alles Wahrheit? Was ist einem da noch nicht Lüge?" Wittwogel muß doch daran

Digitized by Google

denken, daß die Mutter, als sie die Nachricht von dem Tode des andern bekam, zu Boden fiel, daß sie zwar noch für Augenblicke wieder klar geworden, nach ein paar Tagen aber schon entschlafen ist, den Vater nicht wieder gesehen hat, ihn nicht sehen wollte, zu klagen und zu jammern begann, wenn er eingelassen werden wollte. Ob das nicht Beweis für das ist, was der Pflegevater sagt und meint?

Ja, man könnte meinen, daß es vielleicht so gewesen ist. Aber wenn man an die Abende denkt, die man damals mit der Mutter zusammen verwachte, dann sagt das Herz es anders.

Nein, man könnte nicht nur sagen, daß es vielleicht so gewesen ist. Man muß den Ereignissen, die das Leben vor einem auftürmt, mit klarem Kopfe gegenübertreten und darf ihnen nicht ausweichen. Wie will man sonst zu richtigen Erkenntnissen kommen? Der Pflegevater war der Jugendfreund des Vaters. Da Wittvogel ein kleines Kind war, ist er einmal bei den Eltern im Hause gewesen. Später konnte er es nicht mehr, da er voraussah, was kommen mußte. Was glaubt sie, wer schuld daran gewesen ist, daß alles so kam, wie es gekommen ist?

Das hat sie bis heute nicht ergründen mögen.

Der Vater war damals ein Mann, der viel Liebe für seine Frau und sein Kind im Herzen trug. Seine Art war freilich ein wenig ungestüm; und er wollte vielleicht erobert sein. Das hat die Mutter nicht vermocht, hat es wahrscheinlich nie versucht. Sie neigte sich dafür einem andern zu, der ein Schwärmer, ein Träumer, im Grunde aber ein Verführer und Verderber war. Wittvogel weiß, wie sich das an ihnen allen gerächt hat. Heute liegen zwei unter der Erde, und der dritte wankt ihr zu. Daran muß sie denken und sich stets vor Augen halten, wohin unheilige Liebe führt.

„Ist es nun genug?" denkt Wittvogel. Warum sagt der Pflegevater ihr dies alles? Ob es wohl erlaubt ist, jetzt aufzustehen und hinauszugehen? Und ob sie ihm die Hand geben und sich bedanken muß?

Da wendet der Pflegevater sich ihr voll zu und sagt, daß jetzt nur noch ein Wort zu sagen ist. Weiß sie, warum er heute abend all diese Erinnerungen wieder heraufholt? Wittvogel soll einmal darüber nachdenken, wohin ein Gefühl führt, das vom Wege ablenkt und auf verbotene Nebenstraßen leiten möchte. Sie weiß, was gemeint, und soll überlegen, was zu tun ist, wenn wieder einmal ein Schicksal ruft, das in die Irre führt. Das Herz ist ein sonderbares Ding und macht einen Fehler gern zweimal. Wer im Pfarrgarten aufwächst, soll nicht über die Mauer springen, auch dann nicht, wenn nur Hans Fahsel dahinter steht und wartet.

Dann kehrt der Pflegevater sich seinem Arbeitstische zu; und es scheint, daß er Wittvogel vergessen hat. Sie steht eine Weile und weiß nicht, ob sie noch bleiben muß, ob sie nun endlich gehen darf. Zuletzt wendet sie sich leise zur Tür, wartet wieder, drückt sie heimlich auf, sieht sich noch einmal um und läßt sie leise in das Schloß zurückgleiten. Und dann flüchtet sie die Treppen hinauf in ihr Zimmerchen. Niemand begegnet ihr dabei, nicht auf dem Flur, nicht im Treppenhaus, auch nicht auf dem Gang vor den Zimmern oben im Pfarrhaus. Sie weiß, daß die Frau Mutter das so angeordnet hat. Es ist ihre Art, dafür zu sorgen, daß der, den der Pflegevater zu einem ernsten Wort in seine Arbeitsstube geholt hat, niemand antrifft, wenn er wieder heraustritt. Wittvogel hat einmal von der Frau Mutter gehört, daß die Besserung so sicherer eingeleitet wird.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen beginnt der Tag nicht anders als gewöhnlich. Wittvogel sieht zuerst wohl den Pflegevater und vor allem die Frau Mutter ein wenig scheu an. Aber der Vormittag wird zum Mittag; der Abend kommt, alle sammeln sich wieder zur Andacht. Der Pflegevater liest über die enge Pforte, die zum Leben, über den breiten Weg, der zur Verdammnis führt; und so rundet sich der Kreis wie alltäglich. Wittvogel merkt nur, daß die Frau Mutter darauf bedacht ist, Georg mehr in ihre Nähe zu bringen, dafür zu sorgen, daß er zur Hilfe bereit ist, wenn ihr allein irgendeine Arbeit zu schwer wird.

Am dritten Tage um den Mittag geht Hans Fahsel an der grünen Pforte vorüber, die Wittvogel gerade öffnet. Er grüßt sie wohl, sagt aber weiter kein Wort, wirft nur, da er ein paar Schritte gegangen ist, ein Blatt Papier, oder was es sein mag, zur Erde, nimmt seinen Weg weiter, blickt sich um und macht ein zorniges Gesicht, da er sieht, daß sie das Papier aufhebt, es in der Hand hin und her wendet und dann plötzlich zu sich steckt. Sie hat gesehen, daß es für sie bestimmt ist. Ihr Name steht darauf. Sie hockt an der Mauer nieder, faltet den Bogen auseinander und beginnt zu lesen.

Ja, es ist ein Brief. Und Hans Fahsel hat ihn geschrieben.

Er nennt sie wohlgeehrte Jungfrau und hat außerdem einen richtigen Zorn sorgfältig darin niedergelegt. Er sagt, daß er nicht geglaubt hat, jemals einen Brief an sie schreiben zu müssen. Es sei ihm nicht fröhlich dabei zu Sinn gewesen; und wenn es so weiter gehe, werde es gewiß kein gutes Ende nehmen. Denn er habe am Tage mit Mähen, Binden und Einfahren genug zu tun und müsse, wie sie wisse, am Abend noch Gras für die Kuh schneiden. Der Sinn seiner Mutter werde mit den Jahren nicht weicher. Und wenn Wittvogel am Abend über die Mauer steige und es darauf allen im Hause anzeige, dann müsse natürlich der Herr Pfarrer seiner Mutter eine Rede halten. Aber er, Hans Fahsel, kann nicht dafür, wenn er beim Auffangen ihre Brust berührt hat. Heute Abend schneidet er wieder Gras; und sie mag tun, was sie für recht hält. Er grüßt die wohlgeehrte Jungfrau und ist in Hochachtung vor ihr.

Am Abend liegt er auf dem Rücken im Gras, den Kopf auf dem Sack mit den roten Streifen. Wittvogel sitzt neben ihm und hält seine Hand gefaßt. Er ist auch jetzt noch zornig und wird erst gut und freundlich, da sie gesteht, daß sie wohl an dem Abend vor allen seinen Namen genannt, mehr aber nicht berichtet habe.

„Ja, ihr seid so, ihr reichen Leute", sagt Hans Fahsel, „ihr springt vielleicht einmal zu einem von uns über die Mauer, aber wenn man dann eure Brust berührt hat und sagt, daß ihr ein Mädchen seid, dann ist es gefehlt."

Wittvogel fragt, warum er gerade immer davon spricht.

Hans Fahsel sagt: „Weil es das Schönste an dir ist." Und er setzt sich aufrecht hin, umfaßt sie und legt seine Hand wieder auf ihre Brust. „Du bist das schönste Mädchen, Wittvogel."

Durch ihren Leib geht ein Zucken, sie wirft die Arme hoch und sinkt rücklings zur Erde. Hans aber sagt: „Wenn du meine Frau wärst und du wärest bei mir im Hause, dann würden wir jetzt zu Bett gehen und die Köpfe zusammenlegen auf einem Kissen und einen schönen Zeitvertreib damit haben."

„Gehört das zu jeder Liebe?"

„Ich weiß nicht, wie das bei euch reichen Leuten ist. Aber wenn du mit mir

Digitized by Google

verheiratet bist, dann liegen unsere Köpfe gewiß zusammen in einem Bett und auf einem Kissen, das kannst du mir schon jetzt heilig glauben."

„Willst du mich heiraten, Hans Fahsel?"

„Das sollte mir nichts ausmachen, Wittwogel. Aber wie du mit meiner Mutter fertig werden willst, das weiß ich nicht." —

Ja, und dann ist Georg da.

Später hat Wittwogel wieder eine lange Unterredung mit dem Pflegevater. Darauf wacht die Frau Mutter die ganze Nacht bei ihr und betet für sie. Wittvogel faltet wohl die Hände; beten kann sie nicht.

Am Morgen fragt der Pflegevater, ob sie nicht für ein paar Tage zum Vater fahren will. Sie hat ihn seit acht Monaten nicht mehr gesehen.

Ja, sie möchte wohl fahren. Und die Frau Mutter sagt, daß Wittwogel in der Nacht schon darum gebeten hat. War es nicht so?

Ach, es ist gleichgültig; die Frau Mutter wird schon recht haben.

Nun, sie mag also ein paar Tage bleiben. Wie lange?

Wittwogel weiß es nicht; vielleicht eine Woche?

Gut, eine Woche. Georg mag sie an die Bahn geleiten. Er wird sie dort auch wieder erwarten.

In einer Woche also. Gute Reise und viele Grüße an den Vater! Wittvogel darf auch nicht vergessen, Mutters Grab zu grüßen.

IV

Der Vater empfängt sie, an der Toreinfahrt stehend. Er steht gebückt. Sein Haar ist fast weiß. Er geht an ihrem Arm bis vor die Tür. Dort muß sie zuerst eintreten. Sie ist die Herrin, solange der Hof sie beherbergt.

Am Abend darf sie dem Vater erzählen. Er will wissen, was sie inzwischen erlebt, was sie gelernt hat. Sie gibt auf alle Fragen gute und ausführliche Antworten.

Der Vater fragt, ob Georg in diesen Tagen sich im Pfarrhaus aufhält? Ob er groß und klug geworden ist?

Ja, klug ist er geworden. Im Herbst geht er auf die Hohe Schule. Er will auch Pfarrer werden.

Der Pflegevater will es?

Ja, er will es; vor allem die Frau Mutter. Aber Georg sagt, daß er selber auch nur zu diesem Berufe Lust und Willen hat.

Es freut den Vater, das zu hören. Gut ist es, wenn Eltern und Kinder sich in dieser Weise verstehen. Aber Wittwogel wird von der Reise müde sein. Wie lange darf sie bleiben?

Eine Woche hat die Frau Mutter ihr gegeben.

Das ist eine schöne Zeit. Sie wird lang genug sein.

Nun wollen sie denn zur Ruhe gehen.

Wittwogel fragt, ob sie wieder einmal in ihrem Kinderbett schlafen darf; nur diese Nacht?

Aber sie ist doch inzwischen dafür zu groß geworden?

Nein, es reicht noch. Als sie das letzte Mal hier war, hat sie es versucht, es war noch lang genug.

Digitized by Google

Dann hat er nichts dagegen. —

In der Nacht hört sie, daß der Vater in seinem Zimmer umhergeht. Die Wände sind aus festem und dickem Mauerwerk; aber ihren Ohren entgeht nichts. Ein Stuhl wird gerückt, ein Fenster, eine Tür geöffnet. Eine Krücke stößt hart auf den Boden. So geht es, bis die erste graue Helle sich draußen aufreckt und durch das Fenster blickt. Und sie denkt an das, was der Pflegevater ihr sagte, als sie zum erstenmal hierher zurückkehrte. Der Vater hat den Schuß in jener Nacht büßen müssen. Drei Jahre hat er hinter hohen Mauern gelebt. Als er den Hof wiedersah, brachte er die Krücke mit. Den Schlaf während der Nachtstunden kennt er nicht. Wach und ohne Ruhe finden zu können, sitzt er am Tische, wandert im Zimmer auf und ab, geht durch das ganze Haus, öffnet die Ställe und sieht nach dem Vieh, kehrt wieder zum Tisch zurück und verwandert so die Nacht. Nur am Tage schläft er ein Stündchen.

Am siebenten Tag fährt sie wieder zurück. Georg erwartet sie am Bahnhof. Er bringt Grüße vom Pflegevater, von der Frau Mutter und von allen, die im Hause sind. Jeder freut sich, sie wiederzusehen.

Georg ist groß, aber vielleicht ein wenig zu dick für seine Jahre. Sein Gesicht ist blaß und die Haut nicht ganz rein. Das dünne, aschgraue Haar liegt über den Ohren glatt zurückgestrichen. Und mit dem rechten Auge schielt er. Nicht jeder sieht es. Wittvogel ist es vom ersten Tage an, da sie ihn sah, nicht entgangen. Er spricht viel von sich und dem, was er sein Lebensziel nennt.

Auf dem Heimweg verrät er ihr, daß seine Freude auf die Hochschule nicht gar so groß ist. In einigen Tagen ist der Augenblick des Abschiednehmens für ihn da.

Ach, Wittvogel weiß nicht, was man darauf antworten könnte. Es wird schon richtig sein, was er sagt. Er ist klug und wird wissen, was er meint.

Sie ist froh, daß sie über den abgeernteten Feldern herüber schon den Kirchturm und dahinter den Giebel des Pfarrhauses sieht. Denn Georg spricht von den Versuchungen der Jugend, den Lüsten des Fleisches und nennt alles, wie der Pflegevater, so ohne Scheu mit Namen, daß sie sich fast schämt, neben ihm herzugehen.

Zuletzt sind sie da. Sie muß vor allem an die Frau Mutter die Grüße des Vaters bestellen. Auf die Frage des Pflegevaters, ob sie am Grab der Mutter gewesen ist, antwortet sie, daß sie nicht die Zeit dazu gefunden hat. Sie weiß, warum er sie fragt. Seine Gedanken sind ihr wie eine Entheiligung dessen, was sie mit der Mutter erlebte. Und dazu wird sie gewiß nicht helfen.

In der Nacht, da alles still geworden ist, hört Wittvogel, daß die Tür zu ihrem Zimmer geöffnet wird. Zwei Atemzüge lang bleibt sie offen. Dann wird sie vorsichtig wieder geschlossen; und jemand nähert sich ihrem Bett. Sie erschrickt nicht, sie schreit nicht. Mit ganz wachem, gespanntem Geist wartet sie, bis der, der da eingetreten ist, im Schein des wenigen Lichtes stehen wird, das durch das Fenster fällt.

Es ist Georg, der näher kommt, nun schon vor ihr steht.

Er setzt sich auf die Kante des Bettes, tastet auf der Decke nach ihrer Hand, findet sie und nimmt sie fest zwischen seine beiden. Seine Hände sind feucht und heiß und zittern. Und seine Stimme zittert auch.

Er spricht in derselben Weise, wie er es heute auf dem Heimweg tat. Er

Digitized by Google

bekennt, daß er sich vor den Versuchungen, den Sünden der großen Stadt fürchtet und nicht weiß, wie er ihnen recht begegnen soll. Ach ja, so ist es. Und er drückt ihre Hand, preßt sie an die Lippen und seufzt dazu.

Wittwogel läßt ihm ihre Hand. Sie versteht nicht, was diese Reden sollen und was Georg zu ihr treibt. Seine Hände freilich sind ihr zu heiß, in ihrem Halse steigt eine leichte Übelkeit auf; aber sie zwingt sie nieder. Denn es ist immerhin Georg, der an ihrem Bette sitzt, der einzige Sohn, der Stolz des Hauses und das Vorbild für alle.

Ach, Wittwogel ist jung und stolz und könnte für einen Jüngling wie ihn wohl das sein, was Schutz und Schirm in unruhvollen Stunden gibt. Wenn zwei junge Menschen, wie sie es sind, sich gegenseitig dies versprochen haben, dann brauchen sie nicht mehr scheu und zurückhaltend voreinander zu stehen. Sie haben ein Recht darauf, zu sagen und zu zeigen, wie sie fühlen und was sie denken.

Und da er so spricht, beugt er sich zu ihr nieder. Er sucht ihr Gesicht, er sucht ihre Lippen. Und da er sie gefunden hat, küßt er sie; beugt sich tiefer zu ihr, legt seinen Kopf neben ihren auf das Kissen, auf das einzige Kissen in Wittwogels Bett, tastet mit der Hand die Decke ab, schiebt sie zurück, sucht Wittwogels Brust, findet sie. Und da liegt seine Hand nun, heiß und feucht und zitternd. Und sein Kopf liegt neben Wittwogels Kopf.

In diesem Augenblick schreit sie auf. —

Nicht lange danach klopft es leise, aber schnell und ohne Aufhören an das kleine Fenster, hinter dem Hans Fahsel und seine Mutter schlafen. Hans wacht von dem Klopfen nicht auf; aber die Mutter hat nur einen leichten Schlaf. Sie horcht zum Fenster hin; ja, es klopft jemand. Nun, da muß man sehen, wen es noch so spät auf die Straße und an dies Fenster treibt. Sie zündet die Lampe an, wirft einen Rock über, ein großes Tuch um die Schultern und öffnet.

Ja, da steht also das Fräulein aus dem Pfarrhause. Da muß man wohl höflich sein und fragen, was gewünscht wird.

Hans soll kommen. Er soll sogleich herauskommen.

Das ist nicht leicht getan. Denn Hans schläft. Und wenn er schläft, dauert es um diese Stunde eine Weile, bis er weiß, was man von ihm fordert. Ist denn unter dem Vieh auf dem Pfarrhofe etwas nicht in der Ordnung? Ach nein, nicht das ist gemeint. Hans soll kommen und soll seine Hand — ja, er soll seine Hand —. Und das Fräulein bricht in Weinen aus. Sie tastet über die Schwelle, tritt in die unter niedriger Decke liegende Kammer. Und da steht sie nun. Ja, da steht Wittwogel. Die Mutter sagt, daß die Menschen untereinander sehr verschieden geartet sind. Mancher Mann muß den Tag über schwer arbeiten und ist am Abend müde. Der andere aber braucht sich nicht anzustrengen und hat also am Abend auch den Schlaf nicht nötig. So ist es. Hans hat gearbeitet. Und sie hat kein Verlangen danach, am nächsten Tage seinetwegen wieder eine Predigt anzuhören. Wittwogel hört nicht auf ihre Rede. Sie läßt die Augen rundum wandern und sucht Hans Fahsel.

Auf dem Tisch gibt die niedrige Lampe ein dürftiges Licht. Vom Abendessen her stehen Schüsseln und Teller und liegen Löffel um sie herum. Ein Geruch von Schweiß, von Kleidern armer Leute schlägt Wittwogel entgegen. Eine alte Frau, der dünne Haarsträhnen zu beiden Seiten des Kopfes hängen, steht vor ihr.

Digitized by Google

In dem Bett am grau verstrichenen Ofen liegt Hans und schläft. Er schläft laut und hat die Lippen geöffnet. Seine Kleider liegen halb auf dem Holzstuhl, der neben dem Bett steht, halb hängen und liegen sie an der Erde.

Ist das Hans Fahsel, wie er draußen stand, unter dem hohen Sternbild am samtenen Himmel, barfuß und trotzig, Wittvogel sein Mädchen nennend und mit festen und ruhigen Händen ihren Leib umfassend? Ist dies das Kissen, auf das sie neben seinem Kopf ihren betten soll? Und ist dies das Bett, in dem sie liegen wollen, weil sie sich versprochen sind und weil ihre Herzen einander gehören?

Das Fräulein aus dem Pfarrhause schlägt die Hände gegen das Gesicht, hastet wieder nach draußen. Und Hans Fahsels Mutter ist schon wieder allein, blickt, vor der Tür stehend, noch eine Weile die Straße hinauf, hinab, tritt wieder in die Kammer, löscht das Licht und weiß, daß es auf alle Fälle von dem Herrn Pfarrer morgen wieder eine Rede geben wird.

Am nächsten Tage ist der Zorn der Frau Mutter groß. Spät am Vormittag erst tritt sie aus der Arbeitsstube des Pflegevaters. Und dann hört Wittvogel, was erkannt und beschlossen wurde. Wenn nicht einmal die Kinder des eigenen Hauses sicher sind vor allerlei Dingen, die man nicht als das bezeichnen mag, was sie sind, dann weiß der Pflegevater nicht, ob man sie noch bei sich im Hause dulden soll. Das Blut der Mutter ist in Wittvogel doch wohl stärker, als daß man hoffen dürfte, es durch ruhige und gute Zucht zu besiegen. Sie darf noch einen Tag bleiben, wird ihre Sachen heute packen und verschnüren und mag morgen zu dem Vater zurückkehren. Es wird ihm mitgeteilt werden, was und wie alles sich zugetragen hat. Der Pflegevater glaubte, daß die Tage im väterlichen Hause zusammen mit dem, was Wittvogel vor der Abreise in das Herz gesenkt wurde, eine Wendung zum Guten bringen sollten. Das ist nicht geschehen. Es ist im Gegenteil schlimmer geworden. Niemand hier im Hause wird versuchen, sie an diesem Tage in irgendeiner Weise zu hindern. Sie mag tun, was sie für recht hält. Denn morgen wird sie ja schon beim Vater sein und in einem Hause, das in seiner Weise noch vom Geist der Mutter geweiht ist.

Ja, Wittvogel mag an diesem Tage tun, was sie für recht hält. Georg kommt nicht zum Vorschein. Der Pflegevater bleibt in seiner Arbeitsstube. Die Frau Mutter zieht nur in der Ferne einmal vorüber. Die Andacht im Saale wird nicht gehalten. Um Wittvogel herum ist ein leerer Raum.

Am Abend ist sie noch einmal mit Hans Fahsel zusammen. Sie sitzen hinter der Mauer des Pfarrgartens nicht weit von der kleinen grünen Pforte. Und nun ist es in ihr wieder wie an dem Abend, als sie ihren sechzehnten Geburtstag hatte und sie zu ihm über die Mauer sprang.

„Was soll bei der Sache zwischen dir und mir herauskommen?“ sagt er. „Es kann nur schlecht auslaufen. Ich heiße Hans Fahsel. Was ist von einem zu erwarten, der so heißt? Ich sehe alles kommen. Wir werden unglücklich miteinander werden.“

Es kann auch allerlei unangenehme Reden geben, wenn der Herr Pfarrer ihn auf dem Felde trifft. Und zuletzt darf niemand vergessen, daß er auf dem Pfarrhofe in Lohn und Brot und seine Mutter eine arme Witwe ist. So geht seine Rede. Und dabei blickt er mit ernstem Gesicht den Weg zurück, den er kam.

Digitized by Google

„Du darfst aber nicht laut sprechen", sagt er, „denn Mutter ist hinter mir hergeschlichen. Ich habe es gemerkt. Und wenn wir sie auch nicht sehen, so sieht sie uns doch. Das ist so gewiß wie das Amen hinter der Predigt."

Nach einer Weile wird er sie doch gewahr. Er zeigt auf einen Weidenbusch in der Ferne am Weg und fragt Wittwogel, ob sie den weißen Schein darin sieht? Das ist die Mutter. Sie hat sich da hingehockt und wird an dem Platz bleiben, bis er zurückkommt.

„Gib mir deine Hand, mein Hans", sagt Wittwogel, „und mache meinen Leib wieder rein. Lege sie auf meine Brust, hierhin, wo seine gelegen hat — so; und nun sage, willst du mich auch jetzt noch haben?"

Ja, er will, was auch die Mutter dagegen sagen wird. Trotzdem wird er die Sache zum guten Ende führen.

Wittwogel flüstert; sie weint dabei: „Ich muß dir noch eins sagen, mein Hans. Nein, ich kann es nicht sagen." Aber sie denkt daran, daß auch die Mutter in ihrer Liebe nicht anders als wahr sein konnte, zum Vater und zu Thomas in gleicher Weise.

„Ich muß es dir doch sagen, Hans. Er hat neben mir im Bett gelegen; nein, nicht darin, auf der Kante. Aber es war doch, als ob er mit mir in einem Bett liege. Und er jedenfalls hat geglaubt, daß er es täte. Kannst du mir das verzeihen?"

Ja, er kann es verzeihen. Sie soll nur später der Mutter nichts davon sagen. Es ist nicht nötig, daß die in alle Sachen ihre Nase steckt, wie sie das bisher geübt hat.

„O, dann ist da noch eins. Aber das wirst du mir nicht vergeben können. Und doch muß ich es dir sagen. Er hat auch seinen Kopf neben meinen gelegt. Auf einem Kissen haben unsere Köpfe zusammen gelegen. Ich konnte es nicht verhindern, mein Hans. Ich war ganz starr. Aber als es sich löste in mir, da habe ich geschrien."

Auch das macht ihm nichts aus. Nur muß sie auch hierüber schweigen können, wenn sie später erst zusammen sind. Denn die Mutter ist imstande und macht eine große Sache daraus.

„Hast du mich lieb, Hans?"

„Wie sollte ich nicht, Wittwogel? Du bist das schönste Mädchen."

„Willst du immer daran denken, daß du der erste warst, der seine Hand an meinem Leib gehabt hat? Und willst du es vergessen, daß ich eine Nacht und einen Tag lang unreinen Leibes und unreinen Herzens gewesen bin? Willst du mir das versprechen?"

„Das verspreche ich dir heilig, Wittwogel."

Sie fängt wieder an zu weinen. „Ich muß nun morgen zum Vater. Da ist so vieles, mein Hans, was ich dir noch nicht sagen kann. Wenn ich bei dir bin, ist alles gut, und ich weiß alles, und es kann nicht anders sein. Aber wenn ich erst dort bin, dann bin ich bange und ungewiß in mir und ich bin nicht der Wittwogel, den du kennst."

„Aber du bist das allerschönste Mädchen weitaus, Wittwogel."

„Willst du mich eines Tages holen, Hans? Als deine Frau?"

„Das will ich, Wittwogel. Und die Mutter kann nur ja sagen; oder es gibt ein Unglück."

Digitized by Google

In der Ferne huſtet jemand leiſe, aber eindringlich. Und der weiße Schein in dem Weidenbuſch bewegt ſich auf und ab.

„Das iſt ſie, Wittvogel. Ich kenne ſie. Ihr entgeht nichts. Sie hört jedes Wort, das du ſprichſt.“

„Küſſe mich noch einmal, Hans. Und ſage: Bin ich nun wieder dein mit reinem Herzen?“

„Das biſt du, Wittvogel. Und das ſoll nun keiner anders ſagen.“

„Gute Nacht, mein Hans. Ich weiß, ich werde dich wiederſehen.“

„Das muß wahr ſein, Wittvogel. Und es wird dann ſchon alles ſo geſchehen, wie wir es wollen.“

V

Der Vater empfing ſie freundlich. Vielleicht war er ein wenig ſchweigſamer, als es ſonſt ſeine Art war. Er fragte ſie auch nicht, warum ſie ſchon ſo bald zurückkomme. Aber er war in allem ſo, wie ein Vater zu ſeinem mutterloſen Kinde iſt, das bei ihm in ſeinem Hauſe lebt und in die Stelle der Mutter hineinwachſen will.

„Ich kann es verſtehen, daß du einmal für eine Zeitlang nicht mehr bei dem Pflegevater und bei der Frau Mutter ſein magſt“, ſagte er zu ihr; „du willſt andere Geſichter ſehen und zeigen, was du gelernt haſt. Du wirſt hier Gelegenheit dazu haben. Und du magſt bleiben, ſolange es dir gefällt. Vielleicht willſt du nach einiger Zeit wieder dahin zurückkehren. Dann wird ja auch das möglich ſein. Oder ſonſt wird ſich wohl ein anderes Haus finden, wo wir ſehen können, daß du weiter kommſt.“

Sie lebt auch hier wie in einem leeren Raum. Sie beobachtet in den erſten Tagen wohl, daß der Vater ſie prüfend von der Seite her anblickt, als ob er ſie fragen möchte, wann denn die Stunde da ſein mag, da ſie das ſagen wird, was nötig iſt. Aber der Blick des Vaters gleitet ab von ihrem Inwendigen.

Sie denkt auch nicht mehr ſo an die Mutter wie in all der Zeit vorher. Es will ihr ſcheinen, als ob ſie nun enger mit ihr verbunden ſei als je. Sie iſt jetzt nicht nur mehr ihr Kind. Die Mutter iſt wieder auferſtanden. Und wenn ihr Leid vielleicht auch größer war als das eigene, ſo iſt ſie doch jetzt ſo nahe bei ihr, faſt in ihr, daß ſie mit den Augen der Mutter ſehen, mit ihrer Zunge zu ſprechen vermöchte.

Ja, die Mutter lernt ſogar von ihr. Wenn das Sternbild am Abend über dem Walde auftaucht und Wittvogel ſieht es, dann ſagt die Mutter nicht mehr, daß die Kronen kalt ſind. Sie begreift nicht, daß ſie es jemals ſagen konnte. Ihre Seele zittert in Wittvogel und fühlt die Krone warm auf dem eigenen Haupt und dem der Tochter.

Sie verzehrt ſich nicht in Sehnſucht und zittert nicht nach dem, der neben ihr im Gras lag, dem ſie ſich verſchworen hat, wie er ſich ihr verſchwur. Viel zu tief lebt die Mutter in ihr. Wittvogel kann warten, wie ſie warten konnte. Sie hatte niemand, mit dem ſie über den ſprechen konnte, den ſie Thomas nannte. Sie lebte in dieſem Hauſe und trug die Zeit, in der ſie allein ſein mußte, mit einem Geſicht, das war ſo ehern ſtill wie das Bild über den Baumhäuptern.

Wenn aber doch einmal eine Stunde kommt, in der ihre Seele fliegt wie die Flamme im Winde, dann hört ſie den Schritt der Mutter. Die Lampe ſteht auf dem Tiſch und legt einen kleinen, dämmerigen Lichtſchein um ſie her. Und wie

Digitized by Google

das Rauschen ewiger Wasser klingt es um sie. Die Füße der Mutter sind es, die so rauschen. —

Am achten Tage kommt ein Brief. Er ist vom Pflegevater geschrieben. Der Vater sitzt ihr gegenüber am Tisch, als er ihn liest. Und da sieht Wittvogel, daß auch die Hand der Frau Mutter in dem Schreiben ist.

Sie ist ganz ruhig und fürchtet die Fragen des Vaters nicht. Nun, da der Brief geschrieben und angekommen ist, weiß sie, daß sie nicht einmal darauf gewartet hat. Er ist da. Was kann man anders sagen als die Wahrheit? Sie erinnert sich wohl daran, daß sie an jenen Winterabenden die Mutter innerlich oft gebeten hat, nur einmal ein wenig vom Weg der Wahrheit abzugehen, da es ihr in ihrem kindlichen Geist nötig schien. Heute ist Gewißheit in ihr, daß die Mutter das gar nicht konnte, daß sie dessen nicht einmal bedurfte, wie sie es in dieser Stunde nicht kann und seiner nicht bedarf.

Der Vater steckt den Brief zu sich, läßt den kleinen Wagen vorfahren, der ihn am Tage zu den Knechten und Arbeitern auf das Feld bringt, da er ja nicht mehr reiten kann. Erst am Abend, da er ihr gegenübersitzt, sagt er, was der Pflegevater und die Frau Mutter geschrieben haben, und ob es ihr möglich ist, etwas dazu zu sagen.

O ja, Wittvogel kann ihr Wort dazu geben. Wo soll sie beginnen? Soll sie mit Hans Fahsel anfangen oder mit Georg? Über Georg würde sie allerdings lieber nichts sagen.

Der Vater schweigt zu ihrer Rede. Zuletzt sagt er, daß es vielleicht besser sein wird, wenn er selber dort, wo alles vor sich gegangen ist, den wahren Grund erforscht. Seine Tochter soll nicht wie ein Verbrecher vor ihm sein, der ein Verhör zu bestehen hat. Da er von seinem Sitz aufsteht und sie allein läßt, sieht sie, daß er sich schwerer als sonst an seiner Krücke fortzieht und gebückter durch die Tür geht.

Am nächsten Morgen ist er schon fort. Im Dunkel rollt der Wagen, der ihn zum Pflegevater und zu der Frau Mutter bringen soll, vom Hof. Als Wittvogel an den Tisch tritt, an dem sie ihm zu jeder Mahlzeit gegenübersitzt, sieht sie einen Bogen, der vielfach versiegelt ist, an ihrem Platz liegen. Oben darauf steht ihr Name. Sie erbricht und öffnet ihn. Heraus fällt der Brief des Pflegevaters. Er ist zerrissen und so sehr in Stücke zerteilt, daß sie ihn nicht mehr zu lesen vermöchte, auch wenn sie den Willen hätte. Sie betrachtet das, was der Vater ihr zum Abschied hinterließ, hält es in ihren Händen und weiß, daß wieder eine Wand zwischen ihm und ihr gefallen sein wird, wenn er zurückkommt.

Fällt die Sehnsucht jetzt nicht über sie, wie die Sonne über ein Beet junger Pflanzen oder wie das Netz des Vogelstellers über Finken und Meisen fällt? Nein, sie geht einen lichtbeschienenen Hang hinan; und Hans ist neben ihr. Er ist ein Ritter. Seine Rüstung ist aus Gold; golden sind auch die Sporen an seinen Füßen. Das Schwert klirrt an seinen Beinschienen. Er hat den Helmsturz geöffnet. Braunes Haar fällt um sein Gesicht. Seine Nase ist schlank und kühn. Trotzig blitzen seine Augen. Er führt sein Roß am Zügel und hat den Arm um ihren Leib gelegt. Helles Licht liegt auf allen Blumen und Gräsern. Drüben im Hain ruckst der Täuber. Ein Falke rüttelt in der Luft. Und über den Kronen wiegen sich Reiher im Licht.

Am Abend fahren die Sterne am Himmel auf. Höher als alle aber hängt die Krone der Mutter vor blauem Grund und brennt in goldgelbem Glanz.

Digitized by Google

Wittvogel liegt im breiten Bette auf golddurchwirkten Kissen. Der Ritter hat seine Rüstung abgelegt. Er sitzt vor ihr, sucht ihre Augen, ihren Mund. Da er ihn gefunden hat, legt er seinen Kopf neben ihren. Und unter dem Sternbild der Mutter sagt er, daß er sie heilig lieb hat und daß nun alles das ist, was sie gewollt und gewünscht haben.

Da Wittvogel bis zu diesem Gedanken gekommen ist, fühlt sie wieder den Schmerz wie einen Funken durch ihren Leib zucken. Sie muß sich am Tisch halten, daß sie nicht ohnmächtig vom Stuhl sinkt. Sie schließt die Augen und versucht, darüber nachzudenken, worin denn dieser Schmerz seinen Grund haben mag. Fast taumelnd steht sie vom Tisch auf und geht durch die Tür und findet die Antwort auf die Frage nicht.

Am Nachmittag des nächsten Tages liegt der Vater tot vor Wittvogel aufgebahrt. Klein und hager ist sein Gesicht und grau wie Erde. Der Mann, der ihn vom Hofe gefahren hat, ist seinen Tod erst gewahr geworden, als er schon kalt und starr und halb vom Sitz gesunken in der Ecke des Wagens lag.

Am dritten Tage wird der Vater neben die Mutter in die Erde gelassen. Er hat in seinem letzten Willen festgelegt, daß der Verwalter bis zu dem Tage, da seine Tochter selber über den Hof bestimmen will, alle Rechte haben soll. Aber es soll bis dahin nichts angeordnet werden, wovon sie nicht einsieht, daß es gut und dem Hofe förderlich ist. In einem Nachwort steht, daß seine Tochter zu jeder Zeit mit dem Hofe tun kann, was sie mag; sie kann ihn sogar verschenken, wenn ihr der Sinn danach steht.

Es vergeht ein Jahr. Das bringt soviel des Neuen und Notwendigen für Wittvogel, daß sie kaum einmal an sich selber denken kann. Wenn sie auch noch so jung ist und in allem erst die nötigen Erfahrungen sammeln soll, so sehen doch alle, die für den Hof arbeiten, auf die Tochter des Herrn. Sie ist am Abend stets so müde, daß kaum der Traum sie findet. Es kommt wohl einmal über sie, daß sie plötzlich innehält und zu sich sagt: „Ich will ihm einen Boten schicken. Er soll kommen und neben mir sitzen und tun können, was er mag." Aber dann kommen ihr die Abende, da sie bei ihm im Grase gesessen, so unwirklich vor, daß sie nicht weiß, wie diese Liebe jetzt schon in ihrem Tag zwischen Morgen und Abend einen Platz finden soll. So ist wieder der Sommer da. Wittvogel ist siebzehn Jahre alt. Und sie hat schon gedacht: „Nun ist es genug. Hans ist ein Jahr älter als ich. Auch für ihn ist dies Jahr zu Ende. Wenn er nicht zu mir darf, dann fahre ich an einem guten Tag zu ihm."

Da kommt eines Tages ein Mädchen auf ihren Hof. Es steht lange an der Toreinfahrt still und sieht sich nach allen Seiten um, betrachtet die Ställe, das Haus und den Garten dahinter. Wittvogel sieht es da stehen, ist aber in ihrer Arbeit und hat es also bald vergessen.

Nach einer Weile erblickt sie das Mädchen wieder, wie es aus einer der Stalltüren tritt. Es geht darauf quer über den Hofplatz und steht in der Tür des Geflügelhauses.

Da sie aber nach einer Weile zur Küche geht, um zu sehen, wie weit dort die Arbeiten zum Mittag sind, trifft sie das Mädchen auf dem Weg dorthin an.

Digitized by Google

Es hat ein kleines Bündel neben sich an der Erde. Ein buntes Tuch ist es, oben verknotet, und darin trägt sie irgendeine kleine Sache. Wieder sieht sie, wie es die Augen nach allen Seiten gehen läßt. Im Vorübergehen tritt es auf sie zu und gibt ihr mit einem Lächeln die Hand.

Ja, das Mädchen lächelt, sagt kein Wort dazu, sieht sie aber mit einer dreisten Vertraulichkeit an wie vorhin und nimmt das kleine Bündel vom Boden auf.

Wittvogel kommt aus der Küche zurück. Das Mädchen ist nicht mehr da. Als sie die Tür zu einem der Zimmer öffnet, sieht sie, daß es inzwischen hier eingetreten ist und am anderen Ende vor dem Bort steht, auf dem Zinnkrüge und gemalte Schalen ihren Platz haben. Das Bündelchen liegt wieder neben ihm am Boden; und Wittvogel meint nun, daß sie dieses bunte Tuch kennt.

Das Mädchen hat ihr den Rücken zugewandt. Es hat das Öffnen und Schließen der Tür überhört, ist so sehr im Schauen der Dinge, daß es nur für diese da ist. Es nimmt einen Krug von seinem Platz, hält ihn hoch vor den Augen gegen das Licht, tritt mit ihm an das Fenster, um ihn noch besser zu sehen, dreht und wendet ihn und stellt ihn dann wieder sorgfältig an seinen Platz. Es rückt eine der Schalen her, wiegt sie in der Hand, wie schwer sie sein mag, trägt auch sie an das Licht und hält sie mit beiden Händen, daß sie ihr nicht entgleitet. Und da sie diese wieder auf das Bort zurückstellt, hört Wittvogel von ihren Lippen einen leisen, bewundernden Ausruf. Nun steht es still, hält die Hände vor dem Leibe gefaltet und blickt im Zimmer um sich. Dabei fallen seine Augen auf Wittvogel, die scheu und ein wenig erschrocken und ängstlich an dem Türrahmen lehnt. Denn in ihr ist plötzlich eine Stimme aufgewacht, die sagt, daß ihr von diesem Mädchen Unheil kommen wird.

Das lächelt sie an wie vorhin auf dem Wege zur Küche. Es nimmt das Bündel an sich, tritt auf sie zu und sagt: „Ja, Ihr habt es schön hier. Gehört das alles Euch? Ich meine, ob Ihr damit machen könnt, was Ihr wollt?“

Und Wittvogel sagt, daß dies alles nun allerdings ihr Eigentum ist. Es sind alte Stücke, die bei den Voreltern schon im Gebrauch waren. „O, die sind noch so gut, als wären sie neu“, erwidert das Mädchen.

Es setzt sich auf einen Stuhl. Und Wittvogel setzt sich ihm gegenüber.

Ach, da ist nun also ein Mädchen. Dies Mädchen ist da. Seine Füße sind mit groben Schuhen bekleidet, über denen dicke, weiße Strümpfe sichtbar werden. Über dem blaugestreiften Rock trägt es eine Schürze, die sich über dem Leibe bauscht. Um die Schultern hat es ein rotgewürfeltes Tuch geschlungen. Der Hals ist nur wenig frei. Die Brust ist fest eingeschnürt. Das Haar hängt dick über die Ohren und fügt sich ein wenig strähnig hinten zum Knoten. Die Hände sind groß und verarbeitet und zeigen breite, verhärtete Schwielen, die Zeugen währender Arbeit. Die flachen Augen blicken Wittvogel listig vertraulich an.

Ja, sie soll von Hans grüßen.

Wittvogel lehnt sich zurück, sucht an der Lehne des Stuhles eine feste Stütze. Die Hände tasten seitwärts unten nach dem Sitz und klammern sich daran fest. Nun sitzt sie gut und sicher.

Es ist plötzlich, als ob das Mädchen da vor ihr weit fortgerückt ist. Es hat sich auf einen von Wittvogels Stühlen gesetzt, der da hinten weit in der Ferne steht. Und von dorther schallt seine Stimme. Sie kommt wie durch einen leeren Raum, in dem es keinen Widerhall gibt.

Digitized by Google

Sie soll also von Hans einen Gruß bestellen? Von Hans Fahsel?

Ja, er läßt grüßen. Und er hat etwas aufgeschrieben, das steht in diesem Brief. So spricht es. Dabei löst es die Knoten von dem bunten Tuch, holt wirklich ein Papier hervor und reicht es Wittvogel.

Die fragt, ob das Mädchen vielleicht seine Schwester ist.

Nein, Hans hat keine Schwester. Aber es ist mit ihm bekannt, ist ein halbes Jahr mit Hans auf einem Hof da hinten im Osten gewesen. Ja es ist sogar sehr gut mit ihm bekannt. Das läßt sich jetzt nicht mehr verbergen. Das Fräulein weiß wohl, was ein Mädchen in diesem Falle für Hans sein wird, wenn es nicht seine Schwester ist.

Natürlich; das weiß Wittvogel.

Will das Fräulein nicht den Brief lesen, den Hans geschrieben hat? Das Mädchen war dabei, als er ihn auf das Papier brachte. Er hat ihn an der Lade, die seine Sonntagskleider birgt, in einem Zuge zu Ende gebracht. Es steht alles darin. Es ist ein guter Brief. Hans hat gesagt, er kennt das Fräulein. „Ihr seid doch immer zu ihm über die Mauer gestiegen, wenn es abends warm war."

„Ach", antwortet Wittvogel, „ach ja."

Das Mädchen sagt, daß es ein paar Jahre älter ist als Hans. Aber das ist in diesem Falle gut; denn er muß in Zucht gehalten werden; sonst bricht er aus. Sie traut es sich zu, in diesem Falle die rechte zu sein. „Aber Ihr müßt nun den Brief lesen. Es steht alles darin."

Das Mädchen ist also nicht seine Schwester? Wittvogel hat es geglaubt. Denn es ist doch ein Schwur da, der für ein Jahr und darüber hinaus für ein ganzes Leben galt. Sie erbricht verwirrt den Brief; und ihre Augen finden die ersten Worte, die darin stehen.

Er nennt sie achtungsvolle Jungfrau und redet in höflicher Weise mit ihr. „Ihr werdet Euch wohl erinnern, daß meine Hand zweimal auf Eurer Brust gelegen hat." So beginnt er.

Wittvogel blickt auf und sagt: „Ja, das hat sie. Ach ja, hier hat sie gelegen." Und sie sieht mit starren Augen zum Fenster.

Das Mädchen kennt jedes Wort des Briefes, sie kennt also auch den Anfang und weiß, was Wittvogel soeben gelesen hat und was sie nun meint. „Hans sagt, er hat es getan, weil Ihr zu ihm über die Mauer gestiegen seid und weil Ihr wolltet, er sollte es tun."

„Ja, ich wollte es", antwortet Wittvogel; und nun sinkt sie in einen tiefen Brunnenschacht. Der Schacht ist dunkel. Und oben auf dem Rande sitzt ein Mensch und spricht zu ihr. Wittvogel will heraus aus der Dunkelheit. Sie klammert sich an den Steinen fest, die aus dem Wasser nach oben führen. Aber sie ist zu schwach. Und sie reißt sich nur die Hände blutig an den harten und scharfen Rändern.

„Hans hat gesagt, das Fräulein wird sich schon daran erinnern und wird ihm deshalb seine Bitte nicht abschlagen", spricht die Stimme des Menschen, der oben auf dem Rande des Brunnens sitzt. Und da sie zum Herbste doch in die Ehe gehen wollen, aber noch keine Sachen für Stube und Küche und Bett zusammen haben, so hat das Mädchen, weil es die ältere ist, Hans auf den Gedanken gebracht, das Fräulein doch um dies und das anzugehen. Wenn er ver-

Digitized by Google

traut mit ihr war, wie er es sagt und wie das Fräulein es bestätigt hat, so wird sie ihm nichts abschlagen, wenn er sie nun daran erinnert.

„Nein", sagt Wittwogel, „ich werde ihm nichts abschlagen."

„Und das steht alles in dem Brief."

Sie blickt wieder hinein in das, was auf dem dicken, gelblichen Bogen mit großen Buchstaben geschrieben steht. „Ihr mögt mir glauben, daß Ihr mich auf die ganzen Dinge gebracht habt; denn Ihr habt mich den Zeitvertreib zuerst gelehrt. Aber es war mit Euch wie mit allen reichen Leuten; Ihr stiegt wohl einmal zu mir über die Mauer, aber danach wart Ihr fort. Wenn ich Euch als achtbarer Jungfrau auch wohl geschworen habe, Euch in mir zu tragen, so hättet Ihr Euch doch wohl einmal um mich kümmern können. Denn nun hat sich alles anders gefügt. Und die Mutter, mit der Ihr doch nicht gut ausgekommen wäret, ist zufrieden."

Wittwogel blickt auf. Das Mädchen ist zu ihr getreten und hat ihre Hand gefaßt. „Von den Krügen da könnten wir ein paar gebrauchen und von Euren Tellern und Schüsseln. Kissen und Pfühl für das Bett werdet Ihr uns auch wohl geben." Und nun blickt es sich in dem Zimmer um, ob außer ihr und Wittwogel auch niemand darin ist. „Wir müssen in die Ehe, ehe der Winter da ist, daß kein Schimpf über mich kommt. Und ich kann dann doch nicht in dem Bett liegen, in dem ich bisher mit ihm auf dem Hof geschlafen habe, auf dem er Knecht und ich Mädchen war."

Bei diesem Wort, vor dem Wittwogel sich während der ganzen Zeit, da das Mädchen sie so vertraulich anlächelte, gefürchtet hat, ist es ihr, als ob sie weder Knochen noch Blut in ihrem Körper hat. Sie schließt die Augen und fällt in sich zusammen. Ihre Lippen öffnen sich. Ein kurzer, jammernder Ton kommt aus ihrem Munde. Und schlaff und leblos sinkt sie vom Stuhl.

VI

Der Witthof sieht an diesem Tage viele Menschen. Die Höfe liegen hier manchen guten Weg auseinander. Aber es sind doch wohl dreißig oder gar vierzig alte und junge Männer, Verwalter oder Besitzer von kleineren und großen Höfen beieinander. Auch einige Frauen sind unter ihnen; man sieht es ihnen an, daß die Neugierde sie hergetrieben hat.

Vor der Toreinfahrt stehen bespannte Wagen; hier und da hält auch ein Knecht ein Pferd mit dem Reitsattel auf dem Rücken am Zaum, oder er führt es umher. Und überall stehen die Menschen in kleinen und großen Haufen zusammen und reden eifrig miteinander.

Alle Türen sind geöffnet auf dem Witthofe. Keine Kuh ist heute ausgetrieben. Sie stehen angepflockt vor den Krippen im Stall und brüllen nach den Gräsern der Weide. Die Pferde haben Ruhetag. Pflüge und Eggen, Erntewagen und alle Gerätschaften für die täglichen Arbeiten sind auf dem Platz vor den Ställen und Scheunen bereitgestellt, als ob sie heute und immer von aller Arbeit ruhen sollen.

Frauen gehen im Hause herum, besehen Schränke, Truhen und Stühle, die aufgestapelten Ballen fester Leinwand, Mäntel und Tücher. Vor dem Hause auf weißgescheuerten Brettern stehen Töpfe und Krüge, Schalen und Teller,

Digitized by Google

Tonnen und Eimer. Das Inwendige des Witthofes ist nach außen gekehrt, steht da vor aller Augen in der Sonne; und jeder mag schätzen, wieviel es wert ist.

Ja, so ist es. Jedermann kann seine Augen daran hängen, kann aus allem heraussuchen, was ihm gefällt, und hat die Freiheit, nun nachher seinen Preis zu sagen und darauf zu bieten.

Denn der Witthof wird versteigert. Alles soll auseinandergerissen und unter die Menschen in alle Winde verstreut werden, lebendes und totes Besitztum. Nichts wird heute, wenn die Sonne gegangen ist und der Mond auf den Hof herabsieht, mehr vorhanden sein, als nur die Wände hier und da und das Dach darüber.

Dazu sind die Menschen aus der Nähe und Ferne herbeigekommen. Es hat sich noch weiter herumgesprochen, als Anne Witt es hat verbreiten lassen, daß alles unter den Hammer soll. Mancher hat es im Anfang für eine Rede, ein Frauengeschwätz, eine Mädchenlaune gehalten. Heute sieht er, daß es mehr war, daß es der Tochter des vor einem Jahr am Herzschlag verstorbenen Klaus Witt heiliger Ernst damit ist.

Nein, einen heiligen Ernst darf man es wohl nicht nennen. Wenn in den letzten Jahren auf diesem Hofe auch mancherlei geschehen ist, was des Unheils genug war, so darf man doch nicht vergessen, daß der beste Hof landaus, landein und ein alter Familiensitz heute unter den Hammer kommen soll.

Wenn man es verhindern könnte, würde mancher seine Hand dazu geben. Aber der tote Klaus Witt hat bestimmt, daß alles seiner unmündigen Tochter gehören und sie das Recht haben soll, mit dem Ihrigen zu tun, was ihr gefällt. Sie tut es heute. Daß es möglich und daß es in dieser Weise möglich ist, begreift zwar niemand. Es ist wohl die Sünde, die sich an den Kindern und Kindeskindern rächt.

In der Mitte des Hofplatzes steht ein Tisch. Ein Mann steht daran, dem eine silberne Borte am Kragen des Rockes blitzt. Ein hölzerner Hammer liegt vor ihm auf der Platte. Er hat einen großen Bogen in den Händen; und neben ihm steht der Verwalter des Hofes, mit dem er sich bespricht.

Es wird das Papier sein, auf dem alles verzeichnet steht, was heute versteigert werden soll. Man hat schon gehört, daß es schnell und ohne Aufenthalt gehen wird.

Da tritt sie aus der Tür. Ja, so mag ein Mensch aussehen, der heute noch Besitzer von Land, Wald und Wiesen und morgen auf und davon ist und nichts mehr von allem sein eigen nennen wird.

Ein enges Kleid schließt ihren Körper strenge ein. Ein kleiner Hut sitzt auf dem schwarzen, glänzenden Haar. Ihr Gesicht ist blaß und kalt wie Bein. Nur die Augen brennen unter der unbewegten Stirn. Wenn sie über die Menschen gleiten, kommt ein Flimmern in ihnen auf. Und dann zittert die Haut an den Schläfen.

Ein Knecht holt auf ihren Wink eines der Pferde aus dem Stall. Es ist fertig gesattelt.

Unter den jetzt herzudrängenden Menschen sagt wohl einer von denen, die hier alteingesessen sind, zu einem andern: „Ja, so waren die Frauen hier vom Witthof. Entweder mußte man sie gute und strenge Hausfrauen nennen, fröhlich in der Jugend und weise im Alter; oder sie wurden aus der Bahn geworfen, und

Digitized by Google

dann wußte man nicht, wohin es sie trieb." Diese hier kann man mit ihren siebzehn Jahren wohl nicht fröhlich in der Jugend nennen.

In diesem Augenblick erscheint über der Mauer neben der Toreinfahrt ein nickender Pferdekopf und darüber Gesicht und Schultern eines Reiters. Er hält sein Pferd an, reitet dann aber durch das Tor auf den Hofplatz. Dort blickt er um sich, winkt einen Knecht heran, springt ab und wirft ihm den Zügel zu. Das Tier trägt silberbeschlagenes Zaumzeug und trieft von schnellem Ritt.

Da ist also auch Ulrich Thor auf Thorum. Unter den Menschen ist kaum einer, der ihn nicht kennt. Aber man glaubte ihn auf einer Vetternreise nach den östlichen Gütern. Freilich weiß man auch, daß ihm drei Tage Reiten ein Spiel ist. Und seine Pferde halten es aus.

Er blickt sich kurz um, geht dann auf Anne Witt zu und neigt sich vor ihr. Sie sieht ihn nicht. Er tritt neben den Tisch, zieht sich einen Holzstuhl heran, der dort steht, und setzt sich. Nun mag also die Versteigerung beginnen.

Der Mann mit der glänzenden Borte am Kragen faßt den Hammer und ruft mit lauter Stimme über den Platz, daß zuerst auf das Vieh geboten werden soll. Er wird mit den Pferden beginnen, danach kommen die Kühe, und dann wird das Jungvieh und das Geflügel folgen.

Und nun geschieht, was niemand vorausgesehen hat. Der Mann am Tisch läßt die Pferde vorführen. Es werden Preise genannt, zuerst zögernd, dann schneller. Aber wenn der Hammer sich senkt und fallen will, dann bietet der Thorumer mehr. Er kauft die Tiere eins nach dem andern. Die Kühe folgen. Welchen Preis auch der oder dieser nennt, Ulrich Thor kauft die ganze Herde. Er kauft das Jungvieh. Nichts kommt in eine andere Hand.

Anne Witt blickt einmal zu dem Mann hinüber. Sie kennt ihn vielleicht; aber in diesem Augenblick ist das Gesicht ihr fremd. Sie sieht Augen, die weder nach rechts noch nach links gehen. Ein grünes Hütchen ist leicht in die Stirn gerückt. Die Finger spielen mit dem Reitstock. Über vollen Lippen weht ein langer, blonder Bart.

Der Mann mit dem Hammer ruft, daß er nun zu dem toten Besitz übergehen wird. Und darauf steht der Thorumer auf und sagt, daß er alles kauft, so wie es da ist. Es braucht sich niemand die Mühe zu machen und zu bieten. Er wird immer den höheren Preis setzen. Der Mann am Tische sagt, daß er dies nicht zulassen wird. Es ist eine Versteigerung; und es muß geboten werden. Und dabei wendet er sich zu Anne Witt.

Die blickt wieder zu dem Thorumer hinüber, der sich mit einer Hand fest auf den Tisch stützt, und nickt dann: Ja, es soll geboten werden. Der nickt dagegen: Gut, mag man also weiter bieten.

Der Mann mit den blanken Streifen am Rock erinnert daran, daß hier wie auf jeder Versteigerung sogleich das Geld in die Hand gezählt werden muß. Der Thorumer haut den Reitstock an den Tisch: „Vorwärts, Er! Was gekauft wird, wird auch bezahlt!"

Da kommen durch die Toreinfahrt noch zwei Menschen. Es ist ein junger Arbeiter von irgendeinem der umliegenden Höfe. Er ist vielleicht zwanzig Jahre alt und hat ein Mädchen bei sich, das wohl ein paar Jahre älter sein mag als er selber. Sie haben einen weiten Weg hinter sich. Ihre Kleider sind bestaubt. Ohne sich aufzuhalten, gehen sie bis zum Tisch vor. Das Mädchen trägt einen

Digitized by Google

blaugestreiften Rock und hat ein buntes Tuch um die Schultern geschlagen. Der Mann hat einen Strick um den Leib gewunden, dessen Enden über die Schultern gelegt sind. Jeder sieht, daß es ein Paar ist, eben in die Ehe gekommen oder davorstehend, das sich hier eine Kuh oder ein Kalb ersteigern will. Mit Namen kann nur der eine oder andere sie nennen. Anne Witt weiß, wer es ist, der da verspätet sich eingefunden hat. Auch der Thorumer blickt auf sie, als ob sie ihm bekannt seien. Er sieht aber dann nur die an, die heute auf Land und Vieh und Haus bieten läßt, steht auf und beobachtet sie scharf.

Und nun sehen alle dies: Anne Witt geht ein paar Schritte rückwärts, tastet mit den Händen hinter sich, faßt einen der alten Schränke, der auf seinen neuen Besitzer wartet, und starrt den Mann mit dem Strick um den Leib an. Sie sagt: „Willst du dir eine Kuh kaufen, Hans?"

Und der Mann sagt: „Ja, ich will mir hier eine von Euren Kühen ersteigern. Mutter meinte, ich würde sie wohl billig haben können."

„Willst du sie umsonst, Hans? Sie sind schon alle verkauft."

„Wenn Ihr mir trotzdem noch einen Preis machen wollt, soll es mir recht sein."

Da lacht Anne Witt auf. Ihr schießt das Wasser aus den Augen, aber sie lacht und lacht. Und dann verfliegt das Lachen. Sie steht vornüber gebeugt; und ihre Schultern schüttern vor Weinen. Der Mann am Tisch stützt sich auf den Hammer und wartet, was hier nun werden soll.

Anne Witt hebt das Kinn und sieht nur den Mann, der vor ihr steht, und von dem niemand weiß, was für eine Sache sie mit ihm verbindet, daß sie ihn mit seinem Namen nennt. Sie spricht zu ihm; aber ihre Worte sind so leise, daß nur die Nächsten sie vernehmen.

„Willst du dir auch das Geld holen, Hans?"

„Nein, das würde mir wohl zu viel werden. Wenn ich aber eine Kuh oder ein Kalb bekommen könnte, dann wäre das für den Herbst eine gute Sache."

„Es wird alles deinetwegen verkauft, Hans. Weißt du das?"

„Damit habe ich wohl nichts zu tun."

Anne Witt bricht wieder in Lachen aus. Aber nun weint sie nicht mehr. Ihre Lippen schließen sich zusammen. Der Mund ist nur noch ein schmaler, roter Strich. Ihre Augen flimmern wie Sterne am Dezemberhimmel. Sie nestelt an ihrem Kleid. Sie öffnet es. Sie legt es auseinander, daß alle, die ihre Augen hinkehren, die bloße Haut der Brust sehen.

„Ich habe es dich gelehrt, Hans. Sieh, hier hat deine Hand gelegen."

Bei diesem Wort steht der Thorumer plötzlich hart neben ihr. Er sagt zu dem Mann, der die Kuh kaufen will: „Geh' in den Stall. Suche dir die beste Kuh und das gesündeste Kalb aus." Und er zieht ihm den Reitstock quer durch das Gesicht: „Die Augen weg! Hund von einem Knecht!"

Und dann ruft er laut über den Platz: „Die Versteigerung ist aus. Ich kaufe alles und gebe für Klaus Witts Tochter noch einen Taler drauf. Wer bietet mehr?"

Und da niemand ein Wort über die Lippen bringt, tritt er zu Anne Witt und schiebt das Kleid vorne noch ein wenig weiter auseinander: „Ihr seid jetzt mein samt Land und Vieh und Haus." Und er drückt langsam die Lippen auf ihre bloße Haut.

Digitized by Google

Darauf schließt er das Kleid sorglich und führt sie achtsam zu ihrem Tier, hebt sie, deren Leib nun wieder in haltlosem Weinen hin und her geworfen wird, hinauf, winkt dem Knecht, der sein Pferd herbeiführt, schwingt sich hinauf, legt seine Linke auf Anne Witts Hand, die den Zügel hält, und lenkt beide Tiere durch die Einfahrt in den Weg. Dort sind sie bald hinter Bäumen den Blicken aller entschwunden.

* * *

Nun fällt Liebe doch noch über Wittvogel, wie das Netz des Vogelstellers über Finken und Ammern fällt. Nun geht sie doch den lichtbeschienenen Hang hinan; und neben ihr schreitet der Ritter. Ulrich Thor auf Thorum heißt er.

Sein Hut hängt am Sattel des Pferdes. Braunes Haar deckt licht seine Stirn. Seine Nase ist schlank und kühn. Blau in unsterblicher Jugend blitzen seine Augen. Er führt sein Roß am Zügel und hat den Arm um ihren Leib gelegt. Licht, das in seiner Helle dem Auge fast weh tut, liegt auf allen Blumen und Gräsern. Drüben im Hain ruckst ein Täuber. Ein Falke rüttelt in der Luft. Und über Baumkronen baden Reiher die Schwingen im Licht.

So war es in den Wochen des Spätsommers. Inzwischen sind die ersten Herbsttage gekommen. Und über dunkler werdenden Baumkronen steht wieder das Sternbild der Mutter. Es leuchtet nicht in warmem Feuer. Heiß wie glosende Glut senkt sich sein Glanz in Wittvogels Augen.

Um den Frühabend kam sie auf ihrem Tier hier an. Drüben steht es, mit den Zügeln an einen niedrigen Erlenast gebunden. In der Hand hält sie einen Schlüssel. Ulrich Thor gab ihr den vor ein paar Tagen und beschrieb ihr die Lage der Hütte im See. Sie hat sie gefunden. Bald wird er selber da sein.

Über Moos und Binsen schreitet sie zu der Tür des Häuschens. Ein Wasserhuhn, schwarz mit weißer Stirn, flattert auf und fällt drüben im Schilf wieder ein. Sie steckt den Schlüssel in das Schloß, leise knackt und knirscht es. Sie öffnet die Tür und steht nun da, wo sie ihn erwarten will.

Duftendes Heu ist in dem Raum zum Hügel geschichtet. Letzte Lichtstrahlen sich neigender Herbstsonne fallen durch die kleinen, hellen Scheiben. Eine rote Decke ist ausgebreitet und gibt ein weiches Lager. Zweige mit rotem und braunem Laub liegen verstreut umher, hängen an den Wänden, decken die Schwelle. Wohin ihr Fuß tritt, ist er begraben in brennenden Tod.

„Ach, sterben", denkt Wittvogel, „es muß wohl gestorben sein. Gestern war ich noch ein Mädchen. Morgen muß ich sterben, um eine Frau zu werden."

Drüben hängt der Falke in der Luft. Fast unmerklich bewegen sich die Schwingen. Plötzlich stürzt er in steilem Fluge ab, nimmt sich wieder auf und schwebt in schräge zur Höhe steigendem Fluge davon.

Die Reiher spielen über den Baumkronen. Bald einer neben, bald über und unter dem andern, heben und senken sie die Schwingen. Und dann brausen sie nieder und fallen rauschend in das Gezweig der höchsten Bäume ein.

Sie tritt noch einmal vor die Tür. Über sich in der Luft hört sie den Ruf ziehender Graugänse. Mit heftig schlagenden Flügeln ziehen Enten der spiegelnden Fläche des Sees zu. Sie hört, wie das Wasser unter ihren starken Brüsten klatscht.

Digitized by Google

Dann wird alles still. Nur das Gewieher ihres Tieres dringt von Zeit zu Zeit zu ihrem Platz herüber. Sie tritt wieder in die Tür, schließt sie und setzt sich auf die Decke, die über das Heu gebreitet ist. „Er war schon vor mir da", denkt Wittwogel, „er hat hier gesessen."

Sie stützt das Kinn in die Hand. „Schon einmal habe ich geliebt", denkt sie, „ja, ich habe schon einmal geliebt." Und dann versinkt sie in sich. So war es damals nicht. Nein, so hatte sie damals wohl nicht geliebt. War erst ein Jahr seit jener Zeit vergangen? Lagen zehn dazwischen? Sie wußte es nicht. Ihr Inneres war aufgebrochen. Offen lag es da, braunes Land unter dem Licht des Mondes, lechzend nach dem befruchtenden Tau. Denn es war doch nicht nur dies, daß sie liebte. Es war doch noch ein Anderes da, von dem er noch nie zu ihr gesprochen. Und dies Andere, das hatte sie in langen Nächten von ihm zurückgerissen und sie ihm doch immer wieder in die Arme getrieben.

Er war auch für sie da, gewiß, so war es. Aber vor allem fühlte sie, daß sie für ihn da war. Und das ließ sie ihr Inwendiges in dieser Stunde offen für ihn daliegen, wie vom Pfluge aufgebrochenes Land der Frucht der Wolken daliegt. Wenn sie ihn trotz dem Anderen, das da war, liebte und lieben mußte, dann wußte sie, daß sie nur einmal und niemals anders lieben konnte.

Sie schrak auf. Sie erhob sich. Zitternd lehnte sie am Türpfosten. Sie hörte das Wiehern eines anderen Pferdes, hörte jemand zu Boden springen, hörte einen schnellen, festen, aber leichten Schritt näherkommen. Er stieß die Tür auf. Er war da.

Ein brauner Mantel wehte um seine Schultern. Er schlug ihn zurück und warf ihn ab. Ein brauner Rock umschloß seinen Leib. So stand er nun vor ihr, groß und stark, braunes Haar über der schmalen, lichten Stirn. —

Wittwogel weiß nicht, wie lange sie gesessen hat. Sie wacht aus einer tiefen, seligen Betäubung auf. Draußen ist es nun ganz dunkel geworden. Sie sieht nur noch die Linien seiner Gestalt.

Das Laub der gebrochenen Zweige, das Heu unter ihrem Sitz strömt einen herben Duft aus. Sie fühlt, wie sich ihr Inneres ihm immer mehr erschließt.

Er tastet nach ihren Knien. Er legt seine Hand hinauf.

„Deine Knie, Wittwogel", sagt er, „deine Knie! Du sollst sie noch heben. Heben sollst du sie mir zum Tanz, wenn dein festlichster Tag da ist."

„Ich will auch tanzen, Liebster", antwortet sie, „ich will sie heben und vor dir hertanzen zum Fest."

„Nein, neben mir, nicht vor mir. An meiner Hand sollst du zum Tanze gehn."

Und dann streichelt er ihre Knie, streichelt sie. Und seine Finger treffen ihre Haut.

„Deine achtzehn Jahre", flüstert er ihr zu, „deine jungen achtzehn Jahre, Wittwogel!"

„O", antwortet sie, „ich bin so alt, wie du mich haben willst. Ich bin so alt wie du."

Er beugt ihren Kopf hintenüber. „Das Pferd wiehert", sagt sie verwirrt; „gib mir deine Hand, mein Ulrich." Er gibt sie ihr.

„Ich sitze auf deiner Decke, ich mit dir auf einer Decke." Sie möchte nicht davon sprechen, gerade dies möchte sie nicht sagen. Aber die Worte gehen über die Lippen gegen ihren Willen.

Digitized by Google

Da beugt er sich über sie. „Ich habe ein Weib zu Haus. Ich habe eine Frau auf Thorum. Und ich habe zwei Kinder."

Ja, das ist das Andere, was zwischen ihnen steht. Das ist es. Nun hat er es gesagt.

„Ich weiß es."

„Du weißt es? Und du bist doch gekommen?"

„Ich bin gekommen, und ich bleibe nun. Denn du selber hast es mir gesagt. Und du hast es mir in dieser Stunde gesagt."

Er beugt sich tiefer über sie. Kein schmerzender Funken zuckt durch ihren Leib.

Weit öffnet sie sich ihm. Sie sinkt zurück.

Und nun mag er tun, wozu es ihn treibt. — —

Vierzehn Tage später ritt Wittwogel an einem hellen Vorabend auf Thorum ein. Sie war einen vollen Tag unterwegs. Aber sie war frisch und stark, als wäre Morgen und sie soeben aus dem Wasser gestiegen.

Sie hatten sich das Versprechen gegeben, vier Wochen einer den andern zu meiden. Inzwischen wollten sie innerlich ganz klar und fest werden. Gestern in der Nacht aber war es Wittwogel so, als müsse sie nach Thorum reiten. Sie erinnerte sich an die Warteabende, an das Schreiten der Mutter; und sie meinte, sie müsse sein wie sie, groß, ruhig, sicher in innerer Gewißheit, das Rechte zu tun.

Sie gab das Pferd einem Knecht, der gemähtes Gras vom Wagen lud. Dann stieg sie langsam die Treppe empor. Und dann stand sie in einer großen und hohen Halle. Ein vielleicht sechsjähriger Knabe, dem das Haar in weichen, braunen Locken in die Stirn fiel, spielte vor ihr mit einem Mädchen, das ihm bis an die Schultern reichte. Und irgendwo rauschte ein Vorhang.

Vor ihr stand eine Frau, groß, schlank, das helle Haar glatt zurückgelegt, sie mit klaren Augen ansehend und nach ihrem Wunsche fragend.

Sie hat keinen Wunsch. Sie ist nur — ja, sie ist gekommen, um eine Unterredung zu erbitten.

Eine Tür schließt sich. Ein Vorhang fällt davor nieder. Wittwogel sitzt der Frau, dieser Frau mit den klaren, klugen Augen gegenüber.

Sie schweigen beide. Wittwogel sieht in ihrem Geiste den Knaben und das Mädchen. Sie hat gewußt, daß auf Thorum zwei Kinder leben. Aber es waren gleichsam nur Namen für sie. Nun, da sie gesehen hat, daß sie körperlich und nicht ein Stück ihrer Liebe zu Ulrich Thor sind, daß sie neben dieser Liebe, vielleicht gar feindlich zu ihr stehen, weil sie dieser Frau gehören, nun ist alles, was sie sagen wollte, weil es gesagt werden mußte, vergessen.

Sie hat auch, ehe er selber davon sprach, bald erfahren, daß auf Thorum eine Frau, die Mutter dieser Kinder lebt. Er hat sie nicht mit Namen genannt. Und in ihr ist nie ein Bild dieser Frau, wie es sein möchte, erstanden. Jetzt sieht sie, daß dieses Bild, wie es auch in ihr gelebt haben würde, nicht Wahrheit gewesen wäre. Denn weder ist diese Frau alt, noch ist sie krank oder schwach oder unschön. Mit freundlichen Mienen, klug und fein, vielleicht ein wenig zu lässig, lehnt sie ihr gegenüber, weich und gütig.

Digitized by Google

„Ich kenne Sie, ohne daß Sie mir Ihren Namen genannt haben", spricht nun die Frau, Ulrich Thors Weib, „wir sind Nachbarinnen. Hier in unserer Ecke liegen Höfe und Güter ja so weit auseinander, daß man sich schon als Nachbar ansehen muß, wenn man auch eine Tagereise braucht, um zueinander zu kommen. Sie sind heute zu mir gekommen. Ein andermal komme ich zu Ihnen. Ich darf es hoffen."

Wittvogel neigt das Haupt.

Da beugt die Frau sich zu ihr: „Nicht wahr, Sie sind gekommen, weil es zwischen uns beiden um das Mein und Dein geht?"

Nun strafft Wittvogels Körper sich. Ihr Geist wird wach. Nun wird sie antworten und, wenn es nötig ist, auch fragen können.

Die Frau lehnt sich wieder zurück. Vom Flur hört man die Stimmen der Kinder, lärmend und lachend. „Es sind Kinder, ungebärdig, laut und zuweilen wild wie der Vater. Wir werden trotzdem miteinander sprechen können." Ihre Augen gehen jetzt an Wittvogel vorüber und sehen aus dem Fenster auf den Hof hinaus und weiter über die Felder dahinter. „Es wäre gut, wenn Ulrich Thor da wäre, gewiß würde uns da manches, was gesagt werden muß, leichter aus dem Kopf und über die Lippen gehen. Er macht jetzt seine Vetternreise, die er im Sommer unterbrach. Sie wissen, aus welchem Grunde es damals geschah. Er hält es in jedem Jahre einmal so, nimmt Geld mit, soviel er gebraucht, macht Schulden, wenn es nicht reicht, jagt, tanzt, spielt und liebt. Dann kommt er zurück. Ja, so ist es. Auch in diesem Jahre hält er es so. Wir werden beide daran denken müssen, wenn wir weiter nun das sagen, was notwendig ist."

Sie fährt sogleich fort: „Ulrich Thor ist ein glücklicher Mensch. Er bleibt ewig jung, weil er ewig liebt. Er wird seine Vetternreisen noch machen, wenn sein braunes Haar schon weiß geworden ist. Sie wissen, wie ich es meine. Er weiß es auch. Und ich weiß es von ihm. Denn ich bin sein Kamerad, vielleicht noch ein wenig mehr", und sie lächelt verträumt in sich hinein. „Ich werde Ihnen noch sagen, was meine Worte meinen; noch nicht jetzt, am Schlusse, wenn alles andere gesagt ist. Es wird Sie dann nicht mehr so hart treffen."

Auch jetzt hält sie nur einen Atemzug lang inne. „Legen Sie es mir gut aus, wenn vorerst nur ich spreche. Ich weiß ja doch mehr von ihm als jeder andere. Und nicht wir beide sind es, um die es in unserem Falle geht. Es geht um Ulrich Thor auf Thorum."

Von der Halle herüber schallt die laute Stimme des Knaben. „Ja, es geht auch um dich, der du nach ihm Herr auf Thorum sein wirst. Von diesem Hof geht die Rede, daß er in zwei Geschlechtern immer nur einen Ulrich Thor tragen kann. Die Thorumer wohnen hier seit dreihundert Jahren. Es geht also auch um den Hof." Und sie lächelt wieder: „Man sagt hier, die Mütter hätten dem Geschlechte Thorum erhalten. Ich weiß nicht, ob es Wahrheit ist. Aber wenn die Menschen hier herum mit diesem Worte recht haben, dann weiß ich, daß es nicht immer leicht gewesen ist, Mutter auf Thorum zu sein."

Sie beugt sich wieder zu Wittvogel und berührt mit dem Finger leicht ihr Kleid über der Brust. Es knistert leise. „Sie tragen Briefe bei sich. Ich weiß es. Denn ich habe sie einmal bei mir getragen, wie Sie es heute tun. Er hat sie Ihnen geschrieben. Es sind große Bogen, kleine Zettel, kurze Gedichte. Ich kenne ihren Inhalt." Und nun lächelt sie wieder. „Die Feder ist nicht sein Werkzeug.

Digitized by Google

Er führt die Büchse und den Reitstock besser. Er sitzt lieber vor den Karten und auf einem Pferd als vor einem Bogen. Und eine gedeckte Tafel ist ihm lieber als ein leeres Blatt. Wie jung Sie sind. Ich bin ein wenig älter. Es hat schon einmal ein junges Mädchen vor mir gesessen, nicht jünger als Sie. Und es war fast wie heute. Nur saß sie mir nicht so still gegenüber, wie Sie es vermögen."

Schon einmal hat hier jemand gesessen? Und nicht älter? So denkt Wittvogel. Aber sie denkt es nur. Ihr Herz wird noch nicht getroffen von diesem Wort.

„Wir wollen ihn doch liebhaben und klug dabei sein, daß wir auch recht von ihm denken. Oder vielleicht ist das nicht so schwer. Vielleicht führt es weiter, daß wir recht von uns denken, damit wir danach auch recht handeln können", spricht Ulrich Thors Weib nun. „Ich könnte zu der Truhe dort drüben gehen. Es liegen alte Briefe darin, große Bogen, kleine Zettel, kurze Gedichte. Ich könnte sie Ihnen zeigen; und Sie würden sehen, daß Sie alles, was darin steht, schon kennen. Sie tragen es dort bei sich. Ich will es Ihnen ersparen. Was soll man auch dazu sagen. Er ist immer so sehr darin, daß er vor dem verhaßten Blatt nicht einmal das Knabenhafte seines Tuns fühlt, wenn er auf einen neuen Bogen schreibt, was auf einem alten schon einmal geschrieben wurde."

Sie will Wittvogels Herz nicht treffen. Sie trifft es auch nicht. Nein, so leicht scheut deren Fuß nicht vor dem Weg durch das dunkle Tal, da sie dahinter ja die lichte Höhe weiß.

„Denn es ist ja doch auch mehr an Ulrich Thor als nur dies. Er arbeitet lange und heiße Wochen, ohne Verdruß und Müdigkeit zu kennen. Er ist Thorumer, wie ich es bin, und holt wieder ein, was er versäumte und verschwendete. Er spielt mit seinem Sohn. Er liegt auf dem Boden und schleppt als geduldiges Reittier nicht nur ihn; auch seine Tochter darf mithalten. Und wenn er in seinen wilden Stunden vergißt, daß der Thorumer außer den beiden, die Sie da lärmen hören, auch noch ein Weib hat, dann brauche ich ihn in den Tagen, die danach kommen, nicht daran zu erinnern. Aber davon wollte ich ja am Schluß sprechen, wenn Sie auch das hören können. Kind, ich habe Sie doch lieb gehabt beim ersten Blick, den ich Ihnen gab. Denn Sie müssen wissen, daß ich nicht jede ansehe. Er liebt auch einmal eine andere Art, als Sie es sind, und als, in meiner geringen Weise, ich es bin."

Und nun streichelt sie Wittvogels Wange. „Haben Sie die Reiher gesehen, wie sie brausend in die Baumkronen einfielen? Den Falken, der in der Höhe hing, abwärts schoß und dann in weitem Bogen wieder zur Höhe ging? Ist er nicht so über Sie gekommen? Sie kennen die Hütte im See. Ich weiß es ja. Sie dürfen nicht blaß werden. Und wenn ich später einmal zu Ihnen komme, dann müssen diese Augen ruhig und frei blicken und dürfen nicht, wie sie es jetzt tun, brennen und flimmern. Ich muß Ihnen doch alles sagen; denn Sie sind ein Mensch, der würdig ist, alles zu hören. Nicht an jede verschwendet das Weib des Thorumers sich und Ulrich Thor. Er hatte doch über duftendes Heu eine rote Decke gebreitet? Und am Boden verstreut, an den Wänden hängend, auf der Schwelle liegend, fanden Sie Zweige mit rotem und braunem Laub, von ihm gebrochen? Dort hat er neben mir gelegen an jenem Abend, der dem Tage folgte, als Sie von Land und Haus gehen wollten." In Wittvogel wird es ganz ruhig, ganz kalt; sie ist jetzt inwendig nur noch Spüren auf das, was nun folgen muß.

Digitized by Google

„Sie hören die Kinder, seinen Sohn, seine Tochter. An mich dürfen Sie nicht denken. Aber außer den beiden, die Sie draußen hören, müssen Sie auch ihn im Auge und im Herzen haben. Denn Sie wissen nun, wie er ist und wie er bleiben wird, Ulrich Thor, der heute, da Sie neben mir sitzen, auf einer Reise zu den Vettern ist. So ist er. Und beim ewigen Gott, ich will keine Thorumer mehr sein, wenn ich nicht in allem Ihnen Wahrheit gab."

Wittvogel schließt die Augen. Sie sieht sich im Wartewinkel und hört den Schritt der Mutter. Sie sieht das Sternbild, die Krone, am abendlichen Himmel. Er steht in kaltem Glanze ihr zu Häupten.

„Ich kann — ich weiß — ich kann nichts sagen — vielleicht", spricht sie einförmig vor sich hin.

Und nun tritt Ulrich Thors Weib zu ihr, legt die Arme fest um ihre Schultern und ihren Kopf an Wittvogels Wange.

„Es ist noch eins da. Sie können es jetzt hören. Ich gebe Ihnen damit mein Heiligstes. An jenem Abend hat er mich sehr lieb gehabt. Im nächsten Jahr um diese Zeit werden dort drei spielen. Nun wissen Sie alles."

Wittvogel steht auf. Sie sinkt nicht zur Erde. Sie jammert nicht. Sie ist stark wie ein ehernes Bild. Tief bückt sie sich vor Ulrich Thors Weib zur Erde. Und dann wendet sie sich und geht.

Die Sonne neigt sich. Lange Schatten fallen über den Platz vor dem Hause. Sie steigt die Treppe hinab. Der Knecht, der ihr Tier auf und ab führte, bringt es. Sie setzt sich in den Sattel und braucht nicht einmal Hilfe dabei. Sie reitet vom Hof. Die Thorumer winkt den Knecht heran, gibt ihm mit ruhigen und bestimmten Worten eine Weisung und sagt, daß er sie gut ausführen soll. Als man das Klappern der Hufe nicht mehr hört, folgt er auf einem anderen Pferde und reitet denselben Weg, den Wittvogel nahm.

Am Vormittag des nächsten Tages kehrt er zurück und berichtet, daß er die Frau, in richtigem Abstand hinter ihr reitend, bis an ihren Hof begleitet hat. Er hat nicht vorsichtig zu sein brauchen; auch am Morgen nicht, als es wieder hell wurde.

Denn sie hat sich nicht einmal nach ihm umgesehen.

VII

Jörn Öberg fährt am Witthofe vorbei. Ach ja, so ist es; auf und ab geht es im Leben. Wer heute noch oben ist, muß in Angst leben vor der Stunde, die ihn unten sieht. Leben und Sterben liegen nahe beieinander. Man gibt wohl keine große Weisheit, wenn man das sagt. Aber wer vom Unglück getroffen worden ist, achtet nicht darauf, es mit klugen Worten zu sagen.

Jörn Öberg hat Ursache, von Unglück zu reden. Vor zwei Wochen hat er seine Schwester begraben. Die war seine Hausfrau. Nun ist er allein auf dem Öberghof.

So hat er sich den Abschluß des Lebens für sich und die Schwester, die jünger war als er und nun schon in der Erde liegt, nicht gedacht.

Gott helfe, wenn ihm je auch nur der Gedanke an ein solches Unglück gekommen ist.

Er hält die Pferde an und blickt zurück. Die vom Witthof ist zwar auch

Digitized by Google

allein. Aber die weiß, wie man das Leben regiert. Nun, sie hat manchen Hagelschlag überstehen müssen und war auch nicht immer, wie sie heute ist. Die Sache mit der Mutter und dem andern, den der Klaus dann in einer schlimmen Nacht totschoß, liegt zwar weit zurück. Aber sie selber hat ja später auch dies und das hinter sich gebracht. Nun muß ihr freilich jeder nachsagen, daß sie in allem Glück gehabt hat. Manche wäre zum Beispiel damals an dem Thorumer zugrunde gegangen. Sie ist ohne großes Geschrei davongekommen.

Ja, wer das Leben trotz dem und diesem nehmen könnte wie Klaus Witts Tochter, der würde wohl sicher vor Sturm und Wetter hinter der Windseite sitzen. Er rückt an den Zügeln. Und sein Wagen fährt weiter.

So denkt Jörn Öberg. Und so denken hier herum alle. Heute ist Anne Witt über die Vierzig hinaus; aber geholfen hat ihr niemand dabei.

Was wissen die Menschen von den Wochen und Monaten, die jenem Ritt durch die Nacht von Thorum zum Witthofe folgten? Niemand stand an ihrer Seite, als sie sich in endlosen und bangen Nächten von dem Gedanken losriß, noch einmal das Pferd für den Weg nach Thorum satteln zu lassen und dort mit Ulrich Thors Weib um das Mein und Dein zu kämpfen. Aber sie fühlte immer wieder, daß es im Grunde doch kein Kampf mit jener Frau sein würde. Die ihr dort gegenüberstehen müßte, könnte niemand anders als Anne Witt vom Witthofe sein.

Und dann begann die Zeit, wo sie ihrer Mutter wieder näher kam. Lange hatte sie ihrer nicht gedacht; oder sie hatte doch gemeint, es anders zu wissen, als die Mutter es hatte wissen können. Nun wurde sie wieder ihr Kind, lernte von ihr und sah mit ihren Augen.

„Es würde deinem Herzen Glück sein, wenn du nach Thorum reiten könntest, Wittvogel? Sage es. Mir darfst du es sagen."

„Ja, Mutter, es würde das sein, was meiner Seele immer als Glück vorgeschwebt hat."

„So reite, Wittvogel."

„Nein, was ich bauen möchte, wäre nicht mehr, als ich zerstören würde. Und ich weiß nicht einmal, ob ich bauen könnte."

„Dann bleibe, wie ich geblieben bin."

Hoch stand das Sternbild über ihnen mit emporgereckter Spitze in bläulichem, kaltem Glanz über dunklen Baumhäuptern. Die Mutter sprach: „Dort hängt deine Krone." Und Wittvogel sah es. Das Bild war wie eine Krone, unten breit, mit erhöhtem Buckel und glänzend aufgereckter Spitze.

„Es sieht kalt aus", sagte die Mutter.

„Ja, Kronen sind auch kalt", antwortete Wittvogel.

Unter ihren Augen wuchs das Sternbild. Es reckte sich noch höher auf, brannte in immer kälterem Feuer und stach wie mit Speerspitzen in die weiche Dunkelheit der Baumhäupter.

„Wächst es noch, Mutter?" fragte Wittvogel.

„Ja, es wird wachsen, so lange du lebst."

„Kann es denn noch wachsen, Mutter?"

„O ja, Wittvogel, deine inwendige Krone wird wachsen, so lange dein Fuß diese Erde tritt."

Digitized by Google

„Du konntest warten, Mutter; du konntest doch auf den warten, den du Thomas nanntest. Ich aber habe nichts, worauf ich warten kann."

„Still, Wittvogel, auch sie trägt eine Krone. Auch Ulrich Thors Weib auf Thorum ist eine heimliche Königin." —

Nichts wissen die Menschen hier herum von diesen Stunden mit der Mutter. Sie sehen die Herrin vom Witthofe am Morgen als eine der ersten auf dem Hofe; und am Abend ist sie gewiß die letzte. Sie wissen, daß ihr Vieh gedeiht, daß um die Zeit der Heuernte das Gras auf ihren Wiesen am dichtesten liegt, daß ihre Felder eine so gute und in manchen Jahren eine bessere Ernte bringen als alle Felder, die von einem Herrn und nicht nur von einer Herrin in der Frucht gehalten werden. Sie sehen ihr Taggesicht. Ihre Abende und Nächte hat sie für sich allein.

Nur selten kommt jemand zu ihr auf ihren Hof. Immer, wenn im Herbst das Laub der Bäume sich färbt, wenn die Rufe der ziehenden Graugänse aus der Luft herabkommen und die Enten an hellen Abenden in das Wasser der Teiche und Seen einfallen, dann fährt das Weib des Thorumers auf dem Witthof vor. In den ersten Jahren war sie stets von ihren drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, begleitet. Später saßen nur noch das Mädchen und der jüngere Sohn mit ihr im Wagen. Zuletzt, als auch diese beiden herangewachsen waren, kam sie allein. Der Thorumer war nie dabei. Er hatte seit der Geburt des letzten Sohnes die Gewohnheit, seine jährliche Vetternreise im Herbst zu halten. Nicht immer war das in einem Monat getan; er brauchte zuweilen ein paar Wochen mehr dazu.

Aber an einem Sonntagmorgen sah Anne Witt doch noch einen Menschen von denen bei sich, die sonst nur einmal an ihrem Hofe vorüberfuhren.

Jörn Öberg kam auf seinem besten Wagen. Sie ging ihm entgegen. Er trug gewiß auch seinen besten Rock. Mit ein wenig schief gehaltenem Kopfe, wie das seine Art war, trat er bei ihr ein und setzte sich, ohne viele Vorreden, in den breiten Stuhl neben der Truhe.

„Man muß einmal bei dir einsehen, Anne Witt, wenn du auch auf einen, wie Jörn Öberg es ist, nicht viel rechnest."

„Doch, Jörn; du bist mein nächster Nachbar. Aber du weißt, wenn man sich sein Leben lang machen will, muß man allein bleiben. Und wir wollen doch alle gern recht lange leben."

Jörn Öberg sitzt und blickt Anne Witt an mit einem Gesicht, das sagt: „Du siehst, daß mir die Worte schwer fallen. Du weißt gewiß, was ich meine. Nun mußt du mir ein wenig dabei helfen, daß ich besser in das Fahrgeleise komme." Aber Anne Witt hilft ihm nicht dabei.

„Der Lahme bedauert den Blinden. Du bist nicht besser daran, Anne Witt, wenn du in der Sache auch wohl mehr Übung hast als ich."

„Was meinen deine Worte, Jörn Öberg?"

„Ich meine das Alleinsein."

„Da hast du recht, Jörn. Aber du hast schon gesagt, daß ich mehr Übung darin habe und also wohl auch besser fertig werde. Du mußt geduldig sein. Du wirst es lernen, wie ich es gelernt habe."

„Könntest du es mir nicht ein wenig erleichtern?"

„Da mußt du wieder deutlicher werden, Jörn."

Digitized by Google

„Nun, ich bin heute morgen zu dir gefahren, um dich zu fragen, ob du nicht zu mir ziehen könntest."

„Ich zu dir ziehen, Jörn? Wie denkst du dir das?"

„Als meine Haushälterin, Anne Witt. Sage ja; alles andere wird sich dann machen lassen."

„Ich hätte früher schon öfter gern hier und da einmal ja gesagt; aber ich wurde nie angenommen. Nun will Jörn Öberg im Alter noch das Wort von mir. Aber ich fürchte, ich bekomme es nicht über die Lippen. Ich habe es verlernt, Jörn."

Sein Kopf neigt sich noch etwas mehr auf die Seite. „Mein Vorschlag ist ernsthaft gemeint, Anne Witt."

„Das weiß ich, Jörn; und ich sage meine Worte auch nicht zum Spaß. Aber es wird nichts aus dieser Sache werden können. Du bist hartköpfig, wie alle unsere Männer hier in dieser Ecke es sind. Und ich bin es im Gang der Jahre auch wohl geworden. Du würdest mich bald genug wieder vom Hof haben wollen. Nimm es mir nicht ungut, wenn ich dir diese Bitte abschlagen muß."

„Du mußt es dir meinetwegen zweimal überlegen."

„Ich tue es gewiß, Jörn Öberg. Aber sieh, ich habe noch niemals von irgendeinem Menschen Geld genommen. Ich könnte es nun im Alter auch von dir nicht, wenn ich deine Haushälterin werden soll."

„Das kann ich verstehen, Anne Witt. Ich habe gefürchtet, daß du mir dies sagen würdest. Dann muß es also dabei bleiben."

„Das muß es, Jörn. Wollen wir nun von etwas Anderem reden?"

Jörn Öberg schweigt. Dann steht er auf und stellt sich an das Fenster. Seine Augen gehen über den Hof. „Du wolltest in deinen jungen Jahren einmal alles dies hier aufgeben. Ich spreche nicht davon, um dir alte Dinge wieder heraufzuholen. Aber ich bin in Not und muß schon an diese Tage aus deiner Jugendzeit erinnern. Würdest du heute den Witthof zurücklassen können, um einen anderen einzutauschen?"

„Willst du um mich werben, Jörn Öberg?"

„Ja, da du es nicht anders willst, so will ich an diesem Sonntag um dich werben, Anne Witt."

„Du darfst dich gern umdrehen zu mir, Jörn, und mich bei meiner Rede ansehn. Sieh, hier habe ich in meinem Kinderbett gelegen, als Vater noch lebte und Mutter ihn abends erwartete. Hier habe ich ihren Schritt gehört. Ich höre ihn Nacht für Nacht. In diesem Zimmer habe ich an den Abenden mit ihr am Fenster gestanden und muß hier nun wieder mit ihr Abend für Abend stehen. Hier habe ich später mit mir gekämpft. Du weißt wohl, was ich meine. Errungen habe ich in diesem Kampf nichts. Aber aufgeben kann ich diese Stätte darum doch nicht. Ich weiß, daß sie bald einmal mein Tod sein wird. Du kennst unsere Öfen auf dem Witthof. Und die Winter hier in unserer Ecke kennst du auch. Die Mädchen sind jung und denken, wir brauchen nicht mehr Wärme als sie. Ich bin manchen Winter in den langen Nächten oft recht krank und matt; das magst du mir glauben. Aber sprich mir nicht vom Fortgehen. Ich weiß, du meinst es ernsthaft. Aber ebenso ernsthaft muß ich dir antworten, daß, wenn ich in einer Woche mit dir gehe, ich in zweien tot bin."

„Ist das dein letztes Wort?"

Digitized by Google

„Das ist mein letztes Wort. Wollen wir nun von etwas Anderem reden?"

Jörn Öberg steht auf. „Nein, das würde uns beiden wohl nicht anstehen. Mir ist es lieber, wenn ich nun fahren darf. Ein andermal können wir von anderen Dingen reden."

„So ist es recht. Und bewahre mir deine gute Nachbarschaft, Jörn Öberg."

„Das kann wohl nicht anders sein, Anne Witt."

Mit diesem Wort fuhr er vom Hof. —

Sie brauchte seine gute Nachbarschaft nicht mehr lange. Da wieder ein Herbst kam, brachte er ihr Krankheit und zuletzt den Tod mit. Der Thorumer war vor einigen Tagen zu einem Vetter geritten. Aber sein Weib saß an ihrem Bett.

An einem Abend kam die letzte Stunde. Durch die offenen Fenster drangen die orgelnden Rufe ziehender Graugänse; und gefallenes Laub gab herben Duft. Anne Witt lag mit geschlossenen Augen. Ihr Atem ging ganz langsam.

Einmal noch schlug sie die Augen auf und bewegte die Lippen. Als das Weib des Thorumers ihr Ohr daranhielt, hörte sie das Wort: „Krone", mehr konnte sie nicht aufnehmen. Dabei deutete die Sterbende mit dem Finger nach ihrem Haupte. Aber sie verstand sie, beugte sich über sie und sagte: „Ich weiß, was du meinst. Ja, du hast sie getragen; bis zuletzt, Wittvogel, bis zuletzt."

Den Witthof bekam, dem letzten Willen der Sterbenden gemäß, der jüngste Sohn des Thorumers.

* * *

Bismarcks Briefe an Rudolf v. Auerswald

Mitgeteilt

von

Herman von Petersdorff

Durch die Güte der Frau Geheimrat Hoeppener geb. v. Auerswald, einer Enkelin des Ministers Rudolf v. Auerswald, bin ich in der Lage, im nachstehenden die von ihr bewahrten Briefe Bismarcks an ihren Großvater zu veröffentlichen. Sie bilden eine höchst willkommene Ergänzung des kürzlich von mir in der Gesamtausgabe der Werke Bismarcks, welche der Verlag für Politik und Wirtschaft (Otto Stollberg & Co.) in Berlin zur Zeit herausgibt[1]), veröffentlichten dritten Bandes der politischen Schriften Bismarcks. Auerswalds Briefe an Bismarck, drei an der Zahl, hat Horst Kohl bereits im sechsten Bande seines Bismarckjahrbuches (Leipzig, Göschen, 1899) S. 102 bis 105 der Öffentlichkeit übergeben dürfen. Von Bismarck gibt es vier umfangreiche Privat-

1) Im folgenden zitiert: „Werke".

Digitized by Google

schreiben an Auerswald, der durch das Vertrauen, das er von Jugend auf bei Wilhelm I. genoß, in dessen erstem Ministerium, dem sog. „Ministerium der neuen Ära", in gewissem Sinne die leitende Stellung innehatte. Sie stammen, wie auch die Briefe Auerswalds an Bismarck, aus den Jahren 1860 und 1861, also aus der Zeit der „Neuen Ära", und zwar alle aus Petersburg. Wir erhalten in ihnen Belege für die unbehagliche Situation, in der sich Bismarck damals gegenüber dem von ihm schon zu jener Zeit sehr geringschätzig beurteilten Minister des Auswärtigen, dem Freiherrn v. Schleinitz[2]), befand, eine Tatsache, die auch aus seiner amtlichen und privaten Korrespondenz mit Schleinitz, wie sie in dem von mir herausgegebenen Bande vorliegt, bei aller freundschaftlichen Tonart derselben deutlich hervortritt. Vor allen Dingen empfand er es unliebsam, daß er von Schleinitz über die Ziele der preußischen Politik ständig im unklaren gelassen wurde. Seine Briefe an Auerswald stellen einen Versuch dar, mit Hilfe des Vertrauten des Prinzregenten mehr Klarheit über jene Ziele zu erlangen und mit Auerswald eine engere Verbindung herzustellen. Wie dringend ihm daran lag, nähere Fühlung mit Auerswald zu gewinnen, verrät die lange Reihe der Adressen, die er dem Minister angibt, um ihn in die Lage zu setzen, mit ihm in Korrespondenz zu treten. Auch seinen Wunsch, eine höhere militärische Charge als die eines Leutnants zu erlangen, weil dies für seine Stellung am russischen Hofe, insbesondere für seinen Verkehr mit Kaiser Alexander II., von großer Wichtigkeit war, sucht er mit Auerswalds Hilfe zu verwirklichen. Der Hauptbrief vom 3. August 1860, acht eng beschriebene Quartseiten füllend, verfolgt noch einen besonderen Zweck, nämlich Auerwalds Hilfe gegen liberale Verleumdungen nachzusuchen, die er von Schleinitz nicht erwarten durfte, um so mehr, als die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß Schleinitz selbst hinter jenen Verleumdungen stand, wie das Johannes Schultze in seiner Ausgabe des Briefwechsels Max Dunckers (S. 203) annimmt. Ob Bismarck selbst Schleinitzens Intrige geahnt hat, steht dahin. Ein vertraulicher Bericht an Schleinitz vom 31. August 1860[3]) scheint dagegen zu sprechen. Seine Rechnung, daß Auerswald ihm in dieser Sache helfen würde, trog nicht, wie wir bereits aus dem Briefe Auerswalds vom 28. August 1860[4]) an Bismarck wissen.

Die hier vorgelegten Briefe sind ungemein wertvoll für die Kenntnis der Anschauungen Bismarcks, vor allem durch die energische Zurückweisung des Bestrebens, ihn zu einem „Knuto-Bonapartisten", d. h. zu einem Anhänger eines preußischen Bündnisses mit Rußland und Frankreich zu stempeln. Über den fragwürdigen Wert eines solchen Bündnisses spricht er sich des Näheren aus. Die Briefe ergänzen ferner die lehrreichen Schilderungen über die in Rußland herrschenden Strömungen, die wir aus den von mir veröffentlichten Berichten und Privatschreiben Bismarcks an Schleinitz kennen. Sie zeigen auch die erfrischende Bismarcksche Diktion, sei es in der plastischen Bildersprache über die Teplitzer Zusammenkunft, sei es in der sich daran anschließenden Berliner Redewendung, sei es in jenem sarkastischen Worte vom Knuto-Bonapartismus, sei es in jenem stolzen Satze, der in die große Sammlung der klassischen Bismarckworte aufgenommen werden dürfte: „Auf die Dauer haben wir jedenfalls nur Eine zuverlässige Stütze (wenn wir sie nicht absichtlich verwerfen), das ist die nationale Kraft des deutschen Volkes, so lange es in der preußischen Armee seinen Vorkämpfer und die Hoffnung seiner Zukunft erblickt, und so lange es nicht erlebt, daß wir Gefälligkeitskriege für andere Dynastien als die hohenzollernsche führen."

So freundschaftlich der Ton der Briefe ist, ebenso wie auch der Auerwalds, so haben sie doch zu keiner weiteren persönlichen Verbindung der beiden geführt. Das

2) Vgl. Werke II, 353, 356; desgleichen Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, 6. Aufl., S. 168, 411.

3) Vgl. Werke III, 100 (Nr. 88).

4) Bismarckjahrbuch VI, 103.

Digitized by Google

zeigt, daß sie doch im wesentlichen mehr ein Niederschlag politischen Strebens als persönlichen Annäherungsbedürfnisses waren.

1.

Petersburg, 28. July 1860.

Geehrter Freund und Gönner

ich würde Ihnen schon eher geschrieben haben, wenn ich mich nicht gänzlich ohne intimere Nachrichten über den Gang unsrer Politik befände, und mir sonach der wichtigste Stoff zum Sprechen fehlt[e]. Ich erhalte Abschrift aller gesandschaftlichen Berichte von Erheblichkeit, aber keine Andeutung über das, was die Regirung zu dem Inhalt der Berichte meint. Ich mag mir die Finger nicht verbrennen, indem ich etwa grade das scharf critisire, wozu man sich in dem Augenblick, wo ich schreibe, vielleicht schon entschlossen hat. Hier forderte man uns, als ich ankam[5]), gradezu auf, einem russisch-französischen Bündniß beizutreten, nur zu dem Zweck „Napoleon in Ordnung zu halten".[6]) In Folge eines Privatbriefes von Schleinitz[7]) habe ich darauf ablehnend geantwortet. Seitdem ermahnt man uns und Oestreich zur Verständigung unter einander, ohne auf die Bemühungen Oestreichs, sich direct mit Rußland zu einigen, näher einzugehn.[8]) Man will den Platz Rußlands in einer erneuten Allianz der 3 östlichen Mächte nach Belieben einnehmen und offen lassen können, bis dahin aber nur mit uns allein intime Verhältnisse unterhalten. Mit Frankreich ist man kühler geworden, wahrscheinlich weil man Andeutungen hat, daß Napoleon auch in Polen mit Feuer spielt. Das würde aber nicht hindern, daß man sich ihm doch wieder nähert, wenn er sich ernstlich darum bemüht und England den Rücken dreht. Der Kaiser persönlich ist tief mißtrauisch geworden gegen Napoleon, aber die national-russische Partei gravitirt nach wie vor nach Paris.

In der amtlichen Mittheilung über die bevorstehende Zusammenkunft in Teplitz[9]) habe ich einen Passus gefunden, der mich ängstigt, daß nämlich „unsre Voraussicht sich nicht auf den Fall eines Angriffs gegen Bundesgebiet beschränke".[10]) Ist damit eine Garantie für Venedig und Ungarn gemeint, ohne sehr erhebliche und von Oestreich kaum zu erwartende Gegen-Concessionen, so wird es nicht angenehm sein, im nächsten Winter der Kammer als Auswärtiger auf der Ministerbank gegenüberzusitzen. Man muß abwarten, was für Schüsseln in dem heißen Wasser von Teplitz gekocht sind, und bekommen wir Leibschmerzen danach, so trösten wir uns mit dem Berliner Jungen, der sagte: Es is meinem Vater ganz recht, daß mir friert, worum kooft er mir

5) Bismarck war am 5. Juni 1860, nach fast elfmonatiger Abwesenheit von seinem Posten, wieder in Petersburg eingetroffen.

6) Vgl. Werke III, Nr. 63.

7) Vom 25. Juni 1860. Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn v. Schleinitz, Stuttgart 1905, Nr. 29.

8) Vgl. Werke III, Nr. 72, 73, 75.

9) Zusammenkunft des Prinzregenten von Preußen mit Kaiser Franz Josef in Teplitz am 26. Juli 1860.

10) Vgl. dazu die Mitteilungen bei Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815, Bd. VIII, 455.

Digitized by Google

keene Hanschuh! und thun was uns befohlen wird. Es kommt doch immer anders als man denkt.

Körperlich geht es mir wohl, seit ich hier bin, aber zu arbeiten habe ich vom Morgen zum Abend, und nur geringe Hülfe, bei allem guten Willen der Secretäre. Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend bin ich mit aufrichtiger Verehrung stets der Ihrige v. Bismarck.[11])

2.[12])

Petersburg, $\frac{\text{3. August}}{\text{(22. July)}}$ 1860.

Verehrtester Freund und Gönner

ich habe einige Gewissensbisse wegen Mißbrauchs Ihrer Güte, wenn ich einen so stark beanspruchten Geschäftsmann mit einer ziemlich persönlichen Sache behellige, und ich würde gern Röders[13]) Vermittlung gewählt haben, wenn ich wüßte, ob dieser liebenswürdige Cavalier jetzt in Berlin oder in der Schweiz ist.

Ich entnehme aus Zeitungen, daß die Wochenschrift des National-Vereins sich mit meiner Person beschäftigt, und ersehe aus andern, beispielsweise der Volkszeitung, daß ich ein für alle Mal ein wilder Anhänger französisch-russischer Allianz-Pläne bin. Ich habe mich um den schlechten Ruf, den mir Gr[af] Rechberg[14]) aus persönlichem Haß durch alle Mittel der östreichischen Diplomatie anzuhängen bemüht ist, bisher nicht viel gekümmert; so lange ich der Ueberzeugung bin, daß diese Ohrenbläsereien Allerhöchsten Orts keinen Anklang finden, lassen sie mich auch heute noch kalt. Aber es ist für einen Beamten in meiner Stellung nicht nützlich, in der Presse und der öffentlichen Meinung als blinder Anhänger irgend einer auswärtigen Allianz hingestellt zu werden. Sie, mein verehrter Freund, wissen aus einem Memoir[15]), welches ich Ihnen vor mehren Jahren einhändigte, ebenso wohl wie aus unsern Besprechungen in diesem Frühjahr[16]), daß ich weder östreichisch, noch französisch, noch russisch, sondern Preußisch bin, und unser Heil nur im Vertrauen auf unsre eigne und auf die deutsche National-Kraft erblicke. S. M. der König[17]), der Minister Manteuffel[18]), H[err] von Gerlach[19]) und Andre

11) Auerswalds Antwort vom 28. August 1860, s. Bismarckjahrbuch VI, 103.

12) Vgl. zu diesem Briefe Werke III, Nr. 88.

13) Vielleicht ist der erste Zeremmonienmeister Major a. D. v. Roeder gemeint.

14) Seit dem 17. Mai 1859 österreichischer Ministerpräsident, während der Mission Bismarcks am Deutschen Bundestage mit diesem längere Zeit zusammen als Präsidialgesandter tätig.

15) Es handelt sich anscheinend um eine bisher noch nicht bekannt gewordene Denkschrift.

16) Wegen etwaigen Eintritts Bismarcks in das Ministerium, an denen außer dem Regenten, Schleinitz und dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern auch Auerswald beteiligt war. Vgl. Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, 6. Aufl., S. 417 und Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis VI, 296, wo die Besprechung irrigerweise noch in Bismarcks Frankfurter Zeit gelegt wird.

17) Friedrich Wilhelm IV.

18) Freiherr Otto v. Manteuffel, 1850—1858 preußischer Ministerpräsident.

19) General Leopold v. Gerlach, † 10. Januar 1861.

Digitized by Google

würden mir bezeugen können, daß ich, im steten Kampf mit ihren eignen Meinungen, diese meine Richtung seit 1851 vertreten habe, seit dem Augenblick, wo ich mich überzeugte, daß das Oestreich, welches bis 1848 in erträglichen Verhältnissen mit uns gelebt hatte, nach Olmütz[20]) nicht wiedererstand, sondern daß Schwarzenberg[21]) in Olmütz nur die Mittel gesucht hatte, ehrgeizige Zwecke auf unsre Kosten zu verfolgen. Es mag sehr jugendlich von mir gewesen sein, etwas Andres zu erwarten, aber zwischen den Pommerschen Kartoffelfeldern, die bis 48 Gegenstand meiner Aufmerksamkeit waren, lernt man eben nicht europäische Politik richtig zu beurtheilen. Doch dieß führt mich jetzt von der Sache ab. Ich wollte sagen, daß es mein Gefühl für Disciplin stets verletzt, wenn von unsrer Diplomatie gesagt wird, der Gesandte ist russisch, jener englisch und ein andrer französisch, während man von den Gesandten der übrigen Großmächte niemals hört, daß sie für ein andres als ihr eignes Land irgend welche erkennbare Sympathien in ihren dienstlichen Functionen durchblicken ließen. Der Ruf der Hinneigung zu diesem oder jenem auswärtigen Cabinet kann für die dienstliche Brauchbarkeit eines Gesandten erheblich abschwächend wirken; man hält seine Berichte für gefärbt, und wenn er z. B. für bonapartistisch gilt und wir mit Frankreich in Krieg gerathen, so wird seine Stellung schief und unfruchtbar. Ich habe schon Sr. Maj. dem Könige gegenüber seit 1856 in amtlichen Berichten das Bündniß Frankreichs und Rußlands als eine Eventualität bezeichnet, deren Eintritt wir mit allen unsern Kräften *verhindern* müssen, weil unsre Stellung als Mitglied eines solchen Bündnisses eine untergeordnete, als Gegner aber eine schwache sein werde; wenn unsre Beziehungen zu Oestreich und den Mittelstaaten so schlecht blieben, wie bis dahin, so würde der Gesammtverband Deutschlands durch Mißtrauen und Uebelwollen gelähmt bleiben und einen gefährlichen Krieg nicht aushalten oder ihn schlecht führen; könne man daher das russisch-französische Bündniß aller Anstrengung ungeachtet nicht hindern, so müsse man bei Zeiten entweder mit Rußland sich enger verbünden als dieses mit Frankreich, oder sich mit Oestreich so gründlich verständigen, daß auf ein ehrliches Zusammenhalten beider Mächte, und dadurch auf eine innre Kräftigung der östreichischen Monarchie selbst, zu rechnen sei[22]). Ich habe noch stets den Muth meiner Meinung gehabt, und wenn ich die Förderung des russisch-französischen Bündnisses und unsern Anschluß an dasselbe für vortheilhaft hielte, so würde ich es offen sagen. S. Kön. Hoheit der Regent weiß und glaubt nicht anders von mir, als daß ich, so lange ich im Dienst bin, ehrlich gehorche, und wenn ich das nicht mehr zu können meinte, austreten würde. Aber in der öffentlichen Meinung möchte ich natürlich nicht für den geschwornen Vertreter einer Politik gelten, deren Annahme durch Frankreich und Rußland man in den Kreis der Berechnung ziehn muß, deren Förderung durch einen *Preußischen Staatsmann* aber im gegenwärtigen Augenblick ein Beweis von Leichtsinn und Mangel an Urtheil sein würde. Wenn ich in den letzten Jahren eine Allianz gewünscht habe, so war

20) Die bekannte Punktation vom 29. November 1850.

21) Fürst Felix Schwarzenberg, 1848—1852 leitender österreichischer Staatsmann.

22) Vgl. hierzu besonders die berühmten Staatsschriften Bismarcks, Werke II, Nr. 152, 157, 236, 246, 253, 259.

Digitized by Google

es die mit England und Rußland[23]); davon ist aber leichter zu reden als sie herzustellen.

Es mag gute Preußen geben, die eine Allianz mit Frankreich für zweckmäßig halten, und ich sehe an sich nichts Ehrenrühriges dabei, dieses Glaubens zu leben; nur zweifle ich an der Einsicht und dem Tacte solcher Politiker. Es ist daher nicht mein guter Ruf als Patriot, der von niemand angezweifelt wird, sondern die gute Meinung von meinem gesunden Verstande als Politiker, welche ich geschützt sehn möchte, wenn ich Sie bitte dahin wirken zu wollen, daß in unauffälliger Weise und in einem nicht offiziösen Blatte gelegentlich diesen Insinuationen entgegengetreten würde, die nachgrade, auch in unparteiischeren Blättern als der Augsburgerin, die Natur einer abgemachten Thatsache annehmen, als ob ich für ein französisch-russisches Bündniß schwärmte und diesen Plan mit der Verbissenheit einer fixen Idee verfolgte. Die Presse hat eine gewisse Neigung, Politiker wie Insecten in einer Sammlung zu classificiren und mit einer Etikette zu versehn; mir klebt man den Zettel auf: „Knuto-Bonapartist", damit bin ich abgefunden, und werde Zeit lebens zu der Species gerechnet, wenn Ihr Einfluß mir nicht eine Ehrenrettung meiner politischen Zurechnungsfähigkeit verschafft.

Wenn Sie mir diese Wohlthat erzeigen wollen, so finden sich wohl gewandte Federn, die Artikel über „Bündnisse" oder über „Diplomatie" im Allgemeinen schreiben und dabei in geschickter und unabsichtlicher Form etwas einfließen lassen, aus dem zu ersehn ist, daß ich nicht so wunderlich bin, wie man mir zumuthet zu sein. Usedom[24]) scheint in den „Jahrbüchern" auch sein Theil zu bekommen.[25]) Hätten Sie vielleicht die Güte, mir das fragliche Blatt mit nächster Post, ohne Schreiben, unter Couvert zuschicken zu lassen? ich würde sehr dankbar dafür sein. Wollen Sie außerdem die große Freundlichkeit haben, mich einmal mit einigen Zeilen zu beehren, so geht unsre amtliche Gelegenheit mit dem Adler[26]) allerdings erst wieder am 18. c. von Stettin ab. Doch kommen mir Briefe unter der Adresse: Consul Bertheau, Englischer Kai, Petersburg, ebenfalls sicher und ungelesen zu, wenn sie entweder bis zu jedem Sonnabend an „Frau von Schlözer" in Lübeck oder bis zu jedem Donnerstag früh in Stettin bei meinem Spediteur „Völker und Theune" oder im Büreau der von Stettin fahrenden Lübecker Schiffe „Newa" und „Trave" abgegeben werden, um durch den Capitän oder Schiffskoch, in Form kaufmännischer Connoissements, hier an Bertheau, als Agenten der betreffenden Dampfschiffe, abgegeben zu werden. Mein gewöhnlicher Vermittler ist der Schiffskoch Lipsky, an Bord der Newa, in Stettin domicilirt in Villa Thielebein.

In der großen Politik, abgesehn von den brennenden Fragen in Italien und Syrien, wirkt der hiesige Hof jetzt für Verständigung zwischen uns und Oestreich. Der Kaiser hat es so befohlen, seit er, wie ich glaube, in Polen den französischen „Pferdefuß" gespürt hat. S. Maj. ist persönlich von dem tiefsten Mißtrauen gegen Napoleon erfüllt; Gortschakoff theilt das nicht, und hofft

23) Vgl. Werke II, 223; III, 30, 33.

24) Damals Vertreter Preußens am Bundestage in Frankfurt.

25) In den „Preußischen Jahrbüchern", die gemeint sein dürften, finde ich darüber nichts, ebenso nicht in den damals erscheinenden „Deutschen Jahrbüchern".

26) Dampfschiff.

Digitized by Google

wohl, daß das Blatt sich wieder wenden werde, ist aber ein zu gut geschulter Diener seines Herrn, um nicht an Herstellung der Preußisch-östreichischen Allianz nach Befehl zu arbeiten und sich über Teplitz amtlich zu freuen. Den Widerspruch, daß man die Intimität mit uns erhalten, sie zwischen uns und Oestreich herstellen und doch entschieden nicht auf ein neues Bündniß zu Drei mit Oestreich eingehn will, erkläre ich mir so, daß man in dem besser consolidirten Deutschland einen Wall gegen Frankreich für den Fall der Noth herstellen, sich selbst aber noch die freie Entschließung darüber vorbehalten will, ob man und wann man hinter diesem Walle seinen Platz einnehmen wird. Das nächste Streben des hiesigen Cabinetes bleibt immer, von den Pariser Stipulationen[27]) wegen der Flotte im schwarzen Meere loszukommen, ohne deshalb in Krieg zu gerathen. Ehrgeizige Absichten auf türkische Provinzen, Theilungspläne in Gemeinschaft mit Frankreich, hat der Kaiser sicherlich nicht; was darüber gesagt wird ist Correspondenten-Klatsch und englischer Nebel. Sein Wunsch in erster Linie ist Erhaltung des Friedens, und so lange S. M. in der Stimmung bleibt, wird es auch sein aufrichtiger Wille sein, das Zerfallen des türkischen Reichs zu verhüten. Sollten aber die griechischen Christen in Europa durch irgend welche Aufstände dahin gelangen, ähnlich wie die asiatischen massacrirt zu werden, so kann sich die hiesige Regirung gegen die Macht der öffentlichen Meinung des orthodoxen Rußland nicht wehren, sondern wird einschreiten. Der Kaiser aber, ich wiederhole es, wünscht ehrlich, daß es dahin nicht komme, er will die innern Fragen erledigen und dazu Ruhe haben. Ich bin hier in schwieriger Lage, um mich auf dem Laufenden zu erhalten; der Hof und Gortschakow sind in Peterhof oder im Lager bei Krasna-Selo; eine Reise dahin erfordert einen Tag, und ich kann die Geschäfte der 50 000 Unterthanen, die wir in Rußland haben, kaum bewältigen; bei den Secretären fehlt es an Sicherheit und Urtheil darin. Im vorigen Jahre gelangte ich als „Militär" bei Manövers öfter dazu, den Kaiser zu sehn; man findet aber meine Subaltern-Epauletten zu sehr gegen die Kleider-Ordnung, und ich habe keine Schritte gethan, um sie ihnen aufzudrängen. S. K. H. der Regent wollte mir Majors-Uniform geben, aber ich glaube, Manteuffel[28]) widersetzt sich dem zu entschieden. Hoffentlich kommt die Kaiserin-Mutter[29]) bald, die mir dann öfter Gelegenheit giebt, nach Hofe zu gehn. Der Hof sieht den ganzen Sommer keinen der Gesandten, wenn nicht offizielle Audienz aus irgend einem Anlaß verlangt wird. Von Berlin erhalte ich wenig Nachrichten, und die wenigen zuerst durch Gortschakow oder Thun[30]), und durch den alten Nesselrode.[31]) Existirt nicht für die höhern Behörden ein lithographirter Wochenbericht, und könnte ich den nicht durch sichre Gelegenheit alle 14 Tage erhalten? Vor etwa 14 Tagen ließ mir der Kaiser sagen, er wünsche, daß ich ihm öfter nähere Nachricht über das Befinden Sr. M. des Königs liefre; ich habe telegraphisch geb[et]en, mir

27) Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856.

28) Der Chef des Militärkabinetts Freiherr Edwin v. Manteuffel.

29) Alexandra, vorher Charlotte, geb. Prinzessin von Preußen, Witwe Kaiser Nikolaus' I., Tochter König Friedrich Wilhelms III.

30) Friedrich Graf v. Thun-Hohenstein, seit dem 18. Dezember 1859 österreichischer Gesandter in Petersburg.

31) Graf Nesselrode, russischer Kanzler, seit 1856 nicht mehr im Amte.

Digitized by Google

etwa einmal wöchentlich ein Bülletin oder einen Rapport des Flügel-Adjudanten in Abschrift zugehn zu lassen, bisher aber keine Antwort erhalten. Kann Ihre gütige Vermittlung mir solche Nachrichten vielleicht verschaffen? Mit der aufrichtigsten Verehrung verharre ich Ew: Excellenz ganz ergebenster

v. Bismarck.[32])

3.

Petersburg, $\frac{30}{18}$ November 1860.

Hochverehrter Freund

Bei meiner Anwesenheit in Berlin[33]) erlaubte ich mir für meinen hiesigen Schützling Burow ein gutes Wort einzulegen und zu bemerken, daß derselbe in seinen Bestrebungen als Correspondent mit einer gewissen Abneigung oder doch Sprödigkeit, welche ihm aus dem Schoße der Centralstelle entgegentritt, zu kämpfen zu haben glaubte. Er hat mir in dem anliegenden, nach Berlin an mich gerichteten Schreiben, welches sich mit meiner Rückkehr kreuzte, seine Gravamina näher specificirt, und lege ich Ihnen dasselbe mit der Bitte vor, einen Blick hineinzuwerfen, wenn Ihre Zeit es erlaubt. Wenn sich die ihm ungünstige Strömung nicht heben läßt, so kann ich ihm nicht in den Hafen verhelfen, den er erstrebt, und vermag er nicht auf eignen Füßen hier zu stehn, so muß er eben sein Schicksal tragen. Es thut mir leid, ihn hier [zu] verlieren, nicht, weil ich ihn für eine ungewöhnliche publicistische Capacität hielte, sondern, weil es schwer ist, hier jemand aufzutreiben, der einige Vertrautheit mit den hiesigen Zuständen erworben hat und dabei dem Preußischen Interesse zugethan bleibt. Ich bin gewiß, daß Sie gern für ihn thun, was sich thun läßt, und daß die Ungunst der Umstände eben nicht zu bewältigen ist, wenn das Ergebniß hinter unsern Wünschen zurückbleibt. In der großen Politik geschieht hier nichts äußerlich Erkennbares, und sehe ich mich auf Betrachtungen über das Thema beschränkt, daß der beste menschliche Wille wenig vermag gegen die Witterungsverhältnisse des politischen Horizontes, und gegen den Passatwind aus Westen. Aus Baden[34]) ist nicht das Vertrauen der deutschen Fürsten, aus Teplitz[35]) nicht das Wohlwollen Oestreichs, aus Coblenz[36]) nicht die Zuverlässigkeit englischer Verbindungen erwachsen, und das schließliche Ergebniß von Warschau[37]) scheint geradezu in eine Erstarkung französisch-russischer Freund-

32) Auerswalds Antwort vom 28. August 1860, s. Bismarckjahrbuch VI, 103.

33) Bismarck hatte zwecks Teilnahme an der Warschauer Monarchenzusammenkunft seinen Weg dorthin auf der Hin- und Rückreise über Berlin genommen. Auf der Hinreise weilte er vom 16. bis 20., auf der Rückreise vom 27. bis 30. Oktober in der preußischen Hauptstadt. An einem dieser Tage hat er sich demnach seines Schützlings Burow bei Auerswald angenommen, für den er sich nach dem Inhalt des Briefes Auerswalds vom 28. August bereits früher bei dem Minister verwandt hatte.

34) Zusammenkunft Napoleons III. mit dem Prinzregenten von Preußen am 16. und 17. Juni 1860, an der sich eine Anzahl deutscher Fürsten beteiligte.

35) Vgl. S. 62 unten.

36) Besuch der Königin Victoria von Großbritannien beim Prinzregenten von Preußen in Coblenz am 8. und 9. Oktober 1860.

37) Die oben bereits erwähnte Monarchenzusammenkunft in Warschau fand vom 22. bis 26. Oktober statt. Vgl. darüber Alfred Stern a. a. O., VIII, 455; IX, 80.

Digitized by Google

Bitte um Beförderung vor die rechte Schmiede lästig fallen. Der Mann schreibt allerdings einen Styl, als hätte er ihn aus dem Besen gezogen, und seine Arbeit bedarf der Feile geschmackvoller Ausglättung. Aber er weiß und erfährt hier eine Menge von Details, um die ich mich nicht kümmern kann, oder die mir in der russisch geschriebnen Presse entgehn, wie die anliegenden Uebersetzungen aus dem Kolokol[47]), einem wunderbar gut unterrichteten Blatt. Ich stelle anheim, ob die Federn des Bureaus etwas davon für unsern Gebrauch zustutzen wollen. Morgen soll hier die neue Verfassung Polens veröffentlicht werden; ich habe den Hauptinhalt gestern telegraphirt; viel zu viel für die Ruhe und viel zu wenig für die Zufriedenheit des Landes, d. h. der Agitatoren. Der Kaiser ist der falschen Ansicht, die Leute überhaupt gewinnen zu können, er verkennt die Ziele der Polen und giebt ihnen nur Waffen gegen Rußland und die Nachbarstaaten. Befriedigung kann er ihnen so wenig gewähren, wie Oestreich seinen italiänischen Unterthanen; das Ziel liegt über das Maß der äußersten für Rußland möglichen Concessionen hinaus. Daß unter den Rathgebern des Kaisers niemand sein sollte, der sich hierüber klar ist, läßt sich nicht denken. Die Russischen Liberalen halten nicht große Stücke auf den Besitz von „Congreßpolen"; sie suchen Entschädigung dafür in dem Besitz des ruthenisch-griechischen Ostens von Gallizien, im Orient, und endlich sehn sie voraus, daß der Kaiser ihnen, in Rußland, schließlich wird ebenso viel bewilligen müssen als den Polen; sie hoffen an politischen Rechten wiederzugewinnen, was sie an socialen durch die Emancipation verloren haben. Ich glaube kaum, daß der Kaiser sich über den natürlichen Verlauf der Wege, die man ihn führt, ganz klar ist; seine Führer aber werden es vermuthlich sein. Ich wirke dem aristokratisch-revolutionären Treiben in den höhern politischen Kreisen nach Kräften entgegen, und mit mir die ihnen angehörigen deutschen Staatsmänner. Zwischen den Kaiser und seine Minister zu treten, ist aber für einen Gesandten nicht thunlich, auch wenn man S. Maj. öfter sähe, als es der hiesige Brauch und die Trauer[48]) und Fastenzeit mit sich bringen. Die dänische Sache halte ich neben der polnischen für unbedeutend, letztre wird ganz andre Dimensionen annehmen, wenn nicht etwa der Kaiser in nächster Zeit das ihm, meines Erachtens fälschlich, zugeschriebne Wort wahr macht: daß er Warschau rasiren werde, wenn die Polen mit dem jetzt Gewährten nicht zufrieden sein wollten.

Die Zeit zum Schluß überrascht mich, und zu dem, was ich hinzufügen möchte, würde ich noch mehr dieser kleinen Bogen[49]) gebrauchen; auch sollte ich heut, wo ich 46 Jahr alt werde (Sie sehn, ich bin in diese Welt April geschickt[50])), so vernünftig geworden sein, daß ich nicht über Dinge rede, über die meine Meinung nicht verlangt wird. Leben Sie also wohl, verehrter Freund, und bewahren Sie mir wie bisher Ihr Wohlwollen. In aufrichtiger Verehrung der Ihrige

v. Bismarck.

47) Kolokol (Glocke), damals in London erscheinendes Organ des russischen Revolutionärs Alexander Herzen.

48) Um die am 1. November 1860 verstorbene Mutter des Zaren.

49) Der Brief ist auf 5 Seiten von 2 schwarzberänderten Oktavbogen geschrieben.

50) So steht da; die Buchstaben „se" in „diese" sind von B. nachträglich eingefügt.

Digitized by Google

Vom Grundwillen der expressionistischen Literatur

Von

Conrad Wandrey

(Rede, gehalten am 7. Februar 1926 in München)

I.

Das neunzehnte Jahrhundert läuft, seinen Grundtendenzen nach, literarisch im Naturalismus aus. Schon der Name besagt, daß es sich um das Zeitalter handelt, in dem die Naturwissenschaft ihre höchsten Trümpfe ausspielt. Die Naturgesetze gelten alles, Menschliches, Geistiges nur, insofern es naturwissenschaftlich und naturgesetzlich sich bestimmen läßt. Den Menschen erklärt Taine und nach ihm Zola aus Vererbung und Einfluß von Umwelt und Zeit; den Geist möchten die Monisten, Haeckel und Oswald, am liebsten aus den anatomisch nachweisbaren Windungen des Gehirns erklären; die Wissenschaft von der Seele, die Psychologie, beschränkt sich auf die Erkundung der Seelenmechanik, sie stellt fest, wie etwas funktioniert, vom Was redet sie nicht Diese materialistisch gesinnte Zeit — materialistisch, weil sie Geist und Seele, in denen wir das eigentlich Spontane und Schöpferische menschlichen Wirkens zu sehen haben, auf die Ebene des Materiellen, des Stofflichen herabzieht, um ihrer wissenschaftlich habhaft zu werden —, diese antimetaphysisch gerichtete Zeit ist charakterisiert durch eine tiefste Verknechtung des Menschen und seiner Würde in eherne Zwänge, die jedes Aufbäumens gegen ihre automatisch verlaufende Gesetzlichkeit zu spotten scheinen. Ich führe Ihnen als Beispiele zwei Meisterwerke dieser Epoche an: „Die Weber" Gerhardt Hauptmanns von 1892 und „Die Buddenbrooks" von Thomas Mann, erschienen 1911.

Der schlesische Weberaufstand von 1844, dem Dichter durch Erzählungen seines eignen Großvaters vertraut, der selbst noch ein armer Weber gewesen war, wird zum Gleichnis einer solchen Welt, in der lebendige Menschen zu mechanisch arbeitenden Kreaturen herabgewürdigt sind und in der doch ein Aufstand — hier der Aufstand des verzweifelten Webervolkes gegen die Fabrikherren — sinnlos und umsonst ist. Hauptmann hat es mit hoher Objektivität so gestaltet, daß die Fabrikbesitzer nicht etwa hartherzige Ausbeuter sind, im Gegenteil: auch sie fühlen sich keineswegs wohl in ihrer Haut, auch sie sind Knechte, des Marktpreises und ihres Betriebes, der aus sich heraus läuft wie er will und nicht wie die Menschen wollen. Es ist das Siegel auf diese versklavte, dem seelenlosen Zwang ausgelieferte Welt, wenn den alten frommen Hilse, den einzigen Weber, der vom Aufstand sich fernhält, im letzten Akt die durchs Fenster verirrte Kugel eines Soldaten trifft. Denn der Aufstand der Menschenwürde gegen die blinde Macht der Zustände wird durch Waffengewalt unterdrückt.

Digitized by Google

Thomas Manns Buddenbrooks: der Roman vom Verfall einer Familie, undenkbar ohne Darwins Lehre von der Entwicklung und dem Verfall der Arten, undenkbar also ohne naturwissenschaftlichen Geist und Glauben. Vier Generationen einer Kaufmannsfamilie werden durch Aufstieg, Glanz und Niedergang hineingestellt in die feste Gesetzlichkeit bürgerlicher Tradition, in der alles Tun und Lassen streng geregelt und vorgeschrieben ist: die ererbte Firma der Ehrenschild, die Familienchronik die Glaubensbibel dieser Menschen, deren Leben nicht minder zwangsmäßig verläuft als das der armen Weber Hauptmanns. Wer sich auflehnt geht zugrunde, muß zugrunde gehen, soll zugrunde gehen. Denn der Mensch ist nicht frei.

Ich lernte vor ein paar Jahren einen jungen Mann Ende der Zwanzig kennen, der heil an Leib und Seele durch den Krieg gegangen war und eine führende Stelle in der Jugendbewegung einnahm. Wir kamen, von literarischen Dingen sprechend, auch auf die Buddenbrooks, und ich meinte, die wenigstens würde mein Partner, der vom bürgerlichen Zeitalter so gut wie gar nichts mehr wissen wollte, doch gelten lassen. Aber ich bekam ungefähr folgendes zu hören: „Die Buddenbrooks? Zweifellos ist dieser Roman ein Meisterwerk. Aber ich kann trotzdem nichts damit anfangen. Furchtbar wirkt auf mich dieses vollkommen bewußte Abschneiden der Lebenslinien nach außen hin. Wenn es auch nicht direkt gesagt wird, so wird es doch als rechte Menschenart hingestellt, daß hier alles mit Anstand zugrunde geht. Die Toni darf den Morten nicht heiraten, der Senator Thomas kein freieres Geschäft wagen, Christian muß ein Trottel bleiben und Hanno das Leben von vornherein in sich ersticken. Das ist gewiß alles wunderbar künstlerische, man möchte fast sagen raffinierte Absicht, aber man wartet und wartet, daß in diese Scheinwelt und diesen Spuk menschlicher Larven nun endlich die wirkliche und wahre Welt hereinbreche und diese tote Lebensmechanik über den Haufen werfe. Ich gestehe, mir kommt solcher Naturalismus gespensterhaft vor."

Hier haben Sie die neue Position. Der Mensch will und soll die Mechanismen sprengen, die wie eine Zwangsjacke um seine Bewegungsfreiheit sich gelegt haben, er soll wieder lernen, „aus dem Zentrum der Natur heraus" zu handeln, das „Menschen im Herzen" ist. Die alte Welt fronte zwei Götzen: der Natur, einer blind nach allgemeinen Gesetzen ablaufenden Natur; und der Wissenschaft, einer lediglich zählenden, rechnenden, wägenden Wissenschaft. Man dämmerte schicksalslos und gottlos dahin, betäubte sich mit Arbeit, um die Frage zu ersticken, die manchmal aufbegehrte: ob denn nicht alle Arbeit dort vertan sei, wo nur noch die Maschine und das Geld regiert? — Aber der Mensch soll nicht länger Rädchen und Schraube sein im sinnlos ratternden modernen Betrieb. Fort darum mit der wesenlosen Welt der Bezüge, fort mit der naturwissenschaftlichen Milieutheorie. Der Mensch soll wieder spontan werden, soll wieder ein Anfang sein, nachdem er ein Ende gewesen war bei Thomas Mann und bei Hofmannsthal, der „ganzer Geschlechter Müdigkeit nicht abtun konnte von seinen Lidern". Weg mit der Psychologie, denn sie ist unfruchtbare Deskription und lähmt die Tatkraft, die immer unbedenklich ist und das Herumspüren in der eignen Seele haßt. Fort vor allem mit dem Fortschritt, dem Glauben an die geradlinige Entwicklung nach aufwärts, diesem greulichsten Aberglauben des neunzehnten Jahrhunderts.

Oh! über den „rüstigen Fortschritt vom Mantelgeschoß bis zur Lyddit-Granate! .. Ich weiß, daß das Anhäufen von Massen nie die Motive dieses Anhäufens ändert, daß aus Quantitäten durch Addition nie Qualitäten werden, sondern nur unsre Zivilisation fortschreitet —", im Gegensatz zur Kultur, meint Gottfried Benn.

II.

Es ist klar, was die junge Generation will, und ich hoffe, die Berechtigung dieses Strebens leuchtet Ihnen unmittelbar ein, wenn auch mit Vorbehalten, die ich vielleicht zu teilen bereit bin. Denn alle geschichtliche Erfahrung spricht dagegen, daß eine alte

Digitized by Google

Welt von heute auf morgen sich radikal zerstören und eine so morgenlich neue an ihre Stelle sich setzen ließe, daß sie mit der gestrigen keine Faser mehr gemeinsam haben sollte. Auch ist aller Radikalismus in Gefahr, das Wünschenswerte mit dem Möglichen zu verwechseln, den bloßen Willen für zulänglich zu halten, wo nur ein starkes und ungebrochenes Sein helfen und heilen kann. Man verrennt sich in Theorien, in Einseitigkeiten, erschöpft sich in Experimenten, wo in Wirklichkeit und auf die Dauer nur mit der instinktsicheren Eindeutigkeit natürlichen Wuchses etwas getan ist.

Werfen wir einen Blick auf die beiden literarischen Persönlichkeiten, welche die moderne Bewegung einleiten, auf Frank Wedekind und Strindberg, in denen die Problematik des Expressionismus sich vorweg nimmt. Beide waren tief unbürgerliche Menschen. Wenn Wedekind sein ganzes Leben lang angefeindet und mißverstanden wurde; wenn man seine Stücke in einem falschen Stil, naturalistisch und psychologisierend, zur Darstellung brachte; wenn Wedekind dann selbst auf die Bühne stieg, ohne die Sache sehr viel besser zu machen: so liegt die Erklärung dafür in dem Umstand, daß Wedekind sich selbst so wenig zu deuten vermochte, wie die Zeit ihn. Er war, mit einem Wort, der erste deutsche Expressionist, ganz auf Ausdruck, auf Ausleben einer immanenten Vitalität gestellt mitten unter Künstlern, die noch impressionistisch gesinnt waren, das heißt: auf den Eindruck gestellt, auf das, was dem Menschen von außen zustößt und als Umwelt ihn bedingt, so wie die Weber und die vier Generationen der Buddenbrooks von außen, durchs Milieu bedingt waren. Die Menschen der Dramen Wedekinds wollen das Gefüge dieser erstarrten und vertrockneten Welt sprengen, sprengen durch ihre Vitalität, die für Wedekind fast stets mit dem Liebestrieb zusammenfällt. Nun ist die Liebe freilich eine ursprüngliche und schöpferische Macht, sie ist als menschliches Phänomen Natur und Geist in einem. Für Wedekind aber bleibt es bezeichnend, daß er, ähnlich wie Sigmund Freud mit seiner Psychonanalyse, die in der Literatur des Expressionismus von ebenso großem wie verhängnisvollem Einfluß werden sollte, im Liebesphänomen fast nur die Sexualkomponente den Ton angeben läßt. Der Mensch, der bei ihm wieder Natur werden soll, ist fast nur noch Trieb. Daher die Unruhe und Unerlöstheit, die Ungeistigkeit der Wedekindschen Gestalten und Wedekinds selbst. Daher der Frost, der in „Frühlings Erwachen" auf die jungen Menschenblüten Moritz Stiefel und Wendla Bergmann fällt; daher die Gestalt der Lulu in dem Doppeldrama „Erdgeist" und „Büchse der Pandora". Was infernalisch und tierisch ist am Menschenwesen symbolisiert sich in Lulu, der „unbeseelten Kreatur", dem „süßen Tier", das Unheil stiftet, verführt, mordet ohne Gewissensbisse, ohne zu wissen, was Seele und Gewissen eigentlich ist, und das schließlich selbst unter dem Messer von Jack, dem Aufschlitzer, fällt. — Zweifellos, das alles gibt es, das alles ist (wenn auch dichterisch komprimierte) Wirklichkeit, um die nur die ängstliche Scheu von Menschen sich herumdrücken wird, die nach Wedekinds Klassifizierung ete-petete sind. Aber daß Wedekind von dieser Teilwirklichkeit des überwiegend Sexuellen aus an eine Erneuerung der Welt glauben konnte, daß er die Wirklichkeit des Geistes und der Seele nicht sah oder erst zu spät und zu spärlich Wort haben wollte, dies ist es, was den ehrlichen und starken Kämpfer zu einem bloßen Vorläufer neuen Menschentums macht.

Ähnlich verhält es sich mit Strindberg. Der nachnaturalistische Verfasser der Damaskustrilogie, der Jahresfestspiele, des Traumspiels, der Kammerspiele ist schlechthin der dramatische Anreger des Geschlechtes von 1910 bis 1920. Er ist die umfassendste, mächtigste und erschütterndste Verkörperung des traditionsfremden, entwurzelten, heimatsflüchtigen Menschen um die Jahrhundertwende. Er hat alles versucht und alles verworfen; die Relativität der Werte, die Fragwürdigkeit jedes Erlebens hat ihn knapp am Irrenhaus vorbeigeführt. Man darf Strindberg als den literarischen Sündenbock jenes chaotischen Getriebes menschlicher Wirrnis und Verranntheit bezeichnen, das in Weltkrieg und Revolution ausbrach, nachdem die trügerische Hülle eines äußeren

Digitized by Google

Glanzes gefallen war. Ein Geist, der jedem Wissen Raum gab, ohne je zur Weisheit zu kommen; eine Seele, die Gott suchte, ohne ihn je zu finden; ein Liebesbedürftiger, der nach Gemeinschaft dürstete, ohne je seiner schicksalhaften Vereinzelung entrinnen zu können; ein Fanatiker der Ordnung, der über das Experimentieren mit Standpunkten nie hinauskam.

Strindbergs dämonische Erscheinung ist das eindringlichste Beispiel dafür, daß niemals aus dem bloßen Willen heraus eine Welt sich wandeln läßt, wenn es am festgegründeten Sein mangelt. Und von Substanz hatte Strindberg nicht die Spur. Die Welt als Chaos, als Sinnlosigkeit ist Werk geworden in seinem dreiteiligen Damaskusdrama, eine Passion nicht in Akten, sondern in Stationen, wobei die erste in die letzte, siebzehnte zurückleitet und der Held, der Unbekannte, Strindberg selbst, im Kreise herumgeführt wird. Alle Bindungen sind gelöst, die Menschen, die auftreten, nicht viel mehr als Schatten und Gespenster, Gut und Böse fließen ineinander, auch das Wissen und der Geist trügt. Man kann alles sagen und alles beweisen — lautet die schwermütig resignierte Einsicht des Müden, der schließlich im Kloster Zuflucht sucht mit den Worten: „Komm, Priester, ehe ich meinen Sinn ändre."

Keiner der deutschen dramatischen Folger hat nur entfernt an Strindberg herangereicht (übrigens auch an Wedekind nicht), weder was die leidenschaftliche Verzehrtheit seines fruchtlosen Suchens, die Unbedingtheit seines Willens, noch was seine Produktivität und vor allem nicht, was seine Persönlichkeit anlangt. Strindberg hatte Format. Das vergißt man heut leicht, wo die Mode, die des Dichters sich bemächtigte, vorüber ist.

III.

Das deutsche Drama des Expressionismus läßt die charakteristischen Zeittendenzen besonders stark hervortreten, stärker als das lyrische Gedicht und der Roman, die als literarische Formen dem neuen Willen noch eher zugänglich waren. Man gibt nicht mehr Darstellung, sondern Diskussion, man bildet nicht, sondern redet, man individualisiert nicht (was letzten Endes alle Kunst muß, weil sie geformtes Leben ist), sondern man verallgemeinert, man mißachtet die Form geradezu und liebt das Chaos. Die Bühne wird zur Tribüne, auf ihr steht einsam der monologisierende Dichter mit der Gebärde des Agitators, des Politikers, des Propheten, des Heiligen. Bezeichnend sind die Untertitel dieser Stücke: „eine dramatische Sendung", „ein Menschenuntergang", „ein ekstatisches Szenarium"; lyrische, musikalische, didaktische Titel, die von vornherein auf das eigentlich Dramatische verzichten. Denn Drama ist Handlung, Kampf zwischen Menschen und Gegnern. Es gehören immer mehrere dazu. Das expressionistische Drama aber hat nur einen Helden, einen Schauspieler, eben den einsamen Dichter, der seinen Willen, seine Seele, seinen Geist in die Unendlichkeit und das Chaos hinausschreit. Der leere Raum aber ist kein Gegner, der sich stellt, und so verflutet der Schrei und bleibt ungehört .. Das Drama als entwickelte Kunstform braucht Charaktere. Gerade Charaktere aber wollen diese Dichter nicht, Charaktere sind ihnen mit dem Makel des Erstarrten und Verkrusteten behaftet; sie wollen zum Kern vordringen. Paul Kornfeld erklärt: „Der Charakter ist allzu irdisch, die Seele aber ist des Himmels." So verbleiben denn auch die auftretenden Personen, wie in Strindbergs Traumspiel und Nach Damaskus, im Anonymen. Es treten auf: Der Mann, Die Frau, Der Sohn, Die Mutter usw. — Die empirische Außenwelt, sowohl die szenische wie die menschliche Umwelt, ist zum Schemen degradiert, denn man haßt sie ja als den leidigen Zwang von gestern, als das, was impressionistisch den Menschen belastet und an der spontanen Entfaltung seiner Seele, seines Geistes hindert. Daher die Stilisierung der Szene, die Beschränkung der Ausstattung auf ein Minimum von Andeutungen; daher das Skizzenhafte und Karikierte der Nebenpersonen im Stück: sie leben nicht aus sich heraus, sondern so wie der lyrisch-

Digitized by Google

monologisierende Held sie sieht, meist sind sie nur eine Ausgeburt seines Hasses und seiner Traumsucht . . .

Doch es wäre einseitig und träfe nur die halbe Wahrheit, wenn man diese Dramatik lediglich als eine Reaktionserscheinung auf die Greuel des Weltkriegs und als den Schrittmacher der Revolution anspräche. Wedekind und Strindberg nicht nur liegen mit ihrem Werk vor dem Ausbruch der Katastrophe, auch die beiden menschlich reinsten und ehrlichsten Dramen der jungen Gefolgschaft sind nur die seismographischen Zeugnisse des zeitlichen Fernbebens: 1912 „Der Bettler" von Reinhard Johannes Sorge, 1913 „Die Verführung" von Paul Kornfeld. Sorge nimmt in der expressionistischen Bewegung eine ähnliche Stellung ein, wie Novalis in der Frühromantik. Ein ungewöhnlich begabter Mensch, dabei grunddeutsch, kindlich und innig, eine der lautersten Jünglingsgestalten unsrer Literaturgeschichte. Er schrieb den Bettler mit 21 Jahren und fiel fünfundzwanzigjährig als Fliegeroffizier. Ein glühender Rufer und Sucher. Aber gefunden hat er nur für sich und für manche, gewiß nicht für alle und für die Zeit. Es ist erschütternd zu sehen, wie der Verfasser des Bettlers plötzlich zusammenbricht und im Konvertitentum sich bescheidet. Die ganze Last der Gegenwart verantwortlich zu tragen, dafür waren diese Schultern offenbar zu schmal... Kornfeld, der Autor der Verführung, ist drei Jahre älter... Den mögen Sie lesen, um zu erleben, was diesen jungen Menschen die Seele bedeuten konnte. Hier sagt es einer nicht nur, sondern glaubt wirklich und reinen Eifers daran, daß man nur durch Innerlichkeit, nur durch seelische Intensität eine alte Welt aus den Angeln heben und eine bessere an ihren Platz setzen könne... Und so wird stets von diesen Dichtern irgendein Extrem als das Wünschenswerte und eigentlich Menschliche empfunden. Jeder verfängt sich auf der Suche nach dem Lebendigen, dem Wesentlichen, dem Kern, in ein Teilhaftes. Sorge in ausschließend katholische Geistigkeit, Kornfeld in ein radikales Seelentum. Und ähnlich legt sich Georg Kaiser auf die Dialektik des Denkens fest.

Auch Kaiser will die Erneuerung des Menschen und der Welt, aber er meint, daß sie von Entschließungen des Geistes abhängig sei oder doch abhängig gemacht werden könne. Man braucht an seiner Ehrlichkeit nicht zu zweifeln, selbst nach jener peinlichen Skandalgeschichte nicht, die diesen sehr fruchtbaren Verfasser einiger Dutzende von Bühnenwerken ins Gefängnis brachte, aber soviel ist richtig: Kaiser unterschätzt das Blut. Er weiß und will nichts davon wissen, daß alles Große, was von Menschen kam und als Geschichte geschah, immer aus Tiefen stieg und von Mächten bedingt blieb, die dunkler, irrationaler, unberechenbarer sind als jene dünne und durchsichtige Sphäre des Intellekts, den Kaiser aus einer rassenmäßigen Befangenheit heraus mit dem Geiste verwechselt und als Weltregenten einsetzen möchte. Die Welt besteht aber gottlob nicht aus Intellekt, und wie weltfremd Kaiser im Grunde ist, das zeigte ja seine bedauernswerte Straffache.

In Kaisers bedeutendstem Stück, den „Bürgern von Calais", ist die dialektische Diskussion auf den Gegensatz von Schwert- und Geistesadel gestellt. Dort die alte Zeit, im Hauptmann des Königs von Frankreich verkörpert, der lieber in Ehren untergehn, lieber den Hafen von Calais ins Meer stürzen als den Belagerern sich schmählich ausliefern will, hier die neue Denkweise, vertreten durch Eustache de Saint-Pierre, dem es vielmehr ehrlos und feige dünkt, ein Werk, das Mühe und Stolz von Generationen ist, an die Vorurteile einer Blut- und Standesmoral preiszugeben. In diesem Stück setzt Kaisers intellektuelles Ethos sich durch, später, in dem Drama „Von Morgens bis Mitternachts" und in dem zweiteiligen Werke „Gas" sind ihm dann doch Zweifel aufgestiegen. Er sieht, daß man mit bloßem Willen, bloßer Gescheitheit und dialektischem Anprall sehr wenig ausrichtet gegen die höchst ungeistigen und brutalen, aber jedenfalls sehr wirklichen und wirkenden Mächte von Kapital und Maschine. Das spricht für Kaisers Klugheit, aber auch für seine Ehrlichkeit.

Digitized by Google

Schließlich als letztes Beispiel aus der Reihe der Dramatiker: Carl Sternheim. Ebenfalls ganz auf den Intellekt gestellt, aber künstlerisch zulänglicher, wenn auch menschlich minderwertiger als Kaiser. Seine frühen Novellen (Napoleon, Busekow, Schuhlin) und Dramen (Die Hose, Bürger Schippel), in denen das stoffliche Schwergewicht der virtuosen Mache noch die Wage hält, werden sich ein wenig länger halten als Kaisers luftige Improvisationen, aber er hat es als Satiriker auch leichter gehabt, er konnte sich auf die Negation beschränken, wo jener moralistisch auf Abhilfe und Besserung aus war. Sternheim ist der Entlarver und Karikaturist des Bürgertums, wie er meint; des Spießbürgertums und der großstädtischen Bourgeoisie, wie wir einschränkend sagen wollen. Er hat mit ätzendem Spott jene Sorte von Menschen angeprangert, die hinter der Maske des einfältigen Biedermanns nichts als ein ungeordnetes Bündel niedriger Triebe verstecken; die schöngeistig ausschwärmen und doch nur halbgebildet sind, von Humanität schwätzen und im übrigen auf ihrem Geldbeutel sitzen bleiben. Das ist ein objektives Verdienst, und man soll hier ruhig jene typische Berliner Schnoddrigkeit in Kauf nehmen, ohne die Sternheim nicht zu denken wäre, die in ihm vielmehr, noch über Alfred Kerr hinaus, ihren wirksamsten literarischen Vertreter gefunden hat. Wenn aber dieser fashionable Bürgerschreck, der von Eitelkeit und Selbstüberhebung nur so strotzt, dann über Goethe gerät und einen behaglichen Philister aus ihm machen möchte; wenn er, der reiche Bankiersohn, sich einen Plebejer nennt, um nur ja auf zeitgemäße Art literarisch in Form zu sein, so kann man solches windige Geschwätz gar nicht genug verachten. Sternheim predigt gegen den Bourgeois und steckt selbst bis über die Ohren im bourgeoisen Milieu. Das ist snobbistisch, das ist vor allem nicht reinlich. Zum lauteren Menschentum der Sorge und Kornfeld fehlt da viel.

IV.

Was den Roman und die Novelle anlangt, so möge ein kurzer Blick auf den charakteristischen Vertreter der expressionistischen Richtung genügen. In Kasimir Edschmids Werken wird die Welt im rasenden Tempo eines Filmstreifens abgekurbelt. Wirkliches Leben, das ist hier: Tempo; und Tempo, das ist heute zumeist: Technik und Sport. Der Ingenieur, der Muskelfex, der Allerweltsvagabund wird angelegentlich als Heilmittel für europäische und deutsche Geistesnöte anempfohlen. Edschmidt rast, freilich nur in der Phantasie, als ein gepeitschter Abenteurer durch die Kontinente, auf der Flucht vor was, vor wem? Ob ihm auch selbst nur geholfen ist mit seinem extremen Massenkonsum aller erdenklichen äußeren Sensationen?

Das beliebteste lyrische Talent dieser Generation, Franz Werfel, gibt den Gegenpol. Die Welt der Erscheinung hat kargen Zugang zum Seelentum dieses Dichters. Aber er spürt die Gefahr aller bloßen Innerlichkeit, er fühlt, daß die Seele das eigentliche Prinzip der Individuation ist, er sieht, was Sorge und Kornfeld nicht sahen, nämlich, daß jede Welterneuerung, jeder Menschenwandel mit dem Du, mit dem Mitmenschen rechnen muß, und daß man mit bloßer Seele als dem einsamsten Eigen nie ganz zum andren Menschen kommt, es sei denn in der körper- und weltlosen Sphäre der Mystik, der Liebesvereinigung oder der Musik. Werfel aber betont gerade die Gemeinschaft. „Wir sind", unterstreicht der Titel eines seiner Gedichtbücher. Wie aber kommt man vom Ich zum Wir? Werfel glaubt mit aller Jugend von heute den „Sterbeschrei des Individualismus" zu hören. Aber hat er über den Willen hinaus auch einen Weg zur Hingabe gefunden? Was bietet die umfänglichste seiner lyrischen Sammlungen, „Gerichtstag", als Lösung an? Hier fordert der Dichter sich selbst als Dichter vor die Schranken. Gemeinschaft scheint nur möglich durch Aufgehen in einer vagen Unendlichkeit, nicht durch Vereinigung der einzelnen Menschen zum Bund und Staat, sondern durch ihre Zerlösung im All. Wenn Vereinzelung Begrenzung ist, Begrenzung aber das eigentlich Böse, dann muß auch das Wort, das form- und sinnhaltige, dem Chaos abgerungene

Digitized by Google

Dichterwort böse sein. Und so kommt Werfel dazu, das Wort zu verurteilen und sich mit ihm. „Ach, es ist nicht gut, zu sagen, Denn wer sagt, versagt." Wenn der Mensch im Wort das Siegel seiner Würde besitzt, im Gegensatz zur gesamten übrigen Schöpfung, die sich wohl bekunden aber nicht aussagen kann, dann ist diese Würde und der Mensch an sich ein Mißverständnis und eine Verlegenheit. Und es müßte folgerichtig der Sinn der Weltwende, das Ziel menschlicher Erneuerung sein, daß der Mensch sich seines wesentlichen Lebens zu begeben hat. Es wäre also die heimliche Parole aller derer, die den Menschen aus der Knechtschaft der Mechanismen befreien wollten, nicht das Leben, sondern — der Tod?

Ich habe Sie mit vollem Bedacht bis zu dieser Konsequenz, dieser absurden Schlußfolgerung geführt, weil sie ganz deutlich macht, wo der entscheidende Irrtum der expressionistischen Bewegung zu suchen ist. Er liegt darin, daß sie das Gesamtmenschliche, den Menschen als Gestalt außer acht ließ. Und deshalb sind ihre Lösungen des Lebensproblems bloße Teillösungen geblieben. Der Mensch, zwischen Erde und Firmament gestellt, ist seiner Idee nach weder bloße Natur noch bloßer Geist, sondern er ist die Fuge aus beiden. Sie kann sehr verschieden klingen und hat in den größten Genien sich immer neu zusammengespielt, sei es nun ein Platon oder Cäsar, ein Napoleon oder Goethe gewesen. Aber wer nach einer von beiden Seiten abirrt, der fehlt gegen die Idee, die er zu verkörpern hat, zu verkörpern — in diesem Wort liegt es eben. Die Verächter des irdischen Teiles ihres Wesens irren nicht minder als die Verächter des Geistes, die Lobredner des medizinischen Normalmenschen, der da prangt voll Muskeln und Einfalt. Selbst wenn ganze Zeitalter nach der einen oder anderen Seite ausbiegen und selbst wenn man die historische Notwendigkeit dieser Ausflucht zugibt, eine Norm des Richtigen muß trotzdem geglaubt werden, oder die Weltgeschichte wäre ein blindes Treiben und alle menschliche Bemühung ein blinder Wahn. Diese Norm kann aber nur der beseelte Leib oder der verleibte Geist sein, denn um eine höhere wissen wenigstens wir abendländischen Menschen nicht. Auch Christus konnte als Gott Europa beherrschen nur, weil er Menschengestalt annahm und als Mensch, seinen Erdenweg lang, unter uns weilte.

Wenn also die junge Generation sich in eine Weltwende hineingestellt sah, wo ausgeleerte Formen zusammenbrachen und morsche Werte bleichten, so tat sie wohl gut daran, wieder nach dem Lebendigen zu suchen, aber sie irrte darin, daß sie vermeinte, dieses Lebendigen außerhalb jeder Form habhaft werden zu können, sie frevelte damit, daß sie die Menschenform, den Menschen als Gestalt vollends zerbrach, daß sie teilhafte Vermögen aus dem Menschenganzen herauszerrte und als das eigentlich Lebendige ansprach. So irrte Wedekind mit seiner einseitigen Betonung der Triebkomponente im menschlichen Liebesleben, Kornfeld mit seiner Reduktion des Menschenwesens auf die Seele, so irrt Kaiser, in dem sich der Intellekt emanzipiert, und so irren alle anderen, Genannte und Ungenannte. Ihr Suchen ist richtig, ihr Finden ist falsch. Zum Wesenskern vordringen wollen, das ist gewiß ein löbliches Streben, aber wie das Samenkorn die ganze Pflanze enthält, Wurzel und Blatt, Blüte und Frucht, so ist im Menschenkern alles miteinander, was im wesenhaften Menschen dann als ein vielfaches Ganzes sich auseinanderfaltet: Körper und Seele, Fleisch und Geist; und nur wer diese Einheit darlebt als Mensch, oder darstellt als Künstler, nur ein solcher kann dort helfen und Vorbild sein, wo diese Einheit sich zersetzt hatte, wie in der guten alten Zeit des Materialismus und Naturalismus, die dem Stofflichen und Intellektuellen frönte auf Kosten des Geistes und der Seele.

V.

Die expressionistische Bewegung hat im wesentlichen versagt. Es bleibt zu fragen, ob nicht der eine oder andre, der in ihren Strudel geriet, sich wieder aufs Feste gerettet

Digitized by Google

hat, und ob es nicht Expressionisten gab, die mehr waren als das, die aus einem volleren Menschentume heraus gedichtet haben. Und schließlich ist ja schon wieder eine neue Generation auf dem Plan (es brauchen nicht immer den Jahren nach die jüngsten zu sein; das Lebensgefühl und die geistige Haltung entscheidet), für die der revolutionäre Ansturm der programmatischen Ausdrucksliteratur bereits zum Gestern gehört. Wie steht es um diese Dichter?

Was die Überwindung des expressionistischen Überschwanges angeht, so wäre Hanns Johst zu nennen, der jugendlich an ihm teil hatte, aber nun ernsthaft nach männlicher Begrenzung und Form ringt. Sein dramatisches Schaffen entbehrt immer noch eines gewissen natürlichen Schwergewichtes und oft scheint Johst diesen gefühlten Mangel durch eine zu absichtliche Originalität in Erfindung und Sprachgebung ausgleichen zu wollen. Aber er ist auf dem rechten Weg. Johst weiß wieder, daß „die Persönlichkeit die Summe aller lebendigen Gegenwart ist"; daß „die Expressionisten vor lauter theoretischer Fundierung, vor lauter Anderswollen, vor lauter philosophischer Kasuistik nicht zur Einfalt natürlichen Wuchses kamen". Er hat erkannt, daß „das Leben sich nicht mit dem Gehirne vergewaltigen läßt". Das sind sehr wertvolle Einsichten, keineswegs neu, aber die Expressionisten meinten über sie hinweg zu sein. Johst weiß auch wieder, was es mit der Sprache und dem Wort auf sich hat, über die der Mystiker Werfel Gerichtstag hielt. Er strebt nach Begrenzung durch Sprache, die ihm nicht Mittel und Material ist, sondern „mütterlicher Urgrund und gleichermaßen himmlisches Gewölbe", also recht eigentlich Siegel und Abbild des Menschen. Sprache kann aber immer nur Sprache eines Landes und eines Volkes sein, und so schließt Johst sich die alte Wahrheit auf, daß „ohne die Liebe zu Land und Volk alles Menschtum Mangel an Körper und Kraft ist". Auch dieses Wort gehört in die Ohren der Expressionisten, die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unseren vielgeschäftigen Zivilisationsliteraten zum Verwechseln ähnlich sahen.

Fritz von Unruh. Der ist nun leider unter die Weltjournalisten gegangen. Leider. Denn seine stärksten Werke, das Drama „Ein Geschlecht" und das Kriegstagebuch „Opfergang" können Ihnen zeigen, was es mit dem echten Dichterwort auf sich hat. Unruhs Sprache ist hier nie losgelöster Geist oder reine Seele, nie nüchterner Wille oder kahler Intellekt, sie kam aus einer tieferen deutschen Schicht herauf, war gespeist von unverbrauchten volkhaften Kräften. Nur eben hat Unruh den Verpflichtungen, die ein solcher Besitz dem Eigner aufbürdet, sich nicht gewachsen gezeigt, er hat die geistige Gesellschaft jener Prediger entschlossener Humanität vorgezogen, um deren persönliche Würde es nachgerade windig genug bestellt ist.

Mit Liebe und Verehrung nenne ich den Namen: Ernst Barlach. Dieser Dichter, den wie die wuchtigen Menschen seiner Holzschnitte und Plastiken noch die Kräfte der heimatlichen Scholle beschweren, bei dem jedes Werk noch eine bluthafte Geburt ist und nicht nur ein Kunststück, strebt doch inbrünstig auf in das Reich der Himmel. Unter den vielen Konjunkturjägern und Modeschwächlingen, die heute den Namen Gottes unnützlich im Munde führen, ein wahrhaft Befugter, dessen erschütterndes Ringen mit dem Ewigen schwere und köstliche Frucht trägt. Barlach hat in seinen begnadetsten Augenblicken Visionen von mythischer Größe, die bei diesem schwerfällig tastenden, oft nur dunkel stammelnden Seher nie ein leichtes und unverbindliches Spiel der Phantasie, sondern geheimnisvoll offenbare Schau sind aus den schicksalhaften Tiefen eines Volkstums herauf, das Wirklichste also, was es gibt. Freilich, mythische Bilder für diese Zeit finden heißt einer Wirklichkeit ins Auge sehen, deren Furchtbarkeit nicht jeder gewachsen ist. Barlachs „Findling", die nächtigste, aber auch mächtigste Dichtung, die unmittelbar aus dem Geschehen des Weltkriegs und den noch trüberen Jahren der Folgezeit erwachsen ist, beschwört in Sprachstil und Vorgängen völlig originell dieses moralische Chaos und überwindet es durch Formung. Hier ist ein Berufener am Werk, der

Digitized by Google

wieder aus der Einheit von Leib und Geist heraus dichtet, dessen Werk darum auch mit dem Tag und der Stunde nicht schwinden wird.

Ein solcher Berufener ist auch Kolbenheyer, der tiefsinnige und glutvolle Schöpfer jener unlängst abgeschlossenen Parazelsus-Trilogie in Romanform, die davon Zeugnis ablegt, daß einer scheinbar in ferne Vergangenheit flüchten und doch ein lebendig Gegenwärtiger bleiben kann. Von Heute sein — das sollte für den Schaffenden ja niemals heißen: an der Oberfläche des Zeitenstromes von schnellen und augenblicklichen Wirbeln sich dahin und dorthin treiben lassen, wie der Wind eben geht, sondern: das eingeborene Wesen und Schicksal als Mensch der Gegenwart zu symbolischer Gestaltung bringen. In Kolbenheyers männlichem, trotz der ungewöhnlichen geistigen und seelischen Ausmaße jeder theoretischen Verstiegenheit, jedem unfruchtbaren Ausschwärmen abholden Werke wird die Gestalt des herb in sich gekehrten, den Elementen wie den Gestirnen gleicherweise vertrauten Heilmeisters durch die schwere Wirrsal einer ungefügen und chaotisch aufgewühlten Zeit hindurchgeleitet. Dieser Parazelsus, seltsam fremd und abseitig unter den blind geschäftigen Zeitgenossen der Heimat und Fremde, die ihn brauchen und scheuen zugleich; verfemt von den Schulen, aufgetan und verständlich mit dem Tiefsten und Frömmsten seiner Natur nur für die wenigen, die der Glücksfall oder geheime Vorsehung ihn finden läßt und die sein lebendiges Wort weitertragen; ein Mächtiger, wenn er zur Rede und Feder greift, der aber mehr noch das Schweigen liebt und vor allem ein nimmermüder Täter ist: man begreift und nimmt es als gute Kunde, daß der Dichter dieses „ecce ingenium teutonicum" einen immer stärker anwachsenden Nachhall findet bei der wahrhaft edlen und besten Jugend unsrer nachexpressionistischen Tage. Kolbenheyers Werk hat wieder die deutsche Gebärde und den deutschen Menschen weithin sichtbar gemacht. Sein Erfolg zeigt an, daß deutsches Wesen wieder langsam und mißverständlich vielleicht, unangekränkelt aber in seinem Kern durch feindseligen Widerspruch von außen und durch voreilige Lösungen zungengewandter Europaschwärmer im eignen Lande der selbstgenugsamen Vollendung entgegenreift.

Marie von Olfers

Von

Charlotte von Zeromski

Es schien, als würde Marie von Olfers noch ihren 100. Geburtstag feiern können, aber im Januar 1924 riß jäher Verbrennungstod sie aus einem Leben, das in aller Stille sehr reich und vielgebend gewesen war. Mich lockte die Aufgabe, ihrer menschlichen und künstlerischen Eigenart an der Hand von Briefen und Aufzeichnungen ihr Nahestehender und Selbsterlebtem ein kleines Denkmal zu errichten in der Zeitschrift, an der sie einst Mitarbeiterin war, und deren früherer Herausgeber Julius Rodenberg zu ihren getreuen Freunden zählte.

Gerade in unserer lichtarmen Zeit scheint mir das reine, warme Leuchten, das von ihrer Persönlichkeit ausstrahlt, höchst erquickend und vorwärtshelfend. Sie kennen lernen, heißt zugleich ihrer Mutter nahetreten, denn mit dieser köstlich quellfrischen Persönlichkeit blieb Marie bis zum eigenen Greisenalter in innigster Gemeinschaft,

Digitized by Google

und aus deren Briefen ist ihre Entwickelung von den ersten Lebenstagen an zu verfolgen.[1])

In Berlin, das damals noch weit von dem Gehaste und Lärm der heutigen Weltstadt entfernt war, wurde Marie von Olfers am 27. Oktober 1826 geboren, während ihr Vater in diplomatischer Mission in Brasilien weilte. Vom 5. bis 8. Lebensjahr hatte sie mit ihren Eltern und den beiden Schwestern ihren Wohnsitz in der Schweiz, vor allem Bern, wohin Herr von Olfers als Gesandter geschickt wurde, dann wurde Berlin ihre bleibende Heimat; sie bezeichnete sich gern als „echte Berlinerin". Im Jahre 1839 ernannte der ihm sehr gewogene König Friedrich Wilhelm III. den Vater zum Generaldirektor der königlichen Museen, uud bald darauf bezog die Familie für lange Jahrzehnte eine schöne, lichte Wohnung in der Cantianstraße, die später dem neuen Museum und anderen Bauten Platz machen mußte. Mit Marie wuchsen zwei Schwestern auf, die zwei Jahre ältere Nina und die zwei Jahre jüngere Hedwig, und als diese drei schon begannen, die Kinderschuhe abzustreifen, erschien noch ein Brüderchen Ernst, das die Schwestern liebevoll mitbetreuten als Gehilfinnen der Mutter, der Sonne ihrer Kindheit. Dem ernsten vielbeanspruchten Vater bedeutete seine Familie sein „ganzes Glücksnest".

Das höchste Glück ihrer Kindheit war die Mutter; wie dieser warmherzige und vorurteilsfreie „Kinderadvokat"[2]) die Kinder zu erziehen strebte und in sie hineinschaute, davon mögen folgende Stellen aus ihren Briefen eine Probe geben: „Glücklich ein Kind, dem es im elterlichen Hause leicht gemacht wird, sich gesund und warm zu entwickeln, das unter vortrefflichen Büchern und in Gesellschaft der Musen aufwächst. Es wird durch eine geheime Anziehungskraft auch in den gemischteren Kreisen des Lebens späterhin den Besten zuerst begegnen und den Schimmer einer idealen Welt um sich und seine Freunde breiten. Wenn die Ausbildung von der rechten Art ist, müßte sie auch mehr Verstand und Geschick für die unteren Regionen der Wirklichkeit, für das, was notwendig und nützlich ist, geben." Und so zeichnet sie ihre 5 bis 7 jährige Miez: „sie hat solch ein kleines pfiffiges Gesichtchen, welches allen Leuten das Herz stiehlt. . . Das etwas Schnippische und Komische in ihrer Natur ist so gemildert durch die anschmiegendste Zärtlichkeit, daß sie darin nie zu weit gehen wird . . . . . Miezchen hat den Kopf voller Faxen und bringt sie mit dem höchsten mimischen Pathos vor. Dabei besitzt sie das Talent der Komiker, ganz ernsthaft zu bleiben, indem sie es darauf anlegt, die anderen lachend zu machen." Im Gegensatz zu Nina ist „das Phantastische und Wunderbare ihr ebensoviel Wahrheit als das Einmaleins. Alles ist für sie möglich. Sie kann immer die schönsten Dinge bekommen; es kann ja ein Engelchen kommen und ihr dies oder das bringen! meint sie und lacht die andern noch aus, daß sie nicht auf solche natürliche Idee kommen."

Die Lebensweise im Hause Olfers war schlicht und gesund, ganz ohne Luxus gemäß den Vermögensverhältnissen und der Wesensart der Eltern, aber die gesellschaftliche Stellung und die Anziehungskraft Frau Hedwigs veranlaßten eine rege Geselligkeit, von der die Kinder nicht ängstlich ausgeschlossen wurden. Die Mutter glaubte dadurch, daß sie ihr Kleeblatt auch in Anwesenheit von Gästen bei sich behielt, ihnen „ein unbefangenes, anständiges Betragen zur zweiten Natur zu machen", und bei der Veranlagung ihrer Töchterchen war das Aufwuchern von Altklugheit und Gefallsucht nicht zu befürchten. „Jeder hatte ein freundliches Wort für sie. Onkel Förster erzählte ihnen sogar herrliche Märchen, und Chamissos schöne Erscheinung machte ihnen

1) Ich weise hier auf das kulturgeschichtlich und psychologisch höchst fesselnde, von Maries Schwester aus Briefen zusammengestellte Werk hin: Hedwig von Olfers geb. von Stegemann, II. Band, Berlin 1914, E. S., Mittler und Sohn.

2) Der „Kinderadvokat" wurde 1866 gedruckt. Er enthält in kristallklarer Sprache freimütige Erziehungsmahnungen.

Digitized by Google

schon als Dichter des Peter Schlemihl einen tiefen Eindruck." In allen Kindern regten sich künstlerische Talente als Erbteil ihrer genialen Mutter und deren Eltern. Des Großvaters Kriegslieder und seine „Sonette an Elisabeth" hatten viele Anerkennung gefunden, und seiner Tochter war das Dichten und Fabulieren lebelang eine notwendige Erfrischung. „Musiziert wurde mit den Vögeln um die Wette, ohne Hausmusik wäre das Olfers-Haus nicht zu denken gewesen." Marie fand schon früh an Klavier- und Malstunden Freude, die zu dem Privatunterricht gehörten, den die Schwestern gemeinsam von sorglich ausgewählten Lehrkräften erhielten. Doch fehlte es ihrer Kindheit keineswegs an Gelegenheit zu Naturbeobachtungen, Tier- und Pflanzenpflege.

Aus dem vielversprechenden Kinde entfaltete sich eine holde Blüte, die von der Schwester Hedwig so gezeichnet wird: „Marie, mit den goldigen Lichtern in hellerem (im Vergleich zu Nina) Haar, glich der Mutter im rosigen Teint wie in geistiger Lebendigkeit, Anmut und Lieblichkeit und sonniger Fröhlichkeit des ganzen Wesens. Beide Schwestern waren gleich beliebt und bewundert." Seit Herr von Olfers Generaldirektor der Museen geworden war, wurde der Verkehrskreis noch umfassender, denn der ihm und seiner Familie freundschaftlich zugetane König Friedrich Wilhelm IV. wünschte, daß das Olfersche Haus an regelmäßigen Abenden — jeden Mittwoch — offenstand für Künstler, Gelehrte, irgendwie bedeutende Fremde. Der sog. „gelbe Saal" erlangte Berühmtheit durch die zwanglose geistvolle Art der Geselligkeit, bei der die leibliche Bewirtung zurücktrat. Den Mittelpunkt bildete die Hausfrau, ihr zur Seite standen die anmutigen Töchter. Auf die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Abende kann ich hier nicht eingehen, unter anderm taten das Ernst von Wildenbruch, Julius Rodenberg und Richard Voß. Zu dem intimeren Verkehrskreis gehörten Wilhelm von Humboldt und seine Familie — Gabriele von Bülow wurde Mariens Pate — der Maler Hensel, Herman Grimm, Bettina von Arnim und ihre Töchter Armgard, Maxe und Gisela. Die Jugend fand ihre Freude nicht nur in Hoffestlichkeiten und Tanz — sie hatte „zu gutes Unterfutter, um ihr eigentliches Glück da zu suchen" — sondern wetteiferte in mancherlei ernsten künstlerischen Bestrebungen. Es wurde viel musiziert und unter Anleitung guter Maler mit Feuereifer gemalt. Nina und Marie legten sich besonders auf Figurenkompositionen und Porträt; ein wunderbar zartes, wie hingehauchtes von Nina gelang der jungen Künstlerin Marie. Theaterstücke wurden aufgeführt, entweder solche, die nicht in den öffentlichen Theatern gegeben wurden, oder von Juttchen und Marie im Handumdrehen verfaßte Komödien, zu denen Marie Kostüme entwarf und Kulissen malte. Etwas sehr Eigenartiges war der sog. „Kaffeter", eine „mehr geistigen als leiblichen Genüssen huldigende junge Gesellschaft", der Maxe Arnim vorstand. Da wurde flott gedichtet und gezeichnet; jeder stiftete etwas derartiges zu den Sitzungen; Geibel und Andersen gehörten zu den Ehrenmitgliedern. Mariens Künstlerhand gab auch dem vom Vater geschaffenen Balkon überm Garten einen besonderen Reiz, und entzückend duftig und leuchtend waren die Geisterchen, mit denen sie den großen Stehspiegel schmückte, vor dem die jungen Mädchen unter fröhlichem Geplauder ihre Hoftoiletten ausprobierten. — Über all diesem Schönen, Lebenschmückenden wurden die Pflichten des Alltags nicht vernachlässigt; es gab Schneiderstunden und Gartenarbeit, und viel Zeit beanspruchte der kleine Nachkömmling Ernst, und später ein Pflegekind, von dem ich weiterhin zu berichten habe. Sehr beliebt als besinnlicher Tagesschluß war in der Olfers-Familie das Vorlesen: schon die kleinen Mädchen horchten begeistert auf die „Jungfrau von Orleans" und andere Dramen von Schiller. Später kamen neben Lebensbildern, deutschen und französischen Romanen besonders Goethe und Shakespeare an die Reihe, und so schwere Lektüre wie Dante und Fichte. Gelegentlich wurden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten. Vom Jahre 1844 an wurde dies vielseitige Stadtleben oft wohltuend ergänzt durch Landaufenthalt, besonders in Metgethen, dem ostpreußischen Gute, daß nach Großvater Stägemanns Tod Frau Hedwig und ihrem Bruder

Digitized by Google

zugefallen war und von Letzterem, dem Onkel August, verwaltet ward, der alles tat, um Mutter und Kinder zu erfreuen. Die schlesischen Güter des Grafen York brachten ihnen auch reiches Sommerglück; dieser Schwager Mariens, der Nina gewonnen hatte, stand der ganzen Familie Olfers innig nahe. Ihm verdankte Marie wunderschöne, viel künstlerische Anregungen bringende Reisen nach Dresden, München, den bayerischen Bergen und schließlich als Gipfelpunkt nach Italien. Die vier Stiefsöhnchen und später die eigenen Kinder ihrer Nina gaben den Anlagen Maries zur genialen „Kindermuhme", die sie schon beim Bruder erprobt hatte, willkommene Nahrung; hier errang sie die ersten großen Erfolge als Malerin und Dichterin ihrer Märchen.

Das Mitgefühl mit allen Leidenden war schon bei dem jungen Mädchen so stark, daß es sie dazu trieb, ein armes Menschenkind vor dem Verkommen zu retten durch Umpflanzen in ihr sonniges Jugendland. Aus diesem einjährigen Annele, dem jämmerlichsten Verhältnissen entsprossenen Dorfkindchen aus Klein-Öls wuchs allen Vererbungstheorien zum Trotz ein äußerlich und innerlich überaus liebliches Wesen auf, das sich überall Liebe erwarb. Ihrer Begabung gemäß ließen Olfers' sie trotz eigenem Geldmangel zur Gesangslehrerin ausbilden, aber sie durfte ihre geliebte Kunst nicht lange ausüben: seitdem sie ein Kind vor dem Überfahrenwerden gerettet hatte, litt sie an schlimmen Kopfschmerzen, die im Winter 1878 eine Operation notwendig machten. Eine qualvolle Leidenszeit folgte, die Marie, ihre unermüdliche, liebevolle Pflegerin, sehr mitnahm, und als das immer fröhlich und selbstlos bleibende Annele im Mai erlöst war, da brach ihre „Tante Titi" schwer krank zusammen. Dieser Verlust warf einen dunkelen Schatten auf Mariens Leben. Im Frühling 1865 brachten Lungenentzündung und Typhus Marie und Hedwig an den Rand des Grabes, die Mutter lag schließlich auch darnieder, und dazu bedrückte alle drei die Sorge um den vom Schlaganfall getroffenen Grafen York. Das alles wirkte so erschütternd auf die sensitive Marie, daß innerhalb von ein paar Tagen ihr Goldhaar zu schimmerndem Silber wurde. Das „Glücksnest" hatte sich allmählich geleert, auch Hedwig verließ es, um dem treuen Hausfreund Geheimrat Abeken zu folgen, und Bruder Ernst gab seinen Beruf als Arzt auf, um Metgethen an Stelle des verstorbenen Onkels zu übernehmen.

Marie aber blieb nach wie vor die Haustochter, doch ist dies Wort hier weit zu fassen. Sie blieb es, weil sie sich innig eins fühlte mit Juttchen — Kosename für die Mutter — ein Leben fern voneinander fanden beide auf die Dauer unmöglich. Sie waren so seelenverwandt, ihre „Art, die Dinge aufzunehmen", erschien so ähnlich, daß Juttchen schreibt: „Ich erstaune, wenn sie mit etwas herauskommt, woran ich merkte, daß jede von uns doch noch ein ganz eigenes inneres Leben hat." Diese gütige und kluge Mutter war weit davon entfernt, sich egoistisch an die geliebte Tochter anzuklammern, sie gönnte ihr durchaus Bewegungsfreiheit, spornte sie an, ihre vielseitigen künstlerischen Anlagen möglichst zu entwickeln und übte freimütige Kritik an dem Geschaffenen. Davon zeugen folgende Briefstellen: „Ich bin ängstlich, Dir den Weg zu Freundschaft und Liebe zu verbauen. Denn Du mußt doch eine lange Zeit ohne mich fertig werden, und da ist mir nichts süßer, als zu sehen, daß andere in die Erbschaft meiner Liebe treten, die Dich einmal sanft darüber hinweg führen könnten. Denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, Dich herzenseinsam und mit dem Gefühl der Verlassenheit zu wissen. Sieh, darum ist Yorks Verbindung mit Nina noch doppelt ein Glück, weil ich sicher bin, daß er Dir ein wahrer Bruder sein, daß sein reicher starker Geist Dein Gemüt mit aufrecht erhalten, sein warmes und großmütiges Herz Dir im Notfall immer eine Heimat neben Nina freihalten wird. . . . . Zuweilen denk' ich, liebstes Kind, daß ich daran Schuld bin, wenn Du kein anderes Glück erlebst, als was Du bei mir findest, und daß es von den Müttern vielleicht politisch wäre, ihre Kinder etwas zu malträtieren, damit Gott es ihnen anderweitig gut macht, weil jedem Menschen nur eine gewisse Portion Glück und Liebe zuerteilt und ihm an

Digitized by Google

anderen Stellen abgezogen wird, was er an einer in zu großem Maße hat ..... Du, geliebt von allem, die Dich kennen, und der soviel goldene Pforten des Genusses offen stehen durch den Sinn für Poesie in jeder Gestalt, welcher beglückt und einen kleinen Trabanten mit sich führt in der unschuldigen Lust am Lachen, die dem feinen Geschmack immer eigen ist — Du solltest mir ernst und still werden? — Nur wenn Du andere leiden siehst oder selbst leidest, was Gott verhüte, kann ich das zugeben ..... Ich habe die feste unumstößliche Überzeugung, daß Du eine große Malerin werden könntest, wenn Du Deine Gesundheit und Deinen Charakter noch etwas strammer halten könntest. Das wäre eine große Seligkeit für mich, die ich das nun einmal für das höchste Lebensglück erkenne, durch eigene Tätigkeit sich und anderen helfen zu können und die von Gott verliehene Gabe zur Entfaltung zu bringen ..... Eine Art von Nervenschwäche, von Zaudern, von Irrwerden, von langem Verweilen hindert Dich noch an der unbefangenen Ausbildung bei dem Malen nach der Natur. Du mußt jetzt rasch und dreist vorwärts und Dich nicht viel nach dem umsehen, was Du gemalt hast. Deine poetische Seele ist es, die Du vor so vielen voraus hast; ihr überlasse es, daß Sujet zu adeln, das ist besser, als ein poetisches Sujet prosaisch behandeln ..... Marie malt ihre verschiedenen Kapellenbilder; ich wünschte, sie hätte sie fertig, denn das bringt sie nicht sehr vorwärts, weil diese ganz typischen Gestalten immer nur Copie oder wenigstens Nachahmung sein müssen, während es die höchste Zeit ist, daß sie viel Studien nach der Natur malt und ihr Kompositionstalent übt. Ihr denkt immer, die Jugend währt ewig, aber mit der Produktivität geht es bald bergab."

Mancherlei Alltagssorgen und schweres Leid trugen Mutter und Tochter gemeinsam, auch den Graus des 70 er Krieges, der ihnen den besonders geliebten Wolf, Ninas Stiefsohn, entriß, und das lange Siechtum des Vaters und seinen und Abekens Tod. Dank Kaiser Wilhelms Entgegenkommen durften sie noch einige Jahre in den ihnen so vertrauten Räumen bleiben, bis die alten Häuser im Frühling 1877 völlig niedergerissen wurden. Da bezogen sie in der stillen Margaretenstraße eine kleine Wohnung im dritten Stock „mit dem Blick auf große Gärten nahe dem Tiergarten und hoch über ihnen den weiten Himmel mit Sonne, Mond und Sternen." Im Gartenhaus lebte Schwester Hedwig als Witwe, und als 3 Jahre später auch Nina in den zweiten Stock einzog, waren Juttchen und ihr Töchterkleeblatt wieder beisammen. Der alte Freundeskreis blieb ihnen auch in der „Bonbonniere" treu, neue traten hinzu; Ernst von Wildenbruch las hier zuerst seine Dramen vor, Richard Voß und Julius Rodenberg mit ihren Frauen, die Sängerin von Schultzen-Asten, Anneles Lehrerin: sie und viele andere sammelten sich gern um den einfachen Teetisch zu einem erquickenden Austausch, von dem Seichtheit und Klatsch ausgeschlossen waren. Und die wachsende Schaar von Neffen und Nichten sorgte dafür, daß die zärtlich geliebte Tante Marie ihre seltene Begabung im Beschäftigen von Kindern reichlich betätigen konnte.

Als im Dezember 1891 die Mutter ihr langes, bis zuletzt Sonne ausstrahlendes Leben beschloß, muß Marie eine furchtbare Leere gefühlt haben, trotzdem ihr die Schwestern zur Seite blieben, bis Nina ihnen 10 Jahre später auch genommen wurde. Hedwig teilte das äußerlich stille und innerlich sehr rege Leben Mariens bis tief in das Greisenalter hinein, 1916 starb auch sie. Diese Greisinnen zusammen zu sehen, war ein ganz eigenartiges reizvolles Bild: beide so verschieden voneinander, aber gleich in der leisen milden Abgeklärtheit ihres Wesens. Ich durfte mich an ihnen freuen, als ich 1912 durch Vermittlung einer Freundin bei Marie von Olfers eingeführt wurde, nachdem ich wegen eines Hinweises auf ihre Bilderbüchlein im „Kindergarten" Briefe mit ihr getauscht hatte. Von da ab zog es mich bei jedem meiner Osterbesuche in Berlin zum Schöneberger Ufer, zu den jugendlich leuchtenden blauen Augen unter der Silberglorie. Sie steht mir im hellgrauen schlichten Kleide mit Spitzenkragen in Erinnerung, im Lehnstuhl sitzend, umgeben von den schönen, durchaus zu ihr gehörenden, ihr alt vertrauten

Digitized by Google

Möbeln, die Schinkel entworfen hatte, und der Fülle von Kunstschätzen. Jeden Besuch nahm sie mit echter Herzenshöflichkeit auf, fand immer gütige, teilnehmende Worte. Einmal erzählte ich ihr, daß zwei Marien unter den Dichterinnen mir von Jugend an besonders lieb wären, sie und Marie von Ebner-Eschenbach; da leuchtete ein goldenes Lächeln um Augen und Mund, und sie sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Ach nein, die große Marie liebe ich auch sehr, aber mich dürfen Sie nicht mit ihr zusammen nennen. Was bin ich im Vergleich zu ihr!“ Wenn der zarte Körper ihr auch oft zu schaffen machte, blieb ihr Geist und Gemüt doch unverwüstlich frisch: bis in die letzten Lebensjahre schuf sie ihre kunstgewerblichen Feinsächelchen, Lampenschirme, gemalte Post- und Glückwunschkarten und die Bilderbüchlein, die auf der Weihnachtsmesse des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreunde viel begehrt wurden. Sie gehörte zu den Begründerinnen dieses Vereins, der ihren 80. Geburtstag mit einer Ausstellung ihrer Werke, so weit sie zu erlangen waren, feierte. An diesen Gedenktag ward sie von Liebe und Verehrung ihrer Verwandten und Freunde überschüttet; Joachim spielte zum Andenken an Herman Grimm dessen Lieblingsstück, eine Bachsche Sonate. Auch die Kriegsjahre und ihre Folgen ertrug ihre leidgestärkte Sonnenseele ohne Verbitterung; klaglos fügte sie sich in die Entbehrungen, die auch ihr tägliches Leben trafen, nur das bedauerte sie oft, daß Gastfreundschaft fast unmöglich wurde. Sogar ein unglücklicher Fall, der sie lange an das Lager bannte und auch später ihr Gehvermögen sehr beschränkte, konnte ihre innere Lebenskraft nicht ertöten: war sie noch so matt, siegreich schwang sich ihr Geist auf im Gespräch über wesentliche Güter der Menschheit, die Zeitlose, Immerbewegliche suchte auch der jungen Generation und modernen Kunstströmungen gerecht zu werden. Sie ließ sich gern neue Dichter durch Vorlesen nahe bringen und genoß beglückt musikalische Vorträge, ebenso aber jede Blume und kleinste Naturschönheit.

Und nun zu den Werken der Künstlerin, die in die Öffentlichkeit gelangten: Ich fange bei denen an, die Kindern gewidmet sind, den Bilderbüchern und Märchen. In den Buchhandel kamen nur einzelne, und auch die sind längst vergriffen. „Himmelschlüssel und Gänseblume von einer alten Kindermuhme“ war das erste, in ihm guckt schon ab und zu die reizvolle Eigenart hervor, die sich in „Naseweis und Dämelchen“ und „Vielliebchen“ siegreich durcharbeitet. Jammerschade ist es, daß auch ihre „Zeichen- und Malfibel“ verschollen ist, darin nahm Mariens Genius moderne Erziehungsbestrebungen vorweg, indem sie in Wort und Bildern Anleitung gab, wie schon das vorschulpflichtige Kind zum klaren Schauen und einfachster Wiedergabe erzogen werden kann. Im Vorwort steht: „Wer kennt genau die einfachsten Formen seiner Umgebung? Blätter, Blumen, die wir täglich unter der Hand haben? Ist denn die Gymnastik der Augen, Ohren nicht ebenso wichtig, wie die Gymnastik der Glieder? . . . . . Mutter und Kind mögen aus freier Natur in ähnlicher Art neue Figuren finden, dann wird die Kunst ihre liebe Hausgenossin werden, eine echte Erzieherin, die Kleine und Große feiner, besser, edler und glücklicher macht.“ Unter den „16 Märchenbildern für die Hand des Kindes im Hause und Kindergarten“, einzelne auf Pappe gezogenen Tafeln finden sich z. B. „Hänsel und Gretel, Rotkäppchen, Frau Holle, Eundevogel, Rumpelstielzchen. Und welche Fülle von feinen Bilderwundern umschließen die Bilderbüchlein, welche die Künstlerin im Verlauf der Jahrzehnte geschaffen hat, und leider nur im Selbstverlag herausgab, so daß sie viel zu wenig verbreitet wurden. Sie schrieb mir: „Ich habe nicht acht darauf gehabt und nun ist manches ganz verschwunden.“ Es entstanden u. a.: „Feuerfünkchen, Kleinsternchen, Nelklein, Maiglöckchen, Wasserröpfchen, Schneeflöckchen, Marienwürmchen, Erdenstäubchen, Herr Mond, Arm-Seelchen, Osterbüchlein, und die jetzt noch zu haben sind: Schwälbchen, Klümpchen und Federchen, Jüngferchen, Leuchtkäfer, Nebeleulchen, Gänseblümchen, Rosenwölkchen, Blütenstäubchen und Klein-Nix. Alles wurde von ihr selbst leicht andeutend angemalt, und ganz in ihrer Art tut das nach ihrem Tode ihre Nichte Margarete von Olfers, bei der diese kleinen Kunstwerke

Digitized by Google

noch für je 2 Mark bestellt werden können.[3]) In den „Münchener Bilderbogen" erschienen drei von Marie von Olfers: „Der Brummer, Der arme Wicht, Der Geburtstagskuchen;" schwarz-weiß koste jeder nur 10 Pfennige, farbig — aber nicht handkoloriert — 20 Pfennig. Nur für erwachsene Freunde leiser Schönheit und Weisheit sind die „Alltagsbüchlein" bestimmt, die sie ihrer Schwester Hedwig widmete. Sie enthalten Zeichnungen und dazu kurze Sprüche. Z. B. „find'st Du den rechten Ton zur Melodie, gibt es in jedem Leben Harmonie." Ihnen ähnlich, nur umfangreicher ist der „Festkalender", der einzelne Blätter schenkt zu allen Festtagen, auch ersten Advent, Totensonntag, Allerseelen usw. Gustav Pauli nannte unsere Künstlerin in seinem Vortrag „Das Bilderbuch", den er 1901 auf dem Kunsterziehungstag in Dresden hielt, die „Viel zu wenig Beachtete" und zählt sie zu denen, die im Bilderbuch „eigene künstlerische Bahnen wandern und auf ihnen den Weg zum Kinderherzen fanden." Und was kennzeichnet ihre Büchlein? Nach meiner Ansicht die Mischung von der auf innigem Einfühlen und Anschauen beruhenden Naturwahrheit und zarter Poesie, von schelmischem Humor und Ernst. Ich fand folgenden Ausspruch Juttchens über eins der Büchlein: „Ich habe nun einmal die Marotte, daß mir zumeist an die Seele geht, was zugleich lustig und traurig ist, und kluge Kinder verstehen es instinktiv." In wenigen Strichen ist Lebensvolles hingezaubert, wunderbar sprechend sind die Bewegungen, knapp eindringlich die Märchenworte, die fast alle in der unaufdringlichen Mahnung gipfeln: Lern Dich im Leben zurechtfinden und tue brav Deine Pflicht, anstatt als unzufriedener Murrkopf hinzuträumen. Für Kinder gedichtet, aber auch für große Leute erfreulich, sind die Märchen: „Sonnenstrählchen", „Prinzeßchen" und „Das A. B. C.", die 1904 im Behrschen Verlag in Berlin herauskamen, und „Veit-Anselm", das in den von Marie Beeg herausgegebenen: „Blüten und Ähren, ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt", Aufnahme fand.

Wer diese reichbegabte Persönlichkeit richtig würdigen will, muß sich auch in ihre Novellen vertiefen, die erst in ihren reiferen Jahren zu entstehen begannen. Rodenberg bahnte den ersten von ihnen in seiner vielgelesenen Zeitschrift: „Der Salon" den Weg in die Öffentlichkeit. Darin erschienen — im Gegensatz zu späteren unter dem Decknamen Werner Maria — „Frau Evchen", „Jungfer Modeste", „Jeremias und die schöne Vincenzia", „Die Verlobten", „Der Herr des Hauses", und „Regine", und als Rodenberg den „Salon" mit der „Deutschen Rundschau" vertauschte, holte er sich dorthin: „Eigentum", „Die Vernunftheirat", und „Natanael". Der erste Novellenband kam 1872 bei Herz in Berlin heraus, ihm folgten 1876 und in den nächsten beiden Jahrzehnten noch drei, und als Einzelbändchen brachte Herz 1884 die schon 1865 im Manuskript fertige Versnovelle „Simplicitas", die erste größere Dichtung Mariens. Jetzt ist alles nur noch antiquarisch aufzutreiben, bis auf das bei Gebr. Paetel erschienene Bändchen, das den Nachdruck von „Frau Evchen" und „Jeremias und die schöne Vincenzia" enthält. Wer eins dieser Olfers-Bücher zum erstenmal durchblättert, der ist vielleicht geneigt, es als „altmodisch" abzutun; wer sich aber die Mühe gibt, sie gründlich zu lesen, dem muß wohl wenigstens eine Ahnung davon aufgehen, daß hier im Kern Unveraltetes zum Ausdruck kommt. Der knappen Sprache ist die Malerin anzumerken, die tief in alles Menschliche hineinschaut und das Geschaute greifbar gestaltet. Überall leuchten kurze Worte der Lebensweisheit auf, die in unserer Seele nachklingen. Rodenberg meint, in allen ihren Erzählungen spreche sich ein „beneidenswerter Optimismus" aus, das ist nicht ganz zutreffend, folgende Worte Juttchens beweisen tieferes Verständnis: „Abeken schreibt ihr heute viel Schönes über ihre Novellen, und daß sie alle einen so wohltätigen Eindruck zurückließen. Das kann ich nun nicht finden. Sie selbst ist ja eigentlich ein humoristischer Melancholikus. Aber es ist eine ungewöhnliche tragische Kraft

3) Königsberg in Preußen, Wilhelmstr. 7.

Digitized by Google

in ihr, die aus Leidenſchaftlichkeit und Wärme ihrer eigenen Natur entſpringt." Dieſe „tragiſche Kraft" tritt auch in den abgerundetſten ihrer Novellen hervor, in „Frau Evchen", „Der Sohn des Herzens" und „Natanael". Der damals ſo berühmte Romanſchriftſteller Friedrich Spielhagen erwarb ſich das Verdienſt, auf die im Verborgenen ſchaffende Dichterin hinzuweiſen: 1876 erſchien in der „Gegenwart" ſeine Beſprechung ihrer bis dahin veröffentlichten Novellen, die eine warme eingehende Würdigung enthielt. Ich führe folgende Stellen daraus an: „Indem nun dieſes reiche, aber in beſtimmte Grenzen gewieſene Talent nach einem Ausdruck ſuchte, mußte es mit Notwendigkeit auf dieſe Dichtart verfallen, die zwiſchen Roman und Novelle jene wunderliche Mitte hält, — und die ich in dieſer Originalität und Ausgeprägtheit nirgends ſonſt gefunden habe. — Ja, wahrlich, eine Welt von Anmut und Güte umſchließen dieſe beiden beſcheidenen Büchelchen." — Die Grenzen ihrer Kunſt kennzeichnete er ſo: „Die Natur, vielleicht auch die Macht der Verhältniſſe, die den Menſchen ja oft eine Natur gegen ſeine Natur aufzwingen, verſagte ihr jene kecken und derben Eigenſchaften, die ein geborener Romanſchriftſteller gebraucht."

Mag ſein, aber jedenfalls erklingt überall ihr ganz eigener kraftvoll reiner Ton, alles iſt echt; das ſprachen auch Wildenbruch, Franzos und Holtei aus, und ein Bonner Profeſſor überraſchte Mutter und Tochter durch einen langen Brief, in dem er „voll Begeiſterung und Rührung an die Verfaſſerin der Novellen eine dithyrambiſche Loberhebung ſchrieb und ſich freute, daß es noch ſolche Leute wie ſie auf der Welt gibt."

In „Das Gut im Monde" ſtehen Worte, die auch auf ſie anzuwenden ſind: „Die echten Dichter ſchreiben ganz für ſich, ganz individuell und doch wieder für die ganze Menſchheit. Es iſt etwas darin, das anders iſt, wie alles, was wir ausdenken können, und etwas, was wir alle gleich empfinden." — —

Wer ſo denkt, der ſollte die Frage überlegen: Wäre es nicht wünſchenswert, daß ein Gedenkbuch für Marie von Olfers zuſammengeſtellt würde aus einer Auswahl ihrer Bilderbüchlein und Novellen? Ihr zum Gedächtnis, uns und der Kinderwelt zur Freude?

Euraſien und die Euraſier

Von

Artaſches Abeghian

Nicht allein das ſoziale und politiſche Leben des ruſſiſchen Volkes wurde durch die Revolution von Grund aus erſchüttert. Auch die Lebens- und die Weltanſchauung zahlreicher ruſſiſcher Führer und Denker iſt im letzten Jahrzehnt einer radikalen Umgeſtaltung unterzogen worden, und zwar nicht immer in links-revolutionärer Richtung. Da aber in Sowjetverhältniſſen nicht einmal die rein literariſche und wiſſenſchaftliche Erörterung anderer, alſo nicht kommuniſtiſch-offizieller Weltanſchauungen geduldet wird, muß ſie im Ausland, in der Literatur und Preſſe der Emigration, ſtattfinden. Zu dieſen neueren ruſſiſchen Richtungen gehört auch die der ſogenannten Euraſier. Unter den Führern und Theoretikern dieſer Richtung ſind zu nennen: N. Trubetzkoj, P. Savitzki, G. Wernadzki, D. Swjatopolk-Mirſki, J. Sadowſki und die bekannten Religionsphiloſophen R. Karſſawin, W. Ilyn, N. Berdjaeff u. a. Dieſe Gruppe der ruſſiſchen Euraſier gibt auch eine Sammlung unter dem Namen „die euraſiſche Zeitſchrift" heraus;

Digitized by Google

es existiert heute ebenfalls schon eine eurasische Literatur. An Hand der eurasischen Schriften und namentlich der Aufsätze in dem letzten Buch ihrer Sammlung werden wir hier versuchen, kurz das Wesen ihrer Lehre darzustellen.

Der geographische Begriff „Eurasien", nach welchem Europa und Asien als ein einziger Doppelerdteil aufgefaßt werden, ist allerdings nicht neu. Aber unter dieser Bezeichnung verstehen eben die Eurasier etwas ganz anderes, als man es sonst gewöhnlich tut. Die Eurasier ziehen nämlich nicht nur eine scharfe Unterscheidungslinie zwischen Europa und Asien, sondern sie ziehen auch eine solche zwischen Westeuropa einerseits und Osteuropa, dem ethnographisch-politischen Verbreitungsgebiete des Russentums, andrerseits. Das heißt also, daß sie nicht nur den Begriff des Doppelerdteiles Eurasiens verwerfen, sondern auch, daß sie zwischen Europa (unter diesem Namen verstehen sie immer nur Westeuropa) und Asien noch einen dritten selbständigen Mittelerdteil einschieben. Eben diesen letzteren nennen sie auch Eurasien, sich selber aber Eurasier.

Der Mittelerdteil Eurasien, behaupten die Anhänger dieser Lehre, unterscheidet sich in den wesentlichen Kennzeichen seines inneren Aufbaues von denjenigen Asiens und Europas gründlich: sowohl in orographischer und klimatischer als auch ethnographischer Hinsicht. Aber noch mehr in historischer und geistiger Hinsicht ziehen die Eurasier eine Unterscheidungslinie zwischen Eurasien und seinen Nachbarerdteilen; ein jeder von diesen ist auch Vertreter einer ganz besonderen Weltanschauung. Da nun Eurasien weder Europa noch Asien sei, sei es auch weder der Träger europäischer noch asiatischer Weltanschauung, sondern einer besonderen eurasischen, die aber zugleich europäisch und asiatisch sei, also die Synthese der beiden Weltanschauungen.

Im Laufe seiner ganzen Geschichte ist Eurasien, d. h. also Rußland und Russentum, von drei Seiten her in kultureller Hinsicht außerordentlich stark beeinflußt worden: vom Süden, vom Osten und vom Westen her. Zu Anfang seiner Geschichte und namentlich eine längere Zeit — vom 10. bis zum 13. Jahrhundert — stand Rußland unter dem ausschließlichen Einfluß der byzantinischen Kultur, die vom Süden her zu ihm kam. Keine andere Kultur hat je das russische Leben so tief, gründlich und dauernd beeinflußt, wie eben die byzantinische, und zwar in dem Maße, daß die russische Kultur ihrem Wesen nach von der byzantinischen untrennbar ist. Weiter hat auch der Osten, die „Steppenzivilisation" Asiens in Rußland tief Wurzel geschlagen: die mongolisch-tartarische Lebensweise und das Staatswesen Dschingis-Khans und seiner Nachfolger haben ihrerseits dem russischen Leben in der Periode der Tartarenherrschaft vom 13. bis zum 15. Jahrhundert einen starken Stempel aufgedrückt. Diese letztere hat auch beträchtlich zur Entstehung des großen russischen Staatswesens beigetragen. Erst viel später, vom Westen her, kommt auch der europäische Einfluß nach Rußland. Namentlich aber seit dem 18. Jahrhundert, der Regierungszeit Peters des Großen, wurde dieser Einfluß in Rußland vorherrschend.

Trotz all dieser verschiedenartigen Einflüsse blieb jedoch Rußland in seinem Kulturleben sehr eigenartig. Die russische Kultur ist eben weder europäisch noch asiatisch, „sie ist vielmehr eine solche, die die Elemente der einen wie der anderen Kultur in sich vereinigt und sie beide zu einer Einheit zusammenbringt. — Die russische Kultur ist also eine eurasische, d. h. europäische und asiatische zugleich. In diesem Sinne kann man unter den historischen Kulturwelten noch zwei andere eurasisch nennen: die hellenistische und die byzantinische, die auch ihrerseits eine Einigung des Westens mit dem Osten darstellten. Die russisch-eurasische Kultur ist also die historische Erbin der zwei vorhergehenden eurasischen Kulturwelten, unmittelbar aber die der byzantinischen."

Als ihre Vorgänger nennen die russischen Eurasier die Führer der slawophilen Richtung in der Geschichte des russischen Geisteslebens der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu diesen Führern gehören auch als „Bahnbrecher" der Eurasier die bekanntesten

Digitized by Google

ruſſiſchen Schriftſteller Gogol und Doſtojewſki als Philoſophen und Publiziſten, wie auch Chomjakoff, Leontjeff u. a. Im weiteren Sinne fallen aber die Anfänge der euraſiſchen Kultur — ſo behaupten die Euraſier ſelbſt — in das Jahr 1453, als eben infolge der Eroberung Konſtantinopels durch die Türken Rußland den Schutz der orthodoxen Chriſtenheit und die Rolle des Fortſetzers der byzantiniſchen Kultur übernahm.

Bei all ihrer geiſtigen Verwandtſchaft mit den Slawophilen des 19. Jahrhunderts laſſen ſich doch die Euraſier von ihnen ſcharf unterſcheiden. Während nämlich die Grundlage der ſlawophilen Weltanſchauung die geſamte ſlawiſche Raſſe bildete, gründet ſich die euraſiſche Kulturwelt nicht auf dem Slawentum als ſolchem; ihre Eigenartigkeit iſt vielmehr die Vereinigung der europäiſchen und aſiatiſchen Kulturelemente in ſich. In dieſer Hinſicht befinden ſich auch die nichtruſſiſchen Slawen außerhalb des Bannkreiſes der euraſiſchen Kultur. Namentlich aber die weſtlichen Slawen: die Polen und die Tſchechen haben nichts mit der euraſiſchen Kultur gemeinſam, ſie ſind vielmehr Glieder der weſteuropäiſchen Kultur.

Weiter verwerfen die Euraſier den Gedanken der „Abſolutheit“ der neueſten europäiſchen Kultur als einer „Vollendung des bisherigen Prozeſſes der Kulturevolution“. Sie ſchreiben der europäiſchen Kultur nichts mehr als eine bloße Relativität zu, namentlich aber was den Bereich der Ethik, der Kunſt und der Ideologie betrifft. In dieſer Hinſicht ſind, ſagen die Euraſier, viele „aſiatiſche“ und ſogenannte „unkultivierte“ Völker durch ihre eigenartige Kultur kultureller als die Völker Europas. Die Euraſier verneinen weiter die Möglichkeit eines univerſellen Progreſſes. Europa hat, nach ihrer Meinung, ſeine Vollkommenheit in der Technik und in der Wiſſenſchaft nur durch eine ideologiſche und namentlich religiöſe Verarmung erkauft. In der euraſiſchen Kultur aber gehört die Priorität dem orthodox-religiöſen Moment, das auch alle Erſcheinungen des öffentlichen Lebens — alſo auch die wirtſchaftlichen — beherrſcht. Im Gegenteil dazu wird die geſamte Kulturwelt der europäiſchen Völker durch den militariſtiſchen Ökonomismus beherrſcht. Die Philoſophie des ökonomiſchen Materialismus iſt eben nichts anderes als ein Erzeugnis der europäiſchen Kultur.

Dieſe letztere Lehre, die in unſeren Tagen in Rußland im Gewande des Kommunismus ihren Sieg feiert, iſt durchaus europäiſchen Urſprungs. Der Kommunismus in Rußland iſt alſo nichts anderes als die Vollendung der 200 jährigen Periode des Europäiſierungsprozeſſes Rußlands. Als den Bahnbrecher dieſer Periode der ruſſiſchen Geſchichte nennen die Euraſier Peter den Großen, der ſich das Ziel geſtellt hatte, die Idee „Groß-Rußlands als eines europäiſchen Reiches“ zu verwirklichen. Von der Idee ſind nicht nur die Führer der ruſſiſchen Linken, ſondern auch die der Rechten durchdrungen worden. Beide Richtungen ſind alſo, ſagen die Euraſier, in gleichem Maße Erzeugungen der Reformtätigkeit Peters des Großen. Auch die Gründung der Stadt Petersburg war das Symbol der Europäiſierung des ruſſiſchen Geiſteslebens. Peter der Große wollte eben ein Fenſter nach der „Kulturwelt des Weſtens“ öffnen. In den Augen der Euraſier iſt deshalb auch Petersburg ein verhaßter Name, der Moskau, dem Zentrum der ruſſiſch-euraſiſchen Kulturwelt, das Vorrecht genommen hat. Weiter ſind die Reformen Peters des Großen, behaupten die Euraſier, am Körper der euraſiſchen Kultur als gewaltſame Maßregeln zu betrachten, da ſie alle gegen den Willen des ruſſiſchen Volkes eingeführt wurden, und deshalb ſind ſie auch nur als Breſchen im ruſſiſch-euraſiſchen Kulturgebäude zu betrachten.

Aus dieſem Grunde ſind ſowohl der Kommunismus als auch die Reformtätigkeit Peters des Großen als Erzeugungen „romano-germaniſcher Kulturwelt“ in den Augen der Euraſier verhaßt, weil deren Grundlage nur eine materiell-wirtſchaftliche, nicht aber eine geiſtig-religiöſe iſt. Nach der Auffaſſung der Euraſier iſt überhaupt ein religionsloſer Staat und ein religionsloſes öffentliches Leben grundſätzlich zu verwerfen. „Eine

Digitized by Google

Gesellschaft, die allein und einzig irdischen Gütern nachstrebt, wird früher oder später um sie kommen müssen" (Saitzki). Deswegen lautet auch der eurasische Ruf: Kampf dem militaristischen Ökonomismus! Diesem letzteren stellen die Eurasier eben das orthodox-religiöse Prinzip entgegen.

Die Eurasier beschränken sich jedoch nicht auf den Rahmen der Theorie und der Weltanschauung; sie betreten auch das Gebiet des praktischen Lebens und vor allem das der Politik. Sie bekennen sich aber weder zu der Rechten noch zu der Linken, da sie beide zugleich europäischen Ursprungs sind. Sie verwahren sich gegen die, auch unter der Rechten verbreitete, Meinung, sie — die Eurasier — seien Anhänger der russischen Rechtspolitik und des monarchistischen Prinzips. „Wir — sagen sie — verkünden zwar den Grundsatz der eurasisch-russischen Kultur, aber Eurasiertum hält sich ideell von all dem zurück, was im russischen Leben an Petersburg erinnert und was von Peter dem Großen und der Kaiserlich-prokuratorischen Periode der russischen Geschichte herstammt, also aus der Zeit des russischen Absolutismus, wo die Kirche und die Religion geknebelt und zu Dienerinnen des Staates gemacht worden waren. Das Ideal der Eurasier ist aber eine solche Monarchie, die eine organische Folge der national-russischen Kultur wäre. Die alte Monarchie wird von den Eurasiern nicht als solche betrachtet, sondern als das Produkt westeuropäischer, also anti-russisch-eurasischer Kultur. Die Eurasier bestreiten aber auch nicht die Möglichkeit der Republik, die auf einer religiösen Grundlage ruhen würde. Jedenfalls würden wir — behaupten sie — eine solche Republik einem aufgeklärten Absolutismus vorziehen.

Weiter verwahren sich die Eurasier auch gegen die Meinung, sie hätten eine geistig-soziale Verwandtschaft mit der russischen völkisch-sozialistischen Richtung der Narodniki. Zwar sind auch die letzteren (sozialistisch-revolutionäre und verwandte Volksparteien) Anhänger der Ansicht, daß das russische Leben in vielem und namentlich in agrarsozialen Verhältnissen einen eigentümlichen Bereich darstellt, der sich von dem europäischen vollends unterscheidet, trotzdem können die Eurasier nichts mit den Narodniki gemein haben. Denn letzten Endes sind auch diese als Sozialisten Feinde der Grundprinzipien der Eurasier und der russisch-orthodoxen Kultur. Weiter sind auch die Narodniki ihrem Wesen nach Erzeugungen der westeuropäischen Kultur.

Noch heftiger verwahren sich die Eurasier gegen die Meinung, sie seien „orthodox-kirchliche Bolschewisten" oder auch „das Produkt einer unehelichen Verbindung der slawophilen Weltanschauung mit der des Bolschewismus". Zwar geben die Eurasier selber zu, daß in der Tat äußere Ähnlichkeiten zwischen ihnen und den Bolschewisten existieren, daß sie beide z. B. bestrebt sind, die europäischen sozialpolitischen Ordnungen in Rußland abzubauen, daß sie beide weiter nichteuropäisch, sondern mehr asiatisch orientiert sind, in allem übrigen aber seien die Bolschewisten und die Eurasier nur Antipoden: während also die Bolschewisten Anhänger der proletarischen Weltanschauung sind, vertreten die Eurasier eine national-russische Kultur und Politik. Auch die Bolschewisten seien als Marxisten nur als Produkte der romano-germanischen Kultur zu betrachten, die sie — die Eurasier — rücksichtslos bekämpfen. Während weiter die Bolschewisten die Religion und die Kirche prinzipiell bekämpfen und den Atheismus zum wesentlichen Merkmale ihrer Staatsform gemacht haben, ruhe die eurasische Kultur und die Lebensweise auf religiöser Grundlage.

Wir glauben in der obigen Darstellung die Grundzüge dieser Lehre gezeigt zu haben. Es muß auch die Tatsache festgestellt werden, daß trotz der ablehnenden Haltung, die der eurasischen Richtung gegenüber die alten russischen Parteien und Weltanschauungsrichtungen — die linken wie die rechten — an den Tag legen, doch zwischen diesen und den Eurasiern ein gewisser innerer Zusammenhang und eine gegenseitige Beeinflussung besteht. Die geistige Verwandtschaft z. B. zwischen den Eurasiern und einigen hervorragenden Vertretern der rechten Gruppe der sozial-revolutionären Partei (Es-Eren),

Digitized by Google

deren wissenschaftliches Organ die in Paris erscheinende und hochgeschätzte Zeitschrift „Sowr. Sapiski“ ist, kann niemand leugnen. Aber auch der Zusammenhang zwischen der eurasischen und bolschewistischen Ideologie ist unschwer festzustellen. Die Eurasier treten nämlich unverhohlen für die asiatische Politik der Bolschewisten ein. Ihrerseits sind auch bolschewistische Ideologen den eurasischen Gedanken gegenüber nicht unsympathisch gesinnt. Auch Pawlowitsch, einer der bekanntesten bolschewistischen Publizisten, bezeichnet das heutige Rußland mit dem Namen Eurasien. „In der Tat“, sagt er, „keines der Länder des europäischen Kontinents ist auch im entferntesten Maße in wirtschaftlicher wie politischer und geistiger Hinsicht mit Asien und dem ganzen Orient so tief verbunden, wie das heutige Rußland.“

Der Einfluß des Eurasismus auf das heutige russische Leben ist also unleugbar. Er hat auch schon zahlreiche Anhänger, namentlich unter den Intellektuellen der russischen Emigration, welche die eurasische Richtung als die Bahnbrecherin des neuen russischen Gedankens und der echt nationalen Politik betrachten. Ihr Wesen läßt sich folgendermaßen kurz zusammenfassen: zurück zum russischen Mittelalter, los von der westeuropäischen Kultur und das Gesicht nach Asien, dem Osten gewandt! Aber vielleicht charakterisieren sich die Eurasier am besten, wenn sie sich der „Romano-germanischen“ (d. h. westeuropäischen) Schule entgegensetzen und sich als die Frucht der „tartarischen Schule“ der russischen Geschichte bezeichnen.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Schweiz als Musterland

Wir stehen im Zeichen der internationalen Aussprachen, welche die Leiden Europas mildern sollen. Einige dieser Tagungen gehen das Grenz- und Auslanddeutschtum näher an. Der internationale Kongreß der europäischen Minderheiten Ende August 1926 in Genf, über den die gesamte Presse in diesem Jahr viel besser berichtet hat als im Vorjahr, war sogar eigenste Sache auch der Auslanddeutschen, die in reichem Maße ihn beschickt haben. Sicherung der kulturellen Entwicklungsfreiheit, Regelung der Sprachenfrage, Sicherung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung, Sicherung des Rechtes auf die Staatsbürgerschaft, Gleichberechtigung im Wahlrecht und seiner Ausübung und endlich Wege zur Regelung von Konflikten zwischen Regierung und nationalen Gruppen — also rechtlich zu regelnde Einzelfragen der staatlichen Gesetzgebung — bildeten den Inhalt. Ein paneuropäischer Kongreß des Grafen Coudenhove-Kalergi, der Anfang Oktober 1926 in Wien beginnt, hat als einen seiner Angelpunkte die Förderung eines Minderheitenrechtes durch die Vereinigten Staaten von Europa, welches die Härten der heutigen Grenzziehung mildern und allmählich — fast bis zur Unfühlbarkeit — erweichen will. Auf dem Internationalen Demokratischen Friedenskongreß in Paris im Hochsommer 1926 sagte ein den gleichen Gedanken ausspinnender Redner, Europa werde erst gedeihen, wenn es ein Bund wie die Schweiz geworden sei.

Ein Bund wie die Schweiz. Warum nennen alle Freunde einer gerechten Lösung der Minderheitenfragen, welche gesetzliche Minderheitrechte fordern, wieder und wieder gerade die Schweiz? Sie gilt als vorbildlich; das ist communis opinio. Und doch hat heute noch keiner der (wenigen) Staaten, die um die Regelung der minderheitlichen Verhältnisse sich bemühen, einen Schritt in der Richtung auf Anpassung an Schweizer Verhältnisse getan, es sei denn, daß man in der neuen Entwicklung Rußlands einen solchen erblicken will. Der Grund ist ziemlich leicht gefunden.

Die vorbildliche Schweiz hat die gesetzgebenden Körperschaften der Eidgenossenschaft niemals mit den oben aufgezählten Programmpunkten beschäftigt, die den Gegenstand der Verhandlungen des Genfer Nationalitätenkongresses bildeten. Der Bund

Digitized by Google

entbehrt nämlich auch (abgesehen von der Verfassungsbestimmung, daß die Landessprachen gleichberechtigt sein sollen, und bis auf eine dürftige Bestimmung über die Sprachen, in denen Gesetze zu veröffentlichen sind,) jedweder Minoritäten- oder Sprachengesetzgebung, die von anderen Staaten hätte übernommen werden können. (Etwas reicher, aber immerhin noch recht unergiebig ist die entsprechende Gesetzgebung gemischtsprachiger Kantone.)

So stellen wir als erstes fest, daß es nicht Sprachengesetze sein können, die das Zusammenleben von vier Völkern in der Schweiz harmonisch gestaltet haben. Man darf vielleicht sogar sagen, daß man zahlreiche Sprachen- und Nationalitätengesetze, wie man sie im Gegensatz zur Schweiz im allgemeinen in den Staaten des europäischen Völkermischgürtels findet, als ein Zeichen unbefriedigender Verhältnisse ansehen kann; denn sie haben bis heute doch nur in recht unvollkommener Weise zur Lösung des Nationalitätenproblems beigetragen. Auch hier ist wiederum zu unterscheiden. Es gibt Staaten wie Estland und Lettland, bei denen die ernste Absicht zu erkennen ist, auf kulturellem Gebiet wenigstens die dringlichsten Bedürfnisse ihrer Minderheiten zu befriedigen, soweit es mit den Interessen von Staat und Staatsvolk vereinbar ist. Allzu großzügig ist man hierbei freilich nicht; vieles wird gerade in Parlamentsausschüssen kleinlich verkürzt.

Wichtiger noch als Gesetze — in Lettland wird noch um die Fassung eines Kulturautonomiegesetzes gerungen — ist die Achtung der Esten und Letten vor der Kultur des fremden Volkstums, vor allem des deutschen. Aus dieser Achtung folgt dann der Wille von Staat und Staatsvolk, sich nicht mit einer kulturellen Vergewaltigung der Nationalitäten zu belasten und Kulturautonomiegesetze loyal durchzuführen. Diese Einstellung darf als ein Kennzeichen des Willens der Esten und Letten zum Europäertum gewertet werden. Sie unterscheidet beide Völker von den Litauern, die sich nicht zu einer klaren Stellungnahme aufschwingen können, ferner von den West- und Südslawen, den Rumänen und gewissen „Kulturvölkern" Westeuropas, den Italienern, Franzosen usw., welche die Achtung vor fremdem Volkstum nicht kennen. Der Wille zur Gerechtigkeit den fremdvölkischen Staatsangehörigen gegenüber ist ohne Zweifel die stärkste Garantie für diese. Er bildet aber auch eine feste Grundlage des Staatswesens. Ohne Achtung vor fremdem Volkstum nützen die schönsten Gesetze in zentralistischen Staaten sehr wenig. Sie werden mit halbem Herzen oder ohne den Willen zu loyaler Durchführung gegeben.

Eine Auffassungsgleichheit in Volkstumssachen verbindet irgendwo Estland und Lettland mit der Schweiz, also sehr verschiedenartige Gebilde. Zwei Einheitsstaaten mit einem Staatenbund. Zwei angebliche Nationalstaaten mit Staatsvolk und vielen in die Rolle von „Fremd"völkern gerückten, nicht allzu kopfstarken Nationalitäten mit einem Vielvölkerstaat, ohne Staatssprache, ohne Bevorzugung eines Volkes. Wo liegt diese innere Einheit? Da wir sie nicht im Buchstaben der Verfassungen finden, müssen wir sie anderswo suchen. So bleibt wohl als Entscheidendes eine gemeinsame germanische Rechtsauffassung; ein Erbgut aus ferner Vergangenheit, welches auch die Esten und Letten trotz ihres Deutschenhasses und trotz ihrer wirtschaftlichen Beraubung der Deutschen nicht gänzlich aufgegeben haben. Gerade in Estland und Lettland finden wir Reste eines politischen Körperschaftsgefühles, welches einst das deutsche Rechtsleben auszeichnete und die Grundlage des Zusammenlebens der Deutschen im alten Deutschen Reiche war. Dort ging es freilich zugrunde, vor allem gerade in den lebenskräftigen, im 18. Jahrhundert sich immer straffer organisierenden größeren Territorialstaaten. Das eindringende römische Recht, der eindringende französische Staatsabsolutismus und schließlich die ihm ja irgendwo nah verwandte parlamentarische Demokratie trugen es zu Grabe, wenigstens als geltende Rechtsform. Immerhin lebt aber auch der Gedanke des politischen Korporativismus im Rechtsbewußtsein der Deutschen des Reiches weiter, der sogar vieles von seiner Geltung in der Schweiz behalten durfte.

Die Schweiz hat aber trotzdem Gesetze, welche als eine Gewähr für ein kulturelles und politisches Eigenleben ihrer Völker angesehen werden können; ja sie sind Ursache, daß die in früheren Jahrhunderten rechtsbeschränkten Franzosen und Italiener (die Rhäter in Graubünden waren niemals Untertanen) sich allmählich in immer stärkerem Maße als Träger des Staatswesens zu fühlen anschickten und heute neben den historischen Trägern des Bundes, den Deutsch-Schweizern, als gleichberechtigte Eidgenossen gewertet sein wollen. Die Zahl

Digitized by Google

der faschistisch gesinnten eingeborenen Tessiner, welche trotzdem auf Loslösung und Anschluß an das Königreich hinarbeiten, ist sehr gering; sie beschränken sich auf Intelligenzkreise. (Wir gehen unten noch näher auf den Tessin ein.) Dem Einbruch des französischen und des italienischen Nationalismus (und natürlich erst recht eines deutschen) arbeitete nichts stärker entgegen als die eidgenössische Bundesverfassung, welche sehr beachtenswerte Reste der ursprünglich losen Staatenbündnisverfassung früherer Jahrhunderte in die Jetztzeit retten konnte. Die ursprünglich souveränen Stadtstaaten und Bauerngemeinschaften der Schweiz sanken wohl allmählich zu Kantonen herab und wurden territoriale Selbstverwaltungskörper, die reich mit Rechten ausgestattet sind. Die gewißlich unvermeidliche Zentralisierung machte jedoch rechtzeitig halt und überschritt jedenfalls jene Grenzen nicht, jenseits derer es in gemischtvölkischen Staaten zu Konflikten kommen muß. Zu Unifizierungstendenzen des Bundes auf sprachlichem und völkischem Gebiete kam es nicht und wird es nie kommen; denn fast alle Kulturfragen sind Sache der Kantone.

Die eidgenössische Gesetzgebung kann daher aller jener Schutzgesetze entbehren, die wir anderswo als Sprachen-, Nationalitäten-, Kulturautonomiegesetze usw. vorfinden. Sollen doch solche Gesetze das Verhältnis zwischen „dem Staat" beziehungsweise „dem Staatsvolk" und andersprachigen Völkerschaften des Staates regeln oder vom Standpunkt der letzteren aus gesehen der Zaum sein, den der Staat gegen seine eigenen (und des Staatsvolkes, was dasselbe ist) Entvolkungsgelüste aufrichtet. In der Praxis sieht das freilich oft anders aus. Denn „der Staat" sorgt vielfach dafür, daß der Zaum wohl wunderschön aussieht, aber doch irgendwo eine Lücke hat, und wenn dies nicht der Fall ist, so setzt er einfach über ihn hinweg. Wer sollte ihn auch daran hindern? Ohne den guten Willen des Staatsvolkes sind in zentralistischen Staaten die schönsten Schutzgesetze, die man sich selbst gibt, etwa ebensoviel oder so wenig wert wie die internationalen Schutzverträge der Pariser Vorortfriedensschlüsse, die noch dazu sehr unbestimmt gehalten sind. Denn es fehlt eine überstaatliche Gewalt, die es durchsetzt, daß Gesetze und Schutzverträge auch durchgeführt werden.

Die schweizer Eidgenossenschaft, d. h. der schweizerische Gesamtstaat, schwebt aber gar nicht in diesen Gefahren. Kennt sie doch weder Staatsnation und Staatssprache, noch Minderheitsvölker, die unterdrückt werden könnten und geschützt werden müßten. Es gibt — und das ist die Hauptsache — nur eine geringe eidgenössische Schulgesetzgebung und fast gar keine Schulverwaltung; eine Ausnahme macht hier nur die eidgenössische Technische Hochschule in Zürich. Selbst die Universitäten sind kantonal und erst recht die Volks- und Mittelschulen. Sogar so Wichtiges, wie das Strafrecht, ist noch nicht von Bundes wegen geordnet. Bisher blieb die Tätigkeit des Bundes auf Außenpolitik, Verteidigung, Wirtschaft und Sozialpolitik, Münze, Verkehr, bürgerliches und Handelsgesetz und Verwandtes beschränkt. Auch ohne Schutzgesetze befleißigt sich der Bund, die Gefühle der Völker zu schonen; so erhalten Rekruten Unterweisung in ihrer Sprache. Praktisch ist die Eidgenossenschaft dreisprachig; man kann höchstens von einem Ringen der rhätischen Sprache — eigentlich handelt es sich um zwei rhätische Schriftsprachen — um ihre Geltung sprechen.

Innere Verwaltung und Schule, Beamtenprüfungen und Wahlen, Richterwahl, Rechtsprechung und Strafvollzug sind dagegen Sache der Kantone, also jene Gebiete, die am tiefsten in das Leben des Volkes einschneiden. Das heißt, von der anderen Seite betrachtet, daß die lokale Autonomie noch heute sehr ausgedehnt ist. Wenn auch in der Schweiz Strömungen bestehen, die Geltungsgebiete der Eidgenossenschaft zu erweitern, so haben diese doch heute keineswegs ein solches Ausmaß, daß von einer Gefährdung der Föderationsverfassung der Schweiz gesprochen werden darf.

Nur dieser in früher Zeit entstandenen Föderativverfassung und dem noch lebendigen Geiste ihrer Urheber verdankt die Schweiz ihren Ruf als nationalitäten-politischer Musterstaat, also negativen Eigenschaften, dem Nichtunitarismus und dem Nichtchauvinismus. Es muß als ein europäisches Unglück von allergrößtem Ausmaß angesehen werden, daß die aus dem Zusammenbruch der Mittelmächte emporgesprossenen Pseudonationalstaaten ihre Verfassungen nach französisch-zentralistischem Muster als parlamentarische Demokratien aufbauten, also eine denkbar spröde, für die Behandlung von Nichtstaatsvölkern völlig ungeeignete Form wählten. Wäre der französische Einfluß geringer, wären bessere Muster 1919 europäische Mode gewesen, eine Unsumme von Unglück wäre Innereuropa

Digitized by Google

erspart geblieben. Um dieses aber voll zu machen, paarte sich französisch-unitarische Demokratie mit bolschewistischen Einflüssen. Von dorther wurde die aus sozial- und innerpolitischen Beweggründen entsprossene entschädigungslose Enteignung des Großgrundbesitzes übernommen, aber zur Schwächung der völkischen Minderheiten verwendet. Der Chauvinismus machte aus ihr eine todbringende Waffe.

Es wäre ein völliger Irrtum, annehmen zu wollen, es gäbe in der Schweiz keine Sprachenkämpfe und es hätte niemals Sprachunterdrückungen gegeben. Betrachten wir zunächst die Vergangenheit, über die wir uns leicht unterrichten können. Denn Hermann Weilenmann, früher Geschäftsführer der im Kriege stark antideutschen Neuen Helvetischen Gesellschaft, die später allerdings an Bedeutung verloren und ihre Hauptaufmerksamkeit jetzt vernünftigerweise der Sammlung der Auslands-Schweizer zugewendet hat, ließ 1925 ein Buch „Die vielsprachige Schweiz" erscheinen. Es sollte wohl ursprünglich der These dienen, an der Dreivölkerecke habe stets, schon im Mittelalter, ein Musterländle bestanden. Der Verfasser ist aber ehrlich und teilte diejenigen Ergebnisse seiner Untersuchung, welche das Gegenteil besagen, offen dem Leser mit. (Gewisse Widersprüche zwischen diesen und manchen betrachtenden Ausführungen des Verfassers blieben freilich unüberbrückt.) So sehen wir, daß einst die Gründer der Schweiz, die deutschen Ritter und Bauern der inneren Alpentäler und die Städter der Voralpengebiete, ihren Untertanen in sprachlicher und volklicher Beziehung oft recht wenig entgegenkamen. Nicht nur im Tessin. Sondern auch die Stadt Freiburg, welche vor noch nicht allzu ferner Zeit eine deutsche Mehrheit hatte, verbot noch im 16. und 17. Jahrhundert auf den Straßen französisch zu sprechen und ließ dies Verbot durch Stadtsoldaten überwachen. Aus Wallis, Biel und Saanen ist ähnliches zu melden.[1]) In den Burgen der französischen Schweiz aus dieser Zeit sprechen zahlreiche deutsche Aufschriften eine lebendige Sprache. Die alten Eidgenossen empfanden die Schweiz als ein ausgesprochen deutsches Staatswesen; sie sprachen nur deutsch, sowohl unter sich, als auch mit fremden Staaten, z. B. mit dem Könige von Frankreich. Erst im 18. Jahrhundert, mit dem Steigen des politischen und kulturellen französischen Einflusses, bahnte sich, vor allem von Bern her, ein Umschwung an; der Kosmopolitismus der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erleichterte fraglos die Gleichberechtigung der „Sprachen", welche freilich erst in den schweizerischen Verfassungen des 19. Jahrhunderts festgelegt wurde. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß die Erhaltung der historisch gewordenen Einheiten — vollständig war sie freilich nicht, Aargau, Thurgau, Waadt usw. wurden eigene Kantone — zu einem sehr wesentlichen Teile auf dem Wunsche beruhte, eben durch das Kantonalsystem die Schwierigkeiten der konfessionellen Zersplitterung zu vermeiden. Es war die Zeit, in der die konfessionellen Kämpfe überall in Europa abgeebbt waren, weil sich nicht nur das volksmäßige, sondern auch das konfessionelle Empfinden im Zeitalter der Aufklärung immer mehr verdünnt hatte. Die nationalen Kämpfe als Folge des erst aus der damals aufblühenden Romantik entstehenden neuen Nationalgefühls blieben der Schweiz aber dank ihrer Föderativverfassung erspart.

Noch ein Zweites weiß man außerhalb der Schweiz meist nicht: daß es heute noch gelegentlich zu Sprach- und Volkskämpfen innerhalb der einzelnen Kantone kommt. Der musterhafte Friede des Bundes ist nicht auch in allen seinen Teilen zu finden. So war auf Maueranschlägen aus dem letzten Wahlkampf in dem gemischtsprachigen Kanton Wallis im Frühjahr 1925 ein Aufruf der französischen Unterwalliser zu lesen, der sich gegen die deutschen Oberwalliser richtete und mit den Worten schloß: „A bas les boches!" Auch in anderen Kantonen längs der französisch-deutschen Sprachgrenze fehlen Reibungen nicht völlig. In ihnen vollzieht sich mit Hilfe der öffentlichen Schulen eine rasche und stetige Verwelschung der einwandernden Deutschschweizer, die blutmäßig heute schon in manchen Gegenden einen sehr erheblichen Bruchteil der Bevölkerung bilden. (Die Frage, warum die Deutschschweizer in viel geringerem Maße deutsche Schulen in der welschen Schweiz fordern und durchsetzen, als umgekehrt die Welschschweizer, welche — in weit geringerer Zahl in der deutschen Schweiz — dort französische Schulen einrichten lassen, steht hier

1) Hermann Weilenmann, Die vielsprachige Schweiz. Eine Lösung des Nationalitätenproblems. Im Rhein-Verlag, Basel-Leipzig 1925. Vgl. den Abschnitt: „Die Germanisation Freiburgs und der mehrsprachigen Zugewandten" S. 82—91.

Digitized by Google

nicht zur Erörterung.) Es ist viel eher erstaunlich, daß so wenig von diesen Sprachkämpfen längs der Sprachgrenze, die freilich nur selten scharfe Formen annehmen, an die Öffentlichkeit dringt. Am bekanntesten sind die erfolgreichen Versuche der italienischen Tessiner, die deutschen Schulen zu beseitigen, welche die Gotthard-Bahn für die Kinder ihrer deutsch-schweizerischen Angestellten vor nunmehr 50 Jahren eingerichtet hatte und die auch nach der Verstaatlichung der Gotthardbahn nunmehr durch die Eidgenossenschaft unterhalten wurden. Formal war der Kanton Tessin fraglos im Recht, als er darauf hinwies, es sei ein Unding, daß die Eidgenossenschaft Schulen unterhielte; dies sei nicht nur nach der Verfassung unstatthaft, sondern heute hätte sich auch das Kulturniveau im Tessin so gehoben, daß man es Deutschschweizern wohl zumuten dürfe, ihre Kinder in italienische Schulen zu schicken. Auch unterhält der Kanton Tessin für die einzige deutsche Gemeinde des Tessins, Gurin (italienisch Bosco) — es handelt sich um Oberwalser — keine deutsche Schule, sondern nur eine italienische. Den deutschen Unterricht ermöglichen nur private Unterstützungen des Deutschen Sprachvereins, Zürich.

Andererseits besteht aber im Tessin eine grundsätzliche Feindschaft gegen fremdsprachige, also nichtitalienische Privatschulen, welche die Kinder eingewanderter Deutschschweizer und Reichsdeutscher erziehen. Denn diese und ihre Kinder stören die „Italianität", das Vollkommen-Italienisch-Sein des Tessin. (Uns Deutschen erschiene ihr Gegenbild, sagen wir die „Germanität" irgendeines Gebietes, als eine übertriebene Forderung.) In der Schweiz denkt man anders, A. Janner hält sogar diese Wahrung der rein italienischen Art des Kantons in seinem noch an anderer Stelle zitierten Aufsatz „Ist ein Tessiner Irredentismus möglich?" (Wissen und Leben, Zürich, 15. Januar 1925) für die erste Vorbedingung, um die Tessiner bei schweizerischer Gesinnung zu erhalten und damit einer Abspaltung des Tessin vorzubeugen. Sie sei für die Tessiner selbstverständlich und würde theoretisch auch von der Deutschschweiz anerkannt. Praktisch dagegen sei, so führt er bedauernd aus, *nur ein Teil der Deutschschweizer, die sich im Tessin angesiedelt haben, bereit, ihr Volkstum aufzugeben.* „Diese werden dann Tessiner. Ihre Kinder besuchen die Schulen des Landes und sind mit zwanzig Jahren, es sei denn am Namen, nicht von dem wahren Tessiner zu unterscheiden. Sie tun gut daran, so zu verfahren. Sie widmen ihre Arbeitskraft und ihr Organisationstalent dem Tessiner Wirtschaftsleben, ohne dessen Eigenart zu fälschen; sie fügen sich reibungslos und ohne Gefühle zu verletzen ins Tessiner Leben ein. *Aber es gibt noch andere Deutschschweizer, die, besser gestellt, vielleicht auch gebildet, sich, obwohl sie sich endgültig im Tessin angesiedelt haben, der Umgebung, die ihnen vielleicht zu gering erscheint, nicht angleichen wollen.* Und so führen sie denn im Tessin ihre Art zu leben fort, schließen sich ein in ihre „Vereine", sorgen nur für ihre Geschäfte, lesen nur die Tessiner Zeitung oder Südschweiz, welche ihnen Woche für Woche „die Pflicht zum Deutschtum" predigen, kündigen ihre „Deutschabende" an, bauen sich ihre Villen nach nordischem Geschmack, hängen nur deutsche Tafeln über ihre Geschäfte und halten sich so absichtlich abseits von jeder zu nahen Berührung mit Tessinern. *Und sie merken nicht, daß sie dadurch die Empfindlichkeit der Tessiner verletzen,* denen daran liegt, daß unsere Städte ihr italienisches Aussehen behalten. *Noch ärger ist es, wenn sie besondere Schulen für ihre Kinder gründen,* damit diese nicht genötigt sind, die Tessiner Schulen zu besuchen. So arbeiten sie auch dagegen, daß ihre Kinder Tessiner werden." Dieses Verhalten, so fährt Janner fort, stärke die schweizerische Gesinnung der Tessiner nicht. Die Gefahr erblicke man nicht so sehr in der Zahl dieser sich nicht Entdeutschenlassen-wollenden, die gering sei, als vielmehr in ihrer gesellschaftlichen Stellung und „wegen der Anschauungen, die sie hegen und die wir gerade aus ihren Zeitungen kennen. Vom letzten Frühjahr datiert eine Polemik in den Tessiner Zeitungen anläßlich der deutschen Privatschule in Lugano, deren Leiter Gelder brauchten und sich auch an die Tessiner gewendet hatten, damit sie zur finanziellen Unterstützung beitrügen. Die Tessiner tadelten diesen Aufruf heftig: wenn sie die öffentlichen Schulen verachteten, möchten sie selbst für ihre Schule sorgen. Um sich zu rechtfertigen, sagten die Leiter der Schule, daß ja auch Pro Ticino italienische Schulen in Zürich und Bern unterhält und sich der Finanzierung wegen auch an Deutschschweizer wendet; sie sagten aber nicht, daß es sich hier nur um Schulen mit ein paar Wochenstunden handelt, in denen man nur ein wenig italienischen Sprachunterricht erteilt, während die

Digitized by Google

Luganeser Schule eine vollständige Primarschule ist, die öffentliche Primarschulen vollkommen ersetzt. Was einen wesentlichen Unterschied ausmacht."

A. Janner schließt diese Betrachtung mit dem Ratschlag, es gelte „ganz einfach, die Deutschschweizer, welche sich im Tessin ansiedeln, dahin zu bringen, daß sie der naturgemäßen Anpassung an die Umgebung nicht widerstreben. Wenn sie sich so verhalten, werden sie dem Tessin einen Dienst erweisen, sich selbst wohler, in größerer Übereinstimmung mit der Umgebung befinden, und letzten Endes auch der Schweiz dienlich sein, deren Daseinszweck es ja nicht ist, nur die Interessen des „Deutschtums" zu wahren. Zu diesem Zweck wäre es erforderlich, daß jede Tessiner Zeitung oder „Südschweiz" samt ihren unheilvollen Propheten aus dem Tessin verschwände."

Auslanddeutsche, welche solche Ausführungen lesen, wollen sich vorhalten, daß diese Anschauungen nicht von der großen Masse der Deutschschweizer geteilt werden, die gewiß nicht durchweg in fremdsprachigen Privatschulen und Zeitungen etwas Schreckliches sehen. Das ist freilich aber die Meinung der Italienisch-Schweizer, die hier ganz naiv ihre Sonderstellung offenbaren. Sie gleicht der etwas verzogener Kinder: Wir bleiben nur Schweizer, wenn man uns ganz besondere Vorzüge gewährt. Aus dem Bewußtsein seiner Sonderstellung heraus stellt der Tessin ja auch erhebliche wirtschaftliche Forderungen an die Eidgenossenschaft. Immerhin darf aber doch wohl gesagt werden, daß nicht nur die italienischen, sondern auch die französischen Schweizer in weit höherem Maße von einem modernen Nationalismus der Gedankenwelt nach erfaßt sind, als die Deutschschweizer. Diese Denkweise führt nur darum nicht zu bedenklicheren Formen, weil $^{7}/_{10}$ der Schweizer Bevölkerung deutsch ist. Es ist von praktischer Bedeutung, daß von 25 schweizer Kantonen 17 rein deutsch, 4 rein welsch und nur 4 gemischt sind. Eine welsche Mehrheit mit deutscher Minderheit haben nur die Kantone Wallis und Freiburg, eine deutsche Mehrheit mit welscher Minderheit Bern und Graubünden. Wären die Deutschen in der Minderzahl und die Welschen in der Mehrheit, so sähe es vielleicht mit der Schweiz ganz anders aus. Denn der französische und der italienische Geist unserer Tage strebt grundsätzlich nach Unifizierung. Daß die welschen Kantone heute Gegner der Unifizierung der Schweiz sind, ist ja nur eine Folge des derzeitigen Zahlenverhältnisses.

Wie gesagt, ist es nicht so sehr die besondere Gutartigkeit aller Schweizer Völker, die das angenehme, wenn auch nicht völlig reibungslose Verhältnis zwischen den Völkern der Schweiz gewährleistet. Es ist vielmehr einmal die bedachtsame Art der Deutschschweizer und zum andern die Tatsache einer Kantonalverfassung, welche ganz von selbst die Hauptreibungsgebiete ausschaltet. Wo aber Reibungen vorkommen, spielen sie sich nicht in der Ebene des Gesamtstaates ab, dem entnationalisierende Tendenzen daher unmöglich vorgeworfen werden können; örtlicher Krakehl dringt aber nicht in weitere Kreise. Daher wird weder der Ruf der Schweiz, als Nationalmusterland gefährdet, noch richtet sich — und das ist viel wichtiger — der Ärger eines unterdrückten Volkes gegen den Staat als solchen und gefährdet damit dessen Grundlagen. Das ist der innere Schutz der Schweiz gegen die faschistischen Absplitterungsversuche.

* * *

Andererseits wäre es falsch, allzuviel selbst von einer so weitgehenden lokalen Autonomie, wie sie vor 120 Jahren dem Tessin gegeben wurde zu erwarten. Alle Wünsche befriedigt sie natürlich nicht, besonders wenn solche Wünsche überspannt werden. Die Schwierigkeiten der Einpassung eines fremden Volksteils in ein von einem anderen Volke aufgebautes Staatswesen, trotzdem es föderativ ist, schildert der schon erwähnte Aufsatz A. Janners zwecks Unterstützung der Tessiner Forderungen. Auf die Frage, ist ein Tessiner Irredentismus möglich, wird geantwortet: „Um diese Frage zu beantworten, muß man zu allererst untersuchen, in welcher Art die Tessiner sich als Schweizer fühlen. Denn die Tessiner stehen nach Geschichte und Überlieferung sozusagen am Rand der im eigentlichen Sinn schweizerischen Geschichte und Überlieferung. So leuchtet es jedem, der ein wenig über die Beschaffenheit der schweizerischen Vaterlandsgesinnung nachgedacht hat, ein, daß die der Tessiner nicht derselben Art sein kann, wie die anderer Eidgenossen, die das Vaterland entstehen gesehen, die Tage seines Ruhms voll erlebt, in seinen Kämpfen geblutet, an seinen Niederlagen gelitten haben. Der Tessiner ist nur, kann nur „Schweizer" sein vermöge eines politischen und Willensentschlusses. Darum kann ihm sein „Schweizer"tum nicht jenes umfassende

Digitized by Google

Gefühl, jene innerste Freude bedeuten, wie den Schweizern anderer Kantone: z. B. einem Berner, für den das Vaterland eins ist mit seinem Wesen, seiner Heimat, ihrer Geschichte." An anderer Stelle dieses aufschlußreichen Aufsatzes, der auch noch in anderer Beziehung — Janner dürfte deutschschweizerischer Abkunft sein, wenn er auch als Italiener fühlt — belehrend ist, finden wir ähnliche Gedankengänge. „Die Deutschschweizer sind Schweizer aus Überlieferung, was heißen soll: Schweizer durch Gefühl und inneres Erleben. Ebenso in der großen Mehrzahl die Französischschweizer, obschon für sie auch das willensmäßige, politische und sittliche Element besteht. Sie, Deutsch- und Westschweizer, sind im Grund die wahre Schweiz, im Boden verwurzelt, in der Geschichte verankert, nicht bloß Idealen zustrebend. In vergangenen Jahrhunderten haben sie, gemäß ihren Bedürfnissen und Begriffen von Freiheit, die Schweiz geschaffen, sie haben sie groß gemacht und zu Ehren gebracht, für sie gekämpft und gesiegt. Alle Stationen der alten Schweizer Geschichte leben in der Seele des Volkes, all die geschlagenen Schlachten sind noch gegenwärtig im Namen von Städten und Dörfern, bekannten, noch heute bewohnten, dort feiert man die Erinnerung Jahr für Jahr; viele vaterländische Lieder stammen aus jener ruhmreichen Zeit, von Vätern zu Söhnen vererbt; die Freiheit selbst scheint ein heiliges Erbe der Ahnen, die für sie gestritten und gestorben. All das erzeugt in den Seelen einen lebenden, fast leibhaften Begriff des Vaterlandes, einen Begriff, der in manchen Augenblicken das ganze Fühlen, Denken, Handeln beherrscht.

„Nicht so im Tessin. Für uns Tessiner ist das schweizerische Vaterland nicht gefühlsmäßig, sondern im geistlichen und sittlichen Sinn wirklich, und das kann nicht anders sein. Tessiner und Eidgenossen haben keine gemeinsame Geschichte außer hundert Jahren friedvollen politischen Zusammenlebens, die wohl eine gemeinsame „politische Denkungsart", nicht aber eine gemeinsame „Geschichte" zu schaffen vermochten. Die Zeit der Landvögte zählt nicht, weil sie gewiß nicht viel dazu beitrug, den Tessinern ihre Herren näher zu bringen. Die Tessiner haben nie in einer vollen Haß- und Liebesgemeinschaft mit den andern Schweizern gekämpft, gelitten, sich begeistert. Die Geschichte des Tessins bis vor hundert Jahren ist die eines durch geschichtliche Zufälle in einen völlig andern Staat eingefügten Stücks lombardischer Erde." Die Gefahren der Tessiner Denkart schildert folgende Stelle: „Seine Art Schweizer zu sein — nämlich Wahlschweizer — birgt natürlich Gefahren in sich. Kann ein Tessiner sich nicht bis zum Begriff einer rein ideellen und sittlichen Vaterlandsgesinnung erheben, so ist er für die Schweizer verloren. Wer nur an die eigene Rasse und Kultur glaubt, wer nicht für möglich hält, daß verschiedene Völker brüderlich in einem Staate wohnen, der wird nie begreifen können, warum der Tessin schweizerisch sein soll. Für den Tessiner besteht demnach folgende Gefahr: Da ein großes und mächtiges Italien eine eifrige und wirksame Propaganda entfalten kann, könnten die jungen Tessiner nach und nach das Gefühl für das schweizerische Ideal verlieren und sich für das ihrer jugendlichen Begeisterung weniger ferne, weniger abstrakte, faßlichere italienische Nationalgefühl einfangen lassen. Die Möglichkeit dieses oder jenes irredentistischen Zentrums besteht schon jetzt im Tessin, und wenn man nicht daran denkt, ihr vorzubeugen, wird sie in Zukunft noch größer sein. Und das nicht nur durch politische Fehler, die wir begehen könnten, sondern durch die starke Wirkung, welche die sprachliche, kulturelle und staatliche Einheit Italiens auf jugendliche Gemüter unvermeidlich ausüben muß. In jedem denkenden Tessiner von zwanzig Jahren steckt die Möglichkeit zu einem Irredentisten, d. h. er begreift nicht mehr, warum er Schweizer ist. Man hat ihn in der Schule die Schweizergeschichte gelehrt, Tell, Morgarten, Sempach, Murten, und er hat sich dafür begeistert; jetzt aber begreift er nicht, was er mit dieser Geschichte — der eines von dem seinen ganz verschiedenen Volkes — überhaupt zu tun hat. Seine Geschichte ist nur, kann nur sein die italienische Geschichte, seine Welt nur die italienische."

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist die antischweizerische italienisch-faschistische Agitation im Tessin lebhafter geworden, und Zellen der Zersetzung, welche Janner noch als im Bereich der Möglichkeit liegend erklärte, sind da. Aber auf diese Entwicklung kommt es im Zusammenhange unseres Aufsatzes nicht an. Darum lassen wir den Faden abreißen. Uns genügt die Feststellung, daß 120 Jahre Autonomie wohl nicht alle Gefahren gebannt haben (für national leicht entflammbare Romanen), daß sie aber immerhin einen festen Wall für den eidgenössischen Staat bis heute bedeuten.

* * *

Digitized by Google

Betrachtet man in diesen Zusammenhängen die Probleme der Vielvölkerstaaten Innereuropas, wägt man die Aussichten ab, die einer Verwirklichung der Hauptforderungen des Kongresses der nationalen Minderheiten in Genf beschieden werden können und vergleicht man sie mit den Forderungen aller jener Europareformer, welche Staaten- und Zollbündnisse der bestehenden europäischen Staaten betreiben, so darf vielleicht folgendes gesagt werden:

Im großen und ganzen besteht wenig Hoffnung, daß unitaristische Vielvölkerstaaten, welche sich als Nationalstaaten gebärden und „das" Staatsvolk bevorzugen — selbst wenn sie, aus außenpolitischen Gründen veranlaßt, die allerschönsten Sprachen- und Nationalitätengesetze annehmen —, diese auch durchführen können. Die aus dem staatsführenden Volke genommenen Beamten der zentralistischen Verwaltung müssen in den Minderheiten unbequeme und darum bekämpfenswerte Anomalien sehen. Die Pandorabüchse aller europäischen Staaten — die Parlamente mit ihrem Parteiwesen — müssen, weil jede Partei der Masse zu schmeicheln gezwungen ist, zu Hemmnissen der gerechten Durchführung der Minderheitenwünsche werden. Nur Völker mit erheblicher Selbsterziehung werden diese Schwierigkeiten überwinden. Außerhalb des Baltikums finden wir sie nirgends. Endlich steht als letzter Feind einer solchen Gesetzgebung der nationale Faschismus (als Nachahmung des italienischen) fast überall vor der Tür und versucht, mit mehr oder weniger Erfolg, dem Parlamentarismus ein Grab zu graben.

Aus diesem Grunde ist der Gedanke des Grafen Coudenhove-Kalergi, des ersten Herolds Paneuropas, selbst für Schicksalsminderheiten nicht allzu verlockend. Nur Theoretiker und Ideologen werden ihm ohne weiteres Glauben schenken. Er mag noch so oft sagen, ein gerechtes Minderheitenrecht werde in allen Staaten einer paneuropäischen Union eingeführt werden. Wird es aber auch durchgeführt werden können? Wird Paneuropa willens und stark genug sein, es zu erzwingen? Werden sich die verbündeten Staaten eine gewaltsame Bundesexekutive gefallen lassen? Graf Coudenhove mag es mit seinen Vorschlägen ernst meinen. Vielleicht gebricht es ihm an Erfahrung. Wer aber die tieferen Zusammenhänge kennt und überdies weiß, wie oft schon Versprechungen dieser Art in den einzelnen Staaten gegeben worden sind, wird kaum den Mut haben, zu glauben, daß zentralistische Staaten, die von den staatsführenden Völkern als nationale Staaten ausgegeben werden, den Minderheiten das geben werden, was sie brauchen. Wenn sie guten Willens wären, warum tuen sie es nicht schon heute?

In Erkenntnis dieser Verstrickungen fällt dann immer das Wort: die beispielgebende Schweiz. Gewiß, sie gibt uns ein Beispiel. Die Lösung liegt dann aber auf anderer Ebene. Sie ist *verfassungsrechtlich*. Der Paneuropäer, dem es gelänge, die heute geltenden französisch-zentralistischen Staatsauffassungen und -formen durch föderative innerhalb der gleichen völkischgemischten Staaten zu ersetzen, hätte den Stein des Weisen erst gefunden. Dies sei offen ausgesprochen, obwohl niemals ein Zweifel daran sein kann, daß solche Änderungen zu den allerschwierigsten gehören, die es überhaupt gibt, obwohl wir sehen, daß gerade größere Staaten ohne eine gewisse Unifizierung auf lebenswichtigen Gebieten nicht auskommen. Die Frage, Föderalisierung oder Unifizierung innerhalb von geschlossenen Nationalstaaten hat mit dieser Betrachtung nichts zu tun. Es sei ausdrücklich vor Verwechslungen gewarnt. Es handelt sich vielmehr z. B. im kommenden großdeutschen Staate um Erwägungen über Neuverteilung und Abgrenzung der öffentlichen Aufgaben zwischen Reich, Ländern und Gemeinden, um Anpassung an die Entwicklung der Verkehrstechnik und des Nachrichtenwesen usw. Die von manchen Kreisen, deren Lauterkeit wir nicht immer gewährleistet sehen, betriebene Neuverteilung der Ländergebiete innerhalb des Reiches hat ebensowenig mit unseren Erwägungen über den Föderalismus als praktische Regierungsform für gemischtvölkische Staaten zu tun.

In einem Punkte könnten diejenigen, welche für Paneuropa eintreten, durch ihre paneuropäischen Argumente etwas Erhebliches zur Föderalisierung der Einzelstaaten beitragen. Ihr Gegenstück, die Unifizierung, wird oft und mit einem Schein des Rechtes mit dem Sicherheitsbedürfnis des Staates gegenüber habgierigen Nachbarn begründet. Dieses Argument kann der Paneuropäer zerschlagen. Denn die äußere Sicherheit wird ja durch den europäischen Bund, wenn dieser überhaupt einen Sinn haben soll, garantiert, und innere Sicherheit bietet kein System besser als das föderative, welches, wie wir oben ausführten, den Gesamtstaat aus der Kampf-

Digitized by Google

linie zieht und örtliche Streitigkeiten, welche niemals aus der Welt zu schaffen sein werden, immer geringere Ausmaße annehmen läßt und in immer kleinere Einheiten verlagert, wo sie praktisch unschädlich sind.

Sehr zu ihrem Schaden haben z. B. die Serben, als ihnen die Gründung des Südslawischen Staates gelang, den Entschluß nicht finden können, Slowenen und Kroaten durch eine örtliche Autonomie fest an ihren Staat zu binden. Ihr Glaube an Heer und Polizei war größer als an freiheitliche Einrichtungen, welche ihr Mißtrauen nicht zuließ. Sie haben es versäumt, wie Bismarck nach 1866 den süddeutschen Staaten gegenüber, Mazedonier und Bulgaren durch ähnliche entgegenkommende Maßnahmen zu gewinnen. Bulgarien ist gedemütigt und Mazedonien grollt. Innerhalb eines europäischen Staatenbundes, ja, aber auch sehr wohl ohne diesen, vielleicht gestärkt durch eine Anlehnung an Staatenkonstellationen, die heute noch nicht möglich sind, könnte Serbien seine Mission, alle Südslawen zu einigen, vollenden. Voraussetzung ist aber die gleiche Selbstüberwindung, zu der sich Preußen in der Zeit des Nikolsburger Friedensschlusses durchrang.

Auch in Nordeuropa wäre ein Vielvölkerbundesstaat wenigstens theoretisch möglich. Heute ist die nordische Aufsplitterungsbewegung (Trennung Norwegens von Schweden, Islands von Dänemark) im wesentlichen beendet. Nur in Farör und in Nordschleswig (unter den Dänen!) gibt es noch Autonomiebestrebungen, für welche die spröde dänische Verfassung den Rahmen nicht zu bieten vermag. Andererseits ist aber auch das Bedürfnis nach einem gewissen Zusammenschluß, einer Verbindung autonomer skandinavischer Länder spürbar. Anläßlich der 17. nordischen Parlamentariertagung Mitte August 1926, welche 100 Abgeordnete aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland und Island zusammenführte, sagte ein finnländischer Parlamentarier, ein solcher Staatenbund läge in der Luft. Auf diese in einer Festrede gehaltene Äußerung antwortete ein Schwede freilich nach reichlich skeptischen Ausführungen mit einem Hoch auf die geistige Einheit des Nordens. Das kann uns um so weniger wundern, als die Lage der schwedischen Minderheit in Finnland vielen Schweden im Königreiche Sorgen bereitet. Genug an diesen Beispielen.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß gewisse Absplitterungsvorgänge, die man als Abbau der Übertreibungen des Staatsvolksgedankens vielleicht bezeichnen darf, neuerdings auch in Westeuropa zu verzeichnen sind, von wo die Welle des Einheitsstaatgedankens Europa überflutete. Paris und London unterstützten jene politischen Bewegungen der kleinen Völker, welche Herder und die deutsche Romantik im innereuropäischen Raum ausgelöst hatten und die schließlich zur Auflösung der österreich-ungarischen Monarchie führte. Heute aber sehen wir, daß es den Iren gelungen ist, obwohl das irische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit der angestammten Sprache vergaß und sich des Englischen bedient, eine weitgehende Autonomie im Rahmen Großbritanniens zu erringen. Englische Staatskunst versteht es aber auch, den regionalistischen Schotten — die schottische Sprache hielt sich auch nur in den Hochländern bis auf den heutigen Tag — in ihrem Streben nach einem eigenen Parlament entgegenzukommen. England verdankt es seiner Klugheit, daß die walisische (wälsche) Bewegung, weil sie seit Jahrzehnten nicht mehr beengt wird, keinerlei staatsfeindliche Formen zeigt.

Die sprödere Verfassung Frankreichs dagegen vermag dem Wunsche der Elsaß-Lothringer ebensowenig Genüge zu tun, wie der erwachenden baskischen, katalanischen, vlämischen und bretonischen Bewegung. Von ähnlichen Vorgängen in Spanien wollen wir schweigen.

Sieht man dieses alles unter dem Gesamtbilde, so darf man vielleicht sagen, daß trotz aller faschistischen Moden die Zeit des unifizierenden Staates in Europa in der Theorie wenigstens vorüber ist und daß höhere Staatskunst eine Verfeinerung im Schweizer Sinne fordert. Freilich setzt sie Anpassung und Erziehung im Schweizer Sinne voraus. Nur England, das wie die Schweiz so viele germanische Rechtseinrichtungen behalten hat, kann heute schon vorangehen. Wie lange wird es dauern, bis andere diesem Beispiel folgen? Karl C. von Loesch.

Digitized by Google

Literarische Rundschau

Das Werk des Reichsarchivs über den Weltkrieg

Bd. 3 u. 4

Vor Jahresfrist gab das Reichsarchiv die beiden ersten Bände über den Weltkrieg heraus, als offizielle Darstellung im Band 1 die Grenzschlachten im Westen und Band 2 die Befreiung Ostpreußens. Beide Bände haben im großen und ganzen die volle und berechtigte Anerkennung der Kritik gefunden. Es folgen jetzt die Bände 3 und 4, die — das läßt sich schon jetzt, ohne im einzelnen das zu kennen, was die folgenden Darstellungen bringen werden, sagen — den Höhepunkt des ganzen mehr als vierjährigen Völkerringen bilden müssen, denn in den Monaten August und September hat sich das Schicksal des deutschen Volkes entschieden, wir wurden von der Höhe unserer Stellung trotz aller heldenhafter Gegenwehr allmählich, aber den Schicksalsgesetzen entsprechend, heruntergestoßen. Deshalb bringen die vorliegenden beiden Bände betitelt: „Der Marnefeldzug von der Sambre bis zur Marne" und „Der Marnefeldzug, Die Schlacht" den unbestrittenen Kernpunkt des Weltkriegs (Berlin 1926, E. S. Mittler u. Sohn).

Der Band 3 beginnt mit einem klaren Überblick über die Gesamtlage der deutschen Westfront am 28. August, also im unmittelbaren Anschluß an die siegreich durchgeführten Grenzschlachten. Leider befand die deutsche Oberste Heeresleitung sich in einer grundfalschen Vorstellung über den Umfang und die Nachwirkung der in den Grenzschlachten errungenen Erfolge. Sie wurden nämlich ganz erheblich überschätzt und in den folgenden Kampftagen nicht richtiggestellt. Dieser für den ganzen Kriegsverlauf entscheidende Gesichtspunkt ist so bedeutungsvoll gewesen, daß die Darstellung, ohne in eine überhebliche Kritik zu verfallen, ihn noch schärfer hätte herausarbeiten sollen. Um die Wahrheit zu sagen, ist zu bekennen, daß der ganze zweite Abschnitt des Feldzuges an der Westfront deutscherseits in einer mit der tatsächlichen Lage im Widerspruch stehenden Auffassung der Obersten Heeresleitung geführt worden ist.

Bei Lösung einer Übungsaufgabe größeren Stiles unter Leitung des Grafen Schlieffen war der einen Partei ein wichtiger Erfolg zugesprochen worden. Der Führer der siegreichen Partei wollte sogleich an den ersten Sieg kurzerhand die Verfolgung schließen, was Schlieffen aber mit dem Einwurf abschnitt, es wäre doch wohl angezeigt, erst einmal Ordnung in die Lage zu bringen und neue Entschließungen vorzubereiten; wie sich Schlieffen nach dem Muster einer veralteten Zeit ausdrückte „points vorzunehmen" und die Brigade neu zurechtzustellen.

Etwas Ähnliches ist Ende August auf deutscher Seite unterlassen, und dem Reichsarchivwerk blieb deshalb auch nichts anderes übrig, als die andauernden Nachhutkämpfe an der Maas und Aisne, die Operationen am rechten Heeresflügel mit den Kämpfen an der Somme und Avre mit anschließendem Marne-Übergang in einer stark ins einzelne gehenden Schilderung aufzurollen. Denn vielfach handelte es sich nicht um Nachhutkämpfe, sondern um Gegenstöße der Franzosen bei der Bezwingung meist recht schwieriger Flußabschnitte. Ein großer Führergedanke, eine Umgruppierung der Kräfte, konnte nicht zum Ausdruck kommen. Die Oberste Heeresleitung saß noch weit rückwärts in Koblenz, kam erst verspätet nach Luxemburg, wo sie namentlich in Rücksicht der damals noch stark in der Entwicklung begriffenen Nachrichtenmittel unmöglich rechtzeitig auf die Lage an der Front Einfluß zu nehmen imstande war. So kam kein einheitlicher operativer Gedanke zur Geltung, die Armeen waren auf ihre selb-

Digitized by Google

ständigen Entschlüsse angewiesen, und der Historiker sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, ein Mosaikbild aus einem überaus wichtigen Feldzugsabschnitte zu konstruieren. Selbst ein anspruchsvoller Kritiker wird anerkennen müssen, daß diese schwierige Aufgabe mit ebensoviel Geschick wie historischer Treue gelöst worden ist. Für den Leser wirkt die Verfolgung der einzelnen Vorgänge, wie sich aus dem einen Entschluß der neue zwangsweise entwickelt, ja bisweilen etwas ermüdend. Das hindert aber nicht, dem Werke die größte Anerkennung zuzugestehen. Und wer später nach der replikatorischen Lehrmethode aus den Ereignissen besondere Fälle einer kritischen Untersuchung unterziehen will, findet das Material in Menge zusammengetragen. Nicht allerseits Billigung wird die Einteilung des Stoffes insofern finden, als das Verhalten der Gegner nur an einigen Stellen mit den deutschen Maßnahmen verflochten, diesen gegenübergestellt wird, sondern die gegnerischen Anordnungen, in größeren Zeitabschnitten zusammengefaßt, erörtert werden. Die nicht immer genügend ausgiebigen feindlichen Quellen mögen als eine Erklärung dafür gelten. Immerhin gewinnt der Leser kein klares Bild des Gegenspiels der sich gegenüberstehenden Kräfte und ihrer Maßnahmen.

General a. D. v. Zwehl †.

Gespenster als völkerpsychologische Symptome

„Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten." Kaum ein wahreres Wort wurde je einer aus Rand und Band gehenden Zeit entgegen geworfen, als dieser Ausspruch von Lessing einer Periode von Sturm und Drang zu neuem Werden aus verrotteter Zeit. Denn wie Vielen, die am Schaffen eines Chaos, einer Gespensterwelt — oft aus sehr kleinen Motiven — kecklich mitgearbeitet haben, ist es nicht elend bange, wenn es ihnen wirklich entgegenwirbelt? wie Viele haben dann wirklich das Zeug in sich, jene tanzenden Sterne zu gebären, die allenfalls herausleuchten, und zittern nicht heimlich, im Dunklen, vor den selbstgeschaffenen Gespenstern? So gibt es einzelne, so gibt es Völker und Reiche, die vor den selbstgeschaffenen Gespenstern beben, unter ihr Joch geraten — namentlich die großen Kontinentalvölker, nordische Rassen, nicht nur primitive, Urwaldbewohner gehören dazu! Deutsche und Russen haben ein geradezu gefährliches Talent in dieser Richtung. Generalstreik, Bolschewismus, sind sie nicht für viele auch nur modernisierte Gespenster? dem einen Volk blutriefende, waffenstarrende Wirklichkeit, mit der es sich, aus kranker, schizophrener Seele in Todesangst herumschlägt, dem andern, Angelsachsen, Chinesen, ein kaltblütig gehandhabter politischer Kinderschreck?

Und es gibt andere Völker, bei denen schon in der Jugend ihrer Werdezeit die Geisterwelt, die Dämonen, — die sie sich zuerst aus Naturgewalten und Ahnenverehrung schufen, — nur verraten und anzeigen, wie starken, geschlossenen Geistes ihre Schöpfer und Bekämpfer eigentlich sind, aber auch wie leidenschaftlich unter verhaltener Maske. Bei ihnen wird tatsächlich die reiche, künstlerisch glänzend ausgestattete Gespenster- und Sagenwelt zum fein-zeigenden, -sehenden völkerpsychologischen Verräter! Sie läßt erkennen: wessen sie politisch, kulturpolitisch und wirtschaftlich fähig sind, wo man ihnen trauen darf und wo nicht.

Deshalb war es ein großes Verdienst des Künstlerehepaares Graf[1], solange es noch möglich war, die japanischen Selbstzeugnisse zur Völkerpsychologie aus der Geisterwelt zusammenzutragen, soweit sie Künstlerhand erfaßt hatte. Weil die Japaner ein Augenvolk ersten Ranges und fähig sind, in höchster Leidenschaft noch mit sicherster Beherrschung der Form zu objektiveren, ist dadurch nebenbei ein Kunstwerk hohen Ranges entstanden: bald im hieratischen Fresko, bald in intimer Grausigkeit oder sprudelnder Komik zieht die Dämonenwelt des pazifischen Inselreichs vom primitiven Angst- und Rachegeschöpf bis zum dekadenten Modegespenst an uns vorüber, bald zur wilden politischen Größe des Toten-Gartens voll Rachegeister bei dem furchtbaren Reichsverweser Taira Kiyomori anschwellend, bald das heroische Auseinandersetzen tapferer einzelner Haudegen mit den Ausgeburten der eigenen Phantasie in sate-

1) Oskar und Cäcilie Graf: Japanisches Gespensterbuch. Text von Cäcilie Graf-Pfaff. 142 teils mehrfarbige Tafeln. Stuttgart 1925. Union, Deutsche-Verlags-Gesellschaft.

Digitized by Google

und liebesfrohen Nachtfahrten verratend: Schöpfungen einer reichen Palette! Von der finsteren Größe der Seitenstücke zur brennenden Hunnenhalle der Nibelungen (Geister der Schlacht von Dannoura), bis zu Wilhelm Busch (Gespensterfuchs der Yoshitoshi) sind alle Nuancen vertreten.

Aber alle machen zugleich Aussagen von großem völkerpsychologischen Wert. Wie das unter starrer äußerlicher Zeremonialhaltung so schwer durchschaubare Volk sich in kritischen Lagen, — nur dem eigenen Genius überlassen — benehmen wird, das sehen wir aus chinesischen und japanischen Gespensterssammlungen solchen Ranges besser, als aus oberflächlicher Beobachtung der öffentlichen Meinung, die von der täglichen Lüge lebt, und gerade bei fremdartigen Völkern den Mitteleuropäer in die gröbsten Selbst-Täuschungen hineingleiten läßt.

Wer nur einen Blick in das Gespensterbuch des Ehepaars Graf tut, der wird die Japaner nie mehr für so harmlos halten, wofür doch gerade Russen und Deutsche sie bis zum Jahr 1904 genommen haben; der wird nie mehr, während das Land schon wie ein schwärmendes Bienenvolk von beginnender Mobilmachung summt, wie unser gutgläubiger Gesandter 1904 und 1914 friedentriefende Berichte heimsenden. Er hätte nur einmal die Gesichter der Samurai bei aufziehenden Gespenster-Abenteuern, wie sie Künstlerhand in den Farbholzschnitten festhielt, mit denen seiner Umgebung zu vergleichen brauchen, um zu wissen: jetzt ist demnächst etwas sehr Unheimliches los. So ist — in allem Ernst — das Japanische Gespensterbuch nicht nur ein kunstwissenschaftliches Werk, ein Hochgenuß für künstlerische Feinschmecker, sondern ein Buch für Diplomaten und Überseekaufleute, die Arbeitszimmer großer Schriftleitungen, dessen Ankauf sich lohnt, so teuer es ist. Man kann es ja dann in den Salon legen, in dem es mit seiner Prachtausstattung eine glänzende Figur macht. Aber zuvor sollte man es, jedes einzelne Blatt und die gutgeschriebene Einführung der Herausgeberin sorgfältig würdigend und auf seine völkerpsychologische Lehrkraft abwägend, durchstudieren! Und dann wird man es noch oft und oft wieder tun. Denn viele der Blätter sind von erschütternder Kraft: Seitenstücke zu Dürers Melancholia und Holbeins Totentanz, zu Breughels Gestaltungsreichtum und Rethels herben Zügen, sobald man sich erst in das fremde Kunst-Milieu hineingesehen hat, was leicht und mühelos geht, wenn man nur gewisse konventionelle Lügen unseres Kunstgeredes hinter sich wirft und Kunst wieder mit Können in Zusammenhang bringt. Ein Bedenken könnte freilich entgegenschlagen: Sind nicht auch diese Gespenster schon zu sehr veraltet, stammen sie nicht zu sehr aus einer versunkenen, ehrlichen Nahwaffenzeit, in der sich die Seelenkraft des einzelnen auch mit Massengespenstern durch die Leistung einer furchtlosen Persönlichkeit erfolgreicher auseinandersetzen konnte?

Aber das Wertvolle an diesem japanischen Gespensterbuch ist eben, daß seine Gestalten auf ihrem Schauplatz viel moderner sind, als die unsrigen, daß sie noch das achtzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des neunzehnten in Japan fast uneingeschränkt tyrannisiert haben (wie der Fuchs-Glaube) und daß fast alle die Männer, die heute das Geschick eines 85-Millionenreiches lenken, sich noch mindestens mit ihnen und den vielen Millionen, die an sie glaubten und heute noch an sie glauben, herumgeschlagen haben. Sie sind eben durchaus echte und bodenständige Schöpfungen eines in seiner Art so selbständigen Kulturkreises, wie des angelsächsischen. Wenn man sich erst daran gewöhnt hat, in einem so ungewöhnlichen Lern-Instrument zu lesen, wie es die künstlerische Darstellung der Dämonologie eines großen Landes ist, einer durchgeistigten Auswahl der Gespensterwelt, mit der es sich herumschlägt, darin es tapfer, starkwillig selbst die Gespenster als nationales Förderungsmittel verwendet, dann wird man fast so belohnt, wie durch eine souveräne Kenntnis der tyrannisierenden Gespenster des eigenen Volks: mit der Macht, die Vielen zu lenken, die an sie glauben. Das sind leider viel mehr, als gut ist: in unsrer und der östlichen Welt!

Karl Haushofer.

Zwischen zwei Göttern

(Bemerkungen zu dem Nietzsche-Buch von Ludwig Klages)

Mit dem Erscheinen des Buches „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches“ (Leipzig, J. A. Barth) wird niemand mehr behaupten dürfen, Nietzsche zu kennen, seine Philosophie zu begreifen, seine Tragödie zu verstehen, der nicht zuvor das bedeutende

Digitized by Google

Werk von Klages gelesen habe. Hier wird zum erstenmal das scheinbar so Unerhörte unternommen, Nietzsches Worte aus dem „Ecce Homo": daß aus seinen Schriften ein Psychologe rede, der nicht seinesgleichen habe, in ihrer vollen Schwere als Tatsache darzutun, von der die Universitätspsychologie der letzten Jahrzehnte sich nichts träumen ließ. Wie das zu verstehen sei, soll sogleich in äußerster Kürze angedeutet werden und wird alsdann nicht mehr so befremdlich anmuten in einer Zeit, in der ein bedeutsamer Teil der Universitätspsychologen begriffen hat, daß die analytische und experimentelle Psychologie am Wesen ihrer Aufgabe weit vorbeizielen, die für eine echte „Seelenwissenschaft" vielmehr in der Aufstellung einer Lehre vom Charakter bestehen muß. Hier tritt sofort ein Zusammenhang klar ins Licht, wenn man sich endlich erinnert, daß Klages mit seinen 1910 erschienenen „Prinzipien der Charakterologie" der Initiator der wissenschaftlichen Charakterkunde ist. Es ist mehr als ein nur äußeres Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit dem Nietzschewerk im selben Verlag jene „Prinzipien" in neuer, vertiefter und erweiterter Form erschienen[1]), die mit einem Schlage ausnahmslos alle Arbeiten auf diesem Gebiet (Spranger, Jaspers, Schneider, Utitz u. ä.) weit überholen und Klages als den unstreitig bedeutendsten und fruchtbarsten Seelenforscher unserer Zeit erkennen lassen.

Nietzsche nun war der erste, der entdeckte, daß die Hauptschwierigkeit einer Wissenschaft von der Seele nicht die Seele sei, sondern die Seelenmaskerade, die der selbstbehauptende Geltungstrieb des Ich täuschend zwischen sich und den Betrachter schiebe. Das Ich- und Selbstbewußtsein ist immer zugleich Selbstwertbewußtsein. Der Mensch, der nicht mehr von irgendeinem Wert seiner selbst überzeugt wäre, müßte der Verzweiflung anheimfallen. Wird das Ich aber etwa an den Nötigungen des Erlebens seines Unwertes inne, so fälscht es zwangsweise diesen Unwert zum Wert um. So entstehen sittliche Ideale, deren „verlogensten" Kodex das Christentum geliefert hat. Darnach muß, wer zur Seele vordringen will, zuvörderst diese Wertfälschungen auflösen. Die Entlarvung der menschlichen Selbsttäuschungen, das ist nach Klages Nietzsches Grundthema.

Diese Entlarvung gelingt Nietzsche dank einem unerhört starken Lebensinstinkt. Er ist der erste europäische Philosoph, der seine metaphysische Position auf der Seite des Lebens hat, gegen den Geist (Ich). Er ist auch der erste, der mit dem in der heutigen Psychologie noch wirksamen Irrtum der „unmittelbaren Selbstgewißheit" des Bewußtseins bricht und als echter Lebenswissenschaftler und Physiognomiker größten Stiles zur Scherkenntnis über die Fremderkenntnis gelangt. „Das Du ist älter als das Ich." Während aber Klages in einem zweiten Abschnitt von Nietzsches Auflösungstechnik Anwendungen und Ergebnisse erörtert und die wichtigsten Befunde beleuchtet, die Nietzsche als fürderhin unverlierbaren Wissensbestand der Charakterkunde sichergestellt hat, steigt immer drohender die „Tragödie" Nietzsches herauf.

Die Gegensätzlichkeit und unrückführbare Zweiheit von Leben und Geist ist ja erst der große Fund der Klages'schen Philosophie. Wenn auch faktisch Nietzsches Forschung darauf hinauslief, das Leben aus den Umstrickungen, Hemmungen und Fälschungen des Geistes loszulösen — ins Bewußtsein philosophischer Formulierung ist diese Dualität bei ihm nicht gehoben. So konnte es denn geschehen, daß er erst fast unmerklich, dann aber, angesichts der sich notwendig ergebenden unlösbaren Widersprüche, mit verzweifelter Hartnäckigkeit gerade in das Leben die Grundtendenz des befehdeten Geistes, nämlich die Behauptungstendenz des „Willens zur Macht" hineinfälscht und damit den Quell des Lebens unrettbar vergiftet. Klages aber nun, der Vollender und — Überwältiger Nietzsches, rechnet mit den Irrtümern des Gedankens vom Willen zur Macht unnachsichtlich ab und deckt den tragischen Selbstwiderspruch des entgleisenden Lebensphilosophen mit einer schmerzenden Strenge auf, die unerträglich wäre, wenn sie nicht eben im Namen der höchsten Instanz, des unverfälschten Lebens, über Nietzsche zu Gericht säße.

Welcher Philosoph unserer Tage außer Klages hätte zu entdecken vermocht, daß sich in Nietzsche nicht nur zwei logisch unvereinbare Gesichtspunkte gegenüberstehen, sondern daß in ihm jene zwei Weltgewalten bis aufs Messer kämpfen, deren eine die europäische Denkgeschichte bis auf Nietzsche ausschließlich beherrscht, deren andre er zum erstenmal im Wappen führt, ohne ihr den

1) Klages: Grundlagen der Charakterkunde. Joh. Amb. Barth, Leipzig.

Digitized by Google

Sieg zu erringen! Diese beiden Weltgewalten, die sich in Nietzsche als christlicher und als heidnischer Denker, als Priester asketischer Überwindungsideale und als Philosoph des Orgiasmus gegenübertreten, nennt Klages — außer mit den philosophischen Begriffen Geist und Leben — hier mit den mythologischen Namen der beiden Götter Jahwe (Gott ist Geist) und Dionysos.

Nun erst löst sich in Nietzsches Werk das dionysische vom jahwistischen Gedankengut. In den Abschnitten „Vom Auszeichnungsverlangen", „Von der Überzeugungskraft des Erfolges", „Von der Nächstenliebe", Vom „Lebensneid" (wie Klages Nietzsches Wort vom „Ressentiment" plastisch verdeutscht) werden die ungeheuren Entdeckungen Nietzsches von den Irrtümern befreit und gelegentlich noch weit über Nietzsches Meinung hinaus zu einem einheitlichen Erkenntnisbau und Weltbild entwickelt. Stolz und streng aber scheucht Klages vom Bilde des gewaltigen Vorläufers und Gegners die „armseligen Schulmeisterseelen" fort, die glauben, sich überheben zu dürfen angesichts dieser Kritik an Nietzsche. Ihnen donnert er zu, daß „mit dem Dichten, Aufbauen, Finden, Erfinden, Entdecken die nachprüfende Tätigkeit auf gleiche Stufe zu treten selbst dann sich niemals vermessen könnte, wenn sie aus eigener Weltanschauung heraus erfolgte. Nicht sie ja vermochte das Werk zu schaffen, das sie beurteilt und dem sie für ihre Gedanken darüber meist noch den Maßstab und selbst die Forderung jener höheren Vollkommenheit verdankt, die ihr zum Wissen um seine Mängel verhilft!"

Die Größe dieses stolzen Dankes verklärt versöhnend die Unerbittlichkeit des Kampfes, der nötig war, damit in um so reinerem Glanze das Bild des Lebensgottes Dionysos erstrahle, als dessen ersten Verkünder wir Nietzsche verehren.

Werner Deubel.

Der Dichter und die Akten

Nachdem Bruno Frank in der ausgezeichneten Novellensammlung „Tage des Königs" (Berlin, Ernst Rowohlt) sich mit feinem Gefühl und Geschmack an die Figur des Großen Friedrich herangearbeitet hatte, schrieb er einen neuen Friedrichsroman „Trenck, der Roman eines Günstlings" (ebenda). Es ist bekannt, daß Trenck ein Abenteurer von hohen Graden gewesen ist, und er selber hat es verstanden, für sich — nun sagen wir — gehörig Reklame zu machen. Bei dem künstlerischen Rang Bruno Franks ist das Ergebnis selbstverständlich ein außergewöhnlich spannender, glänzend geschriebener Roman. Frank hält sich, soweit Trenck in Frage kommt, an dessen eigene Angaben über sein Leben als Stoff, erteilt also seiner Erzählung von seinem Liebesverhältnis mit der Prinzessin Amalie, der jüngsten Schwester des großen Königs, und der dadurch bewirkten Verfolgung und beispiellos harten Bestrafung durch den König die dichterische Placet-Erklärung. Das ist sein gutes Recht. Auch daß er in Verfolg seiner ersten dichterischen Bemühungen um den Großen Friedrich die Handlungsweise des Königs gegenüber Trenck, den seine Gnade früh ans Licht zog, um ihn sehr jäh und unerbittlich zu strafen, nur aus einem einzigen Motiv erklären will. Und zwar dem Motiv des Neides. Des Neides eines Mannes auf den Liebling Fortunas und der Frauen, dem selber das Glück bei Frauen auf Grund eines erworbenen Körperfehlers versagt blieb. Daß die Behandlung dieses einigermaßen heiklen Gegenstandes mit einem gewissen Maße von Geschmack geschieht, sei gerne anerkannt. Die große Einseitigkeit, das Wesen Königs Friedrich nur aus dieser Wurzel begreifen und erklären zu wollen, führt aber dazu, daß in diesem Punkte auch die dichterische, höhere Wahrheit empfindlich leidet. Wir glauben Frank diesen König und sein Preußen nicht. Es ist schade, daß ein Dichter von Franks Rang doch in diesem Roman merken läßt, daß er vielleicht im Hinblick auf die ja auch erfolgte Veröffentlichung in der „Berliner Illustrierten Zeitung" geschrieben ist.

Soweit der Dichter. Die Akten zum Fall Trenck hat der unermüdliche und gründliche Kenner der friderizianischen Zeit, Berthold Volz, in einer kritischen Untersuchung „Friedrich der Große und Trenck" zusammengestellt (Berlin, A. W. Hayns Erben), die alle historischen Quellen, auch Trencks eigene „Merkwürdige Lebensgeschichte" benutzt. Hier erscheint der Held

Digitized by Google

allerdings recht anders. Der zweifellos abnorm begabte, mit genialischen Zügen begnadete Mann war letztlich doch nur ein großer Abenteurer und — leider auch ein Journalist. Sein Schicksal, daß auch zu den Zeiten des Absolutismus ein sehr hartes genannt werden muß — er saß Jahre hindurch angeschmiedet an eiserne Ketten in einer grauenhaften Zelle des Magdeburger Militärgefängnisses — hatte er verdient. Denn für Friedrich war er nichts mehr und nichts weniger als ein Hochverräter wegen seiner Konspirationen mit seinem in der ganzen Welt übel berüchtigten Vetter, den in Maria Theresiens Diensten stehenden Pandurenoberst Trenck. Nach seiner Entlassung hat Trenck dann seine eigene Geschichte mit allen Kniffen skrupelloser Reklame aufpoliert und das Liebesverhältnis mit der Prinzessin Amalie frei erdichtet. Auf Grund der Akten wird festgestellt, daß er das wohl vorhandene freundliche Interesse der Prinzessin Amalie nicht nur für sich zu materiellen Vorteilen, sondern auch für seine Kinder benutzt hat. Und das wäre doch wohl selbst für die damalige Zeit etwas Ungewöhnliches gewesen, wenn man seine frühere Liebste für die Sicherstellung seiner von einer anderen Frau geborenen Kinder heranzieht. Das Buch von Volz bringt 8 Tafeln und zahlreiche Bilder und ist in jeder Hinsicht eine wertvolle Bereicherung der Friedrich-Literatur.

Akten und Dichtwerke haben miteinander nichts gemein. Akten dürfen auch nie ein Maßstab für den Wert eines Kunstwerkes sein. Eins bleibt doch bestehen: ob Frank gegen die historische Wahrheit verstieß, ist völlig belanglos, daß er gegen die innere dichterische Glaubhaftmachung seiner These sich versündigte, muß angemerkt werden.

D. R.

Scheffel-Bücher

Scheffels (endgültiger) Verlag Bonz & Co. in Stuttgart hat im Auftrag des Scheffel-Museums ein Buch: Joseph Viktor von Scheffel im Lichte seines 100. Geburtstags herausgegeben. „Eine Huldigung deutscher Dichter und Schriftsteller" wird es näher bezeichnet. Das Ergebnis ist niederschmetternd. Man steht nicht an, zu glauben, daß Scheffel in Elysium ein kreuzfideles Lied über diese Huldigung gemacht hätte. Das mag er halten, wie er will. Wir aber schütteln den Kopf, wie in deutschen Landen Liebe zu einem Dichter so ohne Verständnis sein kann, wie mit bewunderungswürdiger Sicherheit das Urteil daneben haut, wie Eigentlichstes, Wertvollstes und Dauerndes übersehen wird. Eine weit schönere Feier veranstaltete sich Joseph Viktor höchstselbst: Dr. Wilhelm Zentner gab mit angenehm ausmalenden Anmerkungen die „Briefe an das Elternhaus" (Karlsruhe, A. Gräff) heraus, die der Student Scheffel 1843 bis 1849 geschrieben hat. Ausgezeichnete Beobachtungen, reizvolle Schilderungen, Lustigkeiten wirbeln vorbei, aber unter ihnen summt der eine tiefe Ton. Herzerfrischend das Verhältnis des Sohnes zu den Eltern, der nichts Geheimes vor ihnen hat, der in heftiger Weinstimmung, halb spaßhaft, halb sentimental sich sogar den Ärger über Mißverständnisse herunterredet, was aber auch in Karlsruhe gern geduldet wird. Aber nicht nur der Freund Scheffels, der hier einen merkwürdig raschen Anstieg sehen wird, kommt auf seine Rechnung, sondern auch der Kulturhistoriker, denn der junge Mann mit den blanken Augen erfaßt mit großer Urteilskraft das Wesentliche der ihm begegnenden Erscheinungen. Dieses Buch kompiliert Bogdan Kriegar mit den Briefen an Eggers, die in der deutschen Rundschau 1908/09 erschienen, und mit denen an den Busenfreund Schwanitz. Hieraus entsteht ein Buch von 244 Seiten: Scheffel als Student. (Stuttgart, Bonz & Co.) W. G.

Digitized by Google

Berliner Theater

I.

Die hoffnungslos unheilbaren Theaterfreunde — zu denen ja der Kritiker von Berufs wegen gehört — gehen trotz nüchterner Betrachtung der überhaupt vorhandenen Möglichkeiten doch immer wieder mit einem unausrottbaren Gefühl der Erwartung an den Theaterwinter heran. In diesem Jahre ist jedoch der Anfang so niederziehend, daß man trotz der zum Teil recht verlockend klingenden Ankündigungen über Neuaufführungen im Laufe des Theaterwinters eigentlich jetzt das Kapital von Erwartung schon verbraucht hat, jedenfalls in einer Hinsicht, was die Stücke angeht. Wiederum scheint es so kommen zu sollen, als ob der Regisseur und der Schauspieler über den Dichter triumphieren, wenn wir nicht bald eines Besseren belehrt werden. Stücke, wie die in der Meisterleistung Max Reinhardts in der Komödie aufgeführte „Gefangene" von Edouard Bourdet bleiben einem nur als feinste Kunst Reinhardts und eine der stärksten schauspielerischen Taten von Helene Thimig in Erinnerung, die hier alles das einlöste, was ihre ersten Berliner Jahre versprachen. Das Stück als solches, das die Hörigkeit einer Frau zu einer andern immerhin doch mehr beredet als darstellt, hinterläßt nichts, höchstens einen faden Geschmack. Von einem Stück wie Hans Müllers „Veronika" (Deutsches Künstlertheater) zu reden, ist Verschwendung des kostbaren Druckpapiers. Es ist unerhört, daß ein so innerlich verlogenes und dummes Stück überhaupt das Berliner Rampenlicht erblicken durfte. Solche Wiener Importen sind viel schlimmer als die leichteste französische Ware. Die Aufführung kann nicht dadurch gerechtfertigt werden, daß Käthe Dorsch — im übrigen stark gehemmt durch die Unmöglichkeit des Stückes — Gelegenheit hatte, in manchen Momenten ihre ganze Kraft in der Darstellung zu tiefst erschütterten Weibtums zu zeigen. Was sonst an kleineren Stücken über die Bühnen lief, wie der „Herr von Saint-Obin", in dem Ralph Arthur Roberts virtuos halbstundenweise allein reden konnte (Komödienhaus), sollen als Vorpostengefechte nicht die Härte einer Beurteilung erfahren. Auch nicht, wenn gleich zwei Menschen, André Picard und H. M. Harwood, sich gemeinsam hinsetzten, um eine furchtbar alte Sache auf neu zu polieren. Auch vergangene Angelegenheiten, wie „das Grabmal des unbekannten Soldaten" und den „schwarzen Engel" decke der Mantel des Vergessens.

Das Überwiegen des Regisseurs hat sich in einem Falle als bedenklichste Gefahr erwiesen, das ist die Aufführung von Schillers „Räuber", die Herr Piscator im Staatlichen Schauspielhaus unternehmen durfte. Es ist ein glatter Skandal, wenn ein mehr politisch als künstlerisch orientierter Regisseur den Rahmen des Staatstheaters und Schillers Werk dazu benutzen darf, um mit bolschewistischer Begleitmusik eine ebenso dumme wie alberne Umfälschung auf die Bühne bringen zu dürfen. Ernsthaft künstlerisch kann man sich mit dieser Frage nicht beschäftigen. Nur mit dem Herrn Intendanten Jeßner muß sich doch wohl die Öffentlichkeit unterhalten, warum gerade das Staatstheater der hierfür viel geeigneteren Volksbühne diese politische Propagandaaufgabe abnehmen mußte.

Man möchte Herrn Jeßner um so mehr darum fragen, weil er selber eine Aufführung von ganz hohen künstlerischen Graden, bei der man zum erstenmal wirklich ohne Vorbehalt mit ihm mitgehen konnte, gegeben hat. Im übrigen war dies der einzige Fall, wo der Dichter siegte, der Dichter, der freilich der modernsten einer ist, wenn auch schon mehr als hundert Jahre seit seinem Tode vergangen sind: Heinrich von Kleist. Jeßner brachte seine Lauchstädter Inszenierung mit Ebert als Jupiter und Ferdinand Hart als Amphitryon und Lina Loffen als

Digitized by Google

der wundervollsten Alkmene, die wir je sahen, nun auch in Berlin heraus und hatte einen unbestrittenen starken und nachhaltigen Erfolg. Die Modernität im besten Sinne Kleists war von fast schmerzhafter Stärke. Wie er es verstanden hat, den in häßlichen und plumpen Komödien abgehandelten Stoff des durch einen Gott gehörnten Ehemanns aus niederen Sphären herauszunehmen und alles ins Gefühl der Frau hineinzuverlegen, das ist von einer fast unheimlichen Lebendigkeit und Gegenwart. Niemand als Kleist konnte so sicher der Frau ihr Recht gegen den Mann geben, die sich auf ihr Gefühl als sichersten Kompaß beruft und im letzten Grunde auch dann noch recht hat, wo sie irrt, als sie den Jupiter bejaht statt den Amphitryon. Denn das ist wohl das Stärkste, was Kleist hier sagt: daß der Ehemann die Forderung nicht erfüllt, welche die Frau an den Geliebten erster Stunden für immer zu stellen berechtigt ist.

Wäre es übrigens nicht möglich, daß auch die anderen Theaterdirektoren Jeßners Beispiel folgten und die Stücke ohne die illusionzerreißenden, entsetzlichen Pausen geben würden? R. P.

Auch „Zweimal Oliver" (Theater in der Königgrätzer Straße), das seelenloseste und kälteste Stück Georg Kaisers, war der Regie ein Anlaß, die eigene Kunst in der amüsanten Nachbildung einer Variétébühne leuchten zu lassen. Wie immer bei Kaiser ein erklügeltes Problem, dessen Ablauf sich dann in hetzendem Tempo zu vollziehen hat. Tiefgründige Worte über Welt, Mensch und Fluch des Daseins; doch eben nur Worte, Worte aus dem Munde erfundener Mechanismen, welche, obzwar menschenähnlich, des Lebens und des Blutes entbehren. Eine Tragödie ohne Tragik, auf Voraussetzungen aufgebaut, die nicht glaubenswert sind. Exaltierte Auseinandersetzungen ohne das klingende Gefühl wirklicher Leidenschaft. Schillernder Intellekt ohne den Reichtum wahrer Erkenntnis. Leerlauf einer Technik, die durch Übersteigerung ihrer selbst schließlich jede Anteilnahme abtötet. Anlaß des Konflikts: die unwahrscheinliche Laune einer Dame, einen verhungerten Artisten gegen Geld dafür zu gewinnen, ihr mehrere Stunden lang jeden Nachmittag in der Maske ihres Liebhabers, dem jener sehr ähnlich sieht, stumm gegenüber zu sitzen. Urgrund allen Übels: das Geld, das man in der Tasche hat und nicht ausgeben kann, weil die Anderen nicht wissen dürfen, wie es verdient wurde. Letztes Ergebnis: Unheilbarer Irrsinn, nachdem man im Wahn, sich selbst zu töten, den Doppelgänger über den Haufen schoß. Alles in allem: Theater, ohne die Kraft der Wirklichkeit und selbst ohne den Rhythmus, der früheren Werken, vor allem jenem Spiel „Von morgens bis Mitternacht" einen gewissen Reiz gab. Höchstens Material für den Schauspieler, sofern er den starren Helden mit eigenem Gefühl zu erfüllen und so durch Einsatz der eigenen Natur Leben vorzutäuschen weiß, wo kein Leben ist. Moissi, ganz Poseur seiner selbst, vermochte das nicht. Vortrefflich dagegen der Theaterdirektor Gülstorffs, ein wirklicher Mensch von Schauspielers Gnaden.

II.

Da es billiges Gemeingut geworden ist, daß Naturtreue den Künstler nicht verpflichte, und die Nichtkönner die Abweichung vom Wirklichen allein schon für Beweis ihrer Kunst halten, wundert man sich auch weiter nicht, unter den historischen Stückeschreibern einige zu finden, die glauben, schon Dichter zu sein, wenn sie Geschehenes einfach entstalten statt gestalten. Dichtung und Fälschung sind aber durchaus nicht identisch, und unbegrenzt ist die Freiheit des historischen Dichters nicht. Man kann eben aus einem Napoleon keinen Philipp Scheidemann, aus einem Cromwell keinen Friedrich Wilhelm Förster machen — selbst, wenn's gerade mal so schön der Stimmung der Gönner entspräche. Es scheint nötig zu sein, um noch mehr Unheil zu verhüten, das einmal wieder festzustellen und die „Zwei Worte", die Klabund fürsorglich seinem „Cromwell" als Entschuldigungsbrief mitgegeben hat, zu berichtigen. Shaw z. B. zeigt immer erneut, welche mannigfachen Variationen es über ein von der Historie angeschlagenes Thema gibt. Beweist, daß aus einem dunklen Grave ein kicherndes Scherzo sich entwickeln kann, wenn man nur das listige lauschende Ohr für heimliche Klangzusammenhänge hat, also wenn man Dichter ist. Aber auf das Entwickeln kommt es eben an, das nicht zu verwechseln ist mit dem plumpen Hineinzwängen einer populären Schlagermelodie in ein wesensfremdes Motiv.

Wenn also Klabund, wie er so unvorsichtig in den erwähnten „Zwei Worten" ausplaudert, bemerkt, wie sich die Handlung so „divergent von der Realität der Geschichte entwickelte, daß diese Geschichte selbst mir schließlich zum Hemmschuh wurde und ich

Digitized by Google

kurz entschlossen die ganze Cromwell-Literatur in die Ecke warf", so ist es nur bedauerlich, daß er es nicht auch mit seinem Manuskript tat, um sich ein seinem Ehrgeiz zum republikanischen Dichter geneigteres geschichtliches Motiv zu suchen und das erst der Kritik überläßt.

Doch das sei schnell nachgeholt: Der divergente Cromwell hat nämlich nicht nur den kleinen Fehler der Divergenz, sondern den ärgeren der dichterischen Impotenz. Neben der historischen Wahrheit fehlt ihm auch die menschliche innere Wahrhaftigkeit. Durch grell zusammengeflickten Theaterflitter und bunte Komödiantenlumpen schimmert nirgend Fleisch und Blut — nur stelzende Phrasen. Und es war alles so gut gemeint: Shakespearesches sollte aufklingen im bunten Spiel der Worte und Gestalten, so aber sieht verdrängter Shakespeare im Unterbewußtsein eines Literaten aus. Cromwell, dieser unerbittliche puritanische Würgeengel von härtestem Landadel, muß Bauer werden „um desto höher zu steigen". Er deklamiert liebenswürdige Troubadourverse vor der Puppe Imogen und trieft von zärtlichstem Pazifismus. Ruft: Es lebe die Republik, nie wieder Krieg, und das alles in dem dürren engen Sinne eines kleinen harmlosen Parteifunktionärs. Nebenbei bemerkt ergriff selbst ein bekannter preußischer Minister, dem der divergente Cromwell Balsam fürs republikanische Herz hätte sein sollen und dessen kongeniale Seele mir willkommener Wertmesser für diese Äußerungen schien, nach der Pause die Flucht. Was sollen wir uns also noch länger aufhalten — folgen wir seinem Beispiel.

Es gab keine Rollen, also auch keine Schauspieler, daher können wir von ihnen, den Mißbrauchten, schweigen. Hätte das Lessing-Theater Klabund nur friedlich weiter seine Kreidekreise ziehen lassen, so wäre uns manches erspart geblieben.

Retten wir uns also zu Shaw, diesem Tänzer über alle geschichtlichen Gründe und Abgründe, diesem pietätlosesten Historiker, der aber nie zum historischen Leichenschänder wie Klabund wird, weil er für jeden entthronten Heiligen einen warmen, echten Menschen (und kein Programm) einsetzt. Weil er nicht Geschichte machen will wie jener, sondern Geschichten, Episoden aus dem ewig gleichen Kreislaufe Mensch. Androklus und sein reizender Löwe zeigten im Deutschen Theater wieder alle dichterischen Eigenarten des Vielgefeierten. Wenn die ganze Welt in diese neckisch menschlich-frivole Sphäre getaucht ist, muß man schon ein Stockfisch oder ein englischer Lord sein, um an dem heiteren Zerrbild einer dieser Figuren Anstoß zu nehmen; wenn auch diese witzigen Exkursionen des Verstandes ja kaum mehr in den engeren Bereich der Dichtung gehören. Hätte Kurt Götz seinen Androklus ein klein wenig ernster genommen und nicht nur Ironie, sondern auch Heiterkeit an diesem seltsamen Christenmenschlein aufleuchten lassen, so wäre dem ganzen Werk noch mehr gedient gewesen.

Ein arges Vergehen muß noch erwähnt werden: man hat unter Heinz Hilpert in den Kammerspielen die „Pippa" ihrer liebenswürdigsten Reize entkleidet (und das auch äußerlich sehr sinnig dadurch angedeutet, daß man sie nur im Hemd herumhüpfen ließ). Durch diese Kürzungen wurde der zartesten Dichtung Hauptmanns der dichterische Hauch genommen, und immer wieder stößt sich die so gerne betörte Vernunft an der kantigen Symbolik wach, erblickt einen im Märchenton dozierenden Dichter, und dann träumt man nicht mehr mit und ist erbittert über die lieblose Regie, die alle Schwächen des Dichters enthüllt, welche Hauptmann selbst so berückend hinter dem Flimmern dieser Märchenbilder zu verbergen wußte. Die junge Toni van Eyk als Pippa trägt noch immer hart an der Bürde einer überzüchteten Kindheit. Heinrich George versteht den alten Huhn doch gar zu oberflächlich, wenn er aus diesem dämonischen Urtier nur einen grauligen Buhmann machte.

Wir wollen hoffen, daß die wenigen wirklichen Dichtungen, die uns beschert worden sind, nicht auch noch durch Verständnislosigkeit und Launen der Regie und der Akteure verstümmelt werden. Bisher waren wenigstens noch Theaterleitung und Schauspieler der einzige Trost in dieser Zeit der dramatischen Stumpfheit. W. F.

Digitized by Google

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Die musikalische Wintersaison Berlins wurde mit der Nachricht eingeleitet, daß der Intendant der Städtischen Oper, Herr Tietjen, zum Generalintendanten der preußischen Staatsopern, mit Einschluß der Casseler und Wiesbadener Häuser, ernannt worden sei. Die Tatsache ist, soweit die Person des neuen Herrschers in Frage kommt, auf das freudigste zu begrüßen; denn Herr Tietjen hat während seiner kurzen Tätigkeit in Berlin die Charlottenburger Oper auf eine Höhe gebracht, an die das alte Haus, mit Ausnahme des Orchesters, in keiner Weise heranreicht. Repertoire und darstellende Kräfte, musikalische wie bühnenbildnerische Kräfte sind von gleicher Güte, so daß nach einer solchen Probe wohl zu hoffen ist, daß der ernannte Generalintendant auch die ungleich größere und in vielen Beziehungen sehr schwierige Aufgabe zu lösen wissen wird. Anders allerdings liegt die Frage, wenn wir die Stellungnahme des Kultusministeriums ins Auge fassen, das die noch in der Erinnerung sehr peinliche Schillings-Angelegenheit nun mit der Berufung des tüchtigsten Konkurrenzmannes aus der Welt zu schaffen sucht, ohne daß der Öffentlichkeit bekannt geworden wäre, daß in den Verwaltungsräumen der Staatsoper ein frischerer Wind blase. Es ist gewiß geschickt, den Konkurrenten auf die eigene Seite zu ziehen; ob es für das künstlerische Leben, da nun jeder Wettstreit beseitigt ist, von Vorteil ist, werden die Leistungen der verschiedenen Opernhäuser zu beweisen haben.

* * *

Die Charlottenburger Oper eröffnete die Spielzeit mit Händels Werk „Otto und Theophano", das im Jahre 1723 entstand, und ursprünglich „Ottone" hieß. Das Textbuch, eine ziemlich wilde Räubergeschichte im wahrsten Sinn des Wortes, da es sich um Entführung, Wiederfinden und Erkennen handelt, muß uns gleichgültig bleiben; die Musik aber beweist von neuem, daß eine Händel-Renaissance in dem Sinne, daß die Opern des italienischen Deutsch-Engländers auf dem Repertoire zu halten sind, wohl möglich ist. In unserer von kintopphafter Ungeistigkeit verseuchten, durch Operetten- und Revue-Albern- und Nacktheiten verdummten und schließlich von Sportübertreibungen gänzlich zu Tode gehetzten Zeit ist die großzügige Ruhe, die weitgeschwungene Melodik, der festgefügte Bau dieser Musik eine Notwendigkeit und eine große Freude. Die reinen Barockelemente in ihr schwingen mit einer Festlichkeit, deren Glanz uns zwar lange verloren gegangen ist, aber wohl geeignet wäre, eine helleres und nachhaltigeres Licht über die musikalischen Stunden vieler Menschen zu werfen, als der übliche tönende Unterhaltungsquark, an dem man sich weidlich ergetzt. Die Aufführung wurde dem Werk vollkommen gerecht; Guttmann (Otto) traf den Händel-Stil am besten im Sehnsuchtsgesang am Schluß des ersten Aktes; Frau Stückgold (Theophano) sang, von einigen Unebenheiten der Mittellage abgesehen, prachtvoll — ihre Auftrittsarie und „O schwarze Nacht" im zweiten Akt seien besonders hervorgehoben, allerdings mangelt es ihr ein wenig an dem zu dieser Rolle notwendigen Temperament. Frau Schulz-Domburg litt leider unter einer Indisposition; ihre Leistung wurde aber von Besuchern anderer Vorstellungen ganz besonders gerühmt. Fritz Zweig leitete die Vorstellung mit dem nötigen Schwung und größter Frische; das dreisätzige Vorspiel und das vor dem dritten Akt gespielte Vivace aus dem sechsten Concerto grosso rissen dann auch das Publikum offensichtlich mit.

Bruno Walter dirigierte eine Fidelio-Aufführung von unübertrefflicher musika-

Digitized by Google

lischer Abgewogenheit; sein Mozarttum kommt ihm bei Beethovens so eng mit der „Zauberflöte" verknüpften Werke sehr zu statten (die Abstammung des Quartettes im ersten Akt von dem kurzen $^6/_8$-Ensemble im ersten Finale der „Entführung" kam ebenfalls zum deutlichsten Ausdruck). Die große Leonoren-Ouverture erwuchs unter Walters Händen zu letzter Architektonik; die Stretta war vollkommen hinreißend und wurde nur noch von dem Glanz der letzten Szene übertroffen, in der Herr Oestvig als Florestan Außerordentliches bot, nachdem schon die Kerkerarie von hoher Extase erfüllt, nach anfänglichem Schwanken der Stimme, große Gestaltungskraft gezeigt hatte. Frau Wildbrunns Leonore ist bekannt und stets von neuem zu bewundern und zu lieben. Die Herren Rode (Pizarro) und Bender (Rocco) gaben mit der Kraft ihrer Tiefe festen Untergrund für das musikalische Gebäude; Frl. Schönes Sopranhöhe gab das lustigste Widerspiel dazu.

Noch eine Regiebemerkung: könnten nicht die furchtbaren Dialoge im ersten Akt bis auf das notwendigste gekürzt werden? Sie sind wirklich eine Qual.

Konzerte

Im renovierten Blüthnersaal gaben Florence Lockwood (Geige) und Alan Bush (Klavier) zwei moderne Konzerte, die sowohl wegen ihrer Programme, wie wegen der großen Künstlerschaft der Vortragenden bemerkenswert waren. Das erste, mit englischem Programm, brachte neben der schönen C-dur-Sonate von Delius eine wertvolle Sonate von Ireland; das zweite begann mit einer Sonate e-moll von Molran, einem gut aufgebauten dreisätzigen Stück, dessen Themen Volksgesangscharakter tragen; bemerkenswert gut die Unabhängigkeit beider Instrumente in der Stimmführung voneinander. Pizzettis a-moll-Sonate hat vor allem einen wundervollen langsamen Satz; aber auch der düster-stürmische erste, unterbrochen von einer freundlichen ruhigeren Episode, und der rondoartige dritte, dessen Thema aus dem Hauptthema des ersten abgeleitet ist, sind außerordentlich anziehend. Die beiden Künstler bewältigten beide Programme auswendig; bei der Schwierigkeit der Werke eine ganz hervorragende Leistung. Eva Gauthiers Abend „Gesänge aus vier Jahrhunderten" mit Cembalo (Dr. V. E. Wolff) und Bläserbegleitung begann mit altitalienischen Liedern und führte über England, Deutschland, Rußland und Frankreich ins moderne Spanien zu Falla und Granados, ein abwechslungsreiches und interessantes Programm, das die Sängerin mit bestem Gelingen und einer leichten, sympathischen Theatralik durchführte.

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Deutschland ist am 8. September 1926 einstimmig als ständiges Ratsmitglied in den Völkerbund aufgenommen worden. Zwei Tage später traf die von dem deutschen Außenminister Dr. Stresemann geführte deutsche Delegation in Genf ein und wurde in würdiger Form in den Bund eingeführt. Gleichzeitig hat der Bund die Vermehrung der nicht-ständigen Ratssitze von 6 auf 9 beschlossen. Am 11. erklärte Spanien seinen Austritt aus dem Bunde, am 14. wurden die Locarnoverträge beim Völkerbund hinterlegt und damit in Kraft gesetzt. Am 16. wurden die nicht-ständigen Mitglieder des Bundes gewählt, Polen, Columbien, Chile, Salvador, Belgien, Rumänien, Holland, China und die Tschechoslowakei sind die neuen Ratsmitglieder. Polen erhielt seine Wiederwählbarkeit nach Ablauf seines dreijährigen Mandats noch besonders zugesichert.

Mit der Aufnahme Deutschlands in den

Digitized by Google

Völkerbund ist zweifellos ein großer Schritt nach vorwärts getan worden. Zwar ist der Völkerbund von heute durch die Vermehrung der Ratssitze auf vierzehn noch arbeitsunfähiger geworden, als er es schon vorher war, zwar ist die Wahl Polens in den Rat eine erhebliche Diskontierung des deutschen Sitzes, zwar lassen sich auch heute noch viele Gegengründe gegen den Bund als solchen vorbringen. Nichtsdestoweniger bedeutet die Aufnahme Deutschlands die offizielle Zuerkennung des Großmachtranges. Darum gilt es, wieder eine Großmacht zu werden.

Die eigentliche Bedeutung der Mitgliedschaft liegt aber nicht in der Hervorhebung dieses Mißverhältnisses von Schein und Sein, sondern in seiner Ignorierung. Der deutsche Außenminister sprach von einem wärmenden Sonnenstrahl, der auf das deutsche Volk gefallen wäre.

Wir müssen hervorheben, daß diese passive Betrachtung der Dinge eins außer acht läßt, daß wir es nämlich sind, die einen Vertrauensbeweis erbringen, nicht etwa die Mitglieder des Bundes. Die Lebensumstände des neuen Mitglieds Deutschland sind nicht dazu angetan, ein gar zu großes Wohlbefinden hervorzurufen. Der wärmende Sonnenstrahl geht vorüber, und um so leichter fröstelt man danach.

Genf wird aber, wenn nicht alles täuscht, diesmal eine Hoffnung hinterlassen. Man spricht mit Nachdruck und Ernst von der kommenden deutsch-französischen Entspannung. Briand und Stresemann haben sich wiederholt und ausführlich ausgesprochen. Briand ist nach Paris zurückgereist und hat mit Poincaré konferiert. Nach den zur Stunde vorliegenden Nachrichten geht es dabei um nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung der Rheinlandbesatzung, um die Wiederherstellung wirklichen Friedens im Westen für die Gegenleistung der Liquidation eines Teils der deutschen Reparationsschuld. Wahrscheinlich handelt es sich um die Begebung der deutschen Eisenbahnobligationen. Sollten sich diese Nachrichten bewahrheiten, so müßten wir die realpolitische Bedeutung der schönen Reden ohne Zahl, die in Genf gehalten worden sind, einschränken. Aber es handelt sich vorläufig um einen Anfang. Unser Einwand richtet sich nicht gegen eine deutsch-französische Entspannung. Sie wäre aufs innigste zu wünschen. Sie richtet sich aber gegen das Bedenkliche eines fehlerhaften Geschäftes. Müßte doch bei finanzpolitischer Unterbauung der Verständigung das angelsächsische Bankkapital letzten Endes die Möglichkeit zum Eingreifen erhalten. Es wäre besser, wenn die deutsch-französische Verständigung industriell, aber nicht finanziell begründet werden würde.

Auch bleibt, vorläufig wenigstens, die Ostfrage außerhalb des Bereiches der Unterhaltungen.

In Polen begann am 20. September die Herbstsession des Sejm. Pilsudski bringt in seinem Nachtragsetat Militärforderungen. Die von ihm gewährten Gehaltszulagen besonders für seine höheren Militärs, ohne daß er eine generelle Erhöhung aller Beamtenbezüge zugestanden hätte, bergen die Gefahr neuer Konflikte, neuer Wirtschaftskrisen. Zwar hat die Kohlenausfuhr und die jetzt eingebrachte Ernte unmittelbare Gefahren für die polnische Volkswirtschaft beseitigt, aber damit ist die Staatswirtschaft noch keineswegs über den Berg. Liegt übrigens nicht die Gefahr vor, daß neue Leistungen Deutschlands aus dem Reparationsfonds an Frankreich gerade der französischen Politik die Möglichkeit geben könnten, dem finanziell bedrängten polnischen Freunde unter die Arme zu greifen?

Von einigem Interesse verspricht die deutschpolnische Auseinandersetzung wegen der Rückgabe des Stickstoffwerks in Chorozow zu werden, dessen Beschlagnahme durch Polen durch das Haager Schiedsgericht als illegal bezeichnet worden ist. Polen verweigerte nicht nur die Herausgabe, es beantragte nochmalige Anrufung eines Schiedsgerichts. Ob es sich dabei um eine Nichtanerkennung des Haager Spruchs handelt, ist noch nicht ganz deutlich. Auf alle Fälle wird diese Auseinandersetzung Aufschluß über die materielle Ratsbefähigung des polnischen Staates geben.

Die englische Polenfreundschaft hat bislang noch keine sichtbaren Erträge für Polen gebracht.

England selbst ist heute nicht in der Lage, sich um europäische Dinge kümmern zu können. Die deutsch-französische Annäherung wird in England mit kühler Reserve betrachtet. Man bemerkt etwas überrascht, daß man politisch ins Hintertreffen geraten ist. England hat sich nicht von Europa, sondern Europa von England entfernt. Wenn man von einem Siege der französischen Politik sprechen darf, so ist es in dem Sinne, daß es ihr gelungen ist, die Grundabsicht der englischen Völkerbundspolitik zu durchkreuzen. Der Eintritt Deutsch-

Digitized by Google

lands brachte, bisher wenigstens, keine Stärkung der englischen, sondern der französischen Stellung.

Drei Fragen sind es, die in England die öffentliche Aufmerksamkeit von dieser sehr bedeutsamen Wandlung des englischen Verhältnisses zu Europa ablenken. Zunächst die — auch heute noch nicht beigelegte — Kohlenkrisis. Hier können wir indessen einen grundlegenden Wechsel in der Haltung der Regierung feststellen. Bisher hatte ihr die intransigente Haltung der Arbeitervertreter eine unternehmerfreundliche Politik aufgenötigt. „Keinen Pfennig Lohnabzug, keine Minute Arbeitstagsverlängerung", lautete die Parole der Bergleute. Sie sind heute bereit, zu verhandeln. Aber inzwischen haben die Grubenbesitzer ein mindestens recht überraschendes Manöver vollführt. Ihre Organisation hat sich aufgelöst. Es gibt keine kollektive Vertretung mehr, mit welcher die Regierung oder die Arbeiter verhandeln können. Diese Auflösung ihrer Front ist materiell nichts anderes als eine stillschweigende Vertretung ihres bisher starr festgehaltenen Standpunktes. Dieser geht dahin, keine allgemeinen Lohnabkommen, sondern nur Einzelabkommen in den Bezirken. Auf diese Weise will man einmal, vorgeblich, die wechselnden Verhältnisse der einzelnen Reviere berücksichtigen, zum anderen aber, und dies ist das Hauptziel, die nationale Bergarbeiterorganisation sprengen. Gelingt es ihnen, Revierabkommen durchzusetzen, dann ist der Verband der Bergarbeiter erledigt. Hier aber hat die Regierung eingegriffen. Sie kann keine schlechthin gewerkschaftsfeindliche Politik treiben, sie muß danach trachten, die politische und wirtschaftspolitische Neutralität zu wahren. Sie hat demzufolge, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch in der Sache, die Partei der ausgesperrten Arbeiter in die Hand genommen. Baldwin ist nach England zurückgekehrt und bemüht sich, und diesmal mit einiger Aussicht auf Erfolg, eine Verständigung wiederherzustellen. Ob aber dabei trotz seiner auch bei seinen Gegnern unterstellten Ehrlichkeit (um nicht zu sagen Biederkeit) nicht dennoch ein fauler Friede herauskommt, muß abgewartet werden.

Die auf den Oktober angesetzte Reichskonferenz wird wohl trotz der Niederlage der Konservativen in Canada nicht noch einmal verschoben werden. Die Liberalen haben 119 Sitze und mit den Fortschrittlern zusammen die Mehrheit im Parlament erlangt. Sie fordern den Rücktritt des Generalgouverneurs Lord Byng, ehe sie eine Regierung bilden und eine Delegation nach London senden wollen. Schon jetzt ist eine grundsätzliche Abkehr Canadas vom Preferentialzoll-Gedanken gewiß. In dieser Politik kann Canada auf die Unterstützung der Südafrikanischen Union rechnen. Die englische Regierung wird also auf der Reichskonferenz keinen leichten Stand haben, zumal sie angesichts der Abkehr Europas vom Englischen Weltreich mit wesentlichen politischen Erfolgen nicht aufwarten kann.

Auch die Dinge in China, der heimlichen Kolonie Englands, haben eine unerwünschte Wendung genommen. Die Schießereien zwischen englischen Kriegsschiffen und den Kantontruppen im oberen Yangtze sind der englischen Politik schon aus dem Grunde unerwünscht, weil England nicht imstande ist, allein zu machtpolitischem Eingreifen zu schreiten. Einmal würde das die öffentliche Meinung in Englaud nicht dulden, noch würden die anderen Vertragsmächte damit einverstanden sein. Englands Prestige erfordert aber energisches Auftreten. Es droht die Aufrollung der pazifischen Frage, und zwar in einem, wie gesagt, außerordentlich unbequemen Augenblick. Es kann sich hieraus, wie hinzugefügt werden darf, für England erneut der Wunsch ergeben, mit einer europäischen Festlandmacht in bessere Beziehungen zu kommen. Frankreich, darf hinzugefügt werden, ist diese Macht nicht, weil man der französischen Kolonialpolitik gründlich mißtraut. Man sagt, sie wäre das Aufnahmebecken für enttäuschte Poincaristen.

Hier hinein spielt die Mittelmeerfrage. Der aus Anlaß des Attentatsversuches auf Mussolini offen aufgetretene Gegensatz zwischen Italien und Frankreich scheint sich zu vertiefen. Die Selbstherrlichkeit des Duce, seine Ausdehnungspläne im Mittelmeer bedingen Gegensätzlichkeiten mit Frankreich. Ob wir in diesen Dingen aber nicht die Vorbereitung eines größeren politischen Geschäftes zu sehen haben, ist noch nicht abzusehen. Dafür spricht der gemeinsame Gegensatz zur dritten Mittelmeermacht England, der von der Downing Street mit klug abgewogenen Konzessionen, hier in Abessynien, dort in Marokko, neutralisiert wird.

Die Vereinigten Staaten haben sich in den letzten Wochen unsichtbar gemacht. Sie sind nicht in Genf, nicht einmal in der Person eines hervorragenden Beobachters, hervor-

Digitized by Google

getreten. Wie man aber hört, beschäftigt man sich jenseits des Atlantik angelegentlich mit der Frage einer Revision des Dawesplanes. Über akademische Erörterungen scheint man aber nicht hinausgelangt zu sein.

Vorläufig genügt sich Amerika noch selbst. Die Hochkonjunktur dauert an, wiewohl einige Rückschläge nicht ausgeblieben sind. — Zu erwarten ist übrigens, vorläufig noch, weiteres Kreditbedürfnis Europas, sobald nämlich die lateinischen Staaten sich stabilisiert haben werden. Zur Zeit genügt noch der Dawesplan, dessen finanzpolitische Wirkung darin besteht, daß Deutschlands Kreditaufnahmen die Übertragung seiner Zahlungen auf ausländisches Konto ohne Zwangsexporte ermöglichen. Es ließe sich denken, daß eine Sanierung Frankreichs auf der Grundlage der deutschen Eisenbahnobligationen eine Fortsetzung dieses Verfahrens ermöglichen könnte.

Zum Schlusse sei der Abschluß des italienisch-rumänischen Freundschaftsvertrages verzeichnet. Er läßt die bessarabische Frage offen. Mussolini kann das russische Tor um der rumänischen Tür willen nicht zufallen lassen. Die Absicht des Vertrages ist zunächst wirtschaftspolitisch. Er soll Italien den Weg nach dem Osten bahnen. Die wachsende italienische Industrie braucht Absatzgebiete und glaubt sie in Rußland erhoffen zu dürfen. Daß er in weiterem Sinne ein politisches Ereignis darstellt, ist deutlich, wenn wir uns daran erinnern, daß Italien von beiden Seiten durch die französische Stellung eingeengt wird.

Deutschlands Lage hat sich trotz aller Veränderungen außerhalb seiner Grenzen bisher grundlegend nicht geändert. Wir leben, wie im Zeitalter der Fugger die Fürsten, von Antizipationen oder Vorschüssen. Die Versprechungen von Locarno sind prolongiert worden. Wenn durch die Prolongation eine vollständige Ablösung der politischen Kriegslasten erfolgen sollte, so wäre der Gewinn die Verzögerung wert. Es muß aber darauf ankommen, die Tür nach dem Osten so lange offen zu halten, wie die Ostfrage nicht gelöst ist. Ob wir aber, allein mit dem Westen befreundet, nicht „ad calendas graecas" vertröstet werden, bliebe abzuwarten. Gefahr droht uns allein von innen, droht uns aus der unbezwinglichen Neigung unseres Volkes zur politischen Illusion. Wir sind durch eine freundliche Gebärde nur zu leicht zu bestechen und durch eine Enttäuschung nur zu leicht zu entmutigen, und auch die leichte Entmutigung ist ein Beweis von Illusionspolitik.

J. B. Osterling.

Literarische Notizen

Deutsch - Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, herausgeg. von Julius Goebel. Jahrg. 1922 bis 1923. Chicago 1924.

Mit besonderer Freude begrüßen wir den stattlichen Band als Zeichen inniger geistiger Verbundenheit der Landsleute diesseits und jenseits des Weltmeers. Der erste und wichtigste Aufsatz, aus der Feder Prof. Herman Haupts in Gießen, ist dem Gedächtnis Karl Follens, des heute in Deutschland mit Unrecht fast vergessenen Vorkämpfers der radikalen burschenschaftlichen Bewegung gewidmet, der Ende 1924 in Amerika neue Wirkungsmöglichkeiten suchte und fand. In einer ganz ausgezeichneten, übersichtlichen Skizze wird sein Leben mit besonderer Berücksichtigung der amerikanischen Jahre geschildert, nachdem Haupt selbst früher schon die Gießener politischen Anfänge in einer viel beachteten Schrift eingehend behandelt hatte. Besonders erwünscht ist der Abdruck einer Denkschrift über die vor hundert Jahren öfters erörterte Gründung einer deutsch-amerikanischen Universität. In englischer Sprache stellt ein zweiter Aufsatz von Walter Wadepuhl die Äußerungen Goethes über Amerika zusammen; B. A. Uhlendorf gibt einen wohl begründeten Abriß der deutsch-amerikanischen Lyrik und deckt damit auch für das Verständnis des kolonialdeutschen Schrifttums eine Fülle verstreuter Quellen auf, die auch

Digitized by Google

den Deutsch-Amerikanern zum guten Teil längst verschollen waren. Man sieht: das Jahrbuch, dem hoffentlich weitere Mittel zufließen werden, webt ein lebendiges, anregendes Band zwischen der Doppelheimat der Deutsch-Amerikaner. P. Wentzke.

Demokratie oder Diktatur. Von Hermann Martin. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Der Verfasser will auf die Gefahr eines Staatsstreiches zur Errichtung einer nationalen Diktatur hinweisen. Als Parteidemokrat sieht er daher auch einfache, handgreifliche Vorgänge auf der Rechten oft verzerrt. Die Beweisführung leidet unter dem Bestreben, staatsgefährliche Gesinnung der Führer der Rechten in Parteien und Verbänden hinter Worten zu suchen, die einen anderen landläufigen Sinn haben. Es nimmt nicht Wunder, daß er über die Schwächen des deutschen Parlamentarismus der Jetztzeit hinweggleitet und für den Beweis seiner Lebensfähigkeit lieber englische und französische Zustände oder Metternichmethoden der Bekämpfung des Liberalismus heranzieht. Das kann den nüchternen Kritiker solcher Darstellung nicht befriedigen. Mit dem Pathos der eigenen Überzeugung allein kann der Verfasser nicht andere überzeugen. Das ist aber sein ausgesprochenes Ziel. Als fleißige Materialsammlung ist das Buch jedoch auch für den politischen Gegner beachtenswert, zumal es die jüngste Zeitgeschichte bis Ostern 1926 behandelt und gute Einblicke in die Psyche der Verfechter der absoluten Demokratie gewährt.
—s.

Frankreichs Militarismus am Rhein im Lichte französischer Kritik. Von W. von Hartmann. (Rheinische Schicksalsfragen, herausgeg. von Rühlmann, Schrift 10/11). Berlin 1925, R. Hobbing.

Das Buch ist eine einzige, furchtbare Anklage gegen die Verwaltung und gegen das außerdienstliche Verhalten der französischen „Sieger" am Rhein. Auch für die allzu zahlreichen Deutschen, die nur das fremde Urteil schätzen und jede Klage aus deutschem Munde gern als „Nationalismus" und „Revanchehetze" abtun, muß die Zusammenstellung überzeugend wirken, denn sie beschränkt sich absichtsvoll auf Stimmen der „öffentlichen Meinung" in Frankreich! Im Kampf um die „Abrüstung" und gegen die in Paris beliebte Verfälschung des Gedankens der Verständigung und eines wahren Friedens liefert der Herausgeber die schneidigsten Waffen. P. W.

Handbuch für den Deutschen Burschenschafter. Im amtlichen Auftrag herausgegeben von Dr Herman Haupt. Frankfurt a. M. 1925. Verlag der burschenschaftlichen Blätter.

Das gemeinschaftlich mit führenden alten Burschenschaftern von H. Haupt herausgegebene Handbuch für den deutschen Burschenschafter erschien in erster Auflage 1922 an Stelle des Handbuchs von Dr H. Böttger (letzte Auflage 1912). Es überschreitet den üblichen Rahmen akademischer Handbücher bewußt; nichts ist von verbandspolitischer Enge zu spüren. Jeder Akademiker findet über den Stand der studentischen Bewegung überhaupt Auskunft, nicht nur über die Burschenschaft, deren Geschichte anziehend vom Herausgeber dargestellt ist. Im Abschnitt über Farben und Wappen der Burschenschaft entdeckten wir Wichtiges und Neues zur Entwicklungsgeschichte des burschenschaftlichen „Schwarz-Rot-Gold". Der Abschnitt „Die deutsche Burschenschaft der Gegenwart" behandelt die deutsche Studentenschaft, den deutschen Hochschulring, den deutschen Waffenring, die allgemein-studentischen Ehrenordnungen und die Einheitsbewegung der deutschen Altakademiker. In „Die Burschenschaft im Rahmen des nationalen Lebens" zeigt Prof. Dr Imendörffer, Wien, „Nationale Aufgaben der Burschenschaft in Deutsch-Österreich". Studienrat Dr Kleeberg schildert „Burschenschaftliche Arbeit am Grenz- und Auslandsdeutschtum" mit bibliographischem Anhang und Verzeichnis der auslandskundigen Institute und Vereine. Gerade dieser Teil gibt weiten Kreisen einen nutzbringenden Handweiser für die Arbeit am Auslandsdeutschtum.

Das Handbuch beweist eindeutig, daß es die Burschenschaft verstanden hat, ihre hohe Bedeutung für das nationale Leben der Deutschen auch in unsern Tagen zu wahren. v. L.

Sechs Jahre Ubootfahrten. Von Johannes Spieß. Berlin, Reimar Hobbing.

Der Wachoffizier Otto Weddigens und spätere Kommandant von „U 9", „U 19" und dem Unterseekreuzer „U 135" ist einer der wenigen Ubootfahrer, die den ganzen Krieg bei der Waffe überstanden haben.

Digitized by Google

Was sein Buch aus der Fülle der Erinnerungsschriften heraushebt, ist die eindringliche Wirkung der Darstellung der Unterseebootsleistungen auf Kameraden wie Laien. Es ist kein Heldengesang, sondern ein schmuckloser und darum so ergreifender Tatsachenbericht eines wetterfesten Seefahrers, vor dem alle Lügenmeldungen der Feindpropaganda zerflattern. Die technischen Schilderungen sind für jedermann verständlich und erleichtern mit zahlreichen Lichtbildern dem Sandhasen das Einfühlen in die Lebensführung bei der grauen Unterwasserwaffe. Dem Buch gebührt weiteste Verbreitung bei Groß und Klein. Tre.

Gedichte. Von Jacob Burckhardt. Basel 1926, Bruno Schwabe & Co.

Mehr als anzuzeigen, vermag man diese Gedichte nicht. Der Freund des Burckhardtschen Werkes wird nicht ermangeln, sie seiner Bücherei einzureihen. Daß er viel anderes als formal reines Epigonentum finden wird, dürfte nicht zu erwarten sein; diese Erkenntnis ist um so betrüblicher, als ein edler Geist hinter diesen Versen steht, die auch Geringere hätten gestalten können. W. G.

Modern Russian Literature. By Prince D. S. Mirsky, London 1925, Oxford University Press.

The World's Manuals, denen das obige Werk einverleibt ist, haben den Zweck, nicht nur Fachgenossen, sondern dem großen Kreis Gebildeter zu dienen. Der Grundriß gibt Aufschluß über die russische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, die außer allem Zusammenhang mit der älteren, der volkstümlichen russischen Literatur steht und allein westeuropäischen Anregungen verpflichtet ist. (Fragmente der volkstümlichen Literatur reichen bis in 12. Jahrhundert: der Feldzug Igors um 1186, ein weltliches Epos in Prosa und die Autobiographie des Erzbischofs Avvacum 1620 bis 1681 stehen isoliert da.)

Die Vertreter des Goldenen Zeitalters der russischen Dichtung, Puschkin und Gogol (erste Dezennien des 19. Jahrhunderts), sogen romantische Nahrung aus Rousseau und Ossian. Die Epoche der großen russischen Erzähler, die Aksakov und Turgeniev, Contscharow, Dostojevsky und Tolstoj umfaßt — um nur die Bedeutendsten zu nennen — endete 1910 mit des Letzteren Ableben. Auch diese Meister haben auf französische Vorbilder auf die George Sand, Balzac, Stendhal zurückgegriffen. Das neue Erzählergeschlecht, Tschechov, Gorki und viele andere sind keineswegs Nachahmer der Großen, aber doch nur ihre Epigonen.

In dem Zeitraum von etwa 1830 bis in die Gegenwart sind dem Drama (Ostrovski), der Dichtung (A. Tolstoj), der Kritik und Publizistik und dem Neuen Zeitalter der Dichtung in Poesie und Prosa je ein Kapitel gewidmet. Das Neue Zeitalter, das sich in mehrere Richtungen zersplittert, huldigt bald einem ausgesprochenen Individualismus und bekennt sich zu Nietzsche, bald philosophischer Spekulation mit starker Betonung des Religiös-Mystischen. Beide Richtungen vertrat nacheinander der Dichter D. S. Mereschkovski. Noch sei hingewiesen auf Alexander Blok und Andrej Bely als die bedeutendsten Dichter der Gegenwart. Beide mit mystischem Einschlag.

Porträtwiedergaben erhöhen die Anschaulichkeit des Grundrisses. E. M.

Geneviève Bianquis. La Poésie autrichienne de Hofmannsthal à Rilke. Paris 1926, Les Presses Universitaires de France.

Diese Untersuchung beschäftigt sich mit der Österreichischen Dichtergruppe im Zeitraum von 1890 bis 1920, dem Erwachen der impressionistischen Lyrik als Reaktion gegen den Naturalismus, ihrem Übergreifen auf Theater, Essai und Novelle. Hofmannsthal und Rilke, die dieser Bewegung die stärksten Impulse gaben, bezeichnen naturgemäß ihren Höhepunkt. (Einer eingehenden Besprechung gewürdigt werden daneben F. Doermann, L. Andrian, P. Altenberg, R. Beer-Hofmann.) Rilke ist ein Gottsucher, Leiden und Tod bedeuten ihm heilige Mysterien. In den „Sonetten an Orpheus" (1923) sind es klagende Schatten, die aus ihrem dunklen Wohnorte ans Tageslicht emporsteigen: Kinder, die zu früh hinschwanden, Jugendliche in der Blüte des Lebens geknickt, Helden in der Fülle ihrer Kraft. Wenn die Dichtung Hofmannsthals eine „Symphonie des Lebens" ist, so hat Rilke eine mönchische Note der Entsagung. Jener ist heidnisch, dieser christlich und katholisch. Aber auch hier findet keine reinliche Scheidung statt, denn betont nicht Hofmannsthal in „Jedermann" das Christliche und das Moralische?

„Diese Dichter aber", sagt die Verfasserin, „fußen keineswegs auf der Tradi-

Digitized by Google

tion des deutschen „Liedes“ (Volksliedes). Ihre verschlungenen Versgebilde sind vielmehr Nachahmungen französischer Vorbilder: Gautiers, Heredias, Baudelaires, Mallarmés. Sie widerspricht dem Argument der „Blätter für die Kunst“, „Österreichische Literatur gibt es so wenig wie eine preußische oder bayerische. Ein Dichter aus dem Österreichischen hat entweder eine Bedeutung als deutscher Dichter oder keine“, und fordert für die österreichische Gruppe eine Sonderstellung, „denn innerhalb der deutschen Literatur gäbe es festumrissene intellektuelle Bezirke.“ Symbolische Dichtung — und um diese handelt es sich ja — ist die natürliche Folgeerscheinung gesteigerter intellektueller Kultur. Aber hat hier nicht ein deutscher Dichter, Stefan George, zuerst den Ton angegeben, in dessen Gefolgschaft nur sich Hofmannsthal und Rilke befinden? Und sollten nicht sprachliche Zusammengehörigkeit und die, trotz Verschiedenheit, auf dem gleichen Mutterboden gereifte Kultur hinlängliche Momente sein, die Geister zu verbinden? E. M.

1001 Schweizer Bild. Von S. A. Schnegg. Stuttgart, Verlag Natur und Kunst, E. Bez & Co. Lieferung 6 bis 16.

Nach den hier angezeigten Lieferungen dieses ungewöhnlich geschickt gemachten Sammelwerkes, 1 bis 5, sind jetzt weiter erschienen — und schon als gute und eingeführte Bekannte begrüßt — Lieferung 6 bis 16. Es ist wirklich ein Genuß, an der Hand der in wundervoll weicher Art wiedergegebenen Photographien sich die Reize des schönen Schweizer Landes zu vergegenwärtigen. Den begleitenden Text zu diesen Lieferungen schrieb für das Wallis J. Jegerlehner, über das Berner Oberland D. Baud-Bovy, über Freiburg G. de Reynolt, über das „Land der Hügel und Schlösser“, worunter die Landschaft zwischen Genfer, Neuenburger und Murtner See verstanden wird, P. Deslandes, über das Neuenburger Weinland O. de Dardel, über den Jura vom Neuenburger bis zum Solothurner Land P. Grellat und über Bern R. von Tavel. Jeder Einzelne hat die Aufgabe, die das Gesamtwerk verfolgt, richtig erfaßt und wird ihr in flüssiger Form gerecht. D. R.

Meyers Lexikon, Band IV, 7. Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Leipzig 1926, Bibliographisches Institut.

Der 4. Band des Großen Meyer umfaßt das Wissensgebiet von „Engobe bis Germanität“. Gleich der erste Beitrag vermehrt zweifellos unsere Kenntnis, denn — Hand aufs Herz! — wer wüßte wohl ohne weiteres, was Engobe ist? Womit man den Anguß bezeichnet, der besonders bei türkischen Fayencefliesen und italienischen Sgraffitoarbeiten angewandt wird. Wer Weiteres wissen will, dem sagt der Große Meyer wie so oft: „siehe dort.“ Der andere Pol des Bandes, Germanität, ist nicht etwa eine der verruchten alldeutschen oder nationalistischen Angelegenheiten, sondern bedeutet das verwandtschaftliche Verhältnis unter Geschwistern, denen beide Eltern gemeinsam sind. Es ist kein Scherz, daß wir dies hierhersetzen, denn dem 4. Bande liegt eine Erklärung des Bibliographischen Instituts bei, die sich gegen Angriffe verwahrt, daß auf der Flaggentafel des 4. Bandes die deutschen Flaggen fehlen. Auch hier findet sich jedoch der Vermerk: „Über die deutschen Flaggen siehe diese.“ Sie sind in einem besonderen Artikel behandelt im 3. Bande, und eine Tafel gibt mit der Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, die den Großen Meyer auszeichnet, alle neuen und alten Spielarten der deutschen Farben. Der Geisteszustand unserer Scharzrotgoldenen ist wirklich beklagenswert, daß sie sogar ein so durch höchste Objektivität ausgezeichnetes Werk wie den Großen Meyer anzugreifen für nötig halten, weil ihre „Belange“ ihnen nicht genügend gewahrt zu sein scheinen. Wie so oft erweist sich auch hier, daß ein solcher Angriff jeder sachlichen Begründung entbehrt. Solche Angriffe sind nicht geeignet, den Glauben an die Zuverlässigkeit des Lexikons, das alle Gegenstände völlig unparteiisch bis zum gegenwärtigen Stande behandelt, in irgendeiner Weise zu beeinträchtigen. R. P.

The Studio.

Seit einiger Zeit hat die bekannte Londoner Kunstzeitschrift „The Studio“, die vor dem Kriege bei uns, besonders auch in Künstler- und Kunsthandwerkerkreisen, recht verbreitet gewesen war, wieder Beziehung zu Deutschland gesucht und gefunden (Reimer Hobbing), und damit werden uns auch wieder jene Sonderhefte der Zeitschrift zugänglich, die durch ihre musterhafte Ausstattung bei uns

Digitized by Google

vielfach anregend und vorbildlich gewirkt, übrigens aber sich immer durch die geschickte Wahl der Gegenstände besonders ausgezeichnet haben. Die älteren davon sind zum Teil bereits in den Rang von Seltenheiten eingerückt; was jetzt an neuen vorliegt, beweist, daß die alte Höhe und das alte Interesse behauptet werden. Zunächst: Posters and their designers; Herausgeber Sidney R. Jones. In ihren Anfängen wurde die Plakatkunst als die wahre Volkskunst, wohl gar als die große Kunst der Zukunft begrüßt; sie hat inzwischen gelernt ihre Aufgabe bescheidener, nüchterner und praktischer zu fassen, und das ist ihr gut bekommen. Deutschland hat auf diesem Gebiete die ersten Anregungen aus dem Auslande, besonders aus Frankreich, übernommen; seitdem hat sich die deutsche Plakatkunst, wie auch in der Einleitung anerkannt wird, sehr zielbewußt und selbständig entfaltet, und was der Band an Plakaten von Julius Klinger, Hohlwein, Gipkens, Hans Neumann u. a. bringt, das gehört zum Teil zum Besten seines Inhalts. Besonders das reine Plakat, das von Illustration absieht und allein in geistreicher Kombination von Farben, Formen und Schrift auf der Fläche seine Wirkung sucht, ist bei uns hoch gediehen; mit einer solchen deutschen Arbeit hat der Band seinen Umschlag geschmückt. Er enthält übrigens eine prächtige Sammlung von Plakaten aller Völker, teilweise in vorzüglichem Farbendrucke. Am reichsten ist natürlich England vertreten, wo viel Gutes, manches Musterhafte geschaffen worden ist; man hält sich dort nach wie vor gern ans Illustrative und Anekdotische; in dieser Gattung haben Frank Brangwyn und Spencer Pryse, sowie der Amerikaner Joseph Pennell einige hervorragende Kunstwerke geschaffen, die freilich aus den natürlichen Grenzen des Plakats schon herausfallen. Merkwürdig abgefallen erscheint Frankreich; der Band greift auf die alten und bekannten Arbeiten von Toulouse-Lautrec, Chéret, Steinlen usw. zurück und als jüngere Kraft macht sich nur der witzige Jean d'Eylen erkennbar. — Sehr belehrend ist dann der geschmackvoll gemachte Band „The new Book-Illustration in France", dessen — etwas unübersichtliche — Einleitung von Leon Pichon geschrieben ist. Die Entwicklung ist insofern in denselben Bahnen wie bei uns verlaufen, als auch in Frankreich Buchkunst und Buchillustration sich aus Verfall zu neuem Stile haben durcharbeiten müssen. Auch dort Mangel an Verständnis für das Verhältnis von Druck- und Bildform, Verkennung der Möglichkeiten des Holzschnitts; dazu kam die unausrottbare Neigung der französischen Kunst zum „Hübschen", Gefälligen, Salonhaften. Bahnbrechend wurde in den neunziger Jahren als Verleger Edouard Pelletan. Die Gesundung vollzog sich auf der Grundlage stilgerechter Erneuerung der Holzschneidekunst, und der Band beweist, daß die französische Buchillustration im jüngsten Menschenalter eine ganze Reihe feiner und geistvoller Arbeiten hervorgebracht hat. Bei der in Deutschland vielfach vorherrschenden Neigung zur Überwertung alles Französischen in der Kunst scheint es jedoch am Platze, hervorzuheben, daß die deutsche Buchkunst und Buchillustration dem, was hier geboten wird, durchaus ebenbürtig, ja in manchem überlegen ist. Mir scheint, die Deutschen entfalten auf diesem Gebiete mehr Wagemut und Originalität; die Stärke der Franzosen liegt mehr auf der Seite des Geistreichen und der formalen Eleganz; sie bleiben immer beherrscht und maßvoll, die deutschen Künstler verlieren sich zuweilen ins Gewagte und selbst ins Rohe, gelangen aber dafür auch in glücklichen Fällen zu größerer Tiefe und Intensität. Der nicht unerhebliche ausländische Einschlag in der französischen Buchkunst fällt auf: Carlègle ist Schweizer, Louis Jou Katalonier, und Hermann Paul wird, nach dem Namen zu urteilen, wohl auch nicht eben reiner Gallier sein. — Eine prächtige Gabe ist endlich der Band über Frank Brangwyn als Radierer (mit Einleitung von Malcolm C. Salaman), mit dem eine Reihe „Modern Masters of Etching" eröffnet wird. Auf zwölf vollendeten Kupferdrucktafeln werden Meisterwerke dieses großen englischen Radierers wiedergegeben, der auf seinen Blättern durch den großen Aufbau der Licht- und Schattenmassen, durch wuchtige Ausnutzung ihres Gegensatzes und feine Berechnung ihres Ausgleichs Wirkungen erreicht, die man wohl monumental bezeichnen darf. Zuweilen ist man versucht, ihn einen modernen Piranesi zu nennen. Brücken, Bahnhöfen, Gerüsten, Schiffen gewinnt er mit den echten Mitteln der Radierkunst prachtvolle malerische Werte ab; das Licht ist das gestaltende Urelement seiner Form, aus Schwarz und Weiß werden die stärksten Akzente und die zartesten Abtönungen herausgeholt. A. Dr.

Digitized by Google

Roman Boos, Michael gegen Michel. Katharsis des Deutschtums 1914 bis 1925. Antwort aus der deutschen Schweiz auf eine französische Frage. Verlag für freies Geistesleben, Storrer, Lörrach-Stetten.

Ein Schüler Otto von Gierkes und Freund Kurt Wolzendorffs aus dem Dornacher Kreis R. Steiners, der deutsch-schweizer Jurist Boos aus Basel, „der sich seiner Geistesgemeinschaft mit dem Deutschtum im Reich und in anderen Staaten mit Stolz bewußt ist", schreibt ein nach Form und Gedankengängen eigenartiges Buch als Antwort auf einen kurzen Aufsatz der Pariser Zeitung „Temps", in dem Wladimir d'Ormesson, am 28. 11. 1925, also vier Tage vor der Unterzeichnung des Locarnovertrages, versuchte, bei Wahrung des Standpunktes und der Interessen Frankreichs, den Zwiespalt zwischen Deutschland und Frankreich in seiner Wurzel zu fassen, um ihn in einer dem Wesen der beiden Völker gemäßen Weise (nicht durch pazifistische Banalitäten) zu entgiften.

Inhalt des Buches ist der tragische Geisteskampf dreier, nämlich der oben genannten, zu Unrecht nebeneinander gestellten deutschen Wissenschaftler. Gegenstand der Darstellung bildet der Kampf „Michaels" gegen den „Michel" (gemeint ist damit des wahren Deutschtums gegen undeutsche Deutschtuerei). Der Verfasser faßt die Kämpfe der Jahre 1914 bis 1925 als einen Michaelskampf in der jüngsten Weltgeschichte auf. „Durch seine Darstellung glaubt der Verfasser an der Katharsis mitwirken zu können, die dem gesamten Deutschtum — auch außerhalb der Reichsgrenzen — aus der Niederlage des Reiches vom Herbst 1918 als Lebensaufgabe erwächst. Er glaubt überdies, nur aus dem lebendigen und lebenswilligen deutschen Geist heraus in wirklich fruchtbarer Weise zum „Feind" sprechen zu können, dem ein Deutschtum, das sich in farbenlosen Internationalismen verleugnet, nur verächtlich sein kann."

Die Form ist Formlosigkeit, eine lose Aneinanderreihung biographischer, autobiographischer und sachlicher Aufsätze, die aber keineswegs unsympathisch oder ermüdend wirkt. Ob der Verfasser damit Herrn d'Ormesson oder anderen Franzosen ein Buch gibt, mit dem sie etwas anfangen können, mag bezweifelt werden. Vermutlich wird es wenig Franzosen geben, welche die Voraussetzungen zum Verständnis der Boosschen Gedanken sich zu erwerben Gelegenheit hatten, denen deren Form erträglich ist. Uns Deutsche ohne Rücksicht auf Staatsgrenze interessieren die Inhalte, und wir besahen ohne Einschränkung die Grundeinstellung des Verfassers, seinen hohen sittlichen Ernst, seine Ziele; europäische Verständigung ohne vorbehaltlichen Pazifismus, europäischer Aufbau ohne gewaltsame, schematisierende Konstruktionen aus liebevoller Beobachtung und Zusammenfassung des Gewachsenen und seiner Eigengesetzlichkeit. Den wirklichen Inhalt des Buches dieses originellen, von Partei und Weltanschauungsscheuklappen im allgemeinen freien Denkers, der sich in vorbildlicher Weise zu seinen Lehrern und Freunden bekennt, in einer Besprechung zu fassen und zu ihm Stellung zu nehmen, ist ebensowenig möglich, wie es mit einem Klischee — etwa nationalfühlendes Steinerianertum, das sich erfreulicherweise bemüht, klar zu sein — hinreichend gekennzeichnet, geschweige denn abgetan wäre. (Boos ist ein guter Interpret Steiners, der ihn durch wirkungsvolle, geschickt ausgelegte Zitate auch jenen schmackhafter macht, die ihn schon wegen seiner weitschweifigen Unklarheit ablehnen.) Als Kritiker gesamtdeutscher Wesensmängel begrüßen wir den Eidgenossen Boos herzlich. v. Loesch.

Italien von den Alpen bis Neapel. Kurzes Reisehandbuch von Karl Baedeker mit 32 Karten, 39 Plänen und 22 Grundrissen. 7. Auflage. Leipzig 1926, Karl Baedeker.

Die früheren Ausgaben des „Baedekers" für Italien: Oberitalien, Mittelitalien, Unteritalien stammen aus den Jahren 1911, die für Mittelitalien und Rom sogar aus dem Jahre 1908. Die Auflage ist vergriffen, ist aber neu in Vorbereitung. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Baedeker sich entschlossen hat, ganz Italien in einem Bande zu behandeln. Der Band gliedert sich in vier Abteilungen: Oberitalien, Ligurien, Toskana, Umbrien, Rom und Umgebung; Neapel und Umgebung. In der üblichen umsichtigen Weise ist der Band nach praktischen Reiserouten angeordnet. Der Inhalt erweist sich, wie nicht anders zu erwarten, als von erprobter Zuverlässigkeit. Gleichfalls konnte man nicht anders erwarten, als daß Baedeker mit dem bei ihm gewohnten Takte, der als vorbildlich bezeichnet werden muß, auch die südtiroler Landschaft behandelt hat. D. R.

Digitized by Google

Heitere Reiseerlebnisse eines Malers in Italien. Von Paul Burckhardt. Mit 24 Zeichnungen des Verfassers. Basel 1926, Friedrich Reinhardt.

Wenig Witz, viel Breite, noch mehr Unbeholfenheit im Ausdruck. Bilde Künstler, schreibe nicht. Die Zeichnungen sind noch das Beste dieses Buches. L.

Was müssen wir von unseren Kolonien wissen? Von Leßner, Oberstleutnant a. D. der Schutztruppe für Kamerun. 11. umgearbeitete Auflage. (73. bis 80. Tausend.) Leipzig, F. M. Hörhold.

Für 50 Pf. ein kleines Kompendium von Wissensnotwendigstem mit Karten von allen Kolonien. Die 10. Auflage ist daher soeben vom Jugendausschuß der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft unentgeltlich an die deutsche Jugend verteilt worden. Wir empfehlen dies Werkchen wegen seiner glücklichen Form. v. B.

Hans Brandenburg. Traumroman. Leipzig 1926, H. Haessel.

In Mecklenburg hat man den Glauben, daß man einen Traum nicht offenbaren dürfe. Es ist einmal ein Bauer gewesen, der träumte beim Roggensäen: Du Narr, was hilft dein Säen, du kriegst davon doch nichts. Er sagte niemand etwas davon, und als im Ernten seine Leute das Korn mähen wollten, ging er erst hin, brach eine Ähre, rieb sich das Korn aus, aß es und sagte: Nu heff ik doch wat dorvon to geneten kregen. Da antwortete ihm eine Stimme: Du Dromverschwiger, haddst du dinen Drom nich verschwegen, so haddst du din Lewe niks dorvon to geneten kregen. So sagen die Leute. Sie wissen wohl, daß etwas Dämonisches am Traume ist, etwas, das keine ratio erklären kann. Auch nicht die „Psychoanalyse". Damit mag es zusammenhängen, daß wir fast nichts von Träumen wissen, außer von denen, die wir selber geträumt. Denn das, was Joseph gedeutet hat, und was Nebukadnezar erzählte, das waren doch nur Bruchstücke von Träumen, Glieder aus einer Kette. Carl Hauptmanns Dramen, die ihren Anfang in Träumen haben, sind keine Träume mehr, sind ausgeführte Traumepisoden. Ein Motiv klang an; er brachte es im Hellen zu Ende.

Hans Brandenburg erzählt seinen Traum. Er ist der erste, der das tut. — Alle Traumgeschichten — ich brauche nur an Meyrinks Golem zu erinnern — sind bis heute vom Wachenden geschrieben worden, am Tage; von einem, der seinen Traum wiederholt, nachdenkt, den Ablauf logisch verknüpft. Hier aber ist ein Traum, geschrieben von einem Träumenden. Hier träumt ein Mensch vor. Wenn man den Traumroman gelesen hat, ist einem, als habe man selbst das geträumt, als sei man soeben aufgewacht und denke über das letzte Bild nach. Man hat dieses Buch in tausend Nächten erlebt, wird es noch tausendmal erleben. Unser Glück und unsere Qual ist darin.

Eigentlich legt man es mit einem gewissen Schauer fort. In uns steckt irgendwie noch immer die Angst, man müsse seinen Traum verschweigen. Wir sind ein solches Volk, das sich nicht mehr vor Göttern und Dämonen fürchtet, aber wir werden die Angst vor uns selbst, die Furcht vor dem Abgrunde in uns nicht loswerden können. Unser Traum sind wir selbst. Joseph ist tot, der Träume deuten konnte; die alten Götter sind gestorben; die „Wissenschaft" weiß nichts und muß die Achseln zucken, unsere Welt ist Stückwerk, zerbrochen, hat nur noch die Traumlogik — und dennoch geht unser Traum fort, lebt, nimmt von uns Besitz. Quält uns, beglückt uns mit Liedern, die leere Klänge sind, wenn wir erwachen, läßt uns Maria finden und Cornelia, jagt uns durch alle Höllen: Schule, Soldatentum, Gericht, und in den Tod. Und endlich haben wir doch nur unser Leben geträumt, das „unlogisch" und zerstückt ist wie der Traum. Wir träumen schwer.

Will-Erich Peuckert.

From Goethe to Hauptmann. Studies in the changing culture. By Camillo von Klenze. New York 1926, The Viking Press.

Der Verfasser erläutert an bedeutenden Repräsentanten Kulturepochen schöner Literatur und bildender Kunst.

Goethes Italienische Reise 1786 bis 1788 steht hier im Mittelpunkte eines historischen Rückblickes auf Italienreisende, die ihre Eindrücke der Nachwelt aufbewahrt haben. C. von Klenze bedauert, daß Goethes Kunstbetrachtung sich auf Rom beschränkte, daß die Kunst nach dem Untergange Roms bis zu Raphael ihm belanglos erschien. Er schreibt das Winckelmann zu. Auf Goethes Geschmack in Kunstsachen hatte allerdings Winckelmann bestimmenden Einfluß. Aber Goethes klassizistischen Neigungen entsprach auch die griechische Plastik, die ihm wohl

Digitized by Google

nur in hellenistischen Kopien zugänglich war, ihm aber den Maßstab aller Kunst bedeutete. Der ihm mangelnde Sinn für die italienische Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance, die mit Vernachlässigung der Form seelische Werte zur Anschauung bringt, erübrigt hieraus. — Tischbein, Wackenroder, der spätere Friedrich Schlegel — aus der Zeit seines Übertritts — die „Nazarener" werden als Wegbereiter John Ruskins bezeichnet. Ruskins, der sich an der italienischen Frührenaissance gebildet hatte, und der Kunst und Religion als etwas tief Ineinandergreifendes empfand. — Dem „Realisten" Gottfried Keller und dem „Neuromantiker" Conr. Ferd. Meyer ist ein Kapitel gewidmet, ein anderes unseren Dramatikern des 19. Jahrhunderts. Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit dem sozialen Problem in Hauptmanns Werken. „Während die Drangsal des Proletariats Zola und Tolstoj zum Handeln aufrief, sie Sturm läuteten, ist Hauptmann weder Sozialist, noch sozialer Reformer — er will nur die angeborene Schönheit der menschlichen Seele offenbar machen." Ein Buch für Amerikaner geschrieben, ihnen deutsches Geistesleben nahe zu bringen, was dankbar begrüßt sei. E. M.

Romantische Naturphilosophie. Auswahl von Christoph Bernoulli und Hans Kern. Jena, Eugen Diederichs.

Was Männer wie Carus, Hufeland, Schubert und Burdach vor 100 Jahren in ihrer scharfen Stellungnahme gegen die damaligen Geistesgewaltigen, vor allem gegen Kant, Fichte und auch gegen Schelling und Hegel, bewegt hatte — hat in vergangenen Jahrzehnten nicht mehr ausgereicht zu nachhaltiger Wirkung. Erst Ludwig Klages und seine Schüler haben in neuer Problematik versucht, an verschollene philosophische Schriften der Spätromantik anzuknüpfen und ein Gegengewicht gegen die Intellektualisierung unserer Zeit zu schaffen. Hat auch die scharfe Scheidung von „Geist und Natur", ohne Brücke nebeneinandergestellt, hie verurteilt — hie gepriesen, keine Berechtigung, weil sie auf der Gleichsetzung des Geistes mit Intellekt, nicht mit Lebensbewußtsein beruht, so gibt, abgesehen von den geschichtlich reizvollen Zusammenhängen, die Beschäftigung mit den wiederbelebten Medizinern und Naturforschern der Jahrhundertwende 1800 eine lohnende Bereicherung unserer philosophischen Gedankengänge. All die Männer waren nicht nur gescheite, vielseitige Deutsche ihrer Zeit, sondern beseelt von dem zähen Willen, ihrer Zeit voraus den lebendigen Rhythmus des Lebens, ihre kosmosophische Einstellung gegen die logozentrische Lehre dieses Kreises durchzusetzen. Im Mittelpunkt stand der überlegene Carl Gustav Carus, Leibarzt in Dresden, um ihn der Jenenser Goethegegner Oken, der schwierige Beethovenfreund Troxler, Gotthilf Heinrich von Schubert mit seiner bestechenden Begabung, der Bremer Medizinprofessor G. R. Treviranus, Malfatti vom Wiener Hof, Friedrich Hufeland und andere. Ts.

Italien. Georg Greim. Hirt, Breslau 1926. 123 S., 28 Karten im Text. 32 Bilder als Anhang. M. 3,50.

Das vorliegende Bändchen der Sammlung „Jedermanns Bücherei", die sich so rasch allgemeine Beliebtheit erworben hat, will zur Anregung geschrieben sein. Diesen Zweck erreicht der Verfasser, der ein genauer Kenner Italiens ist, vollkommen. Die Schrift gliedert sich in die Abschnitte Natur und Kultur des Landes, Bevölkerung und Staat; treffend sind dabei vor allem die kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse geschildert. Die Darstellung des Staates gehört zum Besten dessen, was je über die politische Geographie des modernen Italiens geschrieben wurde. Die Natur hat der wirtschaftlichen und politischen Betätigung Italiens klare Grenzen gezogen, die von ihm nicht überschritten werden dürfen, ohne Schaden zu nehmen. Die „Eroberungen" deutschsprachiger Gebiete in Südtirol und slawischer Landstriche an der Adria haben nicht dazu beigetragen, den Staat zu festigen. Italien, das sich bisher rühmen konnte, ein national geeinigter Staat wie nur wenige zu sein, ist zum Nationalitätenstaat geworden. Italien rechnet sich zu den Großmächten, aber es ist doch nur eine solche zweiten Ranges.

Der knappe Raum hat dem Verfasser manche Beschränkung auferlegt, aber daß dadurch die Schilderung der Landschaften völlig unterblieben ist, muß man auf das lebhafteste bedauern. Ein Anlauf dazu ist lediglich in den Abschnitten über Bodengestalt, Bewässerung und Klima genommen worden. So erhält der Leser kaum eine Vorstellung von der Vielgestaltigkeit der italienischen Landschaften und den großen Gegensätzen innerhalb Italiens. Insbesondere gilt das von der Kulturlandschaft, wo

Digitized by Google

der Mangel doppelt stark empfunden wird, weil den Siedlungen nur drei Seiten gewidmet sind. Und es ist doch nicht so, daß man dies den Reiseführern, der Karte oder dem Schulbuch entnehmen könnte.

Aber diese Ausstellung, die wir machen mußten, hindert uns nicht, anzuerkennen, daß diese neue Arbeit Greims eine wertvolle Bereicherung unserer Literatur über Italien darstellt und durch die flüssige Darstellung geeignet ist, in weiten Kreisen Eingang zu finden. Wie stets bei dem Verlag Hirt, ist auch bei diesem Buch die Ausstattung mit klaren Karten und Diagrammen wie mit Lichtbildern vortrefflich zu nennen.

F. Metz.

Seekriegsgeschichte in Umrissen. Admiral Meurer. Berlin und Leipzig 1925, K. F. Köhler.

Seegeltung entscheidet über das völkische Schicksal der Kulturstaaten, die an die See grenzen. Der Verfasser, ein im Krieg bewährter Linienschiffskommandant, der durch Maltzahns Seekriegslehre geschult ist, hat es verstanden, diese These in einer flüssig geschriebenen, volkstümlichen Darstellung des Wesens und der Bedeutung der Seekriege vom Altertum bis zum Skagerraktag zu begründen. Mag der eine oder andere Historiker die aus der ungewohnten Betrachtung der Völkerschicksale von der See aus gezogenen Schlüsse hie und da anfechten, so reizt die knappe Beweisführung auch den Laien zu tieferem Nachschürfen. Die Darstellung hält sich frei von Mahans Einseitigkeit. Sie schärft den Blick für das Wesentliche der Seekriegserfolge, die in der landläufigen Geschichtschreibung oft verkannt sind, und die Bedeutung der Persönlichkeit des letzthin allein entscheidenden Führers. Die vorzügliche Bildausstattung erhöht den Wert des Volksbuches, aus dem unser Volk neuen Mut zur Seemachtschöpfung gewinnen kann.

Tre.

Der Bücherbund

Den Freunden des deutschen Buches wird wohl kaum der unerfreuliche Kampf entgangen sein, der seit langem zwischen dem Buchhandel, also dem Verlag und Sortiment einerseits, und den verschiedenen Buchgemeinschaften tobt. Wir wollen hier nicht Partei nehmen: Zweifellos wird von verschiedenen Buchvereinigungen gute verdienstvolle Arbeit geleistet, wenn auch eine gewisse Bevormundung ihrer Mitglieder und eine notwendige innere wie äußere Typisierung nicht geleugnet werden kann. Ebenso darf auf der andern Seite eine unfruchtbare Eigenbrödelei einzelner Verlage nicht übersehen werden, sowie eine Untätigkeit und Verständnislosigkeit eines Teiles des Sortiments den veränderten Vertriebsnotwendigkeiten gegenüber.

Es ist daher der glückliche Gedanke aufgetaucht, die Vorzüge beider Teile unter Vermeidung ihrer Mängel zu vereinen, also eine Organisation zu schaffen, die durch enge Zusammenarbeit mit dem Buchhandel es möglich macht, die Bücherpreise erheblich herabzusetzen, dem einzelnen aber eine freie Wahl über die von ihm gewünschte Lektüre gestattet und den persönlichen Verkehr zwischen Sortiment und Bücherkäufer wiederherstellt, der ja erst eine individuelle Information und Beratung in allen Bücherfragen ermöglicht.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist es zur Gründung des Bücherbundes gekommen. Dieser Bund hat eine große Anzahl Auswahllisten mit Büchern aus allen Gebieten von den verschiedensten Verlagen zusammengestellt, die durch gemeinsames Abkommen erheblich billiger an die Mitglieder abgegeben werden können. Jede Buchhandlung ist berechtigt, Mitglieder aufzunehmen und die Bestellungen zu vermitteln. Diese Einrichtung scheint nicht nur deshalb beachtenswert, weil jeder in den Stand gesetzt wird, den in den Wirtschaftsnöten ins Stocken geratenen Aufbau seiner Bibliothek wieder aufzunehmen, sondern auch weil hier dem Gesamtbuchhandel ein Weg gewiesen wird, die so leidenschaftlich geforderte Verbilligung des Buches durchzuführen. Das ist auch die Ursache, die den Verlag der „Deutschen Rundschau G. m. b. H." bewogen hat, aktiv sich an den Bestrebungen des Bücherbundes zu beteiligen, er hat sich daher entschlossen, das erste Buch der

Digitized by Google

Jahresreihe gemeinsam mit dem Bücherbund herauszubringen und hofft, daß das entschlossene Beispiel zur Verbilligung des guten Buches bald Nachahmung finden wird.

Über die Einzelheiten können sich unsere Leser schon z. Teil aus den Anzeigen des Bücherbundes in unseren Heften unterrichten. Das erste Buch der Jahresreihe: Norbert Jaques, „Der Gefangene der Felseninsel", wird in allen maßgebenden Tageszeitungen und Zeitschriften seiner Bedeutung ausführlich gewürdigt werden.

Zur fruchtbaren Auswertung des Bücherbund-Gedankens bedarf es der Beteiligung recht vieler Bücherfreunde, und da der Einzelne sich selbst am meisten damit dient, so sei auch den Lesern der „Deutschen Rundschau" der Eintritt nachdrücklich empfohlen. Eine verbilligte Lieferung der Zeitschrift soll für die Mitglieder gleichfalls durchgesetzt werden. V. D. R.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Friedrich Rückert. — Gedichte herausgegeben von Dr Leopold Magon. 198 S. Mit 4 Bildern. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Russel. — Ikarus oder die Zukunft der Wissenschaft von Bertrand Russell. 55 S. München 1926, Drei Masken-Verlag.

Rust. — Kunst von Albert Otto Rust. 67 S. München, Kösel & Pustet.

Schade. — Wie erlange ich mit geringen Mitteln ein Eigenheim, ein rechtes Vaterhaus für meine Kinder? von Siegfried Schade. 112 S. Breslau, Anker-Verlag.

Schäfer. — Boxen als Leibesübung. Kampfsport und Selbstverteidigung von Gustav Schäfer. 164 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

—. — Hölderlins Einkehr. Novelle von Wilhelm Schäfer. 70 S. München 1925, Georg Müller.

—. — Huldreich Zwingli. Ein deutsches Volksbuch von Wilhelm Schäfer. 381 S. München 1926, Georg Müller.

—. — Neue Anekdoten von Wilhelm Schäfer. 382 S. München 1926, Georg Müller.

Schairer-Hoffmann. — Die Universitätsideale der Kulturvölker herausgegeben von Dr R. Schairer und C. Hoffmann jr. 136 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (geb. 6,— M.)

Schaukal. — Adalbert Stifter. Beiträge zu seiner Würdigung von Richard v. Schaukal. 67 S. Augsburg 1926, Johannes Stauda.

—. — Gezeiten der Seele. Gedichte von Richard von Schaukal. 40 S. Osterwieck-Harz 1926, A. W. Zickfeldt (geh. —,80 M., geb. 1,50 M.).

Schaumann. — Bruder Gniepro-Spiel von Ruth Schaumann. 30 S. Berlin 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes.

—. — Das Passional von Ruth Schaumann. 40 S. München 1926, Kösel & Pustet.

Scheer. — Vom Segelschiff zum U-Boot. Von Admiral R. Scheer. 390 S. mit 3 Karten und zahlreichen Abbildungen. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (14,— M.).

Scheffauer. — Das geistige Amerika von heute von Herman George Scheffauer. 185 S. Berlin 1925, Ullstein.

Scheffel. — Briefe ins Elternhaus 1843—1849 eingeleitet und herausgegeben von Dr Wilh. Zentner. 47 u. 297 S. Karlsruhe 1926, Armin Gräff.

Joh. Victor von Scheffel im Lichte seines hundertsten Geburtstages herausgegeben vom Scheffelmuseum in Mattsee-Salzburg. Stuttgart 1926, Adolf Bonz & Comp.

Schellberg. — Josef von Görres zum 150. Geburtstage 25. Jan. 1926 von Wilhelm Schellberg. 180 S. Köln 1926, Gilde-Verlag.

Schiller. — Tantalus oder die Zukunft des Menschen von Dr F. C. S. Schiller. 62 S. München 1926, Drei Masken-Verlag.

Schlittgen. — Erinnerungen von Hermann Schlittgen. 384 S. München 1926, Albert Langen.

Schmidt. — Warum haben wir den Krieg verloren? Von Hans Schmidt. 80 S. Hamburg 1925, Neuland-Verlag (2,— M.).

Schmidtbonn. — Die Geschichten von den unberührten Frauen von Wilhelm Schmidtbonn. 254 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schnee. — German Colonization Past and Future. The truth about the German Colonies by Dr. Heinrich Schnee. 176 S. London, George Allen & Umvin Ltd.

Schöler. — Helden der Arbeit. Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens. Von Syndikus Hermann Schöler. 330 S. mit 54 Abb. Leipzig 1925, Quelle & Meyer (12,— M.).

Digitized by Google

Schulze-Soelde. — Metaphysik und Erkenntnis bei Aristoteles von Dr Dr W. Schulze-Soelde. 47 S. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr.

Scott. — Die Quelle des Glücks oder der Brief vom Fischer Markus von Gabriel Scott. 224 S. Trier, Friedr. Lintz.

Sexus. — Zur Reform des Sexualstrafrechts. Kritische Beiträge. 186 S. Leipzig 1926, Ernst Bircher (6,— M.).

Sieck. — Bilder aus Italien von Rudolf Sieck. Mit Schilderungen von Alfred M. Balte. 100 S. Heilbronn 1926, Eugen Salzer.

Sinning. — Der Runenschlüssel zum Verständnis der Edda und anderer Denkmäler des Religionswissens von Richard Sinning. 191 S, 2 Tafeln und 21 Abbildungen im Text. Halberstadt 1925, Rudolf Schönherr (geh. 3,50 M., geb. 4,80 M.).

Skrodzki. — Die Unterseebootfrage auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz 1921 bis 1922 von Dr Bernhard Skrodzki. 88 S. Berlin 1925, Ferd. Dümmler.

Société des Nations-Arbitrage et Sécurité. 200 S. V. Questions Juridiques.

Spangenberg. — Die Aufbringung der Industriebelastung von Dr Bernhard Spangenberg. 31 S. Dresden, Arbeits- und Steuerrechtsgesellschaft m. b. H.

Stäger. — Über den Dingen. Das Bilderbuch eines Naturfreundes von Robert Stäger. 110 S. Zürich, Orell Füßli.

Staemmler. — Der Protestantismus in Polen herausgegeben von D. Staemmler. 186 S. Posen 1925, Verlag der historischen Gesellschaft für Posen.

Statham. — Mit meiner Frau quer durch Afrika. Eine Hochzeitsreise in Boot und Wagen von Oberst J. C. B. Statham. 224 S. Mit 9 Bildtafeln und Buchschmuck. Berlin, Reimar Hobbing.

Stegemann. — Das Trugbild von Versailles. Weltgeschichtliche Zusammenhänge und strategische Perspektiven von Hermann Stegemann. 260 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt.

Steguweit. — Lanzelot auf dem Dorfe. Erzählung von Heinz Steguweit. 157 S. München 1925, Kösel & Pustet.

Stephan. — Selbstverteidigung. Die japanische Jiu-Jitsu-Kampfweise von Polizei-Oberleutnant a. D. Stephan. 63 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

—. — Winke für den Motorradführer mit einem Anhang der Motorradrennfahrer von E. Stephan. 81 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

Sternberg. — Zur Logik der Geschichtswissenschaft von Kurt Sternberg. 88 S. Berlin 1925, Pan-Verlag (2,60 M.).

Sternheim. — Lutetia. Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben 1926 von Carl Sternheim. 129 S. Leipzig 1926, Paul Zsolnay Verlag.

Stieler. — Nikolaus Malebranche von Georg Stieler. 174 S. Stuttgart 1925, Fr. Frommann (brosch. 6,— M., geb. 7,50 M.).

—. — Der internationale Eisenbahnverband und die Entwicklung älterer internationaler Eisenbahnorganisationen seit Kriegsende von Dr jur. h. c. Karl Stieler. 33 S. Berlin 1926, Ferd. Dümmler.

Stoecklin. — Die singende Muschel. Gedichte von Franziska Stoecklin. Zürich, Orell Füßli.

Storck. — Deutsche Literaturgeschichte von Dr Karl Storck. XII u. 605 S. Stuttgart 1926, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Styra. — Das polnische Parteiwesen und seine Presse von Robert Styra. 169 S. Posen 1926, Verlag der historischen Gesellschaft für Posen.

Surén. — Deutsche Gymnastik von Hans Surén. 291 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

v. Taube. — Das Opferfest. Roman von Otto Freiherrn v. Taube. 580 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Tausend und eine Nacht. — Übertragen von Enno Littmann. IV. Bd. 872 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Terramare. — Ein Spiel von der Geburt des Herrn, den Hirten und den Königen. 55 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund.

Tesdorpf. — Der Schleier der Maja. Eine Gedichtfolge von Paul Hermann Tesdorpf. 61 S. Stuttgart 1925, W. Kohlhammer.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr Werner Sombart, Berlin. — Prof. Dr Cornelius Gurlitt, Dresden. — Friedrich Griese, Stralendorf. — Staatsarchivrat Dr Herman v. Petersdorff, Berlin. — Dr Conrad Wandrey, München. — Charlotte v. Zeromski, Bonn. — Dr Artasches Abeghian, Berlin. — Dr Karl C. v. Loesch, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Unentbehrlich für jeden Politiker und Wirtschaftler!

In unserm Verlag erschien:

Die französische Schwerindustrie und Frankreichs Sicherheit

von H. van LOWICK

Die Schrift enthält als Beilage einen großen Plan (55×140 cm)

„Die Verbindungen (Wirtschaftsverflechtung) der französischen Schwerindustrie"

Diese auf authenischem Material beruhende graphische Darstellung erbringt den unwiderleglichen Beweis, daß **nicht** Frankreich **Sicherungen** zu fordern hat, sondern daß endlich die Welt daran gehen muß,

Sicherungen gegen Frankreich

zu fordern, dessen Rüstungsindustrie es verstanden hat, durch ein raffiniert ausgebautes Netz fast die **gesamte Wirtschaft Europas** von sich **abhängig** und **sich dienstbar** zu machen

(Preis 2 Mark)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder unmittelbar vom

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30
Geisbergstraße 43

Digitized by Google

Der Widersinn des polnischen Korridors

von

Dr. Johann Fürst

ethnographisch, geschichtlich und wirtschaftlich dargestellt.

Eine wirksame Waffe gegen die großpolnische Machtpolitik ist jetzt fertiggestellt worden: die langerwartete Antwort auf die gefährliche Schrift „Polens Zugang zum Meere . . . ", die Dr. Slawski im Auftrage der polnischen Propaganda veröffentlichte.

Diese Entgegnung ist sachlich gehalten und widerlegt durch die Zusammenstellung

unanfechtbaren geschichtlichen und statistischen Materials.

Sie behandelt so wichtige allgemeine deutsche Probleme des Ostens, daß Jeder, dem die Korridorfrage am Herzen liegt, und das müßte jeder Deutsche sein — dieses Buch lesen und für Verbreitung dieses wichtigen Rüstzeuges sorgen sollte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Geheftet 5 Mark. Gebunden 6 Mark.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30

Geisbergstraße 43.

Digitized by Google

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

DEC 7 1926

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

53. Jahrgang November 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Jakob Bleyer. Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa 123

Hermann Abert. C. M. von Weber und seine Stellung in der modernen Kultur 134

Grethe Auer. Der Dorfbann. Erzählung 143

Robert Sieger. Südostdeutsche Betrachtungen über die Rheinlande . . . 165

Paul Schultze-Naumburg. Die Zugspitzbahn 171

Hans Much. Osmanische Kunst 176

Heinz Kloß. Französische Sprachpolitik 184

Walter Schulz. Jungakademische Internationalen 190

Paul Wentzcke. Zur Frage der Reichsfarben 198

Aus fremden Zeitschriften. Materialistische oder christliche Entwicklung in Deutschland? 203

Weihnachtsrundschau 205

Berliner Kunstleben 209

Berliner Theater 216

Aus dem Berliner Musikleben 218

Politische Rundschau 221

Digitized by Google

Von der Erforschung des deutschen Kultureinflusses im südöstlichen Europa[1]

Von

Jakob Bleyer

Was wir unter europäischer Kultur verstehen, beruht in seinen hauptsächlichsten und fundamentalsten Bestandteilen auf römisch-christlichen und germanischen Elementen. Der Werdeprozeß der europäischen Kultur spielte sich zum guten Teile auf deutschem Boden ab, immer aber war das deutsche Geistesleben mit ein organischer Faktor in dem Entwicklungsgange der europäischen Bildung, einer Bildung, die in ihrer strotzenden Fülle und mit ihrer ungeheuren Spannkraft auf alle Weltteile Licht und Wärme ausstrahlte. Diese Ausstrahlung ist aber durchaus kein Mystikum, sondern ist an bestimmte geographische, oder genauer und konkreter ausgedrückt, an verkehrstechnische Bedingungen geknüpft. Das ist ja etwas Selbstverständliches und ist auch tatsächlich in die Methode mancher kulturhistorischer Wissenschaft, z. B. der Archäologie, als wesentlicher Gesichtspunkt eingebaut. Eine große Anzahl kulturhistorischer Disziplinen aber läßt diesen Gesichtspunkt außer acht oder wendet ihn doch nicht mit bewußter Konsequenz, die allein fruchtbar ist und in die Tiefen leuchtet, in ihrer Forschungsarbeit an. Im engen Kreise meiner Schüler verkündige ich es seit zwei Jahrzehnten nachdrücklichst, daß Kultureinflüsse stets einen genauen Wanderweg einhalten und daß das Warum und Wie dieser Einflüsse — was ja über die bloße Tatsache hinaus die eigentliche wissenschaftliche Erkenntnis ausmacht — nur durch Erforschung dieses Wanderweges mit allen seinen Kreuzungen und Verzweigungen gedeutet werden kann.

Bezüglich des Einflusses der ausländischen literarischen Strömungen auf die deutsche Literatur sagte Paul Merker vor einigen Jahren: „Wohl haben wir eine ganze Anzahl von Untersuchungen, die die individuellen Beziehungen zwischen je einem deutschen und ausländischen Dichter aufklären, aber über das Einströmen, die Aufnahme und modifizierende Umbildung ganzer Formrichtungen und Stilwellen sind wir meist noch recht mangelhaft unterrichtet.... Auch sonst ist zwar in unserer Literaturgeschichte nicht selten von ausländischen Dingen die Rede,.... aber es bleibt zumeist bei einzelnen Namensnennungen und der Anführung von

1) Den Inhalt dieses Aufsatzes bildet ein Vortrag, den der Verfasser am 5. Juli 1926 in der Münchener „Deutschen Akademie" als deren Senator auf Einladung gehalten hat.

Digitized by Google

ein paar dürftigen Äußerlichkeiten ..... Für alle diese Fragen der geistigen Zusammenhänge und inneren Beziehungen der Völker untereinander hat unsere landläufige Literaturgeschichte mit ihren stark überwiegenden individualistischen Tendenzen wenig Blick."[2]) Und dann heißt es bei Merker weiter: „Schließlich mag bei dieser Gelegenheit, wo von dem Einströmen ganzer Stilwellen und literarischen Moden und ihrer Nichtachtung nationaler und stammesgeschichtlicher Grenzen die Rede ist, auch darauf hingewiesen werden, daß man bisher zu wenig sich um die Wege und Etappenlinien gekümmert hat, auf denen die neuen Ideen, Stoffe und Formen zu uns gekommen sind und wieweit allgemeinere Kulturbeziehungen der Völker und Volksteile dafür maß- und richtunggebend gewesen sind. Ich wiederhole deshalb hier kurz die von mir schon an anderer Stelle geäußerte Forderung nach einer literaturgeschichtlichen Verkehrsgeographie, die mit ihrer Aufdeckung literarischer Bahnen und ihrer Erforschung der Einflußsphären bestimmter künstlerischer Zentren ... interessante Ergebnisse zeitigen dürfte."[3])

Nun, diese geographische Betrachtungsweise, diese literaturgeschichtliche oder allgemeiner: kulturgeschichtliche Verkehrsgeographie ist nicht nur aus dem Gesichtspunkte wichtig, welche Einflüsse das deutsche Geistesleben vom Auslande erhalten, sondern auch aus dem nicht weniger inhaltreichen Gesichtspunkte, welche Einflüsse das deutsche Geistesleben an das Ausland weitergegeben hat. Die geographische Betrachtungsweise weist darauf hin und die kulturgeschichtliche Verkehrsgeographie muß es uns zum Bewußtsein bringen, daß das ganze Europa östlich des großen deutschen Sprachgebietes seine europäische Kultur, soweit diese organischer Natur ist, mittelbar und unmittelbar von seinem westlichen Nachbar, vom großen deutschen Volke, erhalten hat und auch nicht anders erhalten konnte. Diesen geographischen Gesichtspunkt ergänzt und vertieft der Gesichtspunkt der politischen Zusammenhänge und Auswirkungen, denen oft eine entscheidende Rolle zukommt. Ein großer Teil der osteuropäischen Völker stand jahrhundertelang unter deutschem politischen Einfluß, namentlich durch die deutschen Dynastien; ja viele von ihnen lebten und entwickelten sich, wenn auch nicht immer staatsrechtlich, so doch faktisch unter deutschem Imperium. So ist es denn natürlich, dieses Natürliche wird aber viel zu wenig beachtet, daß die große deutsche Kulturwelle nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch von der Höhe in die Tiefe wirkte und sich um so durchdringender und durchgreifender gestaltete.

Es ist im Wesen des Deutschen begründet und es liegt darin seine Stärke ebenso wie seine Schwäche, daß er vielmehr als die Außenwelt und seine Umgebung sich selbst beobachtet und eine strenge, rücksichtslos sachliche Selbstkritik ausübt, die oft geradezu in Selbstzersetzung ausartet. Wohl rügt P. Merker in seinen obigen Ausführungen mit Recht die Systemlosigkeit, das Unzusammenhängende und Individualistische in der Erforschung der Einflüsse des Auslandes auf das deutsche Geistesleben, aber die deutsche Wissenschaft war doch im allgemeinen unaufhörlich und unermüdlich bestrebt, alle Einzelheiten fremder Einwirkungen auf den Gang der deutschen Bildung von den Uranfängen bis auf den heutigen

2) Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte, Leipzig 1921, S. 58f.
3) A. a. O. S. 60.

Digitized by Google

Tag zu ergründen und festzustellen. Niemals aber hat man, so oft auch das Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, nachgesprochen wird, ernstlich die Frage aufgeworfen: Was dankt die Welt, was danken die Völker deutscher Kultur, deutschem Denken und Dichten, deutscher Gesittung? Die exotischsten Völker und Volksstämme mit ihrer Sprache und Geschichte, ihrer Geistesart und Lebensauffassung wurden durch deutschen Forscherfleiß entdeckt und in die Helle der allgemeinen Bildung gerückt und — wie unbekannt sind dem Deutschtum durchschnittlich die nächsten Nachbarvölker, namentlich die östlichen, die doch vom Beginn ihrer Geschichte an am deutschen Nabel sogen, deren Schicksal geradezu das Deutschtum ist und die so oft und so vielfach auf deutsches Schicksal einwirkten! Die Kenntnis dieser Völker gehört mit zur deutschen Selbstkenntnis, was nicht oft und nicht nachdrücklich genug betont und wiederholt werden kann.

In Folgendem soll nun das angedeutete Problem in aller Kürze mit einigen Schlaglichtern beleuchtet werden und zwar auf einem Gebiet — dieses auch geographisch verstanden — das mir menschlich und wissenschaftlich nahe liegt. Ich meine die ehemalige Österreichisch-ungarische Monarchie und innerhalb dieser in erster Linie Ungarn und das Ungartum.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die österreichisch-ungarische Monarchie aus dem Gesichtspunkte der Kultur der höheren Gesellschaftsschichten und des gebildeten Mittelstandes ein selten einheitliches Gebilde darstellte. Den Mittelpunkt dieses Gebildes und die Lichtquelle der europäischen Bildung für das ganze ethnographisch so buntscheckige Gebiet der verschwundenen Monarchie, ja weit über deren östliche Grenzen hinaus, war Wien, die deutsche Kaiserstadt. Es gibt wenige Großstädte der Welt und gab nicht viele in der Geschichte, die als Kulturvermittlerinnen Wien an Bedeutung überträfen. Von Innsbruck bis Kronstadt, von Prag bis Temesvar, von Agram bis Lemberg war jede Stadt ein Klein-Wien, und alle zusammen standen einander schon in ihrer äußeren Erscheinung, in ihrer Lebensführung und Lebenseinrichtung unvergleichlich näher als z. B. nord- und süddeutsche, ost- und westdeutsche Städte. Von der ungeheuren Wichtigkeit Wiens aus dem Gesichtspunkte der Verbreitung deutsch-europäischer Kultur hat die deutsche Forschung, hat auch die österreichische Forschung, man kann ruhig behaupten, im allgemeinen kaum eine Ahnung, geschweige denn eine halbwegs richtige Vorstellung. Denn natürlich war der Träger dieser Wiener Kultur das Deutschtum, aber auch die Verbreiter waren Deutsche. Diese Kultur umfaßte die gesamte westliche Bildung, denn auch der französische, italienische, englische, spanische Einfluß kam zu den verschiedenen Völkerschaften der Monarchie fast ausschließlich über Wien und immer in deutscher, oder genauer: in österreichisch-deutscher Prägung.

Wie ein Golfstrom zog die westliche Kultur Jahrhunderte hindurch über Wien nach dem Osten unwiderstehlich und alles in bestimmender Weise erfassend: äußeres und inneres Leben, Religion und Philosophie, Wissenschaft und Kunst, aber auch Technik und Mode, Gesellschaftsbräuche und Umgangsformen, alle Lebensäußerungen bis hinab zur Kleidung und Wohnung, in Küche und Keller. Der Empfangende der westlichen Kultur war in der alten Doppelmonarchie immer zuerst der Deutsche und er, der deutsche Akademiker, der deutsche städtische Bürger, der deutsche Handwerker und Bauer war auch immer der

Digitized by Google

Weitergebende an Ungarn und Tschechen, an Slovaken und Rumänen, an Polen und Russen, an Slovenen, Kroaten und Serben. Dies läßt sich an der kulturellen Entwicklung jedes Volkes, das einst innerhalb der Grenzen des alten Österreich-Ungarn lebte, auf das genaueste nachweisen. „Überhaupt mußte" — so schreibt z. B. der slovenische Literarhistoriker Matthias Murko in bezug auf die zweite Hälfte des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts — „die Hebung des geistigen Lebens unter Josef II. auch den Böhmen zugute kommen und so fielen auch bei ihnen alle literarischen Strömungen des deutschen Volkes seit Klopstock auf fruchtbaren Boden. Doch hinkte diese Verpflanzung und Umbildung, obwohl gerade Böhmen direkt am deutschen geistigen Leben mitbeteiligt war, allmählich und langsam nach; schuld daran war allerdings zum großen Teil nur das jeweilige Zurückbleiben der österreichischen Deutschen selbst."[4]) Hinsichtlich des nationalen Erwachens der österreichischen Slaven überhaupt sagt Murko: „Am wichtigsten war der Umstand, daß die österreichischen Slaven naturgemäß an dem geistigen Leben der Deutschen gleichzeitig teilnahmen. Nun schlug gerade um diese Zeit (nämlich um die Zeit der napoleonischen Kriege) die Romantik in Wien ihren Sitz auf, und hier gelang es ihr, die ganze literarische Bewegung zu beherrschen und die romantischen Tendenzen, unter denen um diese Zeit germanische Dichtung und germanische Kunst die Hauptrolle spielten, mit Erfolg zu vertreten. Am „Österreichischen Beobachter" wirkte bereits Friedrich Schlegel mit, sein „Deutsches Museum" wurde (1812—1813) zur umfangreichsten romantischen Zeitschrift, ihr Programm nahmen die „Wiener allgemeine Literaturzeitung" (1813—1816) und die von Gentz im Jahre 1818 gegründeten „Wiener Jahrbücher der Literatur", aus denen Kopitar auch ein Organ der westlichen Slavisten machen wollte, wieder auf. In diesen Organen fanden die Slaven der ganzen Monarchie nicht bloß anregende Muster für ähnliche Bestrebungen, sondern auch die theoretische Begründung für ihre erst im Laufe der Zeit stärker hervortretenden nationalen Forderungen."[5]) Wahrlich die von F. W. Nagl und Jakob Zeidler herausgegebene deutsch-österreichische Literaturgeschichte[6]) gibt nicht nur eine Geschichte der deutschen Literatur in Österreich, sondern stellt zugleich den Rahmen für alle nichtdeutschen Nationalliteraturen der österreichisch-ungarischen Monarchie dar und zeichnet unbewußt und unabsichtlich ihren Entwicklungsgang vor.

Was nun insbesondere den Werdegang der ungarischen Kultur betrifft, so lehnt sich dieser von Anfang bis zu Ende an die deutsche Bildung an. „Vom Nomadenstaate angefangen bis zum modernen Verfassungsstaate" — erklärt einer der am tiefsten schürfenden und am klarsten sehenden ungarischen Historiker, Julius Szekfü — „war das ungarische Staatswesen in seinem ganzen Lebenslauf das Produkt einer Nation, der ungarischen". Aber er fügt mit voller historischer Objektivität hinzu: „Das Staatswesen der Ungarn entstand auf dem Boden der christlich-germanischen Kulturgemeinschaft des Mittelalters." Und er fährt fort: „Wohl nahm der Staat der Ungarn von Stefan dem Heiligen bis zur Regierung Franz Josefs I. zeitlich verschiedene,

4) Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik, Graz 1897, S. 15f.
5) A. a. O. S. 2f.
6) Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. 2 Bde. Wien 1899 und 1914.

Digitized by Google

durch die allgemeine Entwicklung des europäischen Staatensystems bedingte Formen an, ebenso vielfältig veränderte sich auch das christlich-germanische Gemeinwesen, welches im zehnten Jahrhundert aus dem Ottonenreiche, im zwanzigsten bereits aus dem modernen Deutschland und dem Kaisertum Österreich bestand: beide Entwicklungsreihen, die ungarische und christlich-germanische, standen aber während dieses Zeitraums ununterbrochen in naher Beziehung zueinander."[7])

Nirgends läßt sich der grundlegende Einfluß des Deutschtums auf das ungarische Geistesleben und die gesamte ungarische Bildung klarer erkennen und von Jahrhundert zu Jahrhundert genauer verfolgen, als in der geschichtlichen Entwicklung des ungarischen Wortschatzes und des ungarischen Schrifttums. Erst jüngst erschien ein umfangreiches Buch über die „Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn von den ältesten Zeiten bis 1848"[8]), in welchem ein junger Gelehrter, Bela v. Pukansky — trotz der verhältnismäßig geringen Vorarbeiten[9]) — mit kühnem Griff ein umfassendes Bild von der Entwicklung des deutschen Schrifttums in Ungarn — im historischen Großungarn — entwirft. Die einzelnen Kapitel dieses Werkes nehmen sich wie Einleitungen zu den aufeinander folgenden Perioden der ungarischen Literaturgeschichte aus: sie sind die deutschen Voraussetzungen ungarischer Folgeerscheinungen, die deutsche Saat, aus welcher in ungarischem Boden ungarische Blüte und Frucht entsproßten.

Schon die Bekehrung des Ungartums zum Christentum war zum größten Teil das Werk Pilgrims, des mächtigen Bischofs von Passau. Aus seinem Bistum, wie auch aus den Regensburger und Salzburger Diözesen kam eine große Anzahl von deutschen Priestern nach Ungarn, und ihr Einfluß war ausschlaggebend am königlichen Hofe, in der Organisierung der Kirche und Schule. Dieser deutsche Einfluß wurde bedeutend erhöht und wurde geradezu entscheidend für die weitere staatliche Entwicklung Ungarns durch die Vermählung Stefans des Heiligen, des ersten ungarischen Königs, mit der Herzogstochter Gisela von Bayern. Mit ihr kamen deutsche Ritter, Adelige und Beamte ins Land, und mit deren Hilfe gestaltete Stefan der Heilige das gesamte ungarische Staatsleben nach deutschem Muster um. Durch sie, die deutschen Adeligen und Ritter, lernte der ungarische Hochadel westeuropäische Gesellschaftsformen, aber auch die westeuropäische Kriegskunst kennen, und sie waren es auch, die Stefan den Heiligen und seine Nachfolger auf dem ungarischen Königsthrone gegen die verbitterten und verbissenen Widersacher der westlich-christlichen Orientierung sowohl im Rate als auch auf dem Schlachtfelde unterstützten. Ein sprechender Beweis dieser frühen und innigen Berührung zwischen Deutschtum, namentlich bajuvarischem Deutschtum, und Ungartum bilden zahlreiche Lehnwörter, die aus dem Deutschen, hauptsächlich den ritterlichen Lebenskreis betreffend, in den ungarischen Sprachschatz gedrungen sind.

Bereits im Gefolge der deutschen Priester und Ritter waren deutsche Handwerker und Bauern nach Ungarn gekommen, die sich auf den Besitzungen der neuen deutschen Grundherren niederließen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts

7) Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie, Stuttgart 1918, S. 7f.

8) Budapest 1926, in ungarischer Sprache mit deutschem Auszuge.

9) Diese zumeist in den von den Professoren G. Petz, H. Schmidt und mir herausgegebenen „Arbeiten zur deutschen Philologie" (ungarisch seit 1912, bis jetzt 31 Bände).

Digitized by Google

begann dann die große kolonisatorische Arbeit, deren großartiges Ergebnis die Besiedlung Oberungarns, namentlich der Zips, und Siebenbürgens mit Deutschen, den sogenannten „Sachsen" war.[10]) Aber auch in anderen Gebieten Ungarns entstanden deutsche Kolonien, und z. B. Pest galt bereits vor dem Mongoleneinbruch (1241) als „magna et ditissima theutonica villa". Aus kulturellem Gesichtswinkel war die bedeutendste Folge der Siedlungspolitik der Arpadenkönige die Entstehung der königlichen Freistädte in Ungarn, die insgesamt das Werk deutscher Arbeit und deutschen Gemeinsinns waren. „Die Ungarn schufen den Staat" — sagt Paul Hunfalvy in seiner „Ethnographie Ungarns" — „die Deutschen unsere Städte. Wie jene die Hauptfaktoren in der Eroberung des Landes waren, so waren es diese in der Entwicklung der Gesellschaft und des Gewerbes." Die Wirkung, die von den deutschen Städten auf die gesamte ungarische Kultur ausging, ist fast unübersehbar und springt durch nichts mehr in die Augen, als wiederum durch die große Anzahl von sprachlichen Entlehnungen, die das Ungarische auf dem Gebiete des Handels, des Gewerbes, des sozialen Lebens usw. bei der deutschen Sprache gemacht hat. Auch die frühesten Erscheinungen eines volkssprachlichen Schrifttums in Ungarn waren deutsch: in den Kanzleien, sowohl in den Hof- als auch in den Stadtkanzleien, kam neben dem Lateinischen zuerst das Deutsche zur Geltung, die ältesten Rechtsbücher und Geschichtswerke — in nichtlateinischer Sprache — waren die deutschen Stadtrechte und Stadtchroniken, und es unterliegt keinem Zweifel, obwohl eine gründliche Untersuchung der Frage noch aussteht — daß die sogenannte ungarische Kodex-Literatur, welche die ältesten ungarischen zusammenhängenden Sprach- und Literaturdenkmäler aus dem 15. Jahrhundert und dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts umfaßt, die unmittelbaren Anregungen dem früh erwachten literarischen Interesse des deutschen städtischen Bürgertums zu danken hat. Das erste umfängliche poetische Denkmal, das in Ungarn entstanden ist, ist eine deutsche Dichtung des Schreibers Oswald von Königsberg (Komitat Bars) aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, in welchem die mit der Sage vom Priester Johannes verknüpfte deutsche Kaisersage behandelt wird.

Auch die ersten humanistischen Regungen in Ungarn sind auf deutschen Einfluß zurückzuführen, wahrscheinlich auf den Hof Kaiser Karls IV. in Prag, der zu dem ungarischen König Ludwig dem Großen in verwandtschaftlichem Verhältnis und auch sonst in regen Beziehungen stand. Wohl kamen, namentlich unter König Matthias Corvinus, dessen zweite Gemahlin eine Italienerin war, auch aus Italien mannigfache humanistische Anregungen nach Ungarn, allein die nachhaltigsten Wirkungen im Geiste des Humanismus und der Renaissance gingen jedenfalls vom deutschen Sprachgebiet, vor allem von den deutschen Universitäten aus, wo sich nach und nach eine zahlreiche Hörerschaft aus Ungarn einfand. Am meisten besucht war natürlich die zunächst liegende Hochschule in Wien. Und wiederum waren es in erster Linie die deutschen Städte in Ungarn, die dem neuen Geiste die Tore öffneten, ihn gewissermaßen akklimatisierten und so an das Ungartum weitergaben. Von 1366 bis 1526 waren an der Wiener Universität 5000 Hörer aus Ungarn immatrikuliert, deren größter Teil aus deutschen Gegenden, hauptsächlich aus deutschen Städten stammte. Die erste Stelle unter ihnen

10) Vgl. über die deutschen Kolonisationen in Ungarn und über die geschichtliche, kulturelle und politische Entwicklung der deutsch-ungarischen Kolonien das Werk von R. Fr. Kaindl: „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern", 3 Bde., Gotha 1906 bis 1911.

Digitized by Google

nehmen die Siebenbürger Sachsen ein, die mehr als ein Viertel von den nach Ungarn zuständigen Lehrern und mehr als ein Fünftel solcher Hörer lieferten.

Unter solchen Umständen, infolge der engen geistigen Zusammenhänge zwischen den deutschen Universitäten und dem ungarländischen Deutschtum, ist es natürlich, daß die Reformationsbewegung zuerst und sofort nach ihrem Entstehen das ungarländische Deutschtum, ganz besonders die Zipser und Siebenbürger Sachsen, erfaßte. In der Aufnahme und Verbreitung des Protestantismus in Ungarn erwiesen sich die deutsch-ungarischen Städte als entscheidende geistige Mächte; Leonhard Stöckel in Oberungarn und Johannes Honterus in Siebenbürgen gehören zu den bahnbrechenden Gestalten des ungarländischen Protestantismus. Sie beide, wie alle Vorkämpfer des neuen Glaubens, hatten in Wittenberg unmittelbar aus der Quelle geschöpft, und Wittenberg blieb, indem es Wien vorübergehend den Rang ablief, eine Zeitlang, die von ungarländischen Studenten am zahlreichsten besuchte deutsche Universität. Auch hier waren es wieder die deutschen Gebiete in Ungarn, vor allen anderen die deutschen Städte in der Zips und auf dem Sachsenboden, die den weitaus größten Kontingent der Studenten abgaben. Das Studium dieser Studenten war kein einseitig theologisches, sondern strebte allen Idealen des Humanismus nach und so wurden denn die deutschen Städte — ihrer bereits mehrhundertjährigen Kulturmission gemäß — zu den bedeutsamsten Mittelpunkten der neuen protestantisch-humanistischen Bildung in Ungarn. Das städtische deutsche Schulwesen entwickelte sich in mustergültiger Weise und diente den ungarischen Schulen als Vorbild. Die ersten Druckereien und Buchhandlungen in Ungarn wurden in deutschen Städten gegründet und stellten sich in den Dienst nicht nur des deutschen, sondern alsbald auch des ungarischen Schrifttums. Eine überaus reiche humanistisch-protestantische Literatur der Deutschen entstand, zwar vorwiegend in lateinischer, aber auch in deutscher Sprache, von der hundertfache Anregungen für das ungarische Geistesleben ausströmten. Das Schuldrama wurde früh in deutscher Sprache gepflegt, und das Meistersingerdrama drang bis in die tiefsten Volksschichten hinab als Zeichen des innigsten Zusammenhanges zwischen der großen deutschen Kultur und den deutsch-ungarischen Siedlungen.

Im 17. Jahrhundert setzt in Österreich das große Barockzeitalter ein, und Ungarn schloß sich ihm — mit dem Deutschtum an der Spitze — nach und nach vollkommen an. Dieser Anschluß wurde besonders seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts um so enger und ausschließlicher, als der Besuch reichsdeutscher Universitäten durch die habsburgische Gegenreformation erschwert wurde und Wien nunmehr wieder die am meisten besuchte Universitätsstadt wurde. Darüber hinaus aber entwickelte sich Wien allmählich auch für Ungarn zum politischen, militärischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zentrum des gesamten Habsburgerreiches. Es kam noch dazu, daß das Deutschtum in Ungarn nach der Vertreibung der Türken im Laufe des 18. Jahrhunderts einen mächtigen Zuwachs erhielt. Große, von den Türken verwüstete Gebiete wurden mit tausend und abertausend deutschen Bauern- und Handwerkerfamilien aus Österreich, aus Süd- und Mitteldeutschland vom Aerar, vom Episkopat und von der Aristokratie angesiedelt. Auf diese Weise entstanden die sogenannten „Schwaben-Kolonien" längs der Donau im Schildgebirge, im Bakonyer Wald, in den Ofener Bergen, in den „Schwäbische Türkei" genannten Komitaten Tolnau und Baranya, in der Bacska, im Banat

Digitized by Google

bis hinab zum Eisernen Tor. Dies bedeutete eine mächtige Fülle neuen, gesunden, deutschen Lebens, obwohl die neuen Ankömmlinge — unter das harte Joch schwerer physischer Arbeit gebeugt — sich in den ersten Generationen den literarischen Bestrebungen gegenüber mehr rezeptiv als produktiv verhielten. Es ergab sich aber durch diesen überaus wertvollen und gediegenen Zuwachs nach und nach eine breite Basis, auf der sich ein modernes, vielfältig gegliedertes deutsches Schrifttum entfalten konnte.

In der unmittelbaren Nähe Wiens, in Preßburg, beginnt sich seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts tatsächlich ein neues, sich seiner Aufgaben und seiner Eigenart bewußtes, organisches deutsches literarisches Leben zu regen. Der überaus gewandte Führer dieser Bewegung war der Preßburger Bürgermeister, Karl Gottlieb Windisch. Um ihn versammelte sich ein Kreis Gleichstrebender, dessen Wirkung weit ausgriff und von dem die bisherigen partikularistischen und fast ausschließlich praktische Ziele verfolgenden Bestrebungen zur Einheit zusammengefaßt und zu beispielgebenden höheren Formungen für das ganze Land ausgestaltet wurden. Windisch gibt die erste deutsche Zeitung und die ersten deutschen Wochenschriften heraus, die — abgesehen von einigen bedeutungslosen Versuchen in lateinischer Sprache — zugleich die ersten periodischen Publikationen in Ungarn sind. In deutscher Sprache erscheinen die ersten Musenalmanache, die ersten populär-wissenschaftlichen Zeitschriften und Deutsche gründen die ersten wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften in Ungarn. Das von Berufsschauspielern geleitete Wandertheater ist Jahrzehnte hindurch ausschließlich deutsch und die ersten ständigen Theater werden für deutsche Schauspielkunst in deutschen Städten errichtet. Alle literarischen Strömungen, die in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts einander ablösen, finden den Weg zuerst zu dem ungarländischen Deutschtum und fast alle über Österreich und Wien. Gottscheds Bühnenreform und Sprachregelung kommen vollauf zur Geltung, Haller und Hagedorn, die Anakreontiker, die Leipziger und Berliner Dichterkreise, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder und der Göttinger Hain, Sturm und Drang, Goethe und Schiller, sie alle finden bei dem ungarländischen Deutschtum lebhaften Widerhall und fruchtbares Verständnis. Am Anfang des 19. Jahrhunderts überfluten dann Kotzebues Theaterstücke alle Bühnen in Ungarn, und auch die Romantik, vornehmlich in ihrer mit dem Barock vermengten österreichischen Form, strömt zu dem ungarländischen Deutschtum herüber. Es erstehen deutsche Schriftsteller wie Aurel Ignaz Feßler, Dichter wie der Erlauer Erzbischof Ladislaus von Pyrker und — alle weit überragend — Nikolaus Lenau, der vor Petöfi den Zauber der ungarischen Puszta entdeckt hat, u. a.

All dies aber, was aus Deutschland und Österreich kam und in Ungarn zuerst von dem Deutschtum entgegengenommen wurde, wirkte sich im ungarischen Geistesleben und in seinem treuesten Spiegel, im ungarischen Schrifttum wegweisend aus. Das ungarische Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, das Theaterwesen, das literarische und wissenschaftliche Vereinswesen hat sich nach deutschem Vorbild, zumeist unmittelbar nach ungarländischem deutschem Vorbild entfaltet und die literarischen Strömungen, wie sie in Deutschland auftraten, wechselten miteinander im ungarischen Schrifttum fast ganz so ab, wie in der Literatur Österreichs und des ungarländischen Deutschtums. Sie bilden zugleich die Voraussetzungen für den weiteren Entwicklungsgang der ungarischen Literatur. Das heißt also, daß

Digitized by Google

die ungarische Literatur sowohl in ihrem Gehalt als auch in ihrer Form, in ihrem Aufstieg und in ihrem zeitweiligen Niedergang in den meisten Beziehungen durch das deutsche Geistesleben und den unmittelbaren Teilhaber an diesem Geistesleben, durch das ungarländische Deutschtum, bedingt ist.

Das ist eine objektive, wissenschaftlich begründete Feststellung, durch welche das ungarische Geistesleben keineswegs herabgesetzt und die ungarische Literatur auf keinen Fall als inhaltloser Schatten des deutschen Schrifttums hingestellt werden soll. Eine solche Tendenz wäre ungerecht und widerspräche der Wahrheit in einer für das Ungartum tatsächlich verletzenden Weise. Das Ungartum hat auf fast allen Gebieten der Kultur, deren Grundlagen es vom Deutschtum erhalten hatte, Selbständiges, oft Bedeutendes geschaffen, das stets von einem starken Nationalgefühl beseelt und einem überlegenen, stolzen Nationalbewußtsein getragen war. Ein Peter Pázmány ist an Macht der Rede und urwüchsiger Sprachgewalt Martin Luther vergleichbar, und ein Graf Nikolaus Zrinyi verfaßte im 17. Jahrhundert ein ungarisches Nationalepos, dem an Größe der Konzeption nichts Gleichwertiges aus der deutschen Literatur der Barockzeit an die Seite gestellt werden kann. Ein Vörösmarty kann in manchem Betracht neben Klopstock genannt werden, und was Johann Arany namentlich als Balladendichter hervorgebracht hat, gehört zu dem Vollendetsten dieser echt germanischen Dichtgattung. Madách's „Tragödie des Menschen" ist eine der gehaltvollsten philosophischen Dichtungen der Weltliteratur, Petöfi aber zählt zu den größten Lyrikern aller Zeiten. Daß diese Dichter und Denker in der Welt so wenig gekannt und anerkannt sind, spricht nicht gegen ihre Größe und ihre Einzigartigkeit, sondern ist lediglich die Folge der Isoliertheit des ungarischen Idioms.

Der deutsche Einfluß auf das ungarische Schrifttum ist nur in den Hauptumrissen und eigentlich nur auf der Oberfläche bekannt, und diese Kenntnis muß noch hundertfach ergänzt und an allen Punkten vertieft werden, um erschöpfend und das Wesen erfassend zu sein. Das Selbe gilt in noch viel höherem Maße von den übrigen Bereichen des ungarischen Geisteslebens und der ganzen Zivilisation, diese im weitesten Sinne des Wortes verstanden. Wie das Deutschtum fast ein Jahrtausend hindurch auf das gesamte ungarische Staatsleben, auf ungarische Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft, Technik, Handel und Gewerbe usw. eingewirkt hat, liegt noch fast völlig im Dunkel. An das Problem heften sich naturgemäß gewisse nationale Gefühlsmomente, aber wir müssen fragen: würde durch die Erforschung und Klarlegung der Anregungen, die das Ungartum vom Deutschtum erfahren hat, die ungarische Kultur an Wert und Bedeutung verlieren oder könnte dadurch einem wahren, ehrlichen Nationalgefühl Abbruch getan werden? Ich glaube, das Gegenteil ist der Fall, denn erst durch die Klärung der Frage, was das Ungartum sich angeeignet und dann selbständig weiter entwickelt hat, könnte die zweifellos markante Eigenart der ungarischen Rasse und die unleugbar werbende und schöpferische Kraft des ungarischen Genius bis in ihr tiefstes Wesen begriffen werden. Solche Forscherarbeit würde aber auch dem in der Welt zumeist unbewußt und unbemerkt wirkenden deutschen Geist jene Anerkennung sichern, die ihm und seiner stillen Arbeit vor allen andern Völkern gebührt und doch fast immer und überall versagt bleibt.

Ich ziehe die Summe aus dem Gesagten. Was wir von dem Ungartum und seinem Verhältnis zur deutschen Bildung feststellten, das gilt — mutatis

Digitized by Google

mutandis — auch von allen übrigen Völkern des östlichen und besonders südöstlichen Europa. Hier ist eine große, eine geradezu grandiose Aufgabe zu lösen, und ich kann nur meiner Genugtuung und Freude darüber Ausdruck verleihen, daß ein großzügiger deutscher Forscher, Josef Nadler, die ganze Tragweite dieser Aufgabe, wenigstens für das 19. Jahrhundert, erkannt hat und mit einem ihm eigenen Ungestüm auf ihre Lösung drängt. „Heute ist der Sinn für die weltbewegende Rolle erschlossen" — so schreibt er in einem der letzten Hefte des „Euphorion"[11]) — „die das ostdeutsche Siedelwerk im Schicksal des deutschen Volkes und im Organismus Europas gespielt hat. Man vergegenwärtige sich einmal: Als die wirtschaftlichen und politischen Kräfte dieses Siedelwerkes längst zum Stillstand gekommen waren, wirkten die geistigen nur um so erfolgreicher fort und gewannen unermeßlich Raum. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert haben diese ostdeutschen geistigen Eroberungen weit jenseits der ostdeutschen Grenzen ihren Höhepunkt erreicht. Rußland verarbeitet die deutsche Bildung, hat eine deutsche Akademie und eine deutsche Literatur. Das Reich der Habsburger ist in seiner ganzen Breite mit deutschen Keimzellen übersäet."

Josef Nadler stellt in seiner Abhandlung des weiteren fest, daß etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Vermittlerrolle des Ostdeutschtums zwischen der großen deutschen Kultur und den Ostvölkern allmählich zusammenschrumpft, ja fast vollständig erlischt. Und dem war tatsächlich auch in Ungarn so: in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, besonders nach dem Ausgleich von 1867 mit Österreich, ist das deutsche literarische Leben in Ungarn eigentlich kein Leben mehr, sondern nur mehr ein Vegetieren, ein langsamer und — wie es noch vor dem Weltkriege schien — ein unaufhaltsamer Tod. Warum? Darauf eine Antwort zu erteilen, die voller Anklagen, zumeist Selbstanklagen, sein müßte, gehört nicht in den Rahmen dieses Vortrages. Die Tatsache selbst und ihren Ernst kennzeichnet Nadler ganz richtig, wenn er fortfährt: „Also in wenig Jahrzehnten ein vollkommener Zusammenbruch der deutschen Ostbildung, Verlust eines mehrhundertjährigen Kulturwerkes bis auf die Stümpfe, eine nationale Katastrophe. Was weiß die Wissenschaft, die es vor allem wissen müßte, über Aufbau und Untergang dieses Kontinents der deutschen Bildung. Nichts! Wenn uns vor Gewinn und Verlust dieser schrecklichen Rechnung nicht das Grauen übermannt, so verdanken wir das der Wissenschaft, die uns mit solchen peinlichen Dingen verschonte." Nun fragen wir: Wie könnte dieses schwere, fast beschämende Versäumnis nachgeholt, was sollte getan werden? Nadler antwortet: „Nur ein ostdeutsches Forschungsinstitut vermöchte in absehbarer Frist Klarheit über diesen folgenschweren Lebensvorgang zu schaffen. Ob sich Wien oder Prag dazu berufen fühlen, ob sich die Deutsche Akademie in München der Sache annimmt, ob Preußen hier eine Pflicht erkennt, das sind Erwägungen, bei denen die Wissenschaft jedenfalls nicht das erste Wort hat. Nur ein staatliches Forschungsinstitut vermag die notwendige Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen zu bewirken. Deutsche Literaturgeschichte und slavische Philologie müßten in engster Gemeinschaft vorgehen." Wir müssen dazu ergänzend bemerken: In diese Gemeinschaft müßte aber im Sinne unserer Ausführungen jedenfalls auch

11) Forschungsprobleme der Literatur des 19. Jahrhunderts: Euphorion, XXVII (1926), H. 1, S. 117f.

Digitized by Google

die ungarische Philologie und überhaupt die ungarische Kulturgeschichte mit einbezogen werden, auch dürfte das Rumänische und selbstverständlich das Südslavische nicht ausgeschlossen werden.

Nadler meint, für eine solche Arbeitsgemeinschaft seien in Deutschland für absehbare Zeit die Vorbedingungen noch nicht gegeben. „Denn der Nachwuchs" — erklärt er — „mit dem die slavische Philologie zu rechnen hat, ist nicht groß genug, um für die Fülle der gemeinsamen Probleme den Spielraum der Auslese zu bieten. Es müßte zuvor in den preußischen Grenzländern je nach Auswahl eine slavische Sprache zum Schulfach gemacht werden. Bedenkt man, welchen breiten Raum das deutsche Ostproblem in allen Erörterungen der deutschen Gegenwart und Zukunft einnimmt, so sollte es wohl möglich sein, aufs Ganze zu gehen und den Forschungsapparat, der dem Ostproblem dient, in einem Institut zusammenzufassen. Was sich die Deutschen eines kleinen baltischen Staates zur Pflicht gemacht haben, das hätte längst irgendwohin in den deutschen Grenzraum gehört: eine Herderakademie zur Erforschung der ostdeutschen Bildungsgeschichte, zur Erforschung des deutschen Bildungswerkes unter den Slaven, zur geistigen Vorbereitung der osteuropäischen Aufgaben, die an das deutsche Volk herantreten werden." Ich möchte diesen energischen, aufrüttelnden Worten Nadlers, die weithin vernommen werden sollten, nur hinzufügen, daß solche Forscherarbeit größten Stils, um wirklichen bleibenden und wissenschaftlich aufbauenden Erfolg zu erzielen, jede Spitze gegen die dem deutschen Kulturkreis geographisch und historisch angegliederten Völker und Volksteile vermeiden müßte. Ich halte es im Gegenteil für überaus wünschenswert, ja unerläßlich, daß die an Umfang und Höhe überwältigende Aufgabe in friedlicher Zusammenarbeit mit den Forschern dieser Völker einer objektiven, von innerer Wahrhaftigkeit erfüllten Lösung zugeführt werde. Aufrechte, vom Gefühle ihrer Nationalität zwar durchdrungene, aber doch nach Licht und Wahrheit strebende Forscher könnten nach meiner Überzeugung die Möglichkeit eines solchen Zusammenarbeitens unschwer schaffen. Dabei sollte hier wiederum, wie in den ruhmreichen Zeiten verschwundenen ausland- und siedlungsdeutschen Kulturlebens, das Auslands- und Siedlungsdeutschtum eine verknüpfende, ausgleichende und nach beiden Seiten fruchtbare Vermittlerrolle übernehmen. Die fremde Sprache als Schulfach wird nur selten und nur sehr unvollkommen zum Ziele führen, denn es handelt sich hier um Eigenartigstes, das nur erlebt werden kann, und um Allseitiges, das nur für eine bestimmte Blickeinstellung erfaßbar ist. Der Ausland- und Siedlungsdeutsche kennt nicht nur die deutsche Bildung, die ja seine geistige Heimat ist, sondern auch Sprache und Geschichte, Sitten und Gesellschaft, Ideale und Aspirationen, die ganze innere und äußere Struktur der nationalen Individualität jenes Volkes, in dessen Mitte er lebt und in dessen Boden sein Geschlecht seit Generationen, vielleicht seit vielen Jahrhunderten verwurzelt ist. Ich zweifle nicht daran, daß jeder auslandsdeutsche Forscher — und ihre Zahl ist nicht unbedeutend, obgleich die deutsche Wissenschaft von ihnen nur in Ausnahmefällen Kenntnis nimmt — sich bereitwilligst in den Dienst einer Aufgabe stellen würde, die ihm als schicksalsreiche Tradition und ureigenstes Problem so nahe liegt.

Digitized by Google

C. M. von Weber und seine Stellung in der modernen Kultur

Von

Hermann Abert

Unsere jubiläenfrohe Zeit ist in diesem Jahre beim Schöpfer des „Freischütz" angelangt, der vor hundert Jahren fern von der Heimat in London sein bewegtes Leben beschloß. Sollen derartige geräuschvolle Feiern nicht bloß das Gewinnkonto von Dirigenten, Virtuosen und Verlegern vermehren, so ziemt es sich wohl, fern vom Lärm der Festaufführungen, eine stille Rückschau zu halten über das, was der betreffende Meister seiner eigenen Zeit Neues zu sagen hatte und was sich davon bis in die Gegenwart lebendig erhalten hat. Das Ergebnis ist bei Carl Maria von Weber nach mancher Richtung seltsam genug. Wohl lebt er mit seinem „Freischütz" auch heute noch in unverminderter Frische in den breitesten Volksschichten fort, aber seine übrigen Opern geben trotz der hohen Achtung, die besonders der „Euryanthe" gezollt wird, auf unseren Bühnen nur noch Gastrollen, und von den übrigen Werken sind nur noch einige Lieder, sowie ein paar Klavierkompositionen am Leben, während die Sinfonien, Kirchen- und Kammerwerke fast ganz verschwunden sind. Es ist Weber nicht anders gegangen als seinem größten Zeitgenossen Franz Schubert: hochgepriesen von Allen ist er doch nur Wenigen wirklich bekannt, und frägt man nach der geistigen Herkunft und nach dem Allerpersönlichsten seiner Kunst, so erhält man selbst bei der Zunft der Musikwissenschafter häufig recht merkwürdigen Bescheid, wie es denn überhaupt nicht wegzuleugnen ist, daß sie im 18. Jahrhundert weit besser beschlagen ist, als im 19. Weder Weber noch Schubert ist eine Biographie großen Stils in der Art von Spittas Bach oder Jahns Mozart beschieden gewesen.

Das ist der Grund, warum besonders von der Persönlichkeit Webers, ohne die ein Verständnis seiner Kunst ja überhaupt nicht möglich ist, nur sehr wenig in die Kreise der zahlreichen Verehrer des „Freischütz" gedrungen ist. Wir kennen Mozarts und Beethovens Persönlichkeiten ziemlich genau, wir wissen auch von Wagner in dieser Hinsicht bis zu seinen seidenen Schlafröcken herab genug und übergenug. Webers Persönlichkeit dagegen ist immer noch trotz allem musterhaften Fleiß seines Biographen Fr. W. Jähns hinter einem dichten Schleier verborgen. Denn Jähns war bei aller vorbildlichen Sammlerarbeit doch die Gabe des Gestaltens im Großen versagt, und deshalb drangen die Ergebnisse seiner Forschungen auch nicht in weitere Schichten hinaus. Was die Masse des deutschen Volkes

Digitized by Google

von diesem seinem „Liebling" außer dem „Freischütz" weiß, ist im besten Falle, daß er ein „Romantiker" und ein „deutscher" Meister war, der die Kunst seiner Heimat gegen die des Auslandes und ihrer „intriganten" Vertreter siegreich durchzusetzen verstand. Selbst das mannhafte Eintreten Wagners für ihn ist ihm durchaus nicht immer zum Heile ausgeschlagen. Wagner selbst war gewiß der ehrlichste und verständnisvollste Bewunderer, den Weber wohl je gefunden hat, aber die Neigung der Wagnerschen Gefolgschaft, die ganze deutsche Geistesgeschichte auf ihren Helden als letzten Höhepunkt zuzuspitzen, hat Weber zwar manchen Gönner gebracht, aber dieses Gönnertum ging doch stets von der Voraussetzung aus, daß der Ältere ein Vorläufer des Jüngeren gewesen sei. Für den richtigen Wagnerianer erhielt Weber all sein Licht allein von der Sonne des Bayreuther Meisters, womit natürlich seiner Kunst mehr oder minder der Stempel des Unvollkommenen aufgeprägt war. Wieweit man hier ging, zeigte in neuerer Zeit der Versuch, Siegfried Wagner als die „Erfüllung Webers" hinzustellen. Heutzutage liegt ja nun freilich der Wagnertaumel mit all seinem unfreiwilligen Humor längst hinter uns, und es scheint fast, als fiele das modernste Geschlecht in das andere Extrem der Unterschätzung Wagners. Eine ganze Reihe älterer Meister, besonders Gluck und Mozart, ist damit ihm gegenüber ihres „Vorläufertums" ledig geworden. Man erkennt, daß die Lösung des musikdramatischen Problems durch Wagner zwar eine besonders geniale, aber durchaus nicht die einzige überhaupt mögliche war, und die Neubelebung älterer Operntypen — man denke da besonders an Händel — zeigt zur Genüge, daß in der Gegenwart mit Macht ein neues Blatt in der Operngeschichte aufgeschlagen worden ist. Wir verdanken dieser Tatsache einen neuen Gluck, Mozart, Händel; sollte es da nicht an der Zeit sein, auch einmal das überkommene Urteil über Weber auf seine Haltbarkeit und seinen Wert für die Zukunft nachzuprüfen, ohne alle störenden Seitenblicke auf Wagner und seine künstlerische Gefolgschaft? Gewiß ist so manches von Weber ausgestreute Samenkorn bei Wagner zur vollen Blüte gereift, aber dafür ist er in manchem Wesentlichen von dem Späteren ganz verschieden, und schließlich darf man nie vergessen, daß auch in der Geschichte der Kunst der allein gangbare Weg von den Voraussetzungen zu den Wirkungen führt, und nicht umgekehrt. Auch unserer Erkenntnis der Wagnerschen Kunst kann es nur förderlich sein, wenn wir die Webersche nicht als ein mehr oder minder geglücktes Vorstadium, sondern als eine selbständige, einzigartige Erscheinung auffassen. Dazu haben wir freilich noch einen sehr weiten Weg und dürften eigentlich erst dann mit gutem Gewissen ein Weberjubiläum feiern, wenn dieses Ziel erreicht ist. Immerhin hat uns das Jubeljahr wenigstens eine Gabe gebracht, die den kurzen Festrausch überdauern wird: die von der Münchener Deutschen Akademie in Angriff genommene kritische Gesamtausgabe von Webers Werken, an der außer der Musikforschung auch die bedeutendsten schaffenden Künstler der Gegenwart wie Richard Strauß und Hans Pfitzner beteiligt sind.

Die gesamte Musikgeschichte lehrt uns, daß sich bei Musikern von ausgesprochen dramatischer Begabung dieser Drang zum Drama schon in ihrer äußeren Lebensgestaltung wiederspiegelt. Ihre Biographien führen uns über alle Höhen und Tiefen des menschlichen Schicksals hinweg, spielen sich auf einem meist verschiedene Länder umfassenden Schauplatz ab und sind reich an spannenden Zügen, Triumphen, Fehlschlägen, Abenteuern und vor allem an heißen Kämpfen um die

Digitized by Google

Durchsetzung der eigenen Kunst. Sie haben stets selbst etwas von einem dramatischen Gedicht an sich. Das ist ganz natürlich. Wer nicht, wie der Lyriker, in seiner Kunst das eigene Ich entfalten, sondern Charaktere und Schicksale darstellen will, hat auch äußerlich den Trieb in die Weite, in das volle Menschenleben hinein, er braucht außerdem eine breite Resonanz für seine Kunst, denn das Drama bedarf einer starken Propaganda, da es stets mit der Wirkung auf die breiten Massen rechnet. Man stelle nur einmal die Lebensläufe von Händel und Bach, Mozart und Beethoven, Wagner und Brahms gegeneinander: auf der einen Seite herrscht Sturm und beständiger Wechsel des Geschickes, auf der anderen ein oft ans Kleinbürgerliche streifendes ruhiges Gleichmaß.

In der Romantik begegnen wir in Schumann und Weber einem weiteren derartigen ungleichen Künstlerpaar. In Schumanns Leben gingen die Wellen nur einmal höher, bei dem Kampfe um Klara, der ihm, dem Lyriker, seine einzige Muse an die Seite führte; im übrigen floß es leicht und ohne Sturm dahin bis zum dunkeln Ende. Ganz anders bei Weber, dem Dramatiker.

Ihm lag die Unrast und Abenteuerlust schon von seinem Vater her im Blute. Denn Franz Anton v. Weber gehörte zu jenen Genie und Schwindlertum so seltsam vermischenden Naturen des 18. Jahrhunderts, die wir aus Casanova und Cagliostro und in der Musikgeschichte aus Reichardt und Schikaneder kennen. Den Kopf voll schnurriger Ideen, durch keinerlei ethische Skrupel gehemmt, selbstgefällig und unstet zog er mit den Seinen im Lande herum und gelangte dabei natürlich niemals zu einem gesicherten bürgerlichen Dasein. So stand die Jugendzeit Carl Marias, wie seinerzeit die Beethovens, zunächst unter einem sehr ungünstigen Stern. Das Erbe, das er von seinem Vater überkam, bestand in einer ungezügelten, wilden Phantastik und einer lockeren Lebensanschauung — mit beiden wurde er erst nach langen Jahren des Irrens fertig — und außerdem in einer nie versagenden Kenntnis des Theaters und seiner Wirkungsmöglichkeiten, die seiner dramatischen Phantasie die stärkste Nahrung bot. Alles andere dagegen wurde ihm nur mangelhaft oder in ungeordneter Form zu Teil, wie der allgemeine, aber auch der speziell musikalische Unterricht. Weber hat gewiß keine schlechten Lehrmeister gehabt, wir finden unter ihnen sogar Männer wie Michael Haydn und den Abt Vogler. Aber bei der Wanderlust des Vaters kam es nur selten zu einer dauernden Lehre, und so hat eigentlich nur der Abt Vogler, gleichfalls ein Mann von merkwürdiger Phantastik, aber ein vorzüglicher Lehrer, in Webers Kunst tiefere Spuren hinterlassen. Er hat vor allem eine Hauptseite seines Genies, nämlich den Klangsinn, geweckt und mächtig gefördert. Seine Hauptlehrmeisterin blieb freilich nach wie vor die Theaterpraxis. Schon in jungen Jahren lernte er aus eigener Anschauung alle Richtungen und Strömungen des internationalen Opernmarktes kennen, die italienische, deren Weltherrschaft freilich seit Gluck und Mozart bereits stark ins Wanken geraten war, und die französische in ihren beiden Zweigen, der durch Gluck regenerierten alten tragédie lyrique, die in der Revolution und später unter Napoleon ein ganz verändertes Wesen angenommen hatte, und die leicht geschürzte, schon mit romantischem Geiste durchsetzte opéra comique, die in der Revolution mehr und mehr pathetische, ja tragische Züge in sich aufnahm und ihren Einfluß auch in der deutschen Kunst stetig ausdehnte. Die Deutschen selbst waren den Romanen gegenüber auf dem Gebiete der Oper seit zwei Jahrhunderten stark ins Hintertreffen geraten. Die

Digitized by Google

Geschichte der älteren deutschen Oper ist ein schlagender Beweis dafür, daß die Renaissance in Deutschland keinen günstigen Boden fand und nie zur vollen Entfaltung gekommen ist. Nicht die Unfähigkeit der Dichter, wie man lange geglaubt hat, war es, die alle Versuche zur Bildung einer national-deutschen Oper zum Scheitern brachte, sondern die mangelnde innere Teilnahme, die der eigentümliche und durch die Reformation in ganz andere Bahnen gelenkte deutsche Geist jener Renaissancekunst entgegenbrachte. So ging die deutsche Oper nach kurzer Blüte im 18. Jahrhundert zu Grabe und wurde unter dem fürstlichen Absolutismus durch die höfische italienische verdrängt. Freilich bot sich ihr um die Mitte des Jahrhunderts in dem sog. Singspiel Adam Hillers ein gewisser Ersatz. Aber dieses „deutsche" Singspiel erwies sich lange Zeit als ein Hauptträger französischer Kunstideale auf deutschem Boden, denn es war nicht nur in seiner Technik, sondern auch in seinem Stoffkreis ein getreuer Absenker der französischen opéra comique. Wohl regte sich mit Schweigers „Alceste" und Holzbauers „Günther von Schwarzburg" auch die nationaldeutsche Volloper wieder, dafür ging aber über dem Singspiel in Wien die Sonne Mozarts auf und drängte jene Gattung wieder auf lange Zeit in den Schatten. Die „Zauberflöte" festigte das Ansehen des deutschen Singspiels auf Jahrzehnte hinaus; aus diesem Grunde ist auch noch der „Freischütz" als Singspiel in die Welt getreten. Längst vorher hatte sich diese Gattung wiederum unter dem Einfluß der Franzosen, namentlich Grétrys, auch romantischen Stoffen zugewandt.

Es waren somit zahllose Quellen, die sich zu Webers Jugendzeit einem deutschen Singspielkomponisten eröffneten, und auch Weber hat sie sich in seinen ersten Opern nach Kräften zu Nutze gemacht, ohne die Schranken des Herkommens wesentlich zu überschreiten. Kein Mensch hätte z. B. im „Peter Schmoll" den Komponisten des „Freischütz" ahnen können.

Auch seine übrigen Jugendwerke treiben munter im modischen Fahrwasser dahin. Webers eigentliches Instrument war das Klavier, auf dem er es zu einer sehr beträchtlichen Virtuosität gebracht hat. Noch heute weiß der Pianist, der sonst von Webers persönlichen Umständen nur wenig Ahnung zu haben pflegt, noch wenigstens etwas von seiner fabelhaften Spannweite, die Dezimen-, ja noch größere Intervalle spielend bewältigte. Auch als Komponist für sein Instrument huldigte Weber durchaus dem Geschmacke seiner Zeit, und der verlangte nicht etwa Sonaten Beethovenschen Schlages, sondern brillante Variationen, Tänze und sonstige dankbaren Virtuosenstücke: man merkt deutlich, daß die große zyklische Sonate schon rein äußerlich dem einsätzigen Stücke zu weichen begann. Noch deutlicher offenbart sich der Umschlag in der inneren Haltung. An die Stelle der sublimen Offenbarungen Beethovens trat eine Salonmusik, deren Hauptziel Glanz und Gefälligkeit waren. Es war eine leichte, oft geradezu geschmacksgefährliche Kunst, die von Paris her auch Deutschland überflutete und auch hier eine bedenkliche Verwilderung und Verflachung des künstlerischen Empfindens hervorrief, bei den Komponisten nicht minder als beim Publikum. Sie hat später Schumann und seine Davidsbündler gegen sich auf den Plan gerufen, und auch Weber hat ihr lange Zeit seinen Tribut entrichtet, ehe es ihm gelang, sich ihrem Geiste zu entziehen.

Führte ihn doch auch sein äußerer Lebensweg zunächst in wirrem Zickzack bald hierhin bald dorthin, ja zeitweise sogar von der Kunst hinweg, das eine Mal

Digitized by Google

zur Lithographie, auf der er sich mit Glück betätigte, das andere Mal als Geheimsekretär eines württembergischen Prinzen, eine Stellung, die Weber in dessen Abenteuer verstrickte und schließlich in Stuttgart zu seiner Verhaftung führte.

Diese Katastrophe bildet einen Markstein auf seinem Lebensweg. Es ist, als hätte er nunmehr alle Wirrsal und Abenteuerlust seines früheren Lebens wie einen bösen Alb von sich abgeschüttelt. Nicht als hätte von jetzt ab der Bewegungsdrang in seinem Leben aufgehört. Aber er verzettelte sich fortan nicht mehr in kleinen Abenteuern und Konflikten, sondern wandte sich großen Zielen zu. Jetzt erst kommen unter feinfühliger Förderung durch Webers junge Gattin Caroline, eine der edelsten und verständnisvollsten Künstlerfrauen, welche die Musikgeschichte kennt, alle guten und großen Seiten seines Wesens zum Durchbruch, jetzt erst tritt der echte, große Weber vor uns hin, der schwungvolle Aristokrat mit seinem hinreißenden Feuer, der kluge und energische Anwalt seiner Kunst, der hohe ethische Idealist und der feste, durch Schuld und Irrtum geläuterte Charakter, dem nichts Menschliches mehr fremd war, weil er für alles Menschliche ein überragendes, gütiges Verständnis gewonnen hatte. Weber ist kein Mann gewesen, der die Dinge und Menschen einfach hingenommen hätte wie sie waren; sein Lebenselement war auch jetzt der Kampf, aber über diesem Kampf schwebte fortan als höchstes Ideal die Erziehung seines Volkes zur Kunst. Der geborene Führer rang sich immer entschiedener in ihm durch und suchte auf den verschiedensten Gebieten nach Betätigung.

Auf seinen letzten Lebensstationen Prag und Dresden hat sich Weber neben seiner Komponisten- und Dirigententätigkeit mit steigendem Erfolge auch als Schriftsteller hervorgetan. An und für sich war das ja gewiß nichts Neues, wenn auch seine bedeutendsten Vorgänger, besonders die Klassiker, außer Gluck, der Schriftstellerei fern geblieben waren. Trotzdem hatte bereits das 18. Jahrhundert eine hohe Blüte der Musikschriftstellerei erlebt, in seiner ersten Hälfte in Jos. Mattheson, in der zweiten in J. Fr. Reichardt. Ihre anekdotische Periode hatte sie weit hinter sich und war auch vom reinen Theoretisieren längst zur geschichtlichen und ästhetischen Betrachtung übergegangen. Daß jedoch ein großer Komponist selbst zur Propaganda für seine künstlerische Tätigkeit und seine persönlichen Ziele zur Feder griff, wie Weber, das war seit Gluck in Deutschland nicht dagewesen.

Weber besaß alle zu diesem Zwecke erforderlichen Eigenschaften, einen scharfen und klaren Verstand, ein sicheres Urteil und eine große und bewegliche Darstellungsgabe. Wie alle Romantiker, so wohnte auch er gleichsam auf dem Grenzrain zwischen Poesie und Musik, und seine Besprechungen, Aufsätze und vor allem sein leider unvollendeter Musikerroman „Tonkünstlers Erdwallen" verraten eine ungewöhnliche dichterische Ader, die sich freilich nicht wie die Schumannsche, auf dem lyrischen Gebiete, sondern nach der Art des Dramatikers in der Schilderung scharf geschauter und wirkungsvoll gestalteter Personen und Situationen bewährte. Ein ritterlicher, mitunter sogar eleganter, oft mit frischem Humor gewürzter Ton belebt alle diese Schriften und macht sie auch für den heutigen Leser noch zum Genuß, selbst da, wo uns der stoffliche Inhalt nicht mehr zu fesseln vermag. Die wichtigsten davon tragen ein ganz persönliches Gepräge, an dem man ganz deutlich fühlt, daß sie der Verfasser in erster Linie zur Klärung der eigenen Gedanken geschrieben hat. Der Zusammenschluß der verschiedenen Schwester-

Digitized by Google

künste zum Gesamtkunstwerk nimmt dabei eine besondere Stellung ein. Er war gewiß nicht eine Eingebung Webers, sondern ist im Grunde so alt wie die Oper überhaupt und tritt in ihrem Verlaufe mit wechselnder Deutlichkeit immer wieder hervor. Als die reine Musikoper des 18. Jahrhunderts gegen dessen Ende unter dem Drucke des romantischen Geistes vom Schauplatz abtrat, wurde das Verhältnis von Musik und Dichtung in der Oper einer erneuten Nachprüfung unterzogen. Schon bei Herder taucht der Gedanke der Ebenbürtigkeit beider Künste auf, und weiterhin haben ihm namentlich Jean Paul und E. T. A. Hoffmann das Wort geredet. Zur selben Zeit wurde er aber auch in Frankreich lebhaft erörtert, und hier wurden sogar im Kreise Méhuls auch die musikalischen Folgerungen gezogen: das sog. Leitmotiv, das ohne diese poetisch-musikalische Grundlage gar nicht möglich gewesen wäre, erscheint zum ersten Male voll ausgebildet in Méhuls „Ariodant" von 1799.

Immerhin ließ es die deutsche Frühromantik bei der Forderung eines literarisch wie musikalisch gleich wertvollen Musikdramas bewenden. Ihr Hauptverfechter war E. T. A. Hoffmann. Weber dagegen schließt sich ihr zwar in seinen Schriften an und fügt jenen beiden Künsten sogar noch die darstellenden hinzu; in der Praxis zeigt sich bei ihm jedoch ein ganz deutliches Vorwiegen der Musik nach älterem Muster. Das war auch ganz natürlich bei einem Meister, der gerade der Musik seiner Zeit so ungeahnte Ausdrucksmöglichkeiten erschlossen hat. Der Musiker war in ihm zeitlebens weit stärker als der Dichter und der Theoretiker, und der „Freischütz" bewies zur Genüge, daß auch in der Romantik der Geist der alten Musikoper selbst unter ganz veränderten äußeren Verhältnissen von seiner Zugkraft nichts einzubüßen brauchte.

Noch stärker und erfolgreicher freilich als durch seine Schriften ist Weber als Dirigent und Organisator für sein neues Kunstideal eingetreten. Man hat ihn geradezu schon den ersten modernen Dirigenten genannt, insofern seine Direktion nicht allein dem musikalischen Teil, sondern dem gesamten Opernapparat bis zum Maschinisten herab gegolten habe. Das ist ja nun freilich zuviel gesagt, denn dieselbe Machtfülle besaßen oder erstrebten so manche großen Italiener und Franzosen seit Gluck, so besonders Webers Rivale Spontini, und auch Mozart war, so wenig dies auch bekannt sein mag, ein ausgezeichneter Regisseur. Aber allerdings stellte die neue Zeit ganz andere Ansprüche an das Ineinandergreifen von Poesie, Musik, Geberdenkunst und Bühnenbild als die alte, wo die äußere Szenerie oft nur eben „Dekoration", d. h. Zierkulisse für den davor stehenden Sänger gewesen war. Gerade hier aber griff Weber mit scharfem Blick und besonnener Energie durch und schuf eine Opernaufführung zu einem lebendigen Organismus um, in dem alle Glieder bis zum kleinsten herab dem großen Ziel der dramatischen Gesamtwirkung dienten. In dieser Hinsicht stehen alle späteren großen Operndirigenten auf seinen Schultern.

Während Weber bis 1821 ein Mann von leidlichem Ruhm gewesen war, machte ihn in diesem Jahre sein „Freischütz" mit einem Schlage zur ersten Operngröße Deutschlands. Es war ein Erfolg, wie ihn die Welt seit Mozarts „Zauberflöte" nicht mehr erlebt hatte. Die wenigen kritischen oder gar nörgelnden Stimmen, wie vor allem die E. T. A. Hoffmanns, verhallten in dem ungeheuren Jubel, der ganz Berlin erfüllte. Man sah damals in Weber nicht bloß den genialen musikalischen Neuerer, sondern einen Vorkämpfer des deutschen Wesens, das

Digitized by Google

nach dem glänzenden Aufschwung der Freiheitskriege in der Gründung des deutschen Bundes eine so bittere Enttäuschung erlebt hatte. Schon diese Empfindung verschaffte dem „Freischütz" einen weit stärkeren Widerhall beim deutschen Publikum, zumal da Weber sein Werk in hartem Kampf gegen das Ausland und dessen Vorkämpfer Spontini hatte durchsetzen müssen, und noch heute wirkt dieser erste Eindruck nach. Denn noch heute gilt diesen der „Freischütz" als eine deutsche Oper vom reinsten Wasser, und ein Franzose hat sogar behauptet, diese Musik habe blaue Augen und blondes Haar. Spontini aber erscheint als der „welsche Intrigant", der voll hämischer Mißgunst das Werk des überlegenen Deutschen zu Fall zu bringen gesucht habe. Ein Bild, wie geschaffen für den Hurrapatrioten von der Bierbank — leider stimmt jedoch so manches daran nicht.

Zunächst war Spontini kein verächtlicher, sondern ein ziemlich ebenbürtiger Gegner und seine Kunst der letzte Absenker des großen, von Gluck herkommenden Pariser Musikdramas, ehe es in den Niederungen der großen Oper Meyerbeers versank. Was war gegen diese Kunst, die ihren internationalen Ruhm ihrer unbestreitbaren Größe verdankte, die „deutsche Operette des Fr. Kind", wie Friedrich Wilhelm III. den „Freischütz" nannte? Und Spontini war nicht der Mann, sich seinen Ruhmeskranz von einem deutschen Singspielkomponisten kampflos entwinden zu lassen. Er, der seit seinen Pariser Erfolgen unbestritten zu den ersten europäischen Operngrößen zählte, war nicht nur ein bedeutender Dramatiker, sondern auch als Dirigent und Organisator Weber durchaus ebenbürtig. Dafür spricht allein schon der tiefe Eindruck, den er auf den jungen Wagner gemacht hat, trotz seiner teils schnurrigen, teils unangenehmen persönlichen Eigenschaften, seiner Eitelkeit und seines maßlosen Ehrgeizes. Kurz, es handelte sich hier nicht um den Kampf eines deutschen Engels gegen einen welschen Teufel, sondern um die Auseinandersetzung einer glänzenden, noch durchaus lebenskräftigen Tradition mit einem jungen, nationalen Typus, der seine Daseinsberechtigung erst noch zu erweisen hatte.

Ferner: was war denn an diesem „Freischütz" das eigentliche Deutsche? Seinen Gegnern konnte es nicht schwer fallen, allerhand ausländische Züge an dieser Musik zu entdecken. In Agathens großer Arie finden sich sogar einzelne Rossinismen, Maxens „Durch die Wälder, durch die Auen", Ännchens Romanze von der seligen Base und andere Stücke, aber auch die Entreakte und das Melodram der Wolfsschlucht weisen wie mit Fingern auf Méhul und die Pariser opéra cronique hin.

Aber auch der Text war keineswegs einwandfrei, so sehr er auch seinem eitlen Verfasser Friedrich Kind selbst gefallen mochte. Man kann sich sehr wohl das Mißbehagen vorstellen, das er gerade einem Manne wie E. T. A. Hoffmann verursachte. Er verquickte Züge des alten Volksmärchens mit solchen aus der damals besonders beliebten Schicksalstragödie und ließ sowohl in der Führung der Handlung, als in der Charakteristik der Personen manches zu wünschen übrig. Man denke da nur an die recht problematische Figur des Helden Max. Und ist nicht die äußerlich wirkungsvollste Szene des Ganzen, die Wolfsschlucht, dramatisch eigentlich überflüssig? Seine Forderung eines literarisch vollwertigen Textbuches konnte Hoffmann hier unmöglich erfüllt sehen.

Aber freilich, nach einer anderen Seite hin eröffnete der Text einem Musiker von Webers Schlage ungeahnte Möglichkeiten des Ausdrucks, und hier geht man

Digitized by Google

wohl nicht fehl mit dem Schluß, daß Weber, wie er das später auch bei der „Euryanthe" tat, sich einen entscheidenen Einfluß auf die Gestaltung des Textes vorbehielt. Dieser Freischütz-Text ist nämlich weit mehr musikalisch als literarisch, d. h. er legt weniger Wert auf streng logische Führung der Handlung und individuelle psychologische Gestaltung der Charaktere, als auf die Herausarbeitung einer volkstümlichen sittlichen Grundidee und des Gegensatzes zweier großer Stimmungskomplexe. Es ist nicht allein der alte Gedanke des Kampfes der guten und bösen Mächte um die Menschenseele, der in volkstümlichen Perioden der Musikgeschichte immer wieder mit Nachdruck behandelt wird, sondern vor allem das Hereinziehen der beseelten Natur in seinem Verlauf.

Romantische Opern hat es längst vor Weber gegeben, ja der Dichter Fr. W. Gotter hatte in seinem „Wütenden Heer" sogar schon die wilde Jagd auf die Opernbühne gebracht. Alle die unzähligen Naturkräfte hatten auch in der Oper ihre Personifikationen gefunden, und auch der Gedanke, daß der schuldbeladene Mann durch die Liebe eines reinen Mädchens von seinem Fluche erlöst werden könne, wird seit Grétrys „Zemire und Azor" auch vom deutschen Singpiel mit Eifer aufgegriffen. Aber allen diesen Meistern sitzt noch der Geist der Aufklärung im Blute, sie behandeln die romantische Geisterwelt entweder mit fühlbarer Ironie oder als wirkungsvolle Dekoration; im besten Falle läuft alles auf pikante Illusionskunststücke hinaus.

Weber war der erste, der jenen bisher stummen Gestalten die Zunge gelöst und die Einheit von Natur und menschlichem Gefühl im musikalischen Drama voll zum Ausdruck gebracht hat. Seine wilde Jagd war keine Horde phantastisch-verkleideter handfester Bauernrüpel mehr, sondern hier wurde uraltes germanisches Naturempfinden mit elementarer Wucht lebendig. Und ebenso ist es mit der traulichen Seite des Waldes. Er, der bisher nur tote Kulisse gewesen war, beginnt nun mit einem Male zu reden und am Geschick der handelnden Personen den lebendigsten Anteil zu nehmen. Diese sind somit in ihrem Tun nicht mehr frei auf sich selbst gestellt wie noch bei den Klassikern, sondern in ein Zwischenreich hineingestellt, dessen Mächte bald feindlich, bald freundlich in ihr Schicksal eingreifen. Man stelle sich einmal vor, wie die Feuer- und Wasserprobe der „Zauberflöte" im Gegensatz zu Mozart bei Weber musikalisch ausgesehen hätte, von Wagner ganz zu schweigen, und man wird Webers ungeheure Neuerung begreifen. Die Naturromantik macht ihn erst zum großen Deutschen und nicht etwa der deutsche Wald an sich. Sie ist ein uraltes deutsches Erbteil und auch in der älteren deutschen Musik, z. B. bei Bach, Händel, Gluck zu finden, bis sie unter der Vorherrschaft des romanischen Geistes fast ganz verschwand.

Von Weber an bricht sie in ungeahnter Stärke hervor. Erst von ihm ab kann man darum auch von „Stimmung" in der Oper reden, von jenem Wallen und Weben irrationaler Kräfte, das Phantasie und Gemüt des Hörers in beständiger Bewegung hält. Noch bei Mozart gibt es keine Stimmung, sondern nur Affekte, aber schon in der Kerkerszene des Beethovenschen „Fidelio" klingen jene neuen romantischen Töne an. Weber aber ist der eigentliche Begründer der neuen Tonsprache geworden.

Sie beruht kurz gesagt auf der Entdeckung der symbolischen und psychologischen Kräfte des Klangs. War die klassische Musik eine Kunst der festgegliederten und scharf umrissenen Zeichnung gewesen, so betont die romantische die Farbe

Digitized by Google

mit all ihren Schattierungen und Übergängen. Das dumpfe Motiv des Samiel oder das Hornmotiv im „Oberon" sind überhaupt keine Motive im klassischen Sinn, sondern bloße Klangeindrücke, welche die Phantasie in einer bestimmten Stimmungsrichtung fortziehen. Das ist echte Romantik: sie geht allen fest umrissenen Gebilden, Einschnitten u. dgl. aus dem Wege, es ist ein ewiges Drängen und Mischen, die ahnungsvolle Dämmerung oder gar die dunkle Nacht lösen das helle Tageslicht der Klassiker ab, das alle Gebilde in schärfster Plastik hatte hervortreten lassen. Weber ist der erste große romantische Klangzauberer. Kein Wunder, daß er in der Geschichte der dramatischen Instrumentation Epoche gemacht hat.

Wohl lassen sich diese neuen Klänge weiter zurückverfolgen, bis auf Gluck und seine Schule, besonders auf Cherubini, im Sinne der Romantik aber hat sie erst Weber zu einem genialen System entwickelt. Schon die Wirkung des „Freischütz" beruht weit weniger auf dramatischen Vorzügen im älteren Sinn, als auf der meisterhaften Gegenüberstellung der beiden Stimmungs- und Klangsphären, der dämonischen des Kreises um Samiel und der hellen des aus dem älteren Singspiel übernommenen naiven deutschen Volkslebens. So ist es Weber weit überzeugender gelungen, seinem Volke die Herrlichkeiten der deutschen Romantik zu predigen, als es die Lesedramen der Tieck, Arnim, Brentano und Genossen je vermocht hatten. Dieselbe romantische Stimmungskunst war es auch, die Weber zur Wahl des rein dramatisch überaus schwachen Euryanthe-Textes veranlaßte. Diesmal nahm ihn der romantische Zauber des mittelalterlichen Rittertums völlig gefangen. Wir haben tatsächlich keine vollendetere Verkörperung dieses echt romantischen Ideals in der Oper, auch Wagners „Tannhäuser" nicht, der im Sinne E. T. A. Hoffmanns bereits weit mehr das Psychologische betont. Auch die „Euryanthe" macht freilich Versuche dazu und gelangt dabei sogar zu einer dem „Freischütz" gegenüber weit fortschrittlicheren musikdramatischen Technik. Aber die unheilbaren Schwächen des Textes verbauten dem Meister von vornherein den Weg zum Erfolg, und es ist deshalb trotz einzelner in die Zukunft weisender formaler Züge bedenklich, in der „Euryanthe" einem entscheidenden Schritt auf Wagner hin zu erblicken. Denn für diesen wäre ein Text dieser Art schon in der Zeit des „Rienzi" ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Der Dramatiker Weber ist aber auch in allen seinen nicht dramatischen Schöpfungen am Werke, ja er drängt sich sogar in seine Messen und Sinfonien ein. Mitunter stehen wir vor scharf geschauten bildhaften Szenen, so namentlich in seinen bekannten Liedern aus Körners „Leier und Schwert", mit den schönsten Früchten, welche die deutsche Kunst der Begeisterung der Freiheitskriege verdankt. Welche hinreißende Schlagkraft liegt z. B. allein in dem Bilde der gespenstisch heranbrausenden Reiterschar in „Lützows wilder, verwegner Jagd"! Einen ähnlichen Treffer hat die Klaviermusik in der „Aufforderung zum Tanz" zu verzeichnen. Hier hat Weber an Stelle der kurzatmigen älteren Tänze die dramatisch bewegte stilisierte Tanzszene mit all ihrem Glanz und ihren Heimlichkeiten geschaffen und allen Späteren, namentlich Schumann und Chopin, ein leuchtendes Vorbild gegeben.

Allerdings fehlen auch die Schattenseiten eines solchen dramatischen Verfahrens nicht. Es ist kein Zufall, daß die langsamen Sätze, die Hauptprüfsteine für die lyrische Kraft eines Komponisten, in Webers Klaviersonaten am schwächsten ausgefallen sind. Wenn diese Werke sich trotzdem bis heute lebendig erhalten

Digitized by Google

haben, so danken sie das anderen Vorzügen, besonders ihrer trefffsicheren, geschmackvollen Virtuosität und abermals ihren romantischen Klangwirkungen. Denn Weber hat es verstanden, seine neuen Klänge auch dem Klavier dienstbar zu machen, ja manchmal hören wir einen ganz romantischen Orchestersatz heraus mit Klarinetten- und Cellosoli, geheimnisvollen Horntönen, gedämpftem Streichertremoli u. dgl.

So haben wir allen Grund, Weber auch heute noch mit Stolz den Unsern zu nennen und zwar nicht als Wegebereiter eines Späteren, sondern als einen Stern mit durchaus eigenem Licht. Der Ehrenname eines deutschen Meisters bleibt ihm nach wie vor, aber nicht weil er patriotische Lieder geschrieben oder sich streng gegen alle Stileinflüsse des Auslandes abgeschlossen hätte — das ist auch Wagner nicht gelungen — sondern weil er sein Land und sein Volk mit den Augen des echten Sonntagskindes zu schauen vermochte und in ihnen Tiefen entdeckte, die für das Auge des gewöhnlichen Sterblichen von damals längst verschüttet waren. Hier scheiden sich die Wege des wahrhaft schöpferischen Geistes, des Genies und des bloßen Talentes. Dieses begnügt sich damit, bereits Vorhandenes in anderer, mehr oder minder fesselnder Form zu wiederholen, das Genie aber hat dem Drang, unter allen Umständen Neues zu sagen und zu schaffen. Weber ist das gewiß nicht auf allen Gebieten und nicht in allen Werken geglückt. Aber wem der große Wurf gelungen, auch nur auf einem einzigen Gebiet den Größten die Hand zu reichen, ist selbst ein Großer, und mag ihm dieser Ehrenname tausendmal von fortschrittswütigen Philistern abgesprochen werden. Der Satz: vox populi, vox Dei ist sehr anfechtbar, im Falle Webers aber hat die vox populi bis auf heute gerecht gerichtet, und dabei wir des, solange das deutsche Volk innerlich gesund bleibt, auch in Zukunft sein Bewenden haben.

Der Dorfbann

Erzählung

von

Grethe Auer

Motto:
Die sittliche Ordnung ist nicht in der Natur;
wir Menschen müssen sie hineinbringen,
wie wir die mathematische Ordnung hineingebracht haben.

Es gibt im oberen Rheintal noch einige Dorfgemeinden, die ihre Rechte und Verfassungen vom 14. oder 15. Jahrhundert her schreiben und sie durchgefochten haben durch alle Wandel der Zeiten. Man hat mir da eine Geschichte erzählt von einem ehrwürdigen Brauche, der in einer rechtlosen Zeit wohl am Platze gewesen sein mag und auch heute noch geübt wird in solchen Fällen, wo das geschriebene Gesetz versagt. Freilich sind die Menschen über solche Dinge hinaus-

Digitized by Google

gewachsen, wie sie ja auch den Trachten der Väterzeit durch rücksichtslose Muskelfülle entwachsen sind und alle sprengen würden, die man ihnen anzöge. Weil aber die Geschichte sonst ganz lehrsam ist, so erzähle ich sie, wie sie mir überliefert ward.

Ich nenne das Dorf, in dem die Geschichte sich begeben hat, Zaug. Es liegt, wie gesagt, weit oben im Rheintal, und jeder, der die Verhältnisse kennt, kann leicht erraten, welches damit gemeint ist. Es ist ein prächtiges altes Dorf mit einer Kirche und einem Gemeindehaus, das früher ein Herrenhaus war, und dessen Balkendecken und Treppenraum eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Am oberen Ende des Dorfes liegt das Gütchen des Bauern Segesser, ein dickwandiges Steinhaus mit tiefgebetteten Fenstern, ein paar Obstbäumen, Stall und Mostpresse, und da also wuchs in bäuerischem Wohlstande das Töchterlein Lina neben einem erheblich jüngeren Bruder Benz heran.

Lina Segesser war 22 Jahre alt, als sie Zaug verließ und als Saaltochter im Hotel Kreuz zu Ragaz eintrat. Sie war ein rassiges Mädchen, kaum hübsch, aber angenehm, beweglich, von feiner Gestalt und guten Farben, so daß sie gefallen mußte, und vielleicht mehr als manche Hübsche. Dazu war sie klug und fleißig. Sie hatte, wie Bauerntöchter pflegen, im Welschland gedient, sprach gut französisch und ein leidliches Englisch, schrieb eine saubere Hand und rechnete wie der Blitz. Nach einem halben Jahre war sie nicht mehr Saaltochter, sondern Saalgouvernante, das heißt, sie befehligte das Heer der schüsseltragenden Jungfrauen, gab Wein heraus, besorgte den Blumenschmuck der Tafeln und nahm Wünsche und Klagen der Gäste entgegen. Was die Blumen betraf, so verstand sie es, ein paar Gräser, einige Skabiosen und Bergmargueriten oder auch eine Handvoll goldgelber Bachbummeln so hinzustellen, daß die Gäste sich daran entzückten, und sparte dadurch der Wirtin manchen Franken für Gartenblumen. Diplomatische Verhandlungen mit Unzufriedenen führte sie stets zum Vorteil beider Teile durch, und den unzähligen Krankenlaunen der oft schmerzgeplagten Gäste wußte sie mit der geduldigen List einer guten Pflegerin zu begegnen. Die Wirtin vom Kreuz nannte sie ihre beste Stütze, und jeder, der sie kannte, unterhielt eine kleine Freundschaft mit ihr, oft über ein paar Jahre hinaus.

Dieses schätzenswerte Mädchen nun war seit dem 20. Jahre verlobt mit dem jüngsten Sohne eines Kleinbauern aus Zaug, den wir Ambiehl nennen wollen. Christen Ambiehl war gleich nach dem Verspruch nach Amerika ausgewandert, um daselbst, in der Eigenschaft eines „Schweizers" auf einer großen Farm Fuß und Boden zu fassen, Landeskenntnis zu erwerben und etwas Erspartes auf die Seite zu bringen. Lina ihrerseits sparte nicht minder gewissenhaft und legte sich nebenher eine wehrschafte Aussteuer von gutem derbem Bauernleinen an, die sie freilich in Ragaz nicht trug; da gefiel sie sich in seidenen Strümpfen und Spitzenhemden, die von reichen Damen weggeworfen oder verschenkt wurden, und die sie geschickt und geduldig für sich ausbesserte. Als Christen sieben und Lina fünf Jahre lang gespart und gearbeitet hatten, da besaß sie, was eine Bäuerin ins Haus bringen muß, und er, was an Barem nötig war, um an den Ankauf eines Ländchens und einer Blockhütte zu denken. Es gibt in Amerika Landstriche, die ganz von Schweizern besiedelt sind, und da auch die Landschaft dem Schweizer dort etwas Heimisch-Vertrautes entgegenbringt mit hohen Gebirgen, breiten sonnigen Tälern und vielen springenden Bergwassern, so fühlt sich das Völkchen dort kaum in der Fremde. Aber nicht von Berghang zu Berghang grüßen die

Digitized by Google

nachbarlichen Dörfchen, und die Kirchenglocken rufen sich nicht über die Schluchten weg ihre Ave zu: sondern große Einsamkeiten stehen zwischen Farm und Farm, Wildnisse trennen die Landsleute voneinander, und selten findet man sich beim Handel in der kleinen Distriktsstadt. Lina Segesser machte sich keine übertriebenen Vorstellungen von ihrem künftigen Leben; aber sie trug ein starkes Gebot in sich, das hieß: „Vorwärts kommen!" und es war ihr einerlei, wie rauh oder wie glatt das Gelände war, auf dem sie wandeln mußte.

Das tapfere Mädchen machte sich also fröhlichen Herzens zu ihrer Reise nach Amerika bereit. In New York sollte sie die Eisenbahn nehmen bis Cincinnati, dort wollte Christen Ambiehl sie erwarten und sich auch gleich mit ihr trauen lassen. Er hatte sich zu diesem Zwecke einen ordentlichen Anzug beschafft, wie ein Amerikaner ihn haben muß, neumodisch und flott in Schnitt und Farbe. Lina aber hatte von der besten Schneiderin in Ragaz ein Reisekostüm bezogen, in dem ihre schlanke Figur den Neid der smartesten Engländerin herausgefordert hätte; Hut, Handschuhe, Schleier und Reisegepäck hätten einer Reisenden der ersten Kajüte keine Schande gemacht; Christens Verlobungsring glänzte an ihrer schmalen, braunen Hand.

So ausgestattet erschien die junge Reisende noch einmal in Zaug, um sich von ihrer Sippe zu verabschieden. Voll Stolz zogen die Eltern mit ihr von Haus zu Haus, überall empfing sie die Ehren einer baldigen Vermählten, Geschenke und Segenssprüche aus warmen Herzen wurden ihr geboten.

Solche Heiraten nach Amerika sind in der Schweiz nicht selten, sie werden immer als ein Fortschritt zu besseren Lebensverhältnissen eingeschätzt, und Mädchen, die so hinausziehen mit ihrer Kraft und Tüchtigkeit, ihren Kenntnissen und den Ersparnissen ihres Fleißes werden geachtet als Bahnbrecherinnen zu einem Leben mit höheren Zielen. Denn eine Farmersfrau in Amerika hat bei Gott mehr Arbeit mit Kopf, Herz und Hand zu leisten als drei Bäuerinnen in der alten Heimat. Sie muß Naturgewalten trotzen können, eine Einsamkeit beseelen, Heimweh hinwegjodeln oder -schwatzen, Enttäuschungen entkräften und gegebenenfalls einer Reihe von stark und wild aufwachsenden Kindern Nährboden, Schule, Kirche und Vaterland darstellen. Bei der Lina Segesser hatte jeder das sichere Gefühl: „Die kann es!"

Zu den Freundinnen, von denen Lina Abschied nahm, zählte auch die Babette Schneider; sie waren von Kind auf zusammen gegangen, und es hatte eine Zeit gegeben, da hätte man meinen mögen, eine könne ohne die andere nicht leben. Die Babette war schon ein Jahr länger als Lina mit einem „Amerikaner" verlobt, aber bei diesem Paare war noch keine Rede von einer baldigen Heirat. Der Xaver Hutter schien es nicht so schnell zur Selbständigkeit gebracht zu haben, wie Christen Ambiehl, wenigstens jammerte die Babette ein wenig, als sie mit Lina allein war. „Ach", sagte sie, „wenn ich doch auch schon so weit wäre wie Du! Der Xaver ist gewiß nicht fauler als der Christen, aber er hat kein Glück oder keine guten Freunde. Es hat schon alles mögliche probiert, Käsen und Ananas züchten, Petroleum und Kupfer bohren, gar eine neue Bahn hat er bauen helfen, aber nichts hat ihn auf den grünen Zweig gebracht. Er schreibt immer, die Amerikaner seien ein rechtes Räubervolk, ein Christenmensch sei da verraten und verkauft, und so vertröstet er mich ein Jahr ums andere, und es ist nicht abzusehen, wann er endlich Ernst macht. Du und ich, wir sind jetzt siebenundzwanzig Jahre,

Digitized by Google

jetzt ists höchste Zeit, sonst geht es dann nicht mehr richtig mit dem Kinderkriegen. Wenn man nur wüßte, wie ihm zu helfen wäre!"

Babette Schneider war eine kleine derbe Person, rundherum appetitlich, blond und rosenrot, und rundherum bäurisch, gesund und langweilig. Die lange Lina blickte ein wenig spöttisch auf sie herunter, während jene klagte. Babette hatte auch schon ihre Aussteuer fertig, und weil sie selbst so völlig unzierlich war, so hatte sie das Zierlichste gewählt, was sie hatte finden können, und nächtelang dafür gestickt, gefältelt und gekräuselt. Auch hatte sie einen ganzen Vorrat gehäkelter Decken, Sofaschoner und Gardinenspitzen, die sie stolz vor der Freundin ausbreitete, in Träumen künftiger Häuslichkeit schwelgend. Plötzlich, indem sie irgendeine gestrickte Unmöglichkeit in ein rosa Seidenpapier wickelte, gab sie einem Einfalle Ausdruck. „Höre, Lina", sagte sie, „was ich mir ausgedacht habe. Der Xaver sitzt jetzt in Gallipolis, das ist nicht weit von Cincinnati. Du könntest ihn wohl aufsuchen und ihm dies Geschenklein von mir bringen. Dann fühle ihm ein bißchen auf den Zahn, und sieh auch zu, ob Du Dich nicht bei andern über ihn erkundigen kannst. Vielleicht macht es ihn doch neidisch, wenn er sieht, daß der Christen schon seinen Hausstand gründet, und vielleicht kannst Du ihm auch auf gute Art zusetzen, daß er etwas Ordentliches anfängt und dabei bleibt. Der Christen wird ihm gewiß gerne helfen, und da sind ja überall Schweizer, die für einen Landsmann einspringen, wenn ers verdient. Also sieh, was Du tun kannst!" Lina lachte. „Weißt Du", sagte sie, „ich habe den Xaveri gekannt, wie er fünfzehn war, er war ein rechter Säubub, und ich glaube nicht, daß er zu denen gehört, denen man raten oder zureden kann. Aber probieren will ichs schon und will ihm gehörig den Mund wässerig machen nach Deinem weißen Hälschen und Deinen roten Backen. Nein, was bin ich doch für eine magere Krähe neben Dir!"

Lina schiffte sich also ein, fand sich auch ohne Umstände von New York nach Cincinnati und traf dort ihren Verlobten in verabredeter Weise. Sie war enttäuscht, als sie ihn wieder sah; Christen war ein hübscher blonder Junge gewesen, als er fortzog, jetzt war ein knochiger Mann, das modische Gewand schlotterte lächerlich um die eckige Gestalt, ein langer fahler Schnurrbart hing geistlos über den Mund herab, er sah ganz und gar nicht amerikanisch aus, sondern mehr denn je wie ein echter Bergsenn. Sie ließ ihn jedoch nichts merken von ihrer Mißbilligung, denn sie dachte ihn schnell genug nach ihrem Sinne zurecht zu schleifen. Es freute sie auch, daß Christen gar nicht müde wurde, sie anzublicken, und daß er ein paarmal in wahrer Verzückung ausrief: „Du siehst ja aus wie eine Lady, Lina! Kannst Du denn noch eine Heugabel führen?" — „Und ob!" lachte sie zufrieden, „alles kann ich, am letzten Tag vor der Abreise habe ich noch beim Mähen geholfen. Aber es ist nicht nötig, daß man mir das in New York schon anmerkt."

Christen hatte einen Aufenthalt von etwa zehn Tagen in Cincinnati vorgesehen, da er neben der Trauungsangelegenheit noch allerhand Geschäftliches betreiben und einige Maschinen kaufen wollte. Das Brautpaar wohnte unbefangen in der gleichen traulichen Schweizerpension, eine kleine Schweizerwelt hatte sich da zusammen gefunden mitten in der brausenden Geschäftsstadt, Heimatlieder aus allen Kantonen wurden gesungen, und es war ausgemacht, daß auch die Hochzeit daselbst im Kreise der Landsleute gefeiert werden sollte. Am Tage nach Linas Ankunft überraschte Christen sie mit der Nachricht, daß er dem Xaver Hutter begegnet sei, der sich zufällig auch in Cincinnati herumtreibe, sein Posten in Gallipolis

Digitized by Google

sei ihm schon wieder verleidet; er wohne aber in einem der besseren Hotels der Stadt. Lina entsann sich ihres Auftrages und rief: „Kann man den nicht einmal zu sehen kriegen? Ich hab ihm Grüße und ein Geschenklein von der Babette zu bringen." — „Natürlich", antwortete Christen, „ich will gleich an ihn telephonieren."

Am andern Tage sah Lina in der drei Meter langen „Empfangshalle" des Pensiönsleins einen schmucken Amerikaner stehen, samtglatt rasiert und duftend von neuen Handschuhen, der fragte nach der Zimmernummer von Mister Ambiehl. Ungläubig trat Lina näher. „Sind Sie vielleicht der Herr Hutter?" fragte sie zögernd. Dann aber erkannte sie ihn an Blick und Lächeln, streckte erfreut die Hände aus und rief: „Xaveri! ja, Du bists wahrhaftig! Potz Welt! Du bist aber ein ganz Feiner geworden, ich hätte Dich fast nicht erkannt!" Xaver Hutter starrte die schlanke Lady auch zuerst ganz verdutzt an, dann besann er sich und erwiderte ebenso fröhlich: „Lina Segesser! Blitz noch einmal! willst Du mir etwa hier gegen die Feinheit predigen? Du siehst ja aus wie die princess of Wales!" Sie standen eine ganze Weile und machten sich Komplimente, bis Christen dazu trat; da rief Xaver noch, indem er ihm auf die Schulter schlug: „Christen, was bist Du doch für ein Glückspilz! Hast eines der besten Lots kaufen können, und nun kriegst Du auch noch die smarteste Frau in der ganzen Schweizerschaft!" Lina errötete sehr hübsch über ihre dunklen Wangen und sagte etwas schnippisch: „Denke nur nicht, Xaver, daß ich eine Affin geworden bin! Wenn wir erst im Blockhaus wohnen, sollen mir die Holzschuhe und das Kopftuch auch wieder passen." — „Glaub ich gern!" antwortete Xaver in voller Überzeugung.

Die Rede kam nun natürlich auf die Babette und auf Xavers Heiratsaussichten, und die kluge Lina merkte bald, daß Xaver längst hätte heiraten können, wenn er nur den Entschluß der Seßhaftigkeit hätte fassen mögen. Er hatte viel mehr Glück gehabt als Christen, sich aber auch viel weiter umgetrieben, und hatte sich aus allerlei Anteilen an großen Unternehmungen, für deren Ergiebigkeit er eine feine Nase hatte, wirklich ein kleines Vermögen erspekuliert. Er war auch zäh und fleißig, aber er hatte das gleiche Gebot des Vorwärts- und Höherstrebens in sich wie Lina und begriff nicht die einfache Arbeit ums tägliche Brot; sondern es sollte bei allem, was er anfing, auch ein wirklicher Erfolg herauskommen, und dieser Erfolg sollte dann wieder einer neuen, erstaunlichen Machenschaft als Unterlage dienen. Lina fühlte sich von diesen Grundsätzen angezogen, aber Christen schüttelte den Kopf und riet dringend zum Ankauf einer Farm, damit das bisher erworbene Geld auch sicher in schätzbarem Boden stecke und nicht unversehens einmal davon laufen könne. Aber dem Xaver lag nichts daran, mit eigenen Händen einen rauhen Boden ertragreich zu machen und im selbstgezimmerten Blockhaus zu wohnen wie Christen. „Nein", sagte er, „wenn ich farme, dann will ich im Automobil durch meine Plantagen fahren, und meine Frau soll zu Pferd ihre Erdbeerfelder besichtigen, anders ist Farmen ein Bettelgeschäft!" — Na", sagte Lina, von dieser Rede verärgert, „dann schaff Dir nur einen handfesten Pony an für Deine Babett! Achtzig Kilo wird sie wohl wiegen." Nun mußte Xaver sich ärgern, er bekam einen feuerroten Kopf, aber zugleich schlug das Feuer ihm auch aus den Augen heraus und er schaute die rassige Lina begehrlich an. Er hätte ihr gern gesagt, daß er bei seinen Zukunftsträumen keineswegs die Babette auf dem Pony gesehen hatte, aber er schämte

Digitized by Google

sich doch, ein solches Geständnis zu machen. Die Lina erriet, was er nicht aussprach, sie gab ihm im stillen recht, obgleich sie ihn laut einen rechten Amerikaner nannte, die Arbeit als Rausch und Ekstase war ihr auch nicht fremd, und als sie das nächste Mal von der Sache redeten, sagte sie ganz offen; „Du müßtest halt eine Frau haben, Xaveri, die auch gern was riskiert und die nicht heult, wenn ihr der Blitz einmal in die Küche schlägt. Die Babett ist wohl mehr fürs Sichere und Bürgerliche; aber dann muß man nicht nach Amerika gehen wollen. Weißt Du noch unsere Schaukel daheim, Xaveri? Das Schönste war doch stehend schaukeln, und wenn es hoch genug ging, dann benutzten wir den Aufschwung und sprangen von der Schaukel aufs Stalldach, Du und ich. Die Babett hat immer sitzlings geschaukelt. Aber ich möchte im Leben wohl auch so aus einem Schwung in den anderen springen."

Bei diesen Worten wurde der Xaver gleich wieder kirschrot, aber er sagte nur: „Herrgott! Lina!" und drehte sich um. Lina merkte wohl, daß er lichterloh brannte, bei ihr stand es nicht so gefährlich, doch ging es ihr nicht aus dem Sinn, daß dieser kühne und findige Mann auf irgendeiner Farm versimpeln sollte mit der Babett und ihren gehäkelten Tischdecken. Deshalb schürte sie seine Flamme und hatte nicht das leiseste Gefühl von Unrecht dabei. Andererseits gefiel ihr auch der Christen immer weniger, der steckte viel fester in seinem knorrigen Bauerntum, als sie gedacht hatte, und nach ein paar Tagen mußte sie sehen, daß sie an dem nichts würde drechseln und drehen können. Er ging so selbstverständlich seinen ehrsamen Weg, neben dem eine Frau nichts zu sagen hat, außerdem war er verschlossen und ließ Weiber nicht gern ins Geschäft gucken. „Der braucht mich ja gar nicht", sagte sich Lina, die sich ihres eigenen Wertes völlig bewußt war und gern ihr letztes Können erprobt hätte. So kam es ihr ganz gelegen, daß die Hochzeit um acht Tage verschoben werden mußte, weil der Christen noch schnell einmal einer Säemaschine nachreisen mußte, die auf irgendeiner Musterfarm zur Vorführung gelangte. In diesen acht Tagen wurde sie mit dem Xaver einig, ja, sie verliebte sich selbst ein wenig in ihn, als sie sah, mit welcher Inbrunst er sie empfing. Sie war ja wirklich die Frau, die er brauchte und die es ihm ermöglichte, ungehemmt sein Wesen zu entfalten, seine Gaben auszunützen, seinen Durst nach Erfolg zu stillen. Als Christen von seiner Reise zurückkam, stillglücklich über die Säemaschine, die er wirklich billig gekauft hatte, überfiel ihn das ruchlose Paar mit dem Bekenntnisse, daß es untrennlich verbunden sei und daß auf Gottes weiter Welt niemals zwei Menschen so eigens für einander geschaffen seien wie just sie beide. Christen stand da, wie auf den Kopf geschlagen. Aber er war nicht der Mann, der um ein untreues Weibsbild trauert. Er verbiß seinen Schmerz, kehrte in seinen Westen zurück und bearbeitete sein Land nicht minder stät und emsig als früher; nach einigen Jahren hat er dann noch eine liebe und brave Frau gefunden. Xaver und Lina blieben noch eine Weile in Cincinnati und betrieben ihre eigene Vermählung.

Lina war sich durchaus klar darüber, daß sie ein Wagnis unternahm, indem sie sich einem Mann von Xavers Wesensart verband: er konnte sie zur Millionärin machen, aber ebensogut zur Bettlerin. Nun, wie alle gesunden und starken Menschen vertraute sie auf ihr Glück und auf die eigene Tüchtigkeit und sagte sich achselzuckend, man könne alles einmal probieren, den Hals werde es nicht gleich kosten. Sonderbarerweise bot sich dann aber gar keine Gelegenheit, diesen frischen Lebensmut in Anwendung zu bringen, denn Xaver änderte sich von Grund aus, sobald

Digitized by Google

er mit Lina verheiratet war; er fing an, Behagen an einer schönen geordneten Häuslichkeit zu finden. Zwar machte er im ersten Jahre noch ein Holzgeschäft in Kanada, im zweiten eines in Baumwolle in Carolina, wobei er jedesmal viel gewann; doch verdroß ihn das unwürdige Vagantenleben, das Lina dabei führen mußte, und obgleich sie es mit frohem Herzen tat, so besann er sich doch auf Möglichkeiten, ihr Besseres zu bieten. Er kaufte endlich doch eine Farm in Kansas, jedoch wählte er bedächtig und fand bald ein etwas abgewirtschaftetes, aber groß angelegtes Besitztum, das einem Spanier gehört hatte und das er leicht ertragreich machen wollte. So hatte er die Freude, daß sein erstes Kind schon auf seinem eigenen Boden geboren wurde, und daß er Lina mit aller Bequemlichkeit und allem Behagen umgeben konnte, die ihre junge Mutterschaft verlangte. Es kam dann später wirklich so, wie er im ersten Übermut geäußert hatte, daß sie in einem hübschen weißen Reitkleide mit ihm über die Felder ritt, obgleich sie im Haus und Stall keineswegs die Dame spielte, sondern handlich mit angriff und dabei völlig die Bäuerin herauskehrte. Sie war eben in jeder Rolle zu gebrauchen. —

Und Babette Schneider?

Diese hatte viele Wochen lang traurig und erstaunt auf einen Brief ihres Verlobten gewartet. Endlich kam einer, der sie fast erschlug. Lina und Xaver schrieben zusammen als bereits Vermählte, erbaten ihre Verzeihung, legten den unerbittlichen Zwang dar, dem ihre Naturen hatten folgen müssen, und beschworen sie, sich dem Geschehenen, als von einer höheren Macht gewollt, zu fügen. Der beliebte Hinweis auf die „höhere Macht" fand hingegen in Zaug keinerlei Anklang, Babette erzählte im ganzen Dorfe laut weinend ihr letztes Gespräch mit Lina und nannte diese unverblümt ein schlechtes Mensch. Es erhob sich nicht eine Stimme im Dorfe, die diesem Urteil widersprochen hätte.

An einem Montage war dieser verhängnisvolle Brief in Zaug eingetroffen, und schon am Mittwoch darauf versammelte sich in der ehrwürdigen Stube mit der geschnitzten Balkendecke der Gemeinderat des Dorfes, der Pfarrer mit dem Kirchenrate, und sämtliche Mitglieder der Familien Segesser, Schneider, Ambiehl und Hutter. Und nun wurde nach altem Dorfrecht die Anklage gegen das verräterische Paar erhoben: sie lautete gegen Xaver auf Treulosigkeit, gegen Lina auf Vertrauensbruch. Der alte Landamman Hergiser trat als Ankläger auf, indem er darlegte, wie kein weltliches Gericht diese Sünden richtig bestrafen könne, denn selbst wenn Babette ein gebrochenes Ehreversprechen geltend machen wollte, so könne sie höchstens auf eine Abfindung mit Geld rechnen, niemals aber auf eine Genugtuung für ihr tiefgekränktes Gemüt; Xaver hingegen würde selbst eine beträchtliche Geldbuße leicht verschmerzen, und somit hätte dann die Strafe ihren Zweck verfehlt, denn der Schädiger dürfte nicht weniger leiden als der Geschädigte. Es sei nicht angängig, daß jener schon wieder lache und die Folgen seiner schlechten Tat genieße, während sein Opfer noch in Schmerz und Verlassenheit weine. Da nun die Familie Schneider feierlich und verächtlich jede Abfindung mit Geld von sich wies, schlug der Hergiser vor, über das Urteil abzustimmen. Der Pfarrer machte noch einen schwachen Versuch, die Sünder zu verteidigen, weil die Kirche doch gewissermaßen dazu da ist, verlorene Schafe in ihre Hut zu nehmen; er konnte aber nichts weiter beantragen, als daß er im stillen für das verlorene Paar beten wolle. Dann wurde das Urteil gefällt, das heißt, es wurde über Xaver Hutter und seine Frau Lina, geborene Segesser, in einem Wortlaut, der vierhundert Jahre

Digitized by Google

alt war, der Dorfbann ausgesprochen. Das Ehepaar Hutter war ausgestoßen aus der Dorfgemeinschaft, „solange, bis Gottes Strafe sich an ihm vollzogen haben würde." Niemand durfte die Namen Lina oder Xaver Hutter mehr „kennen oder nennen", niemand schriftliche oder mündliche Botschaft von ihnen empfangen. Etwaige Besitzansprüche der Verurteilten konnten durch das Gericht erhoben werden, doch wäre dabei zu verfahren, als handele es sich um völlig Dorffremde. Da sich alsbald erwies, daß solche Ansprüche im Augenblicke nicht vorlagen, so galt die Verhandlung als geschlossen, das Gemeinderecht zweier Dorfkinder als erloschen, ihre Bande zu den nächsten Angehörigen als gelöst. So lange, bis Gottes Strafe sich an ihnen vollzogen haben würde! Die alten Segesser und Xavers verwittwete Mutter weinten bitterlich, als der Spruch verkündet wurde; aber ein Wort der Erwiderung wurde nicht vernommen.

Der Spruch wurde den Ausgestoßenen in einem offiziellen Schreiben des Gemeinderates mitgeteilt. Beide erschraken sehr, als sie das Schriftstück empfingen, wollten aber voreinander keineswegs bekennen, wie tief sein Inhalt sie getroffen habe. „Bah!" machte Hutter geringschätzig, „wenn ich Glück habe, so stifte ich zehntausend Franken für ein neues Schulhaus in Zaug; dann werden die gestrengen Herren mich schon wieder gnädig ansehen." Und Lina fügte mit gespielter Zornmütigkeit hinzu: „Die alten Esel! Sie glauben doch selbst nicht, daß deine oder meine Mutter sich um diese altmodischen Teufeleien kümmern werden! Das Heimatrecht kann man keinen Menschen nehmen, dafür gibt's Gerichte. Sollst sehen, Xaveri, kein Brief bleibt uns aus!"

Es verging aber tatsächlich ein Monat um den anderen, ohne daß ein einziger Brief aus Zaug in die Hände des Ehepaares gelangt wäre; dafür kamen Xavers und Linas Briefe vollzählig und pünktlich an sie zurück. Xaver ließ seine Sendungen einschreiben; sie wurden dann offenbar in Zaug richtig angenommen, aber mit neuen Marken versehen und uneröffnet wieder auf die Weltreise geschickt. „Sie lassen es sich noch etwas kosten, diese Dickköpfe!" rief Xaver wütend; „aber Gottlob, sie wissen auf diese Weise wenigstens, daß wir leben, und wir wissen, daß sie es wissen." — „Das ist wenig!" antwortete Lina bedrückt. Nach einigen Monaten versagte auch diese Wirkung, denn eingeschriebene Briefe kamen nicht mehr zurück, wurden auch nicht bestätigt. Xaver ließ durch die Post nachforschen, konnte aber nur erfahren, daß sie richtig abgeliefert worden waren. Was der Empfänger dann mit den Briefen anfange, gehe die Post nichts an. Es war, als ob jedes nach Zaug gerichtete Wort lautlos in einem großen Abgrunde versänke. Jetzt versuchte Xaver es mit Geld; er sandte tausend Franken an seine Mutter; als Antwort erhielt er eine Zustellung von einer Bank in Chur, das Geld liege da zu seiner Verfügung. Nicht einmal seine Mutter selbst, sondern Hergiser hatte es statt ihrer auf Xavers Namen eingezahlt. „Nun", rief Xaver erbost, „er hat also doch wenigstens meinen Namen nennen und kennen müssen, der Hund!" „Ja?" sagte Lina nervös, „in Chur!" Das Wort rief in beider Herzen eine Vorstellung wach, sie sahen das alte Mütterchen, verlegen und schuldbewußt, aber in völligem Schweigen, ernst wie der Tod, den amerikanischen Wertbrief vor den Hergiser hinlegen, sah diesen ihn ebenso schweigend in eine Lade stecken und dann Beide auseinandergehen, um nie wieder des Briefes zu gedenken. „Ich will wetten", sagte er dumpf, „sie weiß nicht einmal, was aus dem Gelde geworden ist". Von da an gab Xaver jeden weiteren Versuch auf. Ein so unerbittlicher Gemeinsinn

Digitized by Google

war eine Mauer, höher als der Wall der Alpen, da kam keiner hinüber! Es überwältigte den Xaver, daß es so etwas gab, und mit etwas unsicherer Stimme sagte er zu Lina: sie seien doch tuusigs Chaibe, die da drüben in der Heimat! — Nur Lina empfand, daß in diesem seltsamen Worte etwas wie tiefe Anbetung lag. —

Die Eheleute gaben sich jede erdenkliche Mühe, sich gegenseitig über die Wirkung zu täuschen, die jene ferne und unerschütterliche Maßregel auf sie ausübte; es gelang ihnen nur halb. Lina behauptete zwar bei jeder Gelegenheit, sie brauche die alte Heimat nicht, sie habe ja eine neue, viel schönere, mit noch viel höheren Bergen und mit Seen, so groß wie das Meer, aber Xaver sah doch, wie sie oft in Gedanken stand und unfroh den Horizont betrachtete, als suche ihre Sehnsucht einen Weg über ihn weg. Ihm ging es nicht besser. Daß er nichts mehr von seiner Mutter hören sollte, machte ihn eigentümlich ruhelos. Er hatte früher nicht viel nach ihren Briefen gefragt, die ihm einfältig und inhaltslos geschienen hatten; jetzt nahm er ein paar alte hervor, die er zufällig noch besaß, und las sie immer und immer wieder durch. Es war nur ein Glück, daß in dem gemeinsamen Gefühle des Verlassenseins die Herzen des Paares sich in inniger und ausschließlicher Zärtlichkeit gegeneinander auftaten. Jedes fühlte sich schuldig, dem anderen die Heimat geraubt zu haben, und jedes suchte durch unermüdlichen Liebeseifer zu ersetzen, was der andere etwa entbehren mochte. Die Hutterſche Ehe, so rasch auf oberflächliches Urteil hin geschlossen, bekam durch das Verhängnis dieser Strafe erst ihre eigentliche Weihe; da sie alles für einander hingegeben hatten, wollten sie auch alles voneinander empfangen.

Als das erste Kind geboren wurde, ließ Xaver eine Anzeige in mehreren Tages- und Wochenblättern des Rheingaues einrücken. Er empfing dann Glückwünsche von mehreren Bekannten aus verschiedenen Orten, aus Zaug aber keine Zeile. Immerhin enthielten diese Glückwunschbriefe einige Nachrichten, die ihn und Lina nahe betrafen. Der wärmste und ausführlichste Brief kam von der Kreuzwirtin aus Ragaz, die immer große Stücke auf Lina gehalten hatte.

Lina hatte längst daran gedacht, sich der freundlichen Frau als Vermittlerin zu bedienen, aber sie wollte damit warten, bis ihr Leben eine bestimmte sichere Form bekommen haben würde; man präsentiert nicht gern das Unfertige, Werdende. Diese Voraussetzung war nun erfüllt, Hutters saßen behaglich im Eigenen, und der Brief der Kreuzwirtin war obendrein so voll teilnehmender Fragen, daß Lina hocherfreut ganz Zaug dahinter stehen sah, dem die Neugier nun also endlich den Gewissenspanzer gesprengt hatte. Sie schrieb viele Seiten an die Kreuzwirtin, in denen nichts als Frohes und Gutes stand, unterließ auch nicht, die Babette Schneider noch einmal um Verzeihung zu bitten und noch einmal ausführlich darzulegen, wie wenig jene zu dem Leben an Xavers Seite gepaßt haben würde; der Brief war in Gedanken weit mehr an die Zauger gerichtet, als an die eigentliche Empfängerin. Dazu legte Lina drei schöne Photographien, die sie in all ihrer Pracht zeigten: auf der einen saß sie neben Xaver zu Pferd, schlank und flott wie eine richtige Plantagenfürstin, auf der anderen schmiegte sie sich lässig in eine elegante Limousine, an deren Steuer Xaver saß, und auf der dritten hielt sie ihr kleines Kind im Arm und lächelte beglückt drüber weg. Ein bißchen Schadenfreude konnte sie dabei leider nicht unterdrücken, sie mußte sich sagen, daß sich die Zauger über ihr Wohlergehen ärgern würden, aber sie gönnte es ihnen für ihr

Digitized by Google

engherziges Urteil. Einige Wochen lang lebte sie ordentlich übermütig in dem Gedanken, was der Brief und die Bilder für Eindruck machen würden, zugleich aber bewegt und glücklich vorahnend im Genuß des Augenblickes, wo die Großeltern das erste Enkelchen sehen würden. Jedoch die Antwort der Kreuzwirtin brachte die bitterste Enttäuschung. Die wackere Frau hatte natürlich weit und breit von dem Wohlstande und dem guten Aussehen des verfehmten Paares gesprochen, aber sie mußte gestehen, daß dabei nicht eine Seele aus Zaug ihr standgehalten habe. Wenn sie eine Zaugerin glaubte ins Garn genommen zu haben, so erhielt sie unfehlbar nach dem ersten Satze die Antwort: „Du weißt, daß wir davon nichts hören dürfen", oder gar noch die schroffere: „Laß mich in Ruh, was geht's mich an, was in Amerika geschieht?" — und vor den Bildern liefen die Leute einfach davon. Sie habe, so schrieb sie, niemals glauben wollen, daß es irgend etwas in der Welt gäbe, das noch stärker sei, als Frauenneugier, aber nun müsse sie gestehen, diese Zauger seien wirklich von altem Schweizerschlage, man könne sie versuchen, wie man wolle, sie fielen nicht ab von einmal gegebenem Worte. An die Babett sei keine Botschaft möglich, die drehe einem kurzweg den Rücken, ehe man noch recht angefangen habe, oder sie fiele in ein entsetzliches Heulen, so daß man lieber gar nicht weiter rede. Zum Trost für diesen unliebsamen Bericht fügte die gute Wirtin dann noch acht Seiten Talneuigkeiten hinzu und unzählige Grüße von Leuten aus Ragaz, Sargans, Maienfeld und wie die Orte alle hießen, die aber der Lina und ihrem Mann völlig gleichgültig waren. Während Lina diesen Brief las, rollten ihr die Tränen aus den Augen, sie schämte sich nicht mehr, sondern bekannte mit zitternder Stimme ihre Sehnsucht nach einem einzigen guten Worte aus dem Heimatdorfe. Xaver aber sagte zornig: „Vom alten Schweizerschlage — jawohl! Am Ende sind sie doch auch Christen. Und ich war ja noch ein dummer Bub, wie ich mich mit der Babett versprochen hab." — „Ja", erwiderte Lina, „aber wir hätten es anders anfangen müssen. So, wie wir's gemacht haben, hätten's wilde Tiere gemacht. Man kann nicht abstreiten, daß die drüben recht haben."

Der Briefwechsel mit der Kreuzwirtin wurde indes eifrig weiter betrieben. Lina empfand es schon als Glück, wenigstens etwas über das Leben und Ergehen ihrer Angehörigen zu vernehmen, und die Wirtin ließ sie in dieser Beziehung wahrlich nicht hungern. In bestimmten Zeiträumen kamen Bilder von der Hutterschen Farm und dem Ehepaare selbst im Kreuz an, jedes Jahr saß ein Kindchen mehr mit drauf, und jedes Jahr sah Lina hübscher und blühender aus. Xaver hatte eine Kamera und photographierte seine Frau bei jeder Arbeit, so daß die Bildchen allein den ganzen Lebenslauf des Paares vergegenwärtigen konnten. Die Kreuzwirtin brachte allerhand Listen in Anschlag, bis es ihr endlich gelang, die alte Segesserin allein anzutreffen und schnell in ihre Stube zu locken; dort hatte sie die Bildchen alle hübsch in einer Reihe aufgestellt. Frau Segesser begann sogleich zu weinen, besah sich aber die Photographien lange und inbrünstig und küßte die herzigen Köpfe ihrer unbekannten Enkel; doch war sie nicht zu bewegen, der Lina ein paar Worte zu schreiben, so sehr die Kreuzwirtin ihr auch zuredete und obgleich sie ihr fast mit Gewalt die Feder in die Hand drückte; sie hatte doch ihren Eid und Handschlag darauf gegeben, daß sie die Verfehmten weder kennen noch nennen wolle. Deshalb tat sie auch keinerlei Fragen und gab keinerlei Botschaft auf; nur die Kindergesichtlein küßte sie immer wieder stumm und leidvoll.

Digitized by Google

Dies berichtete die Wirtin an Lina, und diese wußte nun, daß ihre Mutter nicht weniger hart gestraft sei als sie selbst; sie fand es dann ratsam, daß die Wirtin solche Versuche in Zukunft unterlasse, da diese die alte Frau nur aufregen und ihr vielleicht unangenehme Redensarten von seiten der Dorfgenossen eintragen konnten. So packte denn die Wirtin sämtliche Bildchen in eine Schublade.

Einige Monate später mußte die Wirtin berichten, daß Xavers Mutter sich in Zahlungsschwierigkeiten befand. Xaver telegraphierte augenblicklich einen ganzen Brief, die Wirtin möge um Gotteswillen etwas erfinden, daß seine Mutter das in Chur liegende Geld abhöbe; sie könne es vielleicht so einrichten, daß seine Mutter über den Spender unwissend bliebe. Die Kreuzwirtin schickte sogleich zweihundert Franken — denn mehr betrug die Schuld nicht — an die alte Frau und schrieb dazu: „ich weiß, es geht Dir ab, und ich hab's übrig, nimm's, Du bist mir so sicher wie eine Bank". Sie war so klug gewesen, das Geld von ihrem eigenen zu nehmen und das in Chur lagernde Gütchen nicht anzutasten; damit hoffte sie zu beweisen, daß Xaver mit der Sache durchaus nichts zu tun habe. Leider war auch diese Maßregel umsonst. Schon am andern Morgen erschien die alte Mutter, sehr erregt, aber offenbar voll festen Entschlusses, und erklärte, sie könne das Geld nur dann nehmen, wenn die Wirtin ihr Ehrenwort gäbe, daß Xaver nicht dahinter stecke. „Das hat man Ihnen eingelernt, Frau Hutter", erwiderte die Wirtin, „aus Ihrem Herzen kommt das nicht. Kommen Sie jetzt einmal hier herein, damit wir weiter reden". Sie drängte das Mütterchen in ihre Stube, packte schnell die Bilder aus und redete ihr dabei ins Gewissen, dem unnatürlichen Zustande doch ein Ende zu machen. Selbstverständlich sei das Geld von Xaver, und eine vernünftigere Lösung der ganzen Angelegenheit könne es gar nicht geben. Sie brauche bloß den Mut zu haben, das Geld anzunehmen, und wenn der Hergiser etwas dawider habe, so könne er ja ihre Schuld bezahlen. Die Alte rief gebrochen: „Das will er ja, das will er! Er hat gesagt, ehe etwas von dem Sündengeld ins Dorf komme, wollte er lieber vorschießen, das heißt, er und die anderen, die genau so denken." — „Was heißt das, Sündengeld?" fuhr die Wirtin auf. „Will er den Xaver jetzt noch zum Betrüger machen? — „Er sagt", schluchzte die gepeinigte Mutter, „wenn einer sein Leben schon mit einer Lumperei anfange, so sei gewiß alles weitere auch Schwindel und Wortbruch gewesen. Auf ehrliche Art bringe man es doch kaum so schnell zu Vermögen". Die Kreuzwirtin biß sich auf die Lippen und ging ein paar Minuten lang zornig in der Stube auf und ab. Sie hatte dabei die Genugtuung, daß die alte Frau die Bildchen ihrer Kinder und Enkel, die nun natürlich wieder ausgestellt waren, ebenso genau und ebenso zärtlich betrachtete, wie die Segesserin es getan hatte, und unter ebenso tiefen Seufzern. Nachdem die Wirtin sie lange genug aus den Augenwinkeln beobachtet hatte, kehrte sie sich plötzlich um, lachte ein bißchen und sagte: „Frau Hutter, eigentlich haben Sie nun schon gegen den Dorfbann gesündigt und müßten nun zum Hergiser gehen und Buße tun!" — „Behüte! behüte!" rief die Alte, indem sie schnell die Bildchen zur Seite schob, „aber dem Pfarrer will ich es beichten, der ist nicht so, wie die andern, der verzeiht es mir schon." Sie ließ sich auf diese tröstliche Aussicht hin dann auch noch bewegen, einige Briefe zu lesen, aber das Geld wollte sie um keinen Preis nehmen, da sich dieses doch nicht verheimlichen lasse.

Die Wirtin dachte nun, der Pfarrer sei der rechte Mann, um dem verrückten Zustande ein Ende zu setzen, und sie suchte ihn deshalb auf. Der Pfarrer fühlte

Digitized by Google

lebhaft mit dem jungen Paare und den betroffenen Familien, bewies der Wirtin aber, daß er kein Recht und keine Möglichkeit habe, sich in Gemeindesachen einzumengen. Er sage natürlich den Leuten immer wieder, Gott wolle, daß man auch des Sünders in Liebe gedenke, und er werde auch der alten Hutter sagen, sie habe recht gehabt und als Mutter doppelt recht gehabt, zu verzeihen und ihrer Kinder Briefe zu lesen. Aber Gott und eine Dorfgemeinde seien zwei ganz verschiedene Dinge, die letztere lasse sich nun einmal nicht dreinreden, wie das Gericht sich nicht dreinreden lasse; sei so eine Institution einmal anerkannt, so müsse man sich ihren Anordnungen auch fügen. Er selbst, der Pfarrer, mache gar keine Ausnahme. Es könne ja keiner gestraft werden, der sich mit dem verfehmten Ehepaare abgebe, aber er habe dann einfach die öffentliche Meinung gegen sich, gelte für einen Fremdgesinnten, etwa wie ein Jude, und das wäre dann noch schlimmer als manche gerichtliche Strafe. Nein, er könne niemanden mit gutem Gewissen raten, dem Dorfbann zu trotzen. Die Verwandten müßten halt sehen, wie sie ihre Pflichten gegen Gott mit den einmal übernommenen Pflichten gegen die Gemeinde in Einklang brächten, und das übrige müsse man der Zeit überlassen. —

Wiederum nach einigen Jahren wurde Linas Vater schwer krank. Da nahm es die Wirtin kurz entschlossen auf sich, ihm eins von Linas Bildern zu bringen, wo sie mit allen vier Kindern zu sehen war, alle in heimischer Bauerntracht und jedes Kind mit einer kleinen Heugabel auf der Schulter. Der Kranke sah das Bild lange glückselig an, sagte aber kein Wort dazu, und bald darauf starb er auch, ohne eine mündliche oder schriftliche Botschaft an seine Tochter. Das brach der guten Wirtin fast das Herz. Sie suchte den alten Landamman Hergiser auf, stellte ihm die Grausamkeit der Verfügung vor und bat ihn mit beweglichen Worten, seinen Einfluß geltend zu machen, daß das Ehepaar Hutter vom Banne befreit werde. Es habe gewiß längst in bitterer Reue gebüßt, was es einst in jugendlichem Leichtsinne verschuldet habe.

Der alte Bauer antwortete: „Kreuzwirtin, es tut mir leid, wenn Sie kein besseres Urteil haben. Xaver und Lina haben nicht leichtsinnig gehandelt, sondern in frechem Eigennutz und grausam; drum müssen wir auch grausam sein. Jedes von ihnen hat ein Wort gebrochen und einen Freund verraten, und ein Gemeinwesen, das solche Dinge duldet, hört auf, ein Gemeinwesen zu sein. Sehen Sie, wir drehen uns um, wenn einer hundert Franken gestohlen und dafür gesessen hat, wir nehmen so einen Menschen nicht an unseren Tisch, auch wenn er die Strafe verbüßt hat. Aber Einen, der ein Leben ruiniert hat, ein Vertrauen zertrampelt, der Schimpf und Schande auf ein unschuldiges Mädchen gebracht hat und die Früchte von alledem ganz ungestört genießt, den sollen wir uns ins Haus kommen lassen und vielleicht im Dorf das große Wort führen, weil er ein Amerikaner ist und Geld hat? Wohin käme es denn mit uns, wenn wir uns da nicht wehrten? Es ist mir lieb, wenn Sie sagen, der Xaver und die Lina bereuen ihre Schlechtigkeit, aber das müßten wir erst erleben, und so, daß wir's auch glauben könnten. Die Babette hat keinen Mann mehr bekommen, trotzdem sie ein braves Mädchen ist und etwas Geld hat; so etwas geht einem Frauenzimmer nach, und sie hat nie mehr so recht mögen mittuen, wenn es um die Buben gegangen ist, und ist verhutzelt wie eine saure Birne. Das ist so schlimm, als ob man ihr eine Fußsehne durchgeschnitten hätte, man stirbt nicht dran, aber man verkrüppelt. Und soll sie nun das freche Weibsbild hier im Dorfe sich breit machen sehen mit ihrer Limousine

Digitized by Google

und ihren vier Kindern? Wäre das dann keine Grausamkeit, und noch dazu Grausamkeit gegen ein Unglückliches, das ohnehin schon schuldlos gelitten hat? Nein, dafür muß die öffentliche Meinung gut sein, daß so etwas nicht geschieht, und sie muß in Kraft bleiben, denn wo die öffentliche Meinung nichts mehr gilt, da gelten bald auch die Gerichte nichts mehr. Drum können wir auch an dem Spruche nichts ändern, er muß in Kraft bleiben, bis seine Bedingung erfüllt ist."

Da die Kreuzwirtin sah, daß sie beim Hergiser nichts ausrichten konnte, versuchte sie es nach und nach bei drei oder vier anderen Bauern, aber es ging ihr da um kein Haar besser. „Was?", sagte der gutmütige Hirzel, „die Lina und Xaver haben nicht so recht gewußt, was sie tun, sie haben einfach im dunklen Drange gehandelt? Dazu eben gibt es Gemeinwesen, daß es ein Ende hat mit den „dunklen Drängen" und anderen Exküsen für menschliche Nichtsnutzigkeiten. Wenn der Xaver allein in den Rocky Mountains säße, so könnte er dunkle Dränge haben, soviel er wollte, aber in eine Gemeinde gehört so etwas nicht, sonst könnte ja jeder kommen und einen Appetit auf das Meinige haben und es dann dunklen Drang nennen, wenn er mir meine Kuh stiehlt. Dann wäre die Welt bald der reine Hexensabbath!" — „Ach was", antwortete die Wirtin, "das sind Spitzfindigkeiten! Der Xaver war immer rechtschaffen, vorher und nachher, aber die Babett war ihm halt verleidet, und er hat den Mut nicht gehabt, es ihr zu schreiben. Da hat er halt seinem Herzen gefolgt — oder hätte er lieber sollen unglücklich werden, und die Babette dazu?" Der Hirzel erwiderte: „In Deinem gepriesenen Amerika hätte er die Babett heiraten müssen, wenn er ihr's einmal versprochen hatte, und wenn sie keinen Zahn mehr im Munde gehabt hätte! Was heißt das: verleidet? Sie ist brav geblieben und hat auf ihn gewartet, wie hat sie ihm da verleiden können? Und warum unglücklich? Die Babett versteht ihre Sach', wenn einer eine fleißige Frau hat, braucht er doch nicht unglücklich zu sein."

Die Wirtin gab es auf, ihre Schützlinge reinwaschen zu wollen; sie merkte, daß sie mit Bauern zu tun hatte, die von einer neumodischen Auslegung der Ehegemeinschaft nichts wissen wollten; von seelischer Übereinstimmung war in ihren Forderungen nicht die Rede. So versuchte die Wirtin nur noch geltend zu machen, daß Lina eigentlich doch schon von Gott gestraft sei dadurch, daß sie den letzten Gruß ihres Vaters nicht habe empfangen können, und daß man ihr daher füglich verzeihen könne. Aber die unerbittlichen Alten entschieden ohne Rührung. „Den Segesser hätte ein Baum im Wald erschlagen können, dann wäre es ebenso gewesen, und die Lina hätte seinen Tod auch erst erfahren, wenn er schon längst unter dem Boden war. Nein, das ist keine Strafe, die eine andere abhalten könnte, ebenso zu handeln, je nachdem ihr ein Bursche in die Augen sticht. Drum bleibt es dabei: Der Spruch wird nicht geändert, Kreuzwirtin!"

Die wackere Frau berichtete all diese Verhandlungen an Lina, die vor Sehnsucht nach der Heimat schon ganz mürbe war, und regte dadurch diese selbständige Natur zu erneutem Trotze auf. Augenblicklich fühlte Lina sich wiederum im Recht. Sie erklärte, daß ihre Ehe mit Xaver so nach jeder Seite hin eine wohlgeratene gewesen sei, daß sie sich schämen würde, nur ein Wort von Reue zu sagen, und die Wirtin möge nur allerseits bekannt machen, daß Lina im gleichen Falle wieder genau gleich handeln würde und zwar mit der gleichen Rücksichtslosigkeit, die ja im Grunde für alle Teile wohltätiger gewesen sei, als eine lange Auseinandersetzung. Eine neue Zeit, neue Verhältnisse bedingen auch eine neue Moral, man

Digitized by Google

könne in Amerika nicht mit Zauger Traditionen arbeiten, auf brandendem Meere brauche man einen anderen Kompaß als auf dem Bodensee, und kurz und gut, sie habe sich nichts vorzuwerfen und wolle dies den alten Eseln jetzt einmal unter ihre schwarzen Schnupfnasen reiben. — Zum Schluß bestellte sie dann noch eine ganze Reihe von Zimmern im Kreuz zu Ragaz; sobald das Wetter warm genug wäre, würde sie mit ihren vier Kindern und einer schwarzen Dienerin dort eintreffen um die heilsamen Bäder des Ortes zu genießen. „Jeses, du Steckkopf!", sagte die erschrockene Wirtin, als sie diese Ankündigung las, und wußte nicht, ob sie sich über den versprochenen Besuch freuen dürfe; begreiflicherweise sagte sie von diesem Briefe keiner Seele auch nur ein Sterbenswörtchen.

Als Lina mit ihrem Gefolge eintraf, mußte die Kreuzwirtin sich wundern. Lina war eine stattliche Frau geworden, das Gesicht hatte sich verschönt, sie bewegte sich mit großem Anstande und trug sich wie eine wirkliche Dame. Sie war ernst und etwas wortkarg, aber was sie sagte, war männlich klar und bestimmt, man sah, daß sie selbständiges Handeln gewöhnt war und nicht mit kleinlichen Dingen zu tun hatte. Die Kinder waren prächtig erzogen, manierlich und doch unverbildet, guckten mit hellen Augen um sich und taten erstaunlich kluge Fragen. „So etwas hätte allerdings aus der Babette nie werden können", dachte die Wirtin, „und solche Kinder hätte sie auch nie erziehen können. Herrje, die reden ja jetzt schon gescheidter, als unsere ältesten Leute!" Sie war nun völlig der Meinung, daß Linas bloßes Erscheinen und Auftreten überzeugender auf die Zauger Eisenköpfe wirken müsse als alle Redekunst.

Lina war viel zu klug, um in Zaug gleich mit der Türe ins Haus zu fallen. Wohl schrie ihre Seele danach, zu ihrer Mutter zu eilen und sich in ihre Arme zu werfen, aber sie wußte, daß sie damit die alte Frau in Gewissensnöte und Aufregung versetzen und doch für die Zukunft nichts gewinnen würde. Sie hatte ihr ganzes Leben auf den Impuls ihres ungestümen Herzens gegründet und immer Glück dabei gehabt; jetzt aber hielt sie dies Herz fest in beiden Händen und erstickte sein ungeduldiges Pochen. Sie wollte den Kampf einmal zu Ende kämpfen, und sie verhehlte sich nicht, daß man gegen den Geist einiger Jahrhunderte nicht mit den gläsernen Lanzen des Übermuts und der Herausforderung anrennt. Hier mußte Ernst gegen Ernst stehen. Sie unterdrückte deshalb alle Gelüste, in feinen Kleidern oder Karossen in der Landschaft herumzufahren und die Zauger durch Darstellung ihrer Überlegenheit zu ärgern, obgleich es sie nicht selten juckte, sich diese Genugtuung zu verschaffen. Sie verhielt sich still und bescheiden, wie eine feine Bürgerfrau, lief aber mit ihren Kindern im kurzen Touristenröckchen fleißig über Berg und Tal und zeigte ihnen oft, jenseits des Rheins das heimische Dörfchen, das am Fuße der dunkel bewaldeten Berge im goldenen Abendlicht glänzte und lockte; im übrigen vermied sie alles, was die Augen ihrer Landsleute hätte auf sie ziehen können. Sie hatte aus jungen Jahren das instinktive Wissen behalten, daß ärgern wollen im Grunde nichts anderes ist, als gefallen wollen, und ein derartiges Spiel sollten die Zauger bei ihr nicht voraussetzen. Nur ihr Name stand groß und feierlich im Fremdenblatt: Frau Lina Hutter aus Kansas, Amerika, mit vier Kindern und Bedienung. Das las mancher alte Dickschädel, wenn er beim Frühschoppen die Zeitungen durchblätterte, und es ärgerte ihn allerdings, nur daß er es in keiner Weise als eine Herausforderung von seiten der Fremden nehmen konnte.

Manchmal fühlte Lina, daß Leute auf der Straße sie in ganz besonderer

Digitized by Google

Weise anblickten, und nicht selten erkannte sie ein Gesicht wieder, das ihr in der Jugend vertraut gewesen war. Sie wäre dann wohl gern stehen geblieben und hätte die Hände ausgestreckt, aber sie besann sich, sie wollte den andern nicht den Vorteil der Abweisung gönnen, die sicher erfolgt wäre. O, so ein rechter Bauer, der hat Charakter und liebt es, ihn zu zeigen, besonders, wenn er dazu sagen kann, „So haben's unsere Väter gehalten!" Lina setzte daher in solchen Fällen ihre gleichgültigste Miene auf und redete englisch mit ihren Kindern, was diese ohnedies gewöhnt waren. Sie ging schnell und fest an dem Gesicht aus der Jugendzeit vorbei, wennschon ihr die Füße beinahe den Dienst weigerten. So erreichte sie, daß nach etwa vierzehn Tagen die Meinung laut wurde, sie frage viel weniger nach Zaug, als die Zauger nach ihr, und sie sei überhaupt mit Bedacht und Willen eine völlige Ausländerin geworden, und das armselige Bauernvolk sei ihr längst nicht mehr gut genug. Diese Meinung flog natürlich unverzüglich über den Rhein.

Unterdessen hatte Lina mit großer Klugheit vorgenommen, was ihr das Zweckmäßigste schien in einem Falle, wo sozusagen das Landesrecht gegen einen Dorfbrauch stand. Sie war nach Chur gefahren, hatte einen angesehenen Rechtsmann aufgesucht und war durch ihn mit Mutter und Schwiegermutter in Verbindung getreten. So hatte sie es mit Xaver verabredet; es war der einzige Weg, den Dorfbann zu entkräften, denn einer Vorladung von notarieller Seite durfte sich niemand verweigern. Die beiden alten Frauen, in tiefer Ehrfurcht das gestempelte Papier betrachtend, eilten auch sogleich nach Chur und trafen in der Kanzlei des Rechtsanwaltes mit Lina Hutter zusammen, die zwar vor Rührung und Wiedersehensfreude zitterte, aber zunächst doch ganz geschäftsmäßig verfuhr. Die brachte den erstaunten Müttern einen Antrag von Xaver, zu ihm nach Kansas zu kommen und ihre kleinen Liegenschaften dem Notar zum Verkaufe zu übergeben; Kansas wäre ohnehin ein Schweizerparadies, wo sie sich bald heimisch fühlen würden. Die alte Frau Hutter griff augenblicklich zu, ihr war ihr Geld und Häuschen schon lange zur Last geworden, da sie mit fremden Kräften wirtschaften mußte, außerdem drückte sie die kleine Schuld an den Hergiser. Frau Segesser dagegen, die noch in rüstigen Jahren stand und gern arbeitete, wollte ihr Gütchen für den Sohn Benz erhalten, der wohl noch einer führenden und sorgenden Hand bedürfte. Sie versprach indes, daß sie Xavers Einladung folgen wolle, sobald Benz alt genug sei, die Wirtschaft zu übernehmen; bis dahin wollte sie ihm auch für eine passende Frau sorgen. Nachdem dies alles gehörig besprochen, verbrieft und versiegelt war, ließ der Notar feinfühlig die drei Frauen allein, und Lina durfte unter frohen Tränen die Mutter ans Herz drücken und mit der Schwiegermutter, die sie als solche noch gar nicht gekannt hatte, Freundschaft schließen. Einige Tage später übersiedelte die alte Hutter ins Kreuz nach Ragaz, und ihr kleines Anwesen stand geschlossen und trotzig da und prahlte mit einem höhnischen weißen Zettel: „Zu verkaufen!" Frau Segesser aber schrieb plötzlich jeden zweiten Tag einen Brief an die Adresse des Churer Notars, und der Benz hatte erstaunlicherweise auch alle Augenblicke ein Geschäft in Chur. Da merkten die Zauger, daß das Dorf nicht die Lina Hutter, sondern daß Lina Hutter das Dorf in Bann getan habe, und ihre Nasen wurden sehr lang.

Es konnte nun kein Mensch mehr darüber im Zweifel sein, daß die gewichtige und geheiligte Maßregel, von der man sich eine so tiefgreifende Wirkung ver-

Digitized by Google

sprochen hatte, an Linas kaltblütiger Beharrlichkeit einfach verpufft war und daß sozusagen die alte ehrwürdige Zeit mit ihrer einfachen Moral lächerlich dastand neben der neuen, spitzfindigen und gottlosen, die nur Hohn und Spott hatte für alles was Recht hieß. Für diesmal hatte das Individuum einen Sieg davon getragen über eine Allgemeinheit, und diese Allgemeinheit, mochte sie auch nur etwa fünfhundert Seelen zählen, war nicht gesonnen, ihm diesen Sieg zu verzeihen; sie rüstete sich energisch zum Gegenzuge. Dabei erwies es sich dann allerdings, daß der Dorfbann fallen mußte, der zwölf Jahre lang die ganze Gemeinde zu einer oft recht peinlich empfundenen Zurückhaltung im Reden verurteilt hatte: denn den ersten Streich des Gegenangriffs hatten die Zungen zu führen. Diese wurden dann auch schnellstens losgesprochen und genossen der neuen Freiheit mit so flinker Beweglichkeit, wie Fischlein, die man nach langem Schmachten in ihr natürliches Element zurückbringt: es war ein Schlängeln und Schnalzen, daß einem das Herz dabei lachen konnte. Da sähe man wieder einmal, so hieß es zuerst, wie Frechheit und Eigennutz weiter kämen in der Welt als Tugend und Bescheidenheit! Lina und Xaver würden wohl immer nach diesem Grundsatze gehandelt haben, sonst wären sie nicht so reich geworden, und dazu wäre Amerika gerade das richtige Land, da flöhe ja jeder Betrüger hin, und unter lauter Bankschwindlern und Kassendieben brauche man dann bloß der gerissenste zu sein, dann könne es einem nicht fehlen. Xaver wäre immer ein schlauer Patron gewesen, schon als Kind habe er das und das verübt und sich nicht im geringsten geschämt. Aber erst die Lina, von der wisse man ja Streiche, daß man rot davor werden müsse — und wer weiß, am Ende habe das Mensch den Gatten betrogen wie einst den Bräutigam und halte sich ein Dutzend Liebhaber, die ihren Luxus bestritten. Aber die Strafe würde nicht ausbleiben, die himmlische Gerechtigkeit lasse nicht mit sich spaßen, und am Ende käme die Lina doch noch als elendes Bettelweib nach Zaug zurück und erbitte ein Plätzchen im Armenhause. Man solle nur Geduld haben, Gottes Mühlen mahlten langsam. — Hinter der alten Hutter geiferte man ebenso: sie würde dann wohl auch spüren, was es heiße, seinen Eid und seine Gesinnung für Geld zu verkaufen, das werde ein Höllenleben werden in dem Amerika, die Lina wäre gerade die richtige Schwiegertochter, um eine wehrlose alte Frau unter den Boden zu ärgern — und so fort in allerlei Buntheit. Hatte man zwölf Jahre lang die Namen Xaver und Lina Hutter in Zaug nicht mehr genannt, ei, so nannte man sie jetzt zwölfmal in einer Stunde!

Die sich am meisten an derlei Reden ergötzte, und die am längsten von allen bei jedem Brunnenklatsch, bei jeder Ladentischkonferenz verweilte, war die Babette Schneider. Sie war eine magere verbitterte alte Jungfer geworden, ihre Apfelfrische, ihre runden Kinderwangen, ihre blauen Augen waren vergilbt und verblaßt, und jedes ihrer Worte war wie ein Gewächs aus vergiftetem Boden. Sie lief in einer völlig teuflischen Erregung von einem Haus ins andere und erklärte überall: „Gottlob, gottlob, daß ich nicht an ihrer Stelle bin! Sie wird es einmal büßen müssen, das freche Luder, ungestraft bleibt so etwas nicht. Besser Unrecht leiden, als Unrecht tun, sage ich immer, ich hab mein gutes Gewissen, das ist mehr wert als ihre seidenen Röcke, und auf dem Sterbebette wird sie mich noch drum beneiden. Habt ihr gesehen, was sie gestern wieder für ein Kleid trug? Ihr müßt wirklich einmal hinüber nach Ragaz, und sie euch ansehen, wenn sie zum Kurpark geht. Aber das ist nicht mit ehrlichem Gelde bezahlt, will ich wetten, ich möchte so etwas

Digitized by Google

nicht auf dem Leibe tragen, nein, um alles in der Welt nicht! Und die armen Kinder, in was für Grundsätzen werden die schon erzogen! herrje! herrje! was gibt das später einmal für gerissene Bösewichter!" So suchte das arme Geschöpf sein mißhandeltes Herz zu erleichtern, ohne sich doch des Giftes, das in ihm fraß und wütete, je völlig entleeren zu können.

Da nun also Mund und Gedanken stündlich den Dorfbann brachen, warum sollten es Füße und Augen nicht auch tun? Jeden Tag hatte die eine oder die andere Zaugerin etwas in Ragaz zu schaffen, die eine mußte zum Doktor, die andere zur Schneiderin, schließlich liefen sie in Gruppen, und immer mußte im Kreuz Kaffee getrunken werden. Die Wirtin konnte zufrieden sein, denn die Küntlein schwollen beträchtlich, es war, als könnten die Frauen sich nicht ersättigen am redebeschwingenden Tranke; immer, wenn eine Kanne leer war, fand sich Neues zu berichten, und das eilige Sprechen erzeugte neuen Durst. Die Augen blieben dabei auf die Haustüre gerichtet, ob nicht die Besprochene plötzlich sich zeige, heimliche Aufmerksamkeit spähte nach frischen Symptomen der Verworfenheit, wie etwa einem zu kurzen Rocke oder zu luftigen Halsausschnitte. Wirklich geschah es einige Male, daß Lina unversehens durch den Garten ging, immer ernst und zweckmäßig gekleidet und so sicher von Geberde, als hätte sie das beste Gewissen von der Welt. Die ersten Male grüßte sie nur hochmütig von ferne, dann lächerte sie die Sache, sie fühlte ihren Sieg, und plötzlich trat sie unerschrocken an eine Gruppe Zaugerinnen heran, die nun nicht anders konnten, als gleichfalls grüßen und Rede und Antwort stehen. Lina aber verweilte nicht zum Schwatzen, sie tat geschäftig und eilte weiter, als ob sie von Zaug nichts zu erfragen hätte oder alles bereits wisse. Dies tat sie nun jedesmal, und nach einer Woche fand es jede Zaugerin ganz natürlich, mit der Verfehmten ein paar flüchtige Worte zu wechseln, nur eben „wie geht's, wie steht's?" als ob man sich alle zwei Tage sähe. Und nun hatte Lina das sichere Gefühl, daß der Bann gesprengt sei und sie, wenn es ihr einfiele, mit ihrer ganzen Familie durchs Dorf spazieren könne, es würde sie niemand anzugreifen wagen, denn sie bemerkte wohl, wie die Augen der Frauen den ihren nicht Stand hielten. Kaum hatte aber diese Überzeugung sie ergriffen, so ließ sich auch das Verlangen des Herzens nicht mehr bändigen, die Frucht war reif, sie mußte gepflückt werden. „Jetzt oder nie gehe ich nach Zaug", sagte Lina, atemlos vor Glück zu ihrer braven Freundin und diese, die alles beobachtet hatte, antworte zuversichtlich: „Du wagst nichts mehr, wenn Du's tust."

Sie kleidete sich hübsch in jener knappen englischen Art, die so wenig nach Zier aussieht und doch die ziervollste ist für gutgewachsene Leute. Im festen Schuh und kurzen Rock marschierte sie dahin, erst die lange Allee bis an den Rhein hinab, dann fröhlich durch die Rheinauen aufwärts, mit immer röteren Wangen und immer seliger tönendem Herzen. „Heimat! Heimat!" sang es in ihr wie mit tausend Vogelstimmen. Der Strom arbeitete sich schäumend und gewunden durchs breite Geröllbett, die Berge schauten mit schroffen Hängen auf ihn herab, es schien ihr eine wilde und strenge Heimat, und die Dörfer in den waldigen Winkeln sahen ernst und altertümlich aus mit tieffenstrigen Steinhäusern und schwarzen Dächern. Nein, hier nahm man nichts leicht, neumodische Freigeisterei zog wohl mit der Eisenbahn nach den großen Bädern, aber sie siedelte sich nirgendwo an, fand keinen Wurzelboden am felsigen Gelände. — Lina ging über die alte Rheinbrücke, die hölzerne, mit vielhundertjährigem Gebälk eingedeckt, es dunkelte im langen Stollen,

Digitized by Google

durch die Risse zwischen den Bodenplanken flimmerte der grüne Rhein, seine Widerlichter tanzten als goldene Kringel an den schwärzlichen Wänden. Lina atmete auf, als sie aus der Brücke trat, bald begann der Weg zu steigen, und nach einer Weile sah sie Zaug auf der schrägen Halde des Bergfußes hingebreitet ruhen. Nun kamen schon einzelne Häuser und Gehöfte, sie mußte stehen bleiben mit klopfendem Herzen, Angst und Seligkeit zugleich nahmen ihr den Atem. „O Gott, laß mir kein böses Wort aus diesen lieben Häusern kommen!" betete sie heimlich und spähte an den Fenstern empor, wo fremde Kinder erstaunt auf sie niederblickten. Sie begegnete auch einigen Leuten, die ruhig grüßten, dann aber stehen blieben und hinter ihr herstarrten, was sie fast körperlich fühlte. Doch gelangte sie unangefochten bis mitten ins Dorf.

Sie stand nun auf dem kleinen Marktplatze, gerade vor dem Gemeindehause mit seiner hübschen eichenen Türe und den Stufen, die zu dieser hinaufführten. Gegenüber lag die Kirche, hölzerne Säulchen trugen das Vordach, von dessen Giebel eine Muttergottes im Sternenkranze niederlächelte. Mitten auf dem Platze rauschte aus zwei Röhren das Wasser des Dorfbrunnens einen ewigen Zwiegesang, die eine Röhre war etwas dünner als die andere, ihr Ton zaghafter, silberner. Drüben hinter der Kirche führte das Gäßchen aufwärts zu Linas väterlichem Hause. „Wie lieb! nein, wie lieb ist dies alles!" dachte Lina, die Augen voll glücklicher Tränen. „Nicht ein Tüpfelchen hat sich verändert! Warum hab ich nur die Kinder nicht mitgebracht?"

Sie trat an den Brunnen, um von den Wassern der Heimat zu trinken, aber im gleichen Augenblicke sprang aus einem Hause eine Frauensperson auf den Platz heraus, hatte in drei wilden Sätzen den Brunnen erreicht und stand nun mit drohender Gebärde zwischen ihm und der Heimgekehrten. „Weg da!" rief sie mit rauher Stimme, „laß wenigstens den Brunnen unvergiftet, Du Saumensch!" Das war kein erwünschter Empfang. Lina prallte zurück und schaute das böseblickende und hagere Weibsbild vor ihr entsetzensvoll an. Es dauerte mehrere Sekunden, bis sie erkannte, daß es Babette war, alt und gelb, mit blassen glanzlosen Augen und einem hämischen Munde. Der Anblick erschütterte sie in tiefster Seele, denn sie dachte an das rosige und zärtliche Ding, dem sie vor zwölf Jahren den Bräutigam geraubt hatte, und es schlug wie der Blitz bei ihr ein, daß sie sich sagen mußte: „Dies ist Dein Werk!" Es war keine Regung der Reue, sondern etwas Tieferes und Schrecklicheres, das sich nicht vor jedem Menschen auftut und das keiner vergißt, der es einmal erfahren hat: die Erbärmlichkeit und Wesenslosigkeit des Erfolges, der dem stärkeren Raubtier in den Schoß fällt, weil es Zähne und Klauen bekommen hat und einen unmäßigen Appetit! Eine brennende Scham überlief sie, nicht für sich selbst, sondern für das Schicksal, das solche Ungleichheiten geschaffen hatte, und sie empfand unverweilt, daß sie um jeden Preis etwas gutmachen müsse. Sie tat darum auch gar nicht beleidigt wegen des häßlichen Wortes, sondern trat unerschrocken an die Feindin heran und rief mit aller Inbrunst ihres vollen Herzens: „Babette! um Gotteswillen, verzeih mir doch endlich! Ich weiß, daß ich schlecht war gegen Dich, ich war halt wie besessen und habe nichts überlegt, ich bin getrieben worden, und schau, es war doch das Beste für den Xaver. Aber nun vergiß es endlich und laß mich gutmachen, was ich an Dir gesündigt habe." Bei diesen Worten streckte sie der Babette beide Hände entgegen und schaute sie mit aufrichtiger Bitte an.

Digitized by Google

Die Babette zog den Mund schief und antwortete: „Gut machen? Ja, Du kannst viel gut machen! Sieh mich an! Kannst Du mich wieder jung machen, daß ich noch einmal einen Schatz begehren möchte, oder von einem begehrt werden? Keinem Buben hab ich mehr trauen können, immer hab' ich denken müssen, früher oder später nimmt ihn Dir doch eine weg! Du bist ja nur ein dummes Ding, und wenn eine Gewitzigtere kommt, so schiebt sie Dich einfach zur Seite! Wie hätt' ich anders denken können? Ich hab' auch keine Freundin mehr gehabt, sie hätte mir doch auch nur gestohlen, was mir etwa noch hätte blühen können. Überall hab ich mich geschämt und bin allein geblieben, immer hab' ich grübeln müssen, was ich wohl an mir habe, daß mich der Xaveri so hat wegwerfen können wie einen schlechten Fetzen. Und trotzdem hätte mir auch keiner mehr so gefallen wie er, er war halt meine erste Liebe, wir waren noch halbe Kinder, wie wir uns versprochen haben. Siehst Du jetzt, was Du getan hast? Die Adern hast Du mir aufgeschnitten, seit zwölf Jahren verblut' ich daran, wenn ich nur hätte sterben können, damals im ersten Schmerz! Rede Du mir noch einmal von Gutmachen! Aber jetzt will ich nicht mehr sterben, nein! jetzt nicht, bis ich Dich am Boden sehe, und so steinunglücklich, wie ich bin!"

Lina war ganz bleich geworden bei diesen schrecklichen Worten, denn wirklich: so hatte sie sich die Folgen ihrer Tat nicht vorgestellt. „Herrgott", mußte sie denken, „was hat das arme Tier für ein Leben gehabt. Wie hat sie's nur ertragen können? Ich, wenn der Sturm uns das Dach abgedeckt hat, oder wenn die Kinder krank waren und der Arzt sechzig Meilen entfernt, wie bin ich mir tapfer vorgekommen, wenn ich nicht geheult habe! Aber ich hab ja gar nichts ausgehalten, ich bin ja durch eitel Sonne gegangen, wenn ich mich mit Der da vergleiche. Alle die Jahre ohne Freude und ohne Liebe! Das ist ja eine blutige Schande für mich, ich hab' immer gedacht: der Erfolg gehört den Tüchtigen, jawohl, ja, ein schöner Erfolg! Breitere Füße hab' ich gehabt, und besser trampeln hab' ich können als die arme Häsin da, das ist der Grund von meinem Erfolg. O was bin ich für ein erbärmliches verwöhntes Geschöpf, und was hab' ich vom Leben gewußt bis heute?" Die ungeheure Wahrheit von der tiefen Ungerechtigkeit alles Seins, die sie soeben erst bei Babettens Anblick zu lernen begonnen, ging ihr bei jedem anklagenden Worte schrecklicher auf. Immer tiefer sank ihr Selbstbewußtsein, sie setzte sich ganz gebrochen an den Brunnenrand, ließ den Kopf hängen und erwiderte kein einziges Sterbenswörtchen.

Babette aber, nachdem sie etwas Atem geholt und den Eindruck ihrer Worte festgestellt hatte, trat einen Schritt näher und fuhr mit neuer Erbitterung fort: „Ich glaub's schon, daß es Dich übernimmt, es hat Dir halt bis jetzt noch keiner den Spiegel gezeigt! Sonst hättest Du auch nicht so dumm von Gutmachen reden können. Wie willst Du so etwas gutmachen? Nimm alle Deine vier Kinder und wirf sie in den Rhein, das macht mich nicht wieder jung und unschuldig, gibt mir das Vertrauen nicht wieder, das Du zerschlagen hast. Siehst Du, Dir ist Dein erster böser Streich gelungen und zum Guten ausgeschlagen, drum hast Du Mut gehabt und Dir selbst vertraut, und so ist Dir auch alles Weitere gelungen. Mir ist meine erste Hoffnung fehlgegangen, das hat mich verzagt gemacht fürs ganze Leben, und so ist mir alles andere auch fehlgegangen. Siehst Du jetzt, was Du getan hast? siehst Du's? siehst Du's? Jawohl, gutmachen! als ob sich das gutmachen ließe, wenn man einen vergiftet hat von oben bis unten!"

Digitized by Google

Lina fand noch immer keine Antwort. Das Mitleid quoll in ihren Augen auf, daß ihr leise die Tränen zu rinnen begannen. Eine heimliche Mahnung ihres Stolzes: „So wäre ich dann aber an ihrer Stelle doch nicht geworden, nein, ich nicht!“ unterdrückte sie mit dem erschrockenen Vorhalte: „Bilde Dir doch jetzt nicht noch etwas darauf ein, daß Du die gröbere Haut hast!“ Sie war ganz Demut, die starkherzige Lina, sie glaubte dem Schicksal in die Werkstatt zu schauen, wie es die Menschen aufeinander schlug und die Zerbrechlichen verwarf, und sie maßte sich rein gar nichts mehr an von Verdienst oder Wert. Unterdessen hatte aber das Geschrei der Babette alle Häuser durchdrungen, und es waren Menschen zusammengelaufen, von allen Seiten. Die standen nun in großem Bogen ganz um den Marktplatz herum, starrten stumm und neugierig auf die zwei Frauen am Brunnen, hätten aber um nichts in der Welt sich eingemischt in diese Angelegenheit, die ihnen völlig in den richtigen Händen zu liegen schien. Lina in ihrer Gebrochenheit und dem schmerzlichen Nachdenken über das eherne Weltgesetz merkte nun freilich gar nicht, daß sie nicht mehr allein war; aber Babette genoß den Triumph, vor einem Zuhörerkreis die Richterin spielen zu dürfen, und redete immer lauter und selbstbewußter. Ihre Leidenschaft steigerte sich zu einem wuchtigen Pathos, sie begann, große Worte zu gebrauchen, und bewies in Tönen, als wolle sie am Himmel rütteln, daß Lina ihr nicht nur das Vertrauen zu sich selbst geraubt habe, sondern obendrein und weit vernichtender das Vertrauen in Gottes Gerechtigkeit, da er doch augenscheinlich die Ruchlose ganz ungestraft dahinwandeln lasse im ungestörten Besitze ihres Raubes. Freilich, es sei noch nicht aller Tage Abend, Lina könne an ihren Kindern noch die Strafe erleben, die ihr bisher erspart geblieben sei, denn Kinder aus solcher Ehe müßten natürlich die bösen, selbstsüchtigen Herzen ihrer Eltern geerbt haben. Aber das könne noch lange dauern und mache für sie, Babette, die Sache nicht besser, denn dann, so heulte sie auf: „Dann bin ich vielleicht längst unterm Rasen und hab's nicht mehr sehen dürfen, wie das Gericht über Dich kommt. Und etwas anderes, das mich trösten könnte, gibt es nicht. Denn ich muß ja sonst immer glauben, daß überhaupt kein Herrgott im Himmel sei!“

Wie die Babette nun mit diesem Trompetenstoße der Verzweiflung ihre Rede schloß, da hob Lina plötzlich den Kopf wie einer, dem eine Eingebung kommt, trocknete schnell ihre Tränen und schaute um sich. Wie sie die vielen Menschen sah, die alle mit gespannten und erstaunten Gesichtern, aber völlig kalt nach ihr blickten, da wurde sie rot und raffte sich zusammen. Dann machte sie mit der Hand ein kleines Zeichen, daß sie sprechen wolle, und sagte mit ganz klarer, lauter Stimme, so daß es ordentlich von den Häusern rings um den Platz widerhallte:

„Babette, hör! Wenn Dir soviel daran liegt, mich gestraft zu sehen, so straf Du mich doch! Schau, Gott hat mich vielleicht heute hierhergeführt, weil er meine Strafe in Deine Hand legen wollte, und jedenfalls will ich es so nehmen, und mich ohne Widerrede in alles fügen, was Du bestimmen wirst. Sag nur, was ich tun soll, oder Dir geben, oder meinetwegen schlag mich auch, ich will mich gewiß nicht wehren. Wenn Du bloß wieder an Gott und seine Gerechtigkeit glauben kannst, oder wenn Du wenigstens nicht mir die Schuld geben willst, wenn Du es nicht kannst!“ Und wie Lina Hutter diese Worte sprach, ging ein kleines, trübseliges Lächeln über ihren Mund, weil ihr einfiel, daß sie ihrer Feindin eben das zu geben sich vermaß, was sie selbst einen Augenblick zuvor verloren und begraben hatte.

Digitized by Google

Aber nicht Babette war es, welche die erste Antwort auf diese mutige Rede gab, denn sie stand in Versteinerung und brachte für's erste den Mund nicht mehr zu. Dafür kam in den Kreis der Zuschauer eine merkliche Bewegung. Es erhob sich ein Gemurmel, die starren Augen blickten plötzlich teilnahmsvoll, und aus einer Ecke kam sogar ein halblautes: „Bravo, Lina!" Man konnte deutlich hören, jetzt habe ein Ton aus dem Jenseits an das harte Metall dieser Herzen geschlagen, es summte leise vibrierend nach.

Und die Babette? Ja, sie war ein böses Weib geworden, und wirklich war nicht mehr viel Gottesfurcht in dieser zerstörten Seele. Aber jetzt erschrak sie doch fürchterlich. Es ist etwas anderes, einem Verbrecher zu sagen: „Du Kerl müßtest erschossen werden!" oder selbst die Pistole auf ihn abzudrücken, und Gerechtigkeit ist leichter angerufen als geübt. Die Babette rang nach Luft, als ob sie brausende Wasser über sich fühlte. Drei Sekunden lang durchraste sie alle Taumel wollüstiger Grausamkeit, sie sah ihre Feindin in ihren Händen zucken, sie riß ihr die Haare, die Augen aus, zerkratzte ihr Brust und Gesicht — und erwachte aus dieser Raserei mit dem elendsten Gefühl der Machtlosigkeit und Dummheit. Noch überlegte sie, ob sie nicht wenigstens einen Vorteil bei der Sache herausschlagen könne, viel, viel Geld, oder sonst etwas Großes, aber nicht einmal das konnte sie. Die Erkenntnis der Nutzlosigkeit solcher Vergeltung stand zu überzeugend vor ihr, ihr Leben war verpfuscht und verfahren, daran konnte keine Rache mehr etwas ändern. Sie bäumte sich auf, wie von Schmerzen gefoltert, sie weinte laut heraus, und, indem sie sich abkehrte und ganz zerschlagen an das andere Ende des Brunnens setzte, bellte sie jammervoll und hilflos nur die paar Worte hervor: „Das kann man halt nicht."

Lina Hutter ging mit festen Schritten näher zu ihr hin und sagte ruhig, ohne jegliche Herausforderung: „Warum soll man's nicht können, Babett? Schau, wenn Du meinst, daß es gerecht ist, so mußt Du es tun, und ich sage Dir noch einmal, ich widersetze mich nicht." Diesmal war der Beifall in der Zuschauerreihe vernehmlich und allgemein.

Die Babette, ratloser als je, und von diesem Beifall höchlichst gereizt, weinte noch lauter. „Was kann ich denn tun, ich?" jammerte sie fassungslos. „Es kehrt sich ja doch alles gegen mich und schadet Dir nicht ein bißchen, Dein verdammtes Glück hilft Dir doch überall! Solange ich lebe, habe ich Gott gebeten, daß er Dich strafen möge, aber er tut's nicht! er tut's nicht! Wie soll ich es dann können?" Und mit dieser vernichtenden Selbstkritik ergab sie sich ganz ihrem bodenlosen Schmerze, ein armer, vom Schicksal preisgegebener Mensch, ohne Mut, ohne Größe, und sogar ohne jene letzte schwächste Kraft der Ergebung und Verzeihung. Lina stand vor ihr und betrachtete sie mitleidsvoll und sinnend. Ein oder zweimal streckte sie in versöhnlicher Bewegung die Hand nach ihr aus, aber Babette stieß danach und rückte zornmütig immer weiter um den Brunnentrog herum. Da endlich kehrte Lina sich achselzuckend ab und richtete ihre Schritte auf das Kirchgäßlein zu in offenkundiger Absicht, das Haus ihrer Eltern aufzusuchen.

Kaum hatte indeß die Babette begriffen, was Lina beabsichtigte, so fuhr sie gewaltig in die Höhe, rannte ordentlich leichtfüßig um den Brunnen und sprang wie ein Wolf in Linas Weg. „Das hingegen nicht! nein, das nicht!" schrie sie gellend. „Über alles hast Du Dich hinweggesetzt, um Gott und Menschen hast Du Dich nie gekümmert, und jetzt spazierst Du auch noch daher, als ob der Dorf-

Digitized by Google

bann nichts wäre, und diese Lappi" — sie umfaßte mit einer großartigen Geberde den Kreis der Dorfleute — „stehen dabei, und keiner tut's Maul auf und sagt halt! Ihr seid mir eine Gemeinde, Ihr! Aber jetzt rede ich, und ich sage Dir, über den Dorfbann kommst Du nicht, du kehrst hier um und machst, daß Du verschwindest! Wir wollen uns nicht noch obendrein auslachen lassen von Dir, Du Schandfleck!" —

Wenn die Lina hätte trotzig sein wollen, so hätte sie in diesem Augenblicke kühnlich an ihrer erbosten Feindin vorbei nach ihrem Ziele gehen können, denn die Mienen und Stimmen der Gemeinde pflichteten der Babette keineswegs zu, vielmehr tönten sehr vernehmliche Rufe der Abwehr und der Teilnahme für die Verurteilte. „Jetzt dünkt mich, ist's dann genug von der Sorte!" oder: „Aber Babette, wer wird denn so unchristlich tun, wenn das der Pfarrer hörte!" oder gar: „Hau ihr eins über's Maul, Lina!" Aber Lina Hutter war jetzt wirklich reuig, wie starke Menschen eben reuig sind; sie wissen, daß sie nichts ungeschehen machen können, aber sie nehmen die Folgen auf sich und wollen nichts geschenkt haben; außerdem hatte sie ja eben der Babette angeboten, sie wolle jede Strafe, die sie ihr zuerkenne, willig von ihr annehmen. Sie besann sich also keinen Augenblick, machte mit ernster Miene kehrt und sandte nur noch eine traurig winkende Geberde in der Richtung der Kirchgasse hin, wo sie ihre Angehörigen unterm Volk versteckt ahnte, vom erschütternden Vorgang mehr gepeinigt und gestraft, als sie selbst es war. Und dann senkte sie den stolzen und klugen Kopf und trollte sich trotz all ihrer Schönheit und Damenhaftigkeit mit langsamen, zaghaften Schritten zum Dorf hinaus wie ein geschlagenes Hündlein. Unten an der Rheinbrücke setzte sie sich hin und sah lange zum Dorfe hinauf und auf den Kranz der geliebten Berge; ihre Augen waren feucht, aber ihr Gesicht war feierlich und still. Sie empfand in dieser Stunde die Berechtigung des Dorfbannes und liebte ihre Heimat nur noch tiefer um einer Härte willen, in der nichts lag als ein leises Bemühen, dem blinden Walten des Geschickes Sinn zu geben. —

Einige Tage nach diesen Vorfällen reiste Lina Hutter mit ihren Kindern und ihrer Schwiegermutter nach Amerika zurück. Kurze Zeit darauf meldete ihr ein Schreiben des Amman Hergiser, daß die Gemeinde in Anbetracht ihrer offensichtlichen Reue den Dorfbann von ihr genommen habe; zugleich schrieb ihr ihre Mutter, daß die Babette Schneider seit jenem Tage, wo sie der Lina gegenübergestanden, vom ganzen Dorfe ziemlich gemieden werde und daß niemand mehr rechtes Mitleid mit ihr haben könne. Im Gegenteil trete jeder vernünftige Mensch für „die prächtige Frau Hutter" ein und gäbe dem Xaver recht, daß er sich diesen Schatz gegriffen und die weinerliche Babette vom Halse gehalten habe. So ist der Lina Hutter wahrhaftig auch diese Sache wieder zum Guten ausgeschlagen. Sie ist dann drei Jahre später noch einmal nach Zaug gekommen, um ihre Mutter abzuholen, und ist dabei mit allen Ehren empfangen worden, während die Babette es klüglich vorzog, in dieser Zeit eine Base in Valens aufzusuchen.

Wer aber nun nach dieser Geschichte der Ansicht ist, daß es mit der Gerechtigkeit in dieser Welt doch eine sehr windige Sache sei, dem kann ich nur mit betrübtem Herzen zustimmen. Immerhin haben die Zauger getan, was sie tun konnten, und es ist vielleicht schade, daß es nicht mehr solcher Gemeinden auf dem Erdball gibt; es wäre doch möglich, daß das grobe Uhrwerk des Weltgeschehens, das jetzt so gefährlich in Verwirrung geraten ist, dadurch eine feine und wohltätige Regulierung erhielte.

Digitized by Google

Südostdeutsche Betrachtungen über die Rheinlande

Von

Robert Sieger

Eine Fahrt an den Rhein ist dem österreichischen Grenzdeutschen heute mehr als je Erlebnis und Belehrung. Die schicksalhafte Verbundenheit der Länder an beiden Strömen kommt zu symbolischem Ausdruck im Verhältnis der Wasseradern selbst: wie eigenartig sie einander umfließen, wie nahe sie einander kommen, wie sie um ihre Wasserscheide gekämpft haben und wie dieser Kampf noch fortgeht, sinnenfällig vor allem dort, wo die Donau zum großen Teil versickert, um Bodensee und Rhein zu speisen! Bedeutungslos erscheint die vielberedete Hauptwasserscheide für den Verkehr wie für die Ausbreitung von Volkstum und Kultur — so viele Übergänge, Durchgänge und Umgehungswege bieten sich dar. Aber dennoch: sehen wir den einen oder den anderen Strom hinab, so blicken wir in eine ganz andere Umwelt und Geschichte, gewahren, wie verschieden die Wege sind, die der eine und die der andre dem deutschen Volk gewiesen hat. Der eine führt zum germanischen Meer als der große Verbindungs- und Grenzgraben, der an der Innenseite des gewaltigen Grenzwalles unseres Volktums entlang zieht — der andre weist einem der nach Osten auseinander quellenden Zweige der deutschen Volkheit den Weg in koloniale Weiten.

Nur ein kleiner Teil der Beobachtungen, die sich hierüber beim Entwurf einer „Geographie des Deutschtums“[1]) aufdrängen, soll hier vorgelegt werden. Sie sammeln sich um die Gesichtspunkte: „die Rheinlande des Deutschtums Westfront“ und „die Rheinlande der deutschen Volkheit verbindende Klammer“.[2])

Wir von der Südmark des Deutschtums, die im Grunde nur eine seiner Ostmarken ist und lange die Ostmark war, und mit uns die Deutschen der anderen Ostmarken meinen zumeist, in eine deutsche Westmark zu kommen, wenn wir die Rheinlande betreten. Auch wer weiß, daß die Rheinländer diese Benennung oft und recht entschieden ablehnen, und ihre Gründe würdigt, empfindet doch erst im Lande selbst mit voller Kraft, wie ver-

1) An der zusammenhängenden, längst geplanten Darlegung ihrer Grundzüge haben mich bislang noch äußere Umstände verhindert. Vorläufiges in „Die deutschen Grenzlande“ (Alpenländische Monatshefte 1925/26, Graz, S. 30ff., 98ff.) und „Deutschösterreich und seine Landschaften“ (Volk und Reich 1926, Berlin, 56ff.). Zu vergleichen auch Sieger, Donauweg und Rheinstraße (in der Festschrift „Zur Geographie des Wiener Beckens“, Wien 1923), Vogel, Rhein und Donau als Staatenbildner (Zeitschr. f. Geopolitik I, 63ff., 135ff.), Penck, Deutscher Volks- und Kulturboden (Volk unter Völkern, Berlin 1925, 62ff. mit Karte).

2) Diese beiden Gesichtspunkte waren bestimmend für die beiden Ansprachen, die ich im Februar 1926 bei der Befreiungsfeier der Universität Bonn als Vertreter der Hochschulen von Graz und Innsbruck halten durfte.

Digitized by Google

fehlt die Auffassung ist, die ihr zugrunde liegt. Allbekannt ist die Verschiedenheit zwischen der westlichen Grenze unseres Volks und seiner östlichen, die auch auf Art und Grenzen deutscher Staatlichkeit hier wie dort zurückgewirkt hat. Im Westen eine nahezu linienhafte Geschlossenheit; von Aus- und Einbuchtungen, vollends von Inseln und Mischgebieten kaum irgendwo die Rede. Ebensowenig von größeren Schwankungen des deutschen Volksbodens im Laufe der Zeit, wenn wir von der Absplitterung des niederländisch-flamischen Volkstums absehen. Ein schmaler Saum verlorenen deutschen Volksbodens, kaum Andeutungen eines Vorlandes von deutschem Kulturboden am scharfen Rande unserer Volkheit. In allem einfache, große Züge. Im Osten aber die volle räumliche und zeitliche Lockerung bis zur Zersplitterung: der deutsche geschlossene Volksboden in breite Zungen auseinanderlaufend, zwischen ihnen und ihnen vorgelagert Grenzsäume, Mischgebiete, Halbinseln, Inseln, Vorposten weit hinaus, zunächst verbunden durch deutschen Kulturboden, der allmählig selbst sich auflockert und seine Vorsprünge, Inseln und Vorposten hat bis zur Vereinzelung abgetrennter Kolonien in Osteuropa und Nordasien! Dazu große Verschiebungen, gewaltige vorrückende und zurückweichende Wellen, und ein fortgesetzter Wechsel im Kleinen, hier Verlust, dort Gewinn und nach kurzem wieder das Gegeteil. Scheinbar sicherer deutscher Volksboden plötzlich bedroht und fast schon verloren, längst Aufgegebenes unerwartet wieder zu voller Lebenskraft erwacht. Wie dieser Gegensatz zwischen Osten und Westen geworden ist, ist uns aus der Geschichte geläufig. Wir sehen in ihm den Gegensatz zwischen altem und jungem Volksboden; wir betonen, daß der Kampf um den Raum unter verschiedenen Bedingungen, mit verschieden gearteten Nachbarn geführt werden mußte. Im Westen steht, wie auch im Norden an der Dänen- und im Süden an der Italienergrenze, dem Deutschtum ein kulturell gleichwertiges, an innerer Einheitlichkeit und geschlossener Organisation ebenbürtiges, ja überlegenes Volkstum gegenüber; im Osten war es selbst der unbestrittene Träger der höheren Kultur in mannigfach gegliederte und zersplitterte Gebiete, denen es die Organisation erst brachte, wie die Kultur — zumeist als gerufener Helfer — dadurch aber selbst die Widerstände herangezogen, die Gegenkräfte gestärkt, ja geweckt hat. Aber wie wir neben diesen geschichtlichen Bedingungen die geographischen meist übersehen, von denen noch die Rede sein soll, so ist man sich zumeist nicht klar über die verschiedenen Formen, die der völkische Kampf um den Lebens- und Wirkensraum hier und dort annehmen mußte. In unseren Marken, die wir mit Recht so nennen, in der Auflockerung unseres Volkstums, in der Durchdringung und vielfach geradezu Mischung mit fremden Völkern zersplittert sich auch dieser Kampf. Um die gewundene und gelockerte Grenze zu behaupten, vollends vorzuschieben, muß die einzelne Stadt, das einzelne Dorf, das einzelne Haus umkämpft und gesichert werden; um die Familie, ja innerhalb der Familie um den einzelnen werben die streitenden Völker in Gutem und in Bösem. So ist die äußere Zugehörigkeit all dieser höheren und niederen Einheiten, ihr Verhalten bei Sprachenzählungen, Wahlen aller Art und ähnlichen Anlässen von Bedeutung. Sie wird so wichtig, daß sie vielfach aufhört, ein bloßes Kampfmittel zu sein und zum Kampfziel wird. Der Sprachen- und Schulstreit, ihm bald gesellt das wirtschaftliche Ringen und der politische Kampf im engeren Sinne treten so sehr in den Vordergrund, daß die Kulturseite, die Pflege des deutschen Wesens und der inneren Zugehörigkeit zum deutschen Gesamtvolk oft darüber fast vergessen ward. Erst die Not der Gegenwart hat uns in Ehrfurcht und Scham zu diesen dauerhaftesten Verankerungen der Volkheit zurückgeführt. All das sind Erscheinungen eines breiten Grenzsaums, wie ihn in gleicher Entfaltung kein anderes Volk neben dem deutschen besitzt, wie eben auch kein anderes etwas unserer Ostkolonisation ebenbürtiges aufweisen kann. In deutschem Kernland, auf uralt deutschbesiedeltem, von fremden Einschlägen freiem Volksboden müssen sie fehlen.

Deshalb fehlen sie in den Rheinlanden. Deren Bewohner haben das lebendige Bewußtsein, im Ursprungslande des Reichs zu sitzen, dort, wo dessen Macht und Kraft

Digitized by Google

ihren Schwerpunkt, seine Herrschaft ihren zentralen Sitz hatte, ehe der Ausdehnungsdrang nach Osten unser Volk vorwärts, aber auseinander zog. Und wer erschauernd vor den uralten rheinischen Bauwerken steht, empfindet ergriffen, wie sehr er hier in einem, ja dem, Kernland deutschen Wesens ist, von dem, zum Teil noch bewußt, weit abgelegene Auswanderer ihre Herkunft ableiten. Es ist mehr als politische Romantik gewesen, wenn man 1848 die Erneuerung des Reichs von Frankfurt, der geographischen Erbin der alten Kanzlerstadt Mainz, ausgehen lassen wollte. Markenkampf um die sprachliche Erhaltung des einzelnen Ortes bedroht die Rheinlande nur ganz nebenher. Die äußere Zugehörigkeit zum Deutschtum, die deutsche Sprache ist nur in Elsaß-Lothringen zeitweise bekämpft worden und erst die Gegenwart zeigt dort systematischen Kampf gegen die deutsche Sprache, Schule und Verwaltung. Aber er geht Hand in Hand mit dem Kampf gegen die deutsche Frömmigkeit, diesen von der Konfession unabhängigen Grundzug unseres Wesens. Und das zeigt, worum es sich in den Rheinlanden handelt und wie gewaltige Gefahren auch hier dem Deutschtum drohen. Wir stehen an der Kampffront zweier großer ausbreitungsfähiger Kulturen und es geht um das Ganze, um die innere Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum. Der einzelne deutsche Mensch und die Gesamtheit hat ihre deutsche Seele zu wahren gegen den Ansturm einer Kultur, die sich selbst als die höhere ansieht und oft genug von der Welt und auch von vielen Deutschen dafür gehalten wurde. Gewalt tritt zurück, es ist die werbende Kraft französischer Kultur und ihrer Vorarbeiterin, französischer Zivilisation, die vor allem die Oberschicht damit bedroht, innerlich undeutsch zu werden. Dehnt sich einmal französischer Kulturboden über dies altdeutsche, dies reindeutsche, dies älteste Kerngebiet von Volk und Reich immer weiter aus — und diese Gefahr ist immer vorhanden, wenn auch ungleich stark — so mag eine Stellung, wie sie den Flamen bereitet wurde, mag schließlich sprachliche Verwelschung die weitere Folge sein. Aber es bedarf dessen nicht: die Absonderung der Rheinlande vom Gesamtvolk, mit verschiedenen Mitteln gefördert, der edle Irrwahn einer Vermittlerstellung zwischen zwei Hochkulturen — „sozusagen seelische Zwiesprachigkeit" habe ich es einmal genannt — das Übersehen der Gefahren und das Fehlen des kampferprobten östlichen Grenzergeistes, dies und anderes sind psychologische Hilfen für den welschen Imperialismus, Rheinbund und Separatismus Symptome dafür aus verschiedener Zeit. So läßt sich auch eine geschlossene Volksfront moralisch und politisch lockern und mit jeder Einbuße, die der deutsche Staat und das deutsche Staatsgefühl hier erleidet, wird auch die deutsche Volkskraft geschwächt. Deshalb eben geht es hier ums Ganze; die Westfront kann nicht, wie in den Marken, durch wechselnde Fortschritte und Einbußen verschoben werden, sie muß als Ganzes gehalten werden; da sie nicht in einem Vorfelde, sondern im deutschen Kerngebiet, auf dem ältesten deutschen Kulturboden verläuft, ist sie die Schicksalsfront des deutschen Volks.

Das ist den Rheinländern immer wieder bewußt worden durch die Ungeduld der Franzosen. Sie haben die Erfolge ihrer klugen Werbearbeit immer wieder vernichtet, indem sie glaubten, es sei schon an der Zeit gewaltsam vorzugehen. So haben sie den Widerstand geweckt, die Irregeführten aufgeschreckt zur Erkenntnis der Gefahr. Indem sie zu den Methoden des Ostens griffen, haben sie nicht nur örtliche Gegenwehr gefundent sondern die einheitliche Front des Grenzdeutschtums zur Abwehr gerufen. Die „Wacht am Rhein", als sie zuerst gesungen wurde, das Feuer von Pirmasens, der Aufschre, des Elsaß-Lothringer Heimatgefühls sind Zeugnisse solch jähen Erwachens aus verschiedener Zeit. Aber immer wieder droht das Einschlafen, wenn nicht starke und kluge Führer die Westfront wach erhalten. Gibt es doch so viele Lock- und Schlafmittel!

Gefahr liegt — oder dürfen wir sagen: lag? — in der Stellung der Schrift- und der Heimatsprache in einem großen Teil der Rheinlande. Wo nicht jene, sondern diese zur Umgangssprache der Gebildeten geworden und daher auch vielfach ins öffentliche Leben, in Amt und Schule eingedrungen ist, büßt die „Hochsprache" leicht an Lebendigkeit ein. Sie wird steif und starr. Man empfindet sie als etwas äußerlich in der Schule

Digitized by Google

gelerntes, gezwungenes, ja fremdes. In der Unterschicht wird sie vernachlässigt, in der Oberschicht geschwächt gegen den Wettbewerb einer stammfremden Kultursprache. Wir alten Österreicher und andre Grenzdeutsche wissen längst und das Binnendeutschtum hat nunmehr mit Verwunderung erkannt, daß eine solche die heimische Zunge zur „Mundart", zur Hausprache herabdrücken, ja daß diese sich selbst in eine solche Stellung zurückziehen kann. Wir sehen das auf unserem Kulturboden an vielen Stellen, z. B. an den Malmédyer Wallonen, Ladinern, Masuren zugunsten des Deutschen. Anderseits kann die Heimsprache nach dem Rang der Kultursprache greifen, sich selbständig machen und die Hochsprache verdrängen.[3]) Das ist in den Niederlanden geschehen. Beides bedeutet Absonderung, Schwächung des Volkstums. Warum gerade in rheinischen Gebieten — Niederlande, Luxemburg, Elsaß, Schweiz — die örtliche Mundart eine so starke Stellung einnimmt und damit das Französische so große Geltung erlangen konnte, soll hier nicht untersucht werden. Daß die „alemannische Schweiz" deutscher Kulturboden geblieben ist, dankt sie vor allem ihren großen Dichtern und Schriftstellern. Im Elsaß aber führt der französische Druck nunmehr gerade auch solche Kreise, die dem Hochdeutschen kühl gegenüberstanden, zum Bewußtsein seines Wertes für die Erhaltung der völkischen Selbständigkeit und damit auch für die Bewahrung der Mundart. Man fühlt sich aber wie der Reiter, der über den gefrorenen Bodensee geritten ist, wenn man sich vorstellt, was durch das Zusammenwirken der Vermundartung und Verwelschung von Norden und Süden her mit der französischen Kulturpropaganda und mit den Träumen von der idealen völkerverbindenden Grenzlandaufgabe aus dem mittelrheinischen Kernland hätte werden können! Darum muß man dort mit scharfem Auge auf der Wacht stehen, die deutsche Front hüten.

Eine andere Gefahr liegt immer noch in einer einseitigen Einstellung, von der man bisweilen hört. Sie bewertet gewisse engere Beziehungen den Rhein hinauf und die verschwisterte Donau hinab höher, als die innige Verbindung mit dem Gesamtvolk und dem Reich. Den heute überwundenen engeren rheinischen Sondergeist darf nicht die Pflege (und wäre es nur eine schöngeistig-romantische Pflege) eines erweiterten südwestdeutschen ablösen, der eine geistige Front gegen den Nordosten hin ausbilden und darüber die Wacht am Rhein gegen die westliche Bedrohung versäumen könnte. Es genügt hier darauf hinzudeuten.

Derlei innere Gefahren bestätigen die aus den äußeren gewonnene Erkenntnis, daß die rheinländische Westfront dermalen die Schicksalsfront unseres Gesamtvolks ist. Das dürfen wir, die die deutschen Ostmarken zu halten haben und deren Geschick am unmittelbarsten empfinden, um so unbefangener aussprechen. Aber wenn wir beides geographisch betrachten, sehen wir auch, daß die Natur unserem Volk und seinem Staat im Westen eine Schutzwehr gegeben hat, die sie ihm im Osten versagt hat. Die großen Hemmungs- und Trennungszonen laufen im Westen den Volkssaum entlang, im Osten schneiden sie das natürliche Ausbreitungs- und das gegenwärtige Wohngebiet der Deutschen quer durch. Wir dürfen freilich diesen Vorzug nicht überschätzen. Schutzwehren wirken nur dann voll, wenn sie erreicht und bemannt sind. Volk und Staat bleiben aber heute hinter ihnen — von den Hügeln von Artois bis zu den Vogesen — fast überall erheblich zurück. Und dennoch gewähren beiden Höhen und Wald, klimatische und landschaftliche Verschiedenheit einen gewissen Schutz, hinter dem sich die einfache Front des geschlossenen Volkstums entwickeln und erhalten konnte, wenn sie auch hinter sie zurückgewichen ist. Und das Vordringen des Welschtums, nicht zuletzt des welschen Geistes haben sie doch ganz wesentlich erschwert. Eine wirkliche Geopolitik muß sich ihrer Bedeutung, wie der ihrer Lücken und Pforten stets bewußt sein. Mehr soll hier darüber nicht gesagt werden.

3) Der Amerikaner Gilfillan (European political boundaries, N. York 1924) sieht geradezu die sprachliche Seite des nationalen Kampfes in dem Anspruch der Heimsprache, zur Kultursprache zu werden.

Digitized by Google

Der geographische Vergleich, den wir eben ins Auge gefaßt haben, läßt uns aber auch die natürlichen Grundlagen der Tatsache verstehen, daß unser Volk eine geschlossene Westfront und eine weithingezogene, in Marken aufgelöste Ostgrenze hat. Sehen wir näher zu! Hart an seiner Westgrenze hat unser Volk in der Rheinzone — und nur dort — eine breite offene Verbindungslandschaft zwischen seinem Norden und seinem Süden. Die oberrheinische Tiefebene und die Kölner Bucht, beide mit ihren Randlandschaften muß jeder als solche erkennen, der auf die Karte blickt. Aber zwischen beiden, wo der Rhein das Schiefergebirge durchbricht, scheint die Verbindungslandschaft zur Verbindungsstraße zusammenzuschrumpfen. Daß auch eine solche für die anwohnenden deutschen Stämme von hoher Bedeutung sein muß, lehrt ein Blick auf den gewaltigen Verkehr des Flusses und seiner Uferstraßen. Aber ein genaueres Zusehen zeigt doch, daß es sich mindestens um ein Wegebündel handelt. Neben den Straßen über die Hochflächen sei bloß auf die Saar-Mosellinie und die hessischen Durchgänge verwiesen; die Richtungsänderungen des Rheins tun das ihre, um die natürlichen Wege in engerer Verbindung untereinander zu erhalten. So haben nicht nur am Rhein selbst, sondern in der Rheinzone überhaupt, durch politische Gestaltungen vielfach begünstigt oder abgewandelt, mannigfache nördliche und südliche Einflüsse sich durchkreuzt, wie das im einzelnen die Forschungsarbeit des Bonner Instituts für historische Landeskunde der Rheinlande in vorbildlicher Weise untersucht. Nochmals sei auf die Mittellandschaft dieser Verbindungszone hingewiesen, die sich an der Mainmündung bei Mainz und Frankfurt ausdehnt, in der Mitte zwischen Straßburg und Köln, und von der die Naturwege nach allen deutschen Landen ausstrahlen. So wird die Rheinzone zur Klammer zwischen deutschem Norden und Süden, zwischen der Westfront und den weiten Bereichen des Ostens. Sie wird es um so mehr, als weiter östlich sich nichts ihr vergleichbares findet. Denn hier setzt die mitteldeutsche Gebirgsschwelle kräftiger ein und wird immer mehr zur Scheide zwischen Norden und Süden. Zunächst noch in bescheidenem Maße. Hessen ist noch ein Durchgangsland, wie die Gebiete am Main und Neckar mit dem Kraichgau und auch in Franken und Thüringen ist „Mitteldeutschland" noch ein breiter durchgängiger Gürtel, in dem namentlich Thüringen so oft die Kulturbewegungen von Nord und Süd zusammenfaßte und gemeindeutsch werden ließ, aber politisch bedeutungslos blieb. Dann aber schwillt der Boden empor, die Schwelle verbreitert sich und ihre auseinanderlaufenden Randerhebungen umschließen ein von Westen her schwer zugängliches Hochland. Dieser „böhmische Keil" und der breite Karpathengürtel in seinem Rücken hat die deutsche Ostsiedlung auseinander gedrängt in zwei große Ströme, deren nördlichen die Sperrlandschaften Polens, Wald- und Sumpfland, abermals gabelten. Diese Schranken wirken sich — da deutsche Volkskraft zur Erfüllung Böhmens, ja zu seiner Umgehung und Umschließung nicht ausreichte — geschichtlich aus in der Auflockerung der Kolonisation, wie im Dualismus Preußen-Österreich, Berlin-Wien. Prag in ihrer Mitte ist kein deutsches Frankfurt des Ostens geworden und der Traum vom böhmischen „Herzland Germaniens" war rasch ausgeträumt. Aber auch zwischen Leipzig und München, zwischen Hannover und Stuttgart liegt — trotz Nürnberg und Würzburg — keine Zentral- und Verbindungslandschaft, kein ihre auseinanderstrebenden Energien zusammenfassender Knotenpunkt, wie es die Mainstadt in der Rheinzone geworden ist. So nehmen die Rheinlande eine einzigartige Stellung ein.

Die Rheinlande! Warum die Mehrzahl? Allzuoft hört man die Einzahl und manches, was ich ausgeführt habe, scheint uns die Rheinzone als eine große in sich engverbundene Einheit zu erweisen. Aber mit diesem Gedanken verbindet sich unwillkürlich die falsche Vorstellung von einer natürlichen Sonderstellung dieser Einheit innerhalb des Deutschtums. Von ihr ist nur ein Schritt zu der weiteren, noch unhaltbareren von einer Sonderstellung gegenüber dem Deutschtum. Französische Afterwissenschaft hat diesen Schritt längst getan und will uns verleiten, ihn mitzumachen. Sie sucht eine ethnographische Eigenart des „Rheinlands" darzulegen, die es als altkeltischen Volks-

Digitized by Google

und Kulturboden und nach seinem landschaftlichen Gepräge in engere Beziehung zu Frankreich bringen soll als zum deutschen Hinterland. Dahinter lauert kaum verhüllter Imperialismus. Aber ganz abgesehen von dem natürlichen Hindernisgürtel westlich der breiten Verkehrszone der rheinischen Furche, in welche Trennungszone Frankreich längst ein- und über sie hinausgedrungen ist, ist die rheinische Landschaft von der westeuropäischen französischen, ist das alteingewurzelte rheinische deutsche Volkstum vom welschen grundverschieden. Daß die Rheinlande auch keine geschlossene Einheit und daß sie ein Stück des mitteleuropäischen Bodens sind, den das deutsche Volk zur heutigen Kulturlandschaft gestaltet hat, wird ersichtlich aus ihren Landschaften und ihren Stämmen ebensowohl wie aus der Suche nach einer Begrenzung der angeblichen Einheit. Die Rheinzone verbindet Nord- und Süddeutschland, aber in Landschaft und Volk sondert sich in ihr ober- und niederdeutsches Wesen und das vermittelnde mitteldeutsche Übergangsgebiet fehlt ihr nicht. Wie eigenartig sind die einzelnen Landstriche und Stämme der Rheinlande — man stelle etwa das Elsaß neben die Landschaft von Köln! Und suchen wir irgendwie bestimmte Grenzen für ein einheitliches Rheinland, so finden wir sie nur nach der Westfront hin. Nach Osten aber öffnet sich eine Pforte nach der andern, oft breite Tore — im Tiefland, an Ruhr, Sieg, Lahn, am Main und den Wegen, die von ihm namentlich durch Hessen, aber auch nach Osten und Süden hin ausstrahlen, am Neckar, im Kraichgau, im Alpenvorland.[4]) Trefflich hat Walter Vogel[5]) die enge Verknüpfung der rheinischen Landschaften mit den östlichen gekennzeichnet und man könnte fast behaupten, daß manche deutsche Innenlandschaften mit der Rheinzone in besserer natürlicher Verbindung stehen, als untereinander. Die geschichtliche Probe auf diese Tatsachen bringt das Ergebnis von Vogels Untersuchungen[6]), daß „der Rhein niemals die Kraft gehabt hat, die politische Entwicklung in einem der staatlichen Einheit seiner Ufer und seines Stromgebiets[7]) günstigen Sinne entscheidend zu beeinflussen". In dem vergeblichen Bestreben, eine natürliche Grenze für das „Rheinland" zu finden, ist man schließlich bis zu den Wasserscheiden gegangen. Abgesehen von der geringen trennenden Kraft, die Wasserscheiden an sich, ohne besondere örtliche Vorbedingungen haben, erledigt diese Anschauung ein Blick auf die Karte. Nach ihr würde Rottweil, Stuttgart, Ellwangen, Nürnberg, Bayreuth zum „Rheinland" gehören. Diese wird aber niemand auch nur zu den „Rheinlanden" rechnen wollen. Anderseits ist es zu eng, wenn man, wie oft geschieht, nur die preußische Rheinprovinz als Rheinland oder Rheinlande bezeichnet — auf diesen Namen hat die ganze Rheinzone Anspruch.

Diese ist verbunden nicht nur durch die Wasserstraße des Stroms, den man vor allen „Deutschlands Strom" nennen muß, sondern durch ihre gemeinsame Stellung zum deutschen Volksboden. Nicht als Einheit, aber als Schicksalsgemeinschaft gehören die Rheinlande zusammen; als die Westfront unseres Volks und als die verbindende Klammer zwischen seinem Norden und Süden finden sie in allen ihren Teilen eine Gemeinsamkeit innerhalb der größeren und tieferen Schicksalsgemeinschaft des Deutschtums. Und in dieser haben sie bei aller Verschiedenheit verwandte Aufgaben zu erfüllen, wie wir Ostmärker, Aufgaben, die sie mit uns in vielem seelisch verbinden.

4) Im Westen stehen ihnen nur die Aachener Pforte, die Lothringische Stufenlandschaft, die Zaberner Steige und die Burgundische Pforte annähernd gleichwertig gegenüber.

5) Vogel a. a. O. 66.

6) Ebenda 74.

7) Dies Wort faßt Vogel in einem engeren verkehrsgeographischen Sinn, nicht im üblichen hydrographischen des Einzugsgebiets.

Digitized by Google

Die Zugspitzbahn

Von

Paul Schultze-Naumburg

Wenn ich die Gelegenheit wahrnahm, die kürzlich eröffnete Zugspitzbahn zu besuchen und die Fahrt mit ihr zu machen, so geschah es nicht aus reiner Begeisterung. Ich habe schon so viel gegen Bergbahnen im allgemeinen und die Zugspitzbahn im besonderen geschrieben und gesprochen, daß ich nicht den Verdacht zu fürchten brauche, mir untreu geworden zu sein, wenn ich sie jetzt selbst benutzte. Man muß wohl das kennen lernen, was man beurteilen will, und wenn man schon theoretisch nicht mitgehen kann, so sollte man doch die Wirklichkeit noch einmal auf die Richtigkeit des Urteils prüfen, um die Gelegenheit zu haben, es zu revidieren.

Meine Empfindungen gegenüber der eben fertig gewordenen Bahn sind nicht einheitliche. Die Bahn ist sicherlich ein kleines Wunderwerk, was dies Wunderwerk aber anrichtet, rechtfertigt alle meine Befürchtungen. Hier sei aber zunächst von der Bewältigung des rein technischen Problems die Rede.

Bekanntlich vertritt die Zugspitzbahn nicht den üblichen Typus der Schienenbahn, wie es bisher bei fast allen Bergbahnen der Fall war, sondern die Anlage besteht aus einer Seilbahn, bei der ein Förderkorb an einer Traglitze hängt, während ein Zugseil diesen nach oben zieht oder von oben nach unten herabläßt. Da dieses ein Drahtseil ohne Ende ist, an dem die zwei Förderkörbe je von oben und von unten die Fahrt antreten, tritt ein Gewichtsausgleich ein, indem der herabgleitende Korb den aufsteigenden hinaufzieht, wobei der Kraftverbrauch ein verhältnismäßig geringer ist. Es ist das Prinzip, wie man es bei jedem Fahrstuhl kennt, in dem allerdings nur eine Förderkabine vorhanden ist, während ihr Gegenstück durch ein Gewicht ersetzt wird. Der Fahrstuhl ist in einem senkrechten Schacht oder Gerüst eingebaut; das Wesen der Seilbahn ist es, daß die Fahrbahn eine mehr oder minder geneigte Richtung hat und das Drahtseil vollkommen frei über einzelne Pfeiler gespannt ist.

Solche Seilbahnen sind schon ziemlich alt und werden seit Jahrzehnten besonders in der Industrie und Steinbruchbetrieben zur Förderung viel verwendet. Im Kriege entwickelte sich der Seilbahnbetrieb an der Front ganz außerordentlich. In allen bergigen Geländen wuchsen solche Anlagen zur Förderung von Geschützen, Munition, Proviant und Menschen massenhaft empor, und in den Hochgebirgen entstanden kühne und gewaltige Bahnbauten, von denen besonders die zur Verteidigung des Ortlers unter ihrem Kommandanten, dem Grafen Liberacker, durch ihre Waghalsigkeit berühmt wurde. Man versuchte hier Spannungen in einem Seilabschnitt zu überwinden, die man früher nie für möglich gehalten hätte, und die Förderkörbe sausten über schauerliche Abgründe, die dem menschlichen Fuß unerreichbar waren, um auf vereisten Gipfeln zu enden.

Digitized by Google

Dieser Vorstoß einer wagemutigen Technik fand in der Zugspitzbahn in einem Werk des Friedens seine Fortsetzung. Ebenfalls auf österreichischem Boden erbaut, beginnt sie in Obermoos bei Ehrwald, also am Nordabhang des Zugspitzmassiv, das sich nach Westen als gigantische Felsenwand direkt aus der Lermooser Hochebene erhebt. Die bewaldeten Schuttkegel steigen hier bis zu einer Höhe von vielleicht 1200 m an, um sich dann unmittelbar zu einer scheinbar fast senkrechten Felswand bis nahezu 3000 m Meereshöhe aufzutürmen. Wenn man durch den Laub- und Lärchenwald die Fahrstraße hinauffährt, werden die verschiedenen Gipfel des Gebirges fast zu Häupten durch die Baumwipfel sichtbar. In einer großen Kurve endet der Weg vor einem umfangreichen Gebäude, dem Bahnhof, der aus dem Maschinenhaus, den Warteräumen und den Wirtschaftsgebäuden besteht. Schon dieses Gebäude ist die erste Ernüchterung. Ohne gerade etwas besonders Herausforderndes an Häßlichkeit darzustellen, ist es doch so phantasielos und langweilig, worüber auch der Anlauf zu zwei Tiroler Erkern nicht hinweghilft, daß man bedauert, daß hier in dieser Bergwelt etwas so Farbloses, zum mindesten doch Gleichgültiges, entstehen mußte. Doch etwas ganz anderes lenkt hier von diesen Gedanken ab: ein zartes Spinnengewebe entwickelt sich aus diesem Baukastenhaus und steigt in ungeheueren Schwingungen steil bergwärts, um sich in den fernen Felsgipfeln dem Auge zu verlieren. Nur die Richtung fühlt man noch, wo es oben angeheftet sein mag und mehr ahnend als wahrnehmend sucht das Auge die wenigen Pfeiler, die dem Seil auf seiner abenteuerlichen Reise als Stützpunkt von Abgrund zu Abgrund dienen. Da der Fußpunkt der Bahn etwa 1200 m hoch liegt, der Zugspitzgipfel aber fast 3000 m ist und die Bahn 200 m unter diesem Gipfel mündet, gilt es also anderthalb Kilometer senkrechter Höhe zu überwinden, die in steilem Anstieg durchmessen wird, während die Bahnstrecke eine Länge von mehreren Kilometern ergibt.

Und da das Auge die Steilheit einer Bergwand stets stärker empfindet, erscheint dieses Netz, das da die Menschenspinne zwischen dem Tale und dem Felsgipfel gesponnen hat, als etwas phantastisch Kühnes. Man hat übrigens reichlich Zeit, sich diesem Eindruck hinzugeben, denn schon beginnen die kleinen Enttäuschungen. Die Kabine kann 20 Menschen aufnehmen, die Fahrt dauert mit den kurzen Pausen zwischen Ankunft und Abfahrt etwa 20 Minuten, so daß es möglich ist, in der Stunde 60 Personen in einer Richtung zu befördern. Die Zahl der Wartenden beläuft sich aber auf viele Hunderte, so daß man den tröstlichen Bescheid an dem Schalter bekommt, daß man sich in etwa 3 Stunden darauf gefaßt machen könnte, an die Reihe zu kommen. Zu ändern ist an dieser Ordnung nichts, denn es liegt in der Natur der Seilbahn begründet, daß sie mit einer beschränkten Zahl von Personen rechnen muß, und der Andrang ist ein ungeheurer.

Ist es ein so schöner Sommertag, wie ich ihn erlebte, und wie er uns in diesem Jahr so selten beschieden war, so nimmt man dieses dreistündige Warten, das schließlich doch zu einem fast vierstündigen wurde, an dem Fuße der Zugspitze nicht allzu tragisch. Ich verzog mich aus dem Menschengewühl in den Wald und ließ die seltsame Erscheinung der auf- und abgleitenden kleinen menschengefüllten Koffer auf mich wirken. Der kleine helle Fleck schwebt anfangs recht rasch hinan, um dann scheinbar seine Fahrt zu verlangsamen, kleiner und kleiner zu werden und sich schließlich in ein Nichts aufzulösen, bis dann nach einiger Zeit aus dem Nichts sich an seiner Stelle ein anderes Pünktchen entwickelt, das nun die umgekehrte Folgereihe durchmacht.

Mehr und mehr von dem bunten Menschenschwarm wird von diesem seltsamen Mechanismus aufgesogen und verschwindet in dem Riesenspielzeug. Aus was für einer Art von Leuten mag wohl das Publikum der Zugspitzbahn bestehen? Man kehrt zum Bahnhof zurück und mustert die Wartenden. Eigentlich unterscheiden sie sich in keiner Weise von den Touristen, wie sie jeden Bahnhof Süddeutschlands füllen, und auch Tracht und Ausrüstung verraten keine Anpassung an den heiligen Boden, den ihr Fuß zu betreten sich anschickt. Der Straßenanzug herrscht bei dem männlichen Teil vor, einige

Digitized by Google

tragen Sportanzüge in mehr oder weniger eleganter Haltung. Hier und da ein geistlicher Herr, auch ein Kapuzinerpater ist dabei. Der unvermeidliche Gehrock mit Lodenhut darf nicht fehlen. Den Hochgebirgsschuh sieht man nur selten und merkt sogleich die völlige Ahnungslosigkeit gegenüber dem Terrain, das es zu beschreiten gilt. Der weibliche Teil ist der überraschendste. Sehr viel ältere, manche alte Damen in harmlosester Sommeraufmachung. Ob eine von ihnen eine Vorstellung davon hat, was der Felsengipfel eines Alpenriesen bedeutet?

Endlich kommt die ausgegebene Nummer daran, und man darf in einen engen Durchgangsraum vordringen, in dem die abgezählten 20 Fahrgäste aus unbekannten Gründen sich 20 Minuten bis zum Abgang der nächsten Kabine stehend aufhalten dürfen. Man fragt sich, ob die Verwaltung dies zur inneren Sammlung ihrer Passagiere vorgesehen hat. Endlich kommt der große Moment: man darf einsteigen und gelangt über eine Treppenbahn an die hängende Gondel, die sich bald wie eine Sardinenbüchse füllt. Bei einer Breite von etwa 1,20 m und einer Länge von etwa $2^3/_4$ m bleibt jedem der 20 Fahrgäste zuzüglich des Führers ein Platz von zirka 40×40 cm, ein Zustand, der lebhaft an die schönsten Zeiten der Berliner Untergrundbahn erinnert. Doch man hat ein Einsehen und ist glücklich, daß der Zufall einen an eine Fensterwand gedrängt hat. Ein leises Vibrieren, eine schwankende Bewegung und das Schweben beginnt. Man gleitet zunächst über eine Hochwaldschneise dahin, die immer rascher unter den Füßen versinkt. Höher und höher steigt der Korb, nur von einem leise surrenden Geräusch der Laufräder begleitet; die Talebene und die Ortschaften darin erheben sich langsam über den Vorwipfeln. Endlich nähert man sich dem ersten Pfeiler, der uns wieder in Erdnähe bringt. Tannenwipfel gleiten vorüber und an ihrem raschen Fluge erkennt man die Geschwindigkeit, mit der unser fliegender Koffer reist. Das Märchen ist zur Wirklichkeit geworden, jedoch der Märchentraum zerrinnt rasch, wenn man seine Mitspieler ansieht, die außer dem blonden Kind in der Ecke nicht ganz ins Märchenland passen. Inzwischen hat sich die Szenerie geändert. Man fährt nicht mehr über Tannenwäldern, sondern verkümmerte Latschen ziehen sich an dem Abhang hin, an dem wir scheinbar fast senkrecht hinaufgleiten. Es geht auf eine Felskante zu, einem Absatz, hinter dem sich etwas Neues, ganz anderes zu bergen scheint. Immer kümmerlicher wird der Pflanzenwuchs, an der Kante verschwindet er ganz. Die Vegetationsgrenze ist erreicht, die schauerliche Öde des Hochgebirges schwebt uns entgegen. Eine schwankende Bewegung verrät uns, daß wir über den Pfeiler hinweggeglitten sind, der auf dem Absatz Halt fand. Graues Geröll breitet sich unter uns aus: wir durchqueren einen riesigen Abgrund, der sich in steilem Abfall dem Tale zu öffnet. Die Fahrt scheint sich zu verlangsamen, der Wagen still zu stehen. Doch der stets gleiche Rhythmus des knirschenden Surrens der Räder belehrt uns, daß wir einer Täuschung verfallen. Die Entfernung vom Boden ist so groß, daß wir unser Vorrücken nicht mehr wahrnehmen; Felsblöcke werden zu Kieseln, Steine zu feinem Sand, und unser eigener Schatten wird zu einem langsam schleichenden dunklen Tupfen auf dem fernen Geröll. Wir schweben an die ragenden Felswände des Gipfels heran, schweben an ihnen empor. Wie auf Steinwurfnähe glaubt man die rauhe Elefantenhaut des Gebirgsmassivs zu sehen und ist doch um eines Tales Breite von ihm fern. Ein Spielzeughaus wird unten am Rande des Abgrundes sichtbar: die Wiener-Neustädter-Hütte, die den Bergsteigern den Aufstieg von Ehrwald her vermittelt. Dort liegt, ein kleines blaues Auge, der Eibsee. Helle Flecken zeigen Partenkirchen-Garmisch an. Der Kramer, ein ganz stattlicher Bursche, liegt schon weit unter einem, das Miemingergebirge wird im Tirolerischen sichtbar. Der „Daniel" hat seine bekannte Zuckerhutform verloren und versinkt bescheiden in seine Gruppe; ferne Bergzüge steigen darüber empor. Wir rauschen immer steiler an die Gipfelwand heran, und doch scheint sie sich uns immer noch zu versagen und ferne zu bleiben. Die Spannung wächst fühlbar, die Fahrt verlangsamt sich, gleichsam zur Probe,

Digitized by Google

die Station wird über uns sichtbar. Dann wieder ein Anschweben, ein lautloses Stoppen. Die Kabine hält. Über Lauftreppen, hinter uns schauerliche Tiefe, verlassen wir die Halle. Dünne eingehängte Ketten schützen als Geländer. Ahnen all die älteren und alten Damen, was hier ein falscher Tritt, eine Ungeschicklichkeit kostet? Der Strom eilt weiter, verschwindet. Eine seltsame unfertige Welt umfängt uns. Ein werdender Neubau aus dicken Betonmauern, die in den Fels geklebt sind, Ziegelwände, Gerüste, Staub, Schutt, Zementsäcke, Tiroler Mauerer bei der Arbeit, dazwischen improvisierte Kaffeetische, Bierausschank, Bretterverschläge, Menschengewimmel. Man dringt hindurch, noch ein paar Schritte und atmet auf: ja, da ist sie wieder, die alte Hochwelt, die Felsenrippen, das Geröll, die Luft, die Führer mit ihren Seilen und Spitzhacken. Und darüber wälzt sich ein Touristenstrom vom Bahnhofstypus, alte Damen in langen Kleidern, Dämchen in Stöckelschuhen, alles drängt sich auf jäh aufsteigendem fußbreiten Saum am Abgrund entlang. Nirgends Raum, rechts die Tiefe, links die Gipfelwand, vor uns der schmale Kletterpfad zur Münchener Hütte, auf dem eine ungeschickt vordrängende Menge dilettantisch den Aufstieg versucht. Viele kehren um, viele resignieren ganz und setzen sich auf die Bierfässer oder Zementtonnen, die am Rande des schmalen Bauplatzes herumliegen. Der Aufstieg bis zum Gipfel ist an sich keine alpine Leistung, aber für alte Damen in langen Röcken und Dämchen in Stöckelschuhen doch auch kein Spaziergang zum Rißersee. Man braucht schon gesunde und geübte Glieder, völlige Schwindelfreiheit und Nagelschuhwerk, das auf Steinen und Geröll Halt faßt. Der Korso, der sich hier zwischen Station und Gipfel entwickelt, bietet zwar vorwiegend tragikomische Bilder. Die Gescheidten unter den des Ortes Unkundigen nehmen sich einen Führer und vertrauen sich seinem Schutze an. Die Ahnungslosen krabbeln darauf los und werden zum Hemmnis, ja zur Gefahr für die Nachfolgenden. Zwei Ströme begegenen sich ständig von oben und von unten. Ein Herr hat sich ein paar Schritt abseits verstiegen und wagt aus Verlegenheit nicht recht, seine namenlose Angst in dieser ungewohnten Situation zu zeigen. Seine Begleiterin rutscht die schräge Wand herunter, wobei ihr hängenbleibender kurzer Rock viel rosigen Oberschenkel enthüllt. Zwei alte Damen pusten und krabbeln atemlos, aber tapfer den Pfad abwärts. Der Mönch in der Kutte schreitet ohne Hast und sicher und verrät den Sohn der Berge. Der Weg ist, abgesehen von einigen neuen Drahtseilen, nicht viel anders geworden als früher und bietet ja auch keine bedeutenden Schwierigkeiten. Trotzdem wundert man sich, daß da alles so heil abgeht. Die Möglichkeiten zu ernsthaften Unfällen und Abstürzen sind so zahlreich gegeben, daß es fast Wunder nehmen sollte, wenn dieses Publikum nicht reichlicher davon Gebrauch machen würde. Die Bahnverwaltung wird dazu schreiten müssen, die Verbindung von der Station zum Gipfel als gehbaren Weg mit Treppen auszubauen, was sich mit Hilfe von Spitzhacken, Eisen und Zement technisch immerhin ausführen läßt, wie es etwa auf dem Wendelstein der Fall ist. Denn sie wird sonst die Verantwortung für die Sicherheit der Massen, die sie hinauf befördert hat, nicht tragen können. Dann wird es ja nicht mehr lange dauern, bis eine gleiche Verbindung mit der Riffelwandspitze hergestellt ist, und ist die erst einmal da, dann steht einem komfortablen Höhenweg über das Zugspitzeck und dem Schneefernerkopf bis zum Wetterwandeck wohl nichts mehr im Wege. Sicherlich wird dann für die nötigen Erfrischungen gut gesorgt werden, und es findet sich wohl auch ein Unternehmer, der an passender Stelle für die Aufstellung einer Jazz-Kapelle sorgt, damit diese entlegene Ecke endlich die langentbehrte Zugkraft bekommt.

Die Rückfahrt gestaltet sich übrigens genau so als Hindernisrennen wie die Auffahrt. Wenn man nur 60 Menschen in der Stunde befördern kann, aber einige hundert heraufgeschafft hat, so muß man natürlich wieder ein bis zwei Stunden warten, bis man an die Reihe kommt. Da hier oben aber keine laufenden Nummern ausgerufen werden, wie unten, sondern ein Jeder so befördert wird, wie er eben da ist, muß man sich ent-

Digitized by Google

schließen, sich anzustellen, wie im Kriege im Butterladen. Versucht man draußen auf dem schmalen Raum, den die Felsklippen lassen, zu warten, so dürfte man wohl in später Dunkelheit als letzter den Gipfel verlassen. An die Möglichkeit einer Übernachtung im Chaos der Station, wie sie heute ist, ist nicht zu denken. Und wenn man ein Bett im Münchener Hause bekommen hätte, hätte man oben bleiben müssen. An einen neuen Anstieg im Dunkel ist für einen nicht restlos mit dem Ort Vertrauten und mit guten Laternen Ausgerüsteten nicht zu denken.

Im Münchener Hause und der meteorologischen Station ist übrigens alles unverändert, nur das Publikum ist anders und zahlreicher geworden. Gott sei Dank ist einstweilen noch so wenig Platz da droben, daß zu Massenansammlungen beim besten Willen kein Raum bleibt. Und der Rundblick ist der stets gleich herrliche. Dicht unter uns der Höllenthalferner, über den es das „Brett" herunter zur Angerhütte führt. Auf der anderen Seite der Schneeferner mit den riesigen Felsenhochebenen des Platt, über den der Weg von der Knorrhütte herkommt. Ein paar winzige dunkle Pünktchen im Weiß deuten an, daß da ein paar Bergsteiger des Weges ziehen, die Glücklichen, die das bessere Teil erwählten. Über allem der vielgipfelige Felsgrat, der diesen ungeheueren Schneekessel einfaßt. Und wieder über diesem der Kranz der Hochlandsberge, der sich an solchen Sommer- und Sonnentagen meist in blaue Schleier hüllt.

All diese Herrlichkeit ist da, und doch will nicht der reine Genuß aufkommen. Irgendetwas stimmt heute nicht, es liegt etwas in der Luft, was sich dämpfend auf das große Erlebnis legt. Bei all meinen Bergbesteigungen, auch auf oft viel niedrigere Gipfel war es anders. Da steigert das Erringen mit eigener Kraft ein ganz anderes Hochgefühl des Glückes. Und die endlich erreichte Höhe öffnete eine seltsame Weltferne, Einsamkeit und Freiheit, wie sie all das Drum und Dran dieser Jahrmarktsfahrt nicht aufkommen läßt.

Gewiß, es ist ein schönes Ziel, den Tausenden, die Erholung suchend aus der Enge der Großstadt, der dicken Luft der Ebene kommen, die Wohltaten der Bergluft erreichbar zu machen. Muß man diesen Tausenden aber wirklich auch die Bergeinsamkeit erschließen und überantworten? Ich darf hier ein Wort anführen, das ich in einem Vortrag auf dem I. Deutschen Naturschutztag in München gebrauchte: wenn es etwas Herrliches um diese Bergeinsamkeit ist, so muß man wohl auch ohne weiteres verstehen, daß dies Herrliche sein Bestes verliert, wenn der Einsamkeit ein Menschenstrom zugeführt wird. Die Technik gibt allen Beliebigen ohne Wahl die Möglichkeit, scharenweise ohne weiteres in Gebiete des Hochgebirges einzudringen, die allen denen teuer und heilig waren, die sie sich bisher mit ihrer Tüchtigkeit erst erkämpften. Es gibt ja leider allzu viele, die gar nicht fühlen, was Besonderes daran sein soll, so unnötig früh aufzustehen, und sich im Schweiße seines Angesichts abzuplagen, Gefahren, ja dem Tode zu trotzen, um ein „Panorama abzumachen", wenn man es mit ein paar Mark und einer Stunde Bahnfahrt erkaufen kann. Sie werden nicht begreifen, daß nicht das Obensein, sondern das Hinaufkommen, daß nicht der Siegespreis, sondern der Kampf es ist, der den Helden ausmacht. Würde man auf sämtlichen Bergbahnen den Betrieb einstellen, so erwiese man sicher den größten Dienst den Touristen selber, denn sie würden dann gezwungen sein, sich selbst ein Stück dieser Bergwelt zu erobern, und sie würden von der bescheidensten Höhe, die sie aus eigener Kraft errungen, tausendmal mehr Freude, Gesundheit und inneren Gewinn erlangen, als von dem Abfahren aller Gipfelbahnen zusammen. Und selbst wenn man den Gesichtspunkt geltend macht, daß man auch Alten und Kranken oder Eiligen einmal einen Blick in den Zauber der Bergwelt verschaffen will, so wird dafür vollkommen ausreichen, wenn *eine* Gipfelbahn im Gebirge wäre; die Wendelsteinbahn genügte hierzu vollkommen. Die alten Bergriesen aber lasse man unentweiht. Sie sind eine der wenigen Stätten, an denen uns noch die Schauer der Einsamkeit anwehen, und man mache sie nicht zu Endstationen der Bahnlinie Hamburg—Berlin—

Digitized by Google

München. Die Bergbahnen, die die Stille und Erhabenheit der Alpen vermitteln wollen, vernichten sie zuvor.

Die Zugspitzbahn ist nun gebaut, und die Tatsache läßt sich um so weniger aus der Welt schaffen, als sie sicher ein glänzendes Geschäft bedeutet. Als ich meine Karte löste, trug diese fast schon die Nummer des fünfundzwanzigsten Tausends. Da die Fahrt 10 M. kostet, beträgt die Roheinnahme innerhalb von etwa 6 Wochen eine Viertelmillion Mark, wobei man immer berücksichtigen muß, daß trotz dem genialen Ingenieurplan und den ungeheueren Schwierigkeiten der Montage die Anlagekosten nur einen geringen Bruchteil einer Schienenbahn betragen, wie sie etwa die Jungfraubahn mit ihren langen Tunnelbauten darstellt. Bekanntlich wird noch ein bayerisches Projekt einer zweiten Bahn auf die Zugspitze betrieben, das den Gipfel von der deutschen Seite her erreichen will und sich ja zu Gute halten kann, daß der Zugspitzgipfel doch preisgegeben sei. Befürworter der Bahn wenden ein, daß es ja noch so viele Alpengipfel gäbe und daß die Freunde der Bergeinsamkeit die anderen Gipfel aufsuchen könnten, die noch leer seien. Das ist nicht ganz richtig. Die Zugspitze ist nicht allein der höchste deutsche Berg, sondern es kommt ihr auch eine so alpine Vielseitigkeit zu, die sie an eine Ausnahmestelle setzt. Ihre verhältnismäßig leichte Besteigbarkeit war allerdings in den letzten Jahren schon der Grund, daß sie an Sonntagen sehr zahlreiche Besucher fand. So wäre dieser schöne Berg für Anfänger und von München aus immer eine der herrlichsten Besteigungen geblieben, um so mehr, da es ja nicht ohne weiteres jedem möglich ist, nach dem Großglockner oder dem Großvenediger zu kommen.

Dahinein ist nun eine Bresche gelegt, und die Entwicklung wird dafür sorgen, daß sie sich immer mehr verbreitet. Die echten Naturfreunde werden sich abermals weiter zurückziehen müssen, bis es überhaupt keinen Winkel unseres Vaterlandes mehr gibt, der nicht verindustrialisiert, erschlossen, zur Nutznießung herausgezogen, vergroßstädtert und verdorben ist.

Es gibt zwei Arten von Menschen: solche, die sich erst in einer so zurecht gemachten Welt wohl fühlen, und solche, die mit ihr ihr Bestes verloren gehen sehen. Es ist eine Frage, die sich nicht durch die Entscheidung wer „Recht hat" lösen, sondern nur dadurch beleuchten läßt, daß man sich die Menschen ansieht, die der einen und der anderen Art angehören. Und ich glaube, daß man bei der zweiten Gruppe doch mehr von denen finden wird, denen die Menschheit Tempel baut.

Osmanische Kunst

Von

Hans Much

I.

Wenn ich zu denen gehöre, denen beengte Stirnen und Herzen vorwerfen, daß ich eine zu starke Einfühlbarkeit in andere Völker, vor allem für den Orient, besäße, ohne das gleiche für meine lieben Volksgenossen zu empfinden, so ist dagegen dreifaches zu erwidern: Erstens, man *fordert* Liebe in der Heimat, und *gibt* als Entgelt Neid und Niedertracht. Zweitens steht vielfach zu lesen, daß auch ich zu den sogenannten Führern der *niederdeutschen* Heimatbewegung gehöre, übrigens ein Titel, den ich durchaus ablehne, und daß keiner sich so tief und künstlerisch in das Wesen der germa-

Digitized by Google

nischen Gotik(!) eingefühlt hat wie ich. Einfühlbarkeit ist eben auch die Grundlage des Heimaterlebnisses. Und drittens, je umspannender die Einfühlbarkeit, um so tiefer auch das Erfassen der Heimat. Eines bedingt das Andere. Ex oriente lux. Und dem Lichte nachzugehen, wo immer es in der Welt aufleuchtete, ist der Sinn jedes höheren, also auch meines Lebens. Spezialismus ist immer dürftig und führt stets zum Niedergang. Wer kann, soll alle Weite zu umfassen und zu erleben suchen. Heimatkultur ohne gleichzeitige Beherrschung der Weltkultur ist Unsinn, ebenso wie das berufsmäßige Verkünden einer Spezialreligion gefährlich ist, wenn der im Dienst dieser Religion stehende Beamte nicht beweist, daß er alle großen Weltreligionen innerlich beherrscht. Der Kern aller Kultur und damit auch aller Religion ist überall derselbe. Die Abwandlungen der Form je nach Land- und Volkscharakter machen die Unterschiede. Ihnen nachzugehen ist reizvoll, wenn man den gemeinsamen Kern sieht. Sie werden gefährlich und blutheischend, wenn man die wachsende Form für den Kern nimmt. Genug, nicht Vielseitigkeit, sondern Spezialistentum zersplittert. Gerade umgekehrt, wie der Nahsichtige behauptet. Vielseitigkeit, besser gesagt: Überblick, Weitblick, Zusammenhangswissen und Zusammenhangserlebnis schaffen Einheit.

Gar vor dem Osten sollten die starkstiefligen Mäkler doch etwas vorsichtiger auftreten. Denn gerade das Christentum, das sie dadurch bedroht fühlen, lenkt ja von Jugend auf den Blick des Europäerkindes auf das Allernachdrücklichste zum Osten hin. Es bedeutet, wenn man Wortklaubereien beiseite läßt, den geistigen Sieg des Ostens über den Westen. Der Westen besiegte den Osten durch Kanonen und Maschinenschund. Der Osten gab dem Westen; der Westen zerstörte den Osten.

Zu diesem Urteil kommen sie alle, die Feinfühler, die unvoreingenommen und mit reinem großem Herzen vor die Kulturen des Morgenlandes traten, seien es Engländer, Franzosen, Deutsche oder Skandinavier. Ja selbst vor den Ausläufern dieser Kulturen kommen sie noch zu diesem Urteil. Doch im Augenblicke hat das Morgenland ebensowenig wirkliche Kultur wie das Abendland. Die Zivilisation hat alles getötet. Aber man merkt doch bei feinerem Hinfühlen noch viel von dem Atem der alten Kultur.

Unter allen Teilen des Ostens ist die Türkei immer am schlechtesten vom europäischen Durchschnittsurteil bedacht worden, teils wegen offenbarer Zeitungsmache, teils weil man sagte, die Türken seien das am wenigsten für Kunst begabte Volk des Orients. Dem ist aber mit aller Schärfe entgegenzutreten. Ich selbst hatte diese Dummheit eine Zeitlang geglaubt und gesagt. Erst auf meiner diesjährigen Reise ist mir die Binde von den Augen gefallen. Man sprach immer von dem Bruderstamm der Seldschukken, der eines der kunstbegabtesten Völker war.

Aber was macht denn den Zauber, der den Fühlenden immer wieder nach Konstantinopel zieht? Auch mich zog er wieder, wenn auch diesmal noch unbewußt. Gewiß, die Lage ist prachtvoll, dem Reiz des mastenbeladenen Goldenen Hornes und des lieblichen Bosporus kann sich niemand entziehen. Auch die Lage Stambuls auf der Landzunge ist eigenartig. Aber so etwas gibt es auch anderswo. Gewiß, die Vergangenheit ist nicht unbeteiligt. Es liegt eine mächtige, ja bewunderswerte Geschichte auf dieser kleinen Landzunge und ihr Geist ist nicht zu bannen. Selbst der Ungebildete fühlt sich gezwungen, einmal nachzudenken über das goldene Byzanz, das jahrhundertelang die Welt beherrschte, das im schmählichen vierten Kreuzzug von den Kreuzrittern als Hort der Christenheit auf das mordbrennerischste geplündert wurde, sich doch wieder erholte und erst 1453 dem türkischen Eroberer nach bewunderungswürdigem Todeskampfe in die Hände fiel! Der Türke behandelte es viel weniger schlimm als die christbrüderlichen Kreuzfahrer. Und nun kam die Zeit des Leuchtens unter dem Halbmond, die merkwürdigen Jahre, wo sechs wahrhaft große Sultane aus einer Familie hintereinander die Welt in Staunen setzten. Gewiß, das wirkt und weckt. Aber das Heimweh nach Stambul hat eine andere Quelle. Es ankert in den Lanzenspitzen der Minarets, die den

Digitized by Google

machtvollen Zwang der Moscheenkuppeln nach aufwärts reißen. Es ankert in diesen Silhouetten der Moscheen, die drangvoll zugleich und tief beruhigend, voll Aufwärtskraft und behütender Sicherheit Stambul den Stempel eines eigenen Lebens aufdrücken. Und dazu kommt ein Zweites: die letzte Brandung des orientalischen Lebens, die hier in eigenartiger Schwingung auf die Küste Europas überspringt, hinüberbrandet. Und plötzlich begreift man: Die größten Werke der großen türkischen Geschichte waren die Bauwerke.

Das Stadtbild Stambuls und das Leben Stambuls, sie prägten die Eigenart und wirken das Heimweh. Wer solche Prägung geben konnte, der ist nicht kunstunbegabt, der war mitteninne in Größe und Schönheit.

Entsetzlich ist das armprotzige Europäerviertel Pera; nur Stambul, die Türkenstadt gibt Prägung und Wägung, Wert und Wirkung, Aufrechtheit und Aufrichtigkeit. Das sagen sie alle, die die türkische Seele erlebten. Niemand erlebte sie so rein und echt wie die beiden französischen Offiziere Loti und Farrère und der Deutsche: Banse. Ohne Einschränkung bekenne ich mich als Vierter zu ihrer Dreizahl. Auf meinen Forschungsreisen in Palästina habe ich die Türken lieb gewonnen wie die Drei und habe davon berichtet in dem Buche „Rings um Jerusalem" (Einhorn Verlag).

Unnütz ist es über das türkische Wesen zu sprechen, seitdem Farrère sein Buch schrieb: „Der Mann, der den Mord beging." Reizvoll im Augenblick ist es, vom neuen Wehen nationaler Großkraft zu berichten. Aber immer wieder wert ist es, sich Rechenschaft abzulegen über die künstlerischen Prägungen dieses seltsamen Volkes. Das ist niemandem bisher gelungen außer Heinrich Glück.

Auch mir gelang es nicht, obwohl ich mit Liebe und Einfühlung dem ganzen Umkreis des Islam nachging. Ich sprach warm und begeistert von Brussa, Konia, Damaskus, Jerusalem usw. usw. Aber Stambul blieb mir damals kalte Größe. Erst auf dieser Reise erlebte ich seine Gewalt und erfuhr im Innern, daß die Kälte ein machtvolles Teil seiner Größe ist.

Damals tötete ich meine Ergriffenheit durch kunsthistorische Überlegung. Ich sagte mir: die Sophienkirche war Vorbild. Selbst die größten Moscheen atmen ihren Geist. Im Innern halfen Perser und Seldschukken nach. Das ist der tötende Stil des Kunsthistorikers! Die Moscheen Achmeds und Suleimans gehören zu den gewaltigsten Bauwerken der Welt .... aber sie lehnen sich an die Sophienkirche an ... folglich usw. So schwatzen ja die meisten einander nach.

Nein! Es muß ganz anders heißen. Vorweg ist zweierlei zu bedenken. Erstens die Kunst entstand unter fortwährenden Kriegen und zwar Weltkriegen. Zweitens: Wir haben uns dabei in die Zeit der Hochrenaissance und des Barock zu versetzen. Im Westen das Abendrot einer sterbenden Anlehnungskunst, wie Victor Hugo es trefflich nennt; im Osten das Morgenrot einer entstehenden gigantischen Eigenkunst. Glück sagt mit Recht: „Gegenüber dem Sultanshofe in Konstantinopel erscheinen die Machtzentren der Hochrenaissance und des Barock in Europa fast wie Ableger in bezug auf die Möglichkeit der Durchführung riesenhafter Leistungen."

Türkische Kunst ist *Eigenkunst*. Und sie ist wie jede wahre Kunst eine Kunst des *höheren Ichs*, ein Drang, das Jenseits der Erscheinungswelt zu bannen durch Formung und durch Gestaltung zu erleben oder an sein Erlebnis heranzuführen. Auch hier der Drang, die höheren Werte, von denen die Sinnenwelt nur dürftig Kunde gibt, zu gestalten, der Drang jeder großen Kunst, von der Scheinwirklichkeit der Erscheinungswelt hinauszuführen in die wahre Wirklichkeit, die im Denken nur durch Absonderung erfaßt, im Leben durch den Wandel erlebt, in der Kunst durch Deutung und Andeutung gestaltet werden kann. Erst wo nach diesem Ziel gerungen wird, ist ja von eigentlicher Kunst zu sprechen. Nur das ist *Schöpfung*; was in der Welt der Sinne bleibt, ist *Nachahmung*.

Digitized by Google

Der Türke hatte, als er Byzanz eroberte, ein Vorbild nicht nötig. Er kam von Brussa und hatte dort in wirklich eigenem Stile Bauten von erhabener Kraft und Schönheit erstehen lassen. Im eigenen Stile, obwohl von Persern und vom Brudervolke der Seldschukken viel Einzelheiten übernommen wurden. Die Grüne Moschee in Brussa ist etwas rein Osmanisches und eine der größten Einzelleistungen. Ebenso die in Nicäa. Ich spreche ein andermal allein davon. Leicht wäre es gewesen, diese Art nach Stambul zu übertragen. Aber der geniale Sinn der großen Baumeister entschied sich und beschied sich anders. Zu den Hügeln der Stadt paßten viel besser die gewaltigen Kuppelsilhouetten. Sie mußten neu erdacht werden. Und hätte Sinan nur sie erschaffen, so wäre er allein deshalb einer der größten Baumeister der Welt. Aber es kam noch etwas ganz Eigenes hinzu: die Form des Stambuler Lanzenminarets, das nur hier steht, aber hier wie etwas Naturgewolltes und doch alle Natur Überfliegendes, Überjauchzendes. Ein später Ausläufer prangt über Kairos so anders gestalteten bunten verwirrenden Gebetstürmen, herab von Mohammed Alis später Moschee: die Lanzen Stambuls in ihrer fliegenden, schlanken Einfachheit.

Ja, selbst die Sophienkirche schien auf die islamische Eroberung fast gewartet zu haben. Innen freilich kann ihr niemand etwas hinzufügen. Klein wird der griechisch-römische Tempel vor dieser kühnen Bautat des Orients: Sehen wir sie kunsthistorisch, so ist auch sie bedingt aus Persien. Und doch ist dieses Bauwerk eine neue Tat. Nicht der Raum ist hier gebildet, sondern der Überraum. Durch kühnste Raumkonstruktion, unterstützt von der erdenthebenden Pracht der Goldmosaiken, ist das uralte höchste Menschheitsunterfangen in neuer Form gestaltet: Dem Ewigen, Unwandelbaren, Beharrenden Platz zu erschaffen in der engen Welt der Auseinandertretungen. Aber das Außen ist schwer und schwerfällig. Erst die islamischen Minarets geben ihm Weihe und Weite, Drang und Zwang. Die Kirche hat durch sie mehr gewonnen, als sie durch die Übertünchung des Christusbildes in der Kuppel verloren hat.

Die türkische Kunst ist ähnlich hochbeschwingt wie die Gotik. Sie ist desselben Sinnes. Aber wie anders die Mittel, um das Dauernde, das Unvergängliche, das große Anliegen zu gestalten. Der gotische Bau läßt vergessen, daß sein Bauherr ein gewaltiger Meister der Rechenkunst sein muß, wenn anders er erstehen sollte; die türkische Moschee ist gestaltete Mathematik. Die persisch-arabische Moschee steht dazwischen. Sie ist etwas ganz anderes als die osmanische: Leicht, frei, luftig, zeltartig, später überkühn, an die Gotik erinnernd. Die osmanische Moschee dagegen rückt an die Ägyptik heran. Wie diese genialste aller aus dem Gegensatz geschaffenen Schöpfungen, sucht sie das Maßenthobene durch das letzte Wissen um das Maß, die Mathematik, zu gestalten, und wie diese hebt sie die Maße in das Riesenhafte, um das Maß zugleich mit seinem inhäranten Gegensatze wirken zu machen.

Mächtig ist der Baublock der türkischen Moschee. Zuerst wirkt das Ganze als Pyramide. Dann teilt sich die Pyramide in ein Unten und Oben. Das Oben wird zur Kuppel; das Unten zum mächtigen Würfel. Du trittst näher. Die Kuppel löst sich wieder in Seitenkuppeln und weiter in eine Neben- und Unterkuppel, zuerst verwirrend, dann aber erscheint alles streng rhythmisch und symmetrisch geordnet. Der Würfel löst sich in große Bogenstellung, die wieder Bogen oder Arkaden umfassen, durchbrochen von gewaltigen Rechtecken, aus denen das Stalaktitentor den Pilger hineinzieht in das Innere.

So löst sich die ungeheure klare und kalte Einfachheit des ersten Anblicks in rhythmisch bewegtes, von der Zahl streng und aufrichtig gezügeltes Gesamtwesen, wo aus kleineren Einheiten größere, aus diesen wieder größere und zuletzt die große Eins gestaltet wird, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der gewaltigen, deckenden Hauptkuppel, ihren fühlbarsten Ausdruck in der Idee der Pyramide hat, die unbewußt über diesen grandiosen Organismus ihre gestaltenden Schwingen breitet. Die Welt der Auseinander-

Digitized by Google

tretung und des Zwiespalts ist zurückgeführt zur großen Einheit der Ewigkeit und Unvergänglichkeit.

Die Kuppel ist keineswegs Nachahmung der Sophienkirche. Die Sophienkuppel war ja schon Nachahmung, besser Benutzung Persiens. Und vorher waren die Osmanen ja schon lange mit Persien in nächster Verbindung gewesen, hatten die Kuppel schon viel früher kennen gelernt und benutzt. Aus nächster Hand empfingen sie sie von den Seldschukken. Die Kuppeln Konias, vor allen die der Karatai Medrese zählen zu den edelsten der Welt. In Nicäa und Brussa bedienten sich die Türken schon der Kuppel. Also die Kuppel sagt gar nichts. Höchstens könnten die großen Maße der Sophienkirche zur Nachahmung gereizt haben. Aber die großen Maße der Moschee lagen schließlich schon in der mathematischen Anlage des Volkes und derer ersten Auswirkung eingeschlossen. Sie sind jeder mathematischen Auswirkung eingeboren, mitgegeben. Jedes mathematische Gebilde trägt die Monumentalität in sich, es bedarf nur der gegebenen Möglichkeit, und die Monumentalität ergibt sich von selbst als letzter Grad der Steigerung.

Sinan wollte bewußt die Sophienkirche übertrumpfen. Und — es ist ihm gelungen. Seine Innenräume sind etwas völlig Anderes und Neues. Die Sophienkirche ist in einer Richtung angelegt wie die gotische Kathedrale; die Moscheen sind eine Einheit, wo der Raum nach der Mitte mit mathematischer Klarheit drängt. Zwischen beiden steht die gotische Halle, wo die Luft gleichmäßig durch den Raum flutet.

Ganz im Gesetze der mathematischen Anlage liegt es, sich des Gegensatzes, der ja schon an sich jedem mathematischen Gebilde eingeboren ist, es umschwebt, zu bedienen. Diesem Gegensatze dienen außen die völlig erdenthobenen Minarets, wie siegreiche Lanzen im Ringen um die Ewigkeit, wie Standarten um die Zeltecken des Siegers oder Kämpfers. Oder die Moschee das drohende Riesenzelt der Heiligkeit, daneben die freien, ermunternden, werbenden Standartenschäfte. Und davor der riesige Vorhof mit seinen Säulenhallen und dem Brunnen, dem Ort der Vorbereitung. Und nun das Innere. Eine Zusammenballung, ein heiliger Bann, geformt und beherrscht von der gewaltigen Einheit. Hier im Eins-Raum greifen wir die türkische Eigenart genau so stark wie außen in der stereometrischen Einheit. Der höchste Ausdruck wird erreicht, wo die Hauptkuppel auf vier mächtigen freistehenden Pfeilern oder Säulen ruht und die vier Seitenschiffe als freie Halb- oder Ganzkuppeln ungetrennt durch Arkadenwände in den Mittelraum hineinfluten (Achmed-Moschee).

Diese riesenhafte Einheit ist also nur dem Außen entsprechend. Als starker Gegensatz indessen wirkt das Licht. Dies Fluten und Strömen, dieser blendende Bann, diese unheimliche Klarheit wird erreicht durch die Auflösung der Wände. Der drückende Koloß entpuppt sich innen wie die Wunderhöhle zum Lichtbehälter, zum scheinbaren Spender ewigkeitklaren Lichtes. Dies alles ist etwas völlig Anderes als der Bausinn der Sophienkirche. Die Entstofflichung der Wände von innen, während von außen der Eindruck eines undurchdringlichen Kolosses erweckt wird, ist eins der größten Meisterwerke der Kunst. Ähnlich liegt das Problem beim Borobudur. Aber wie ganz anders ist es dort gelöst! Und diese Leistung führt tatsächlich weit über die Sophienkirche hinaus.

Dem Willen nach zeigt die türkische Kunst die engsten Beziehungen zur Backsteingotik, die ebenfalls beide Reiche betont, das der Notwendigkeit und das der Freiheit, und die wie hier das Reich der Freiheit triumphieren läßt. Hier ist nicht einseitig nur Diesseits oder nur Jenseits der Erscheinungswelt betont, sondern beides miteinander, nebeneinander, ineinander mit der Fähigkeit, den höheren Wert triumphieren zu lassen, eine Fähigkeit, die die Renaissance nicht haben konnte, weil sie den höheren Wert gar nicht kannte. Sowohl außen wie innen ist dieses Anliegen gestoltet. Die Sophienkirche dagegen ist wie die romanische (d. h. ja christlich-orientalische) Kunst rein auf das Jenseits gestellt. Die türkische ist also reich wie die Gotik.

Digitized by Google

Der französischen Gotik sieht man übrigens die Auflösung zu Funktionen an; der türkischen Kunst nicht; die Backsteingotik kennt die Auflösung zu Funktionen nicht, und wenn, dann hat sie ähnliche Lösung wie die Türkenkunst.

Noch einmal wird gewaltig auf den Gegensatz zurückgegriffen: In der Farbe des Innern. Das Außen ist aus Granit, Sandstein oder Marmor. Innen ist Farbauflösung. Am Boden gewebte Teppiche mit ihrem lockenden Zauber; an den Wänden unvergängliche Teppiche aus Buntkacheln. In der edelsten Zeit geometrische Muster oder Schriftbänder gelb auf dunkelblau oder stilisierte Blumen. Später naturähnliche Blumen, aber immerhin noch der dumpfen Wirklichkeit entrückt durch willkürliche erdenthobene Farbgebung. Die Mekkanischen wie verschlossene Tore in die Ewigkeit. Nur manchmal scheinen sie sich zu öffnen. Am weitesten in Brussa, wo die Riesennische, ganz aus Fayencen, geheimnisvoll glüht und zieht. Schaut man lange inbrünstig auf sie hin, verschwimmen die Farben, ein Farbenwirbel geistert um das Dunkelblau der Pforte: die Pforte öffnet sich: Du trittst ins Reich der Freiheit. Die Farben haben die Pforte aufgetan.

Vor dieser Nische der grünen Brussamoschee offenbart sich wiederum der Sinn der höchsten Kunst in türkischer Eigenprägung.

Luft, Licht, Farbe — das alles im Zusammenklang wirkt Klarheit. Jede Klarheit knüpft an im Irrationellen, selbst wenn sie rein mathematisch erstrebt und erlebt wird. Und jede Klarheit hat einen Einschlag von Kälte. Den hat der gotische Dom so gut wie die türkische Moschee. Diese Kälte ist notwendiger Bestandteil der Eins. Sie darf im Kunstgebilde nur nicht das Einzige sein. Sie ist zugleich Ausdruck der Echtheit und Aufrichtigkeit. Ihr strenger Anblick soll gemildert, aber niemals verwischt werden. So geschieht es in großer Kunst. Und so geschieht es auch hier. Aufrichtig — und doch farbig; frei, klar und groß — und doch heimatlich; kühl und weit — und doch voll Trost und Ruhe.

Die Moschee fügt sich mit dem Vorhof und dem Grabmal des Erbauers zu einer klargegliederten Dreiheit zusammen, die wiederum umgeben ist von Schulen, Bibliotheken, Bädern, Wohnungen der Schüler, Armenküchen, Krankenhäusern. Das alles gehörte zum Begriff Moschee, und hebt sich, wieder mathematisch rechtwinklig eingefaßt, aus den kleinen äußerlich einfachen Holzhäusern streng und geschlossen ab als Gottesburg, die jedem Sucher und Besucher offen steht.

Treten wir einmal in Sinans Jugend-Meisterleistung, die Moschee Suleimans I., durch das Haupttor, das sich durch drei Stockwerke aufwärtsreißt. Zwei kurze Minarets an den Vorderecken, zwei hohe an den Hinterecken des Vorhofs, der, ganz mit weißen Marmorplatten belegt, den Kühle und Reinheit spendenden Brunnen in seiner Mitte birgt. Ein Marmortor, von Stalaktiten überwallt, führt ins Innere. Wölbung, Weltwölbung, das ist der Eindruck, der ganz in Bann schlägt. Müßig zu wissen, daß die Kuppel 26 m Durchmesser hat, daß sie die der Sophienmoschee an Höhe übertrifft, dafür aber weniger flach gewölbt ist. Zwei Halbkuppeln spannen sich neben der Hauptkuppel und bilden das Mittelschiff. Vier Pfeiler stützen die Kuppel, zwischen jedem Pfeilerpaar zwei gewaltige Säulen aus Porphyr mit einfachem 9 m hohem Schaft. Sie tragen die Bogen der Seitenschiffe. Die Seitenschiffe schließen mit hohen, freien Emporen ab, die in der Luft zu schweben scheinen. Hier sind die Seitenschiffe noch nicht einbezogen in die Einheit, aber der Versuch ist schon gemacht durch Auflockerung der Arkadenwände. Zum eigensten entwickelt Sinan sich erst im nächsten Werk. Die Mekkanische ist einfach, kein Wunderwerk wie die Fayencenische in Brussa, aber in die Feier des Raumes-Nichtraumes sich groß einfügend. Unzählige Lampen hängen in gleicher Ebene hernieder, eine Wagerechte bildend. Bezwungen ist der Raum, ein Nichtraum, höchster Raum, Himmelswölbung, Weltweite, Hehrheit, Unverletztbarkeit.

Jener feine Franzose schrieb als den wahren Sinn des Lebens drei große S in seinen

Digitized by Google

Siegelring. Ich übersetze sie durch drei große E. Sie geben den Sinn der türkischen Baukunst und damit den Sinn des Islam:

Sincère, Sérieux, Simple.
Echt, Ernst, Einfach.

Wenn man kalt mit Ernst übersetzt, trifft man das Richtige. Doch der Sinn der Einheit setzt sich erst aus der Drei zusammen. Echt, ernst, einfach — wirken die große Einheit.

Von außen wirkt das Bild um so packender, zusammenfassender, als sich immer kleiner werdende Kuppeln von der Kuppel abwärts entwickeln und einen Pyramiden-Baublock oder von der Seite gesehen eine Dreiecksilhouette von unerhörter Kraft ergeben, die mit der Erde groß verwurzelt ist und doch von den vier Himmelslanzen mit der Weite des Erscheinungsfreien siegreich verbunden wird.

Daneben das Grabmal Suleimans, ein Achteck, kuppelüberdeckt, buntkachelgeziert. Die Türen mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt, die Decken buntgemustert. Ein Ort tiefster Abgeschiedenheit. Mitten in der fiebernden Großstadt wirkt die unwirkliche Ruhe des schönheitsschweren Ortes noch packender als die sonst unübertroffenen Sultansgräber in Brussa. Hier setzt man sich auf einen alten Grabstein und sinnt den Dingen nach und den Geschehnissen, bis man ganz frei von ihnen wird .... So wirken sie alle diese Grabstätten: Das stereometrische Gebilde des achteckigen Unterbaues mit der geriffelten Kuppel, mit der reizvollen abwechselnden Lage von Backstein und Bruchstein und dem erdenthebenden Gegensatz des Innern, das wieder von der Farbe ganz getragen wird.

Daß Sinan auch ganz anders konnte, wenn er wollte, zeigt die kleine Moschee Rustem Paschas. Ein wahres Juwel. Mitten aus dem Straßentreiben führt eine enge Treppe empor. Eine Säulenhalle — du stehst geblendet. Unvergängliche Teppiche hängen von den Wänden hernieder. Du trittst ein. Eine ganz andere Bauart. Brussa ähnlich. Die unvergänglichen Teppiche in Fayencefliesen rieseln, noch völlig unzerstört und voll unerhörter Form- und Farbenpracht in buntester Abwechselung von der Decke herab bis zum Fußboden. Hier sind die edelsten abgezogenen Muster und Farben. Man versuchte sie nachzuahmen. Vergeblich. Beste Chemiker erforschten die Grundstoffe. Aber hier offenbart sich grausam die Enge der technischen Wissenschaft. Trotz genauester Analyse Unmöglichkeit, diese leuchtenden Gebilde von neuem erstehen zu lassen. Hie Kunst — hie Zivilisation. Es liegt an irgendeiner Kleinigkeit. Aber die gerade ist die Trägerin der Wichtigkeit. Wer Ohren hat, zu hören!

Ein Amerikaner sagte: Mit dieser kleinen unbeachteten Moschee könnte die Türkei ihre ganzen Schulden bezahlen. Da flüchtete ich.

Die lieblichste und freieste von allen ist mir die Moschee Achmeds mit ihren sechs Minarets, die den Ankömmling vom Marmarameer so feingegliedert grüßt. Innen schillernde Fayenceteppiche, die Riesenkuppel getragen von vier blauweißgekachelten gewaltigen Pfeilern, wieder Wölbung. Heiligtum auf eigne Art. Alle Wände aufgelöst. Ganz Einheit. Außen alles Marmor. Selbst die gewaltige Umfassungsmauer.

Ihrem Nachbar, dem gemeinen Justizministerium im Stile Europas von 1880, wünschen alle guten Türken und alle Liebhaber Stambuls eine baldige Feuersbrunst. Leider gibt es europäisch angekränkelten Ungeschmack wie überall, der die reizenden türkischen Holzhäuser, Lotis und Farrères Freunde und auch die meinigen, verbannt zugunsten ekelhafter Gewöhnlichkeitsbauten ohne Eigenart. Allerdings die Feuersbrünste sprechen gegen sie. Dann aber sollte man etwas ähnlich Schönes in anderm Material erschaffen, wenn — man kann.

Die reizvollsten Schöpfungen der rein türkischen Kunst sind nach den großen Moscheen und den Grabmälern (Türbes) die Brunnen, an den Straßenecken aufgestellt, mit ihrem schützenden Dach, den leuchtenden, ladenden Wänden, den wehrenden Bronzegittern

Digitized by Google

und durchbrochenen Türen und der lieblichen Fassung des sprudelnden Quells.“ Hier ist allerdings oft schon Niedergang, aber aufgehaltener. Und neuerdings ist auch ein einzigartiges Werk betretbar: der Harempavillon des Sultans. Hoch über den Gärten, hoch über der Stadt, nah und doch den Bewohnern damals ewig fern, schwebt er, ein luftiges Achteck mit Spitzbogen, weichen Polstern, roten, goldgestickten Vorhängen. Die Wände eingelegt mit edeln Hölzern, Perlmutter, Elfenbein und Marmor. Kostbarkeitsnischen, ein Brunnen in der Mitte, selbst die Fensterladen mit edelster Intarsienarbeit. Ein Meisterwerk fröhlichsten Lebensgenusses, den die Kunst zügelt und veredelt, und heimlich an die Türbe mahnen läßt. Oder die Türbe an das Leben? Hier ist nichts von Anlehnung und Nachäffung wie in dem öden Sultansprunkpalast von Dolmabagdtsche.

Die großen Stadtmauern stehen noch immer. Vor dem Kriege erwogen „Neutürken“ ihre Niederreißung und Umwandlung zur Promenade. Heute spricht niemand mehr von solchem Blödsinn der Zivilisationsgenarrten.

Die Türkei ist zur Zeit der nationalste Volksstaat der Welt. Kein Wunder, daß sich der Nationalstolz auch auf die eigenen Werte besinnt und die europäisch-levantinische Unkultur abschüttelt. Junge Augen leuchten vor neuen, spitzbogigen, buntkachligen Bauten. Die sind nur Erwachen. Möge die neue Woge hoch hinaufführen zu wahrer Eigenart.

Das Leben — — — Nun ja, das Leben läuft weiter. Aber die Form trägt man zur Ruhe. — Und wo ist eine schönere Ruhe als in der Regellosigkeit und Reglosigkeit des türkischen Friedhofes. Ich kenne keinen schöneren Ruheplatz der Hüllen als den von Skutari, wo die kleinen einfachen Grabsteine sich an die riesigen Zypressen schmiegen, die mit der Stimme der Natur die große Dreizahl zu verkünden scheinen: Sincère, Simple, Sérieux: Echt, Ernst, Einfach.

II.

Die Moschee Stambuls ist also ein Ding für sich, nicht nur in der islamischen Kunst, sondern in aller Weltkunst. In Europa kennen wir nicht derartig abgeschlossene Einzelwerke; im Morgenlande begegnen wir ihnen, entsprechend der größeren Schöpferkraft und Hingabe, weit häufiger. Auch die Moschee von Jerusalem ist eine Schöpfung für sich, ebenso wie der Borobudur oder die Pagode von Rangoon oder Pagan und vieles andere.

Gerade dieser Tage las ich bei Stiehl: „Die Moscheen Konstantinopels sind Gebilde von höchster Weihe der Stimmung, die den unbeschreiblichen Zauber reichster Raumgliederung entfalten, vielleicht die reifste und bewunderungswürdigste Leistung aller räumlichen Kunst. Und Raumschöpfung ist der höchste Zweig der Baukunst.“

Das wäre zu höchstem Lob zusammengedrängt dasselbe, was ich zu entwickeln versuchte. St. Peter in Rom, ein völlig mißlungener Versuch, den höchsten Bau des Christentums zu bilden, nicht nur wegen des Maßstabmißverhältnisses, wegen der weltlichen Prachtsaalstimmung, sondern vor allem wegen der Kuppel. Nirgends im Raum ist sie zu sehen, weil die törichte hohe Mauertrommel sie dem Raum entzieht. Um sie zu erfassen „pflegt man sich im Querschiff rücklings auf eine der Bänke zu legen!“ Ist das Raumgestaltung oder Raumerfassung? Nein! Die größte Gestaltung des christlichen Gedankens sind die Sophienkirche Stambuls, eine der russischen alten Kirchen, eine deutsche Offenbarung (romanisch) wie St. Michaelis in Hildesheim, oder eine der vielen, vielen gotischen Dome, sei's Doberan oder Reims, sei's Siena oder Wismar. Hier ist Wesensgestaltung.

Ebenso ist Wesensgestaltung im Kuppelraum der Stambuler Moschee. Hier umfaßt das Auge gleich beim Eintritt das gewaltige Kuppelgebäudegewölbe. Die Sophienkirche steigert die Größenwirkung des Raumes bewußt durch den fließenden

Digitized by Google

Übergang der Flächen, durch die enge Säulenstellung der Seitenschiffe und den dadurch ermöglichten inneren Maßstab, durch die Reihung der vielen kleinen Fenster. Feierlich schwebt die Mittelkuppel wie von Engelshand gehalten über dem goldenen Flimmern der Mosaikwände. St. Sophien ist kleiner als St. Peter, wirkt aber viel größer, eben durch die geniale Beherrschung von äußerem und innerem Maßstab, von Linie, Fläche, Raum, Masse, Licht und Farbe. St. Peter ist Vergrößerung der Gegebenheit; St. Sophien ist Steigerung in Ungegebenheit.

Die türkische Moschee ist etwas Neues, eine neue Bezwingung und Durchdringung des Raumes. Wir sahen, sie ist ein Raum trotz aller Nebenräume, eine Kuppeleinheit, die nicht nach einer Richtung, sondern nach allen Seiten ausstrahlt. Die große Kuppel schwebt überirdisch auf den Engelsflügeln der Hängezwickel im Unendlichen, zum Unendlichen leitend. Wunderbar fein abgetönt rieseln die Bogen und Kuppeln von ihr hernieder in die Breite, unterwerfend sich ihrer Hut und Höhe, ihrer Schwingung und Schwungkraft. Die Linien fließen ohne Hemmung, herauf — herab, seitwärts und breitwärts. Unwillkürlich hebt der Besucher beide Arme, doch nicht steil hinauf, sondern in seliger Breitung. Die großen Linien werden unterstützt von den kleineren Maßen des Farbengewirkes. Einzig ist die Steigerung des Maßstabes, sein An- und Abschwellen, von den gewaltigen Maßen der Kuppel zu den Halbkuppeln mit ihren Säulenstellungen nieder zu den Emporen, von den vier riesigen Pfeilern, die die Kuppel tragen zu den leicht schwebenden Brüstungen, von den Malereien der Kuppeln zu den unvergänglichen Fayenceteppichen hernieder zum bunten Teppichbelag des Bodens, darin eingefügt der Kranz der unzähligen Lichter.

In der Tat — ein vielfältiger, zusammengesetzter Raum hat sich nie so zu der erhabenen überirdischen Kraft eines Einheitraumes zusammengeschlossen wie in der türkischen Moschee. Und so ist diese wohl fraglos die größte Leistung der Raumgestaltung. Es ist Masse durch Masse gemäßigt, Raum durch Raum enträumlicht. In einheitlichem Rhythmus schwebt der Geist wie in dem gotischen Dom. Was die gleichzeitige Renaissance und das spätere Barock nicht mehr zu gestalten vermochten, ist hier noch ganz und groß erreicht und — eigen. — — —

Französische Sprachpolitik

Von

Heinz Kloß

1.

Frankreich ist, wenn wir nationalistisch mit sprachfanatisch gleichsetzen, das Land des Nationalismus par excellence, Nationalisten sind Herriot und Poincaré, Léon Daudet und Léon Blum, Klerikale und Blauhemden, Radikalsozialisten und die camelots du roi. Es sucht zu assimilieren Blamen in seinem Norden, Elsässer und Lothringer in seinem Osten, Basken in seinem Süden, Bretonen in seinem Westen, Araber, Berber, Anamiten, Madagassen und Senegalneger.

Hierbei ist es nicht erfolglos. Französisiert werden Angehörige der weißen Rasse und Angehörige andersfarbiger Rassen. Wollen wir über die Konsequenzen dieser sprachlichen Assimilierung Klarheit haben, so müssen wir einige allgemeine Gesetze kennen; um diese allgemeinen Gesetze formulieren zu können, müssen wir eine genau festgelegte

Digitized by Google

Terminologie verwenden. An einer solchen fehlt es bei der wissenschaftlichen Behandlung von Sprach- und Rassefragen noch fast vollkommen. Zum Beispiel stellt Günther in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" einem schwarzem und gelben den nordischen Gedanken gegenüber. Das ist ungenau gedacht. Man kann nur so formulieren: Die weiße Rasse wird (oder wird nicht) über die schwarze dominieren, innerhalb der weißen Rasse wird (oder wird nicht) die nordische Rasse dominieren. Niemand kann leugnen, daß der Abstand zwischen Angehörigen der dinarischen und der westischen Rasse um viele Grade geringer ist, als der Abstand zwischen ihnen und einem Angehörigen der negerischen Rasse.

Die großen Farbenrassen, deren prägnanteste Vertreter die negerafrikanische, die gelbe und die weiße Rasse sind, nennen wir Horizontalrassen. Die Unterrassen einer Horizontalrasse nennen wir Dialektrassen. Als Dialektrassen der weißen Rasse unterscheidet man für den europäischen Lebensraum die nordische, die westisch-mittelländische, die ostisch-alpine, die dinarische (bestritten) und die ostbaltische (bestritten).

Volk nennen wir eine Gemeinschaft von Menschen, die sich als Einheit fühlen und auftreten. Jeder Mensch gehört zu einer Sprachgemeinschaft, einer Religionsgemeinschaft, einer Horizontalrasse, einer Dialektrasse und einer Landschaft. Eine dieser Zugehörigkeiten ist für ihn und seine Umwohner, die sich als Volk konstituieren wollen, primär, doch spielen stets auch die anderen Zugehörigkeiten als sekundäre Merkmale eine Rolle. Für den Schweizer ist die Landschaft bestimmend, für den vereinsstaatlichen Neger die Horizontalrasse, für den Inder die Religion, für den Tschechen die Sprache. iEin Volk, das sich auf Grund der Sprachgemeinschaft konstituiert hat, nennen wir eine Nation. Für die volkstumsbildende Kraft von Horizontalrasse, Sprachgemeinschaft und Dialektrasse können wir das Gesetz aufstellen: Horizontalrasse schlägt Nation, Nation schlägt Dialektrasse. Mit anderen Worten Gemeinsamkeit der Sprache überbrückt die Kluft, die durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Dialektrassen entsteht, überbrückt aber nicht die Kluft, die durch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Horizontalrassen entsteht. Daraus ergibt sich als zweites Gesetz: Soll aus den Angehörigen mehrerer Horizontalrassen durch Gemeinsamkeit der Sprache ein Volk (eine Nation) werden, so muß die Vermischung zwischen den verschiedenen Elementen systematisch gefördert werden. So entsteht in Nord- und Mittelbrasilien aus den Angehörigen verschiedener Horizontalrassen eine neue portugiesisch sprechende Nation. Ebenso muß Frankreich, will es aus schwarzen und weißen französischsprechenden Menschen Ein Volk machen, die Erzeugung einer nicht geringen Anzahl von Mulatten erreichen. Will es das vermeiden, so kann es durch die Französifizierung der Senegalneger nur das gleiche erreichen wie schon früher in Haiti: es schafft sprachliche Abhängigkeitsgebiete, für die sich der Ausdruck Sprachkolonien (oder Sprachdependenzen) empfiehlt. Sprachkolonien sind Länder, die von Menschen bewohnt sind, welche ihre Sprache von den noch immer die gleiche Sprache brauchenden Angehörigen einer anderen Horizon alrasse empfangen haben[1]). Wir können jetzt den Tatbestand der französischen Sprachpolitik aufnehmen, soweit sie eine Politik der Verdrängung fremder Muttersprachen ist. Die bewunderungswürdige französische Kulturpropaganda, die der Verbreitung der französischen Sprache als einer internationalen Verkehrs- und Bildungssprache dient, lassen wir dabei außer acht. Abschließend werden wir die Gegenkräfte kennen lernen, welche die Basis der französischen Sprache bedrohen, und hierdurch auch die Motive, welche der allseitigen französischen Sprachoffensive zugrunde liegen.

1) Im Zusammenhang damit taucht die Frage auf, ob es Menschengruppen gibt, die von je die gleiche, ihre (wie Günther es nennt) arteigne Sprache sprechen. Statt der Güntherschen Ausdrücke arteigen und artfremd würde ich artalt und artjung vorschlagen. Ob das Deutsche gegenüber dem Französischen arteigen ist, wissen wir nicht, aber zweifellos ist es gegenüber dem Französischen artalt.

Digitized by Google

2.

Dank Frankreichs nationalistischer d. h. sprachfanatischer Politik gibt es im Herrschaftsbereich der Trikolore keine aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Schule, in der eine andere Sprache als das Französische Lehrsprache ist. Für die Sprachoffensive Frankreichs sind drei Fronten zu unterscheiden.

Die erste Front ist gegen Angehörige der weißen Rasse gerichtet. Hier ist die sprachliche Assimilierung zugleich eine Nationalisierung; wer die französische Sprache annimmt, ist ohne weiteres Angehöriger der französischen Nation. Objekte dieses Angriffs sind in Frankreich 125 000 Basken, eine Million Bretonen, einundeinehalbe Million Elsässer und Lothringer, einige Italiener bei Nizza und Katalanen im Departement Ostpyrenäen, 300 000 Vlamen in Nordfrankreich, Korsen auf Korsika, und ganz besonders die über das ganze Land verteilten zugewanderten Arbeitskräfte, deren Gesamtzahl uneingerechnet die fremdsprachigen Arbeiter aus den Kolonien, reichlich 10 Prozent der Gesamteinwohnerschaft Frankreichs ausmacht; von diesen ist rund ein Drittel Italiener. Soweit es sich bei diesen Arbeitern nur um vorübergehenden, womöglich nur um Saisonaufenthalt handelt, kommt eine Bereicherung der französischen Nation nicht in Frage. Soweit die Arbeiter aber im Lande bleiben, und das ist selbst bei den aus dem Nachbarlande kommenden Italienern mehr und mehr der Fall, wird die Frage der Assimilierung akut. Daß sie nicht gelingt, ist nur bei den Italienern infolge ihrer großen Zahl, der Nähe des Heimatlandes und ihres Zusammenhanges mit faszistischen Organisationen möglich, so daß hier Frankreich eine Italianisierung mancher, vor allem südwestlicher, etwa auf der Linie Marseille-Toulouse Bordeaux gelegener Departments droht. Zu dem kaum vermeidlichen Schicksal der übrigen Sprachen, welche jene Arbeiter sprechen, haben wir ein Gegenstück in dem allmählichen Untergang der polnischen Sprache im Ruhrgebiet. Es sind, außer fast einer halben Million spanischer Staatsangehöriger, darunter vielen Katalanen, und außer fast ebenso vielen überwiegend vlämischen Belgiern, die sämtlich meist Wanderarbeiter bleiben, vor allem Polen, die immerhin in Lille eine polnische Arbeiterhochschule errichtet haben, daneben auch Tschechen, Rumänen, Südslawen, Portugiesen usw. und nach niedriger Schätzung allein aus der Schweiz, dem Reich und Luxemburg rund 180 000 deutschsprachige Arbeiter. In Belgien unterliegt noch immer der vlämische Volksteil einem ständigen Druck der französischen Sprache. In Tunis werden Italiener, im westlichen Algier, besonders um Oran herum, Spanier von der Französisierung bedroht. Bei den algerischen Spaniern sind die Fortschritte der französischen Sprache besonders groß, da sie hier von einer den spanischen Einwanderern an Zahl überlegenen französischen (zum Teil aus seit 1871 abgewanderten assimilierten Elsässern bestehenden) Kolonistenbevölkerung getragen wird und auch in den Herrschaftsbereich des Arabischen bereits eingedrungen ist, vor allem infolge des Militärdienstes der jungen Männer. Sehr zurückgedrängt sind das Vlamische in Nordfrankreich und das Italienische an der Ostgrenze; starke vlämische Minderheiten finden sich noch heute in den Städten Dünkirchen, dessen Umgebung noch vlämisch ist, und Calais, starke italienische Minderheiten in Nizza und dem seit je französischen Marseille; eine starke deutsche Minderheit hat Metz behalten. Hingegen behauptet sich noch das Italienische in Tunis wie auch auf dem freilich durchweg zweisprachig gewordenen Korsika.

Nicht leicht zu entscheiden ist, ob nicht auch die Araber und Berber Nordafrikas zu den Angriffsobjekten dieser ersten Front zu zählen sind. Rassisch nehmen sie ähnlich wie die Portugiesen eine Mittelstellung ein zwischen verschiedenen Horizontalrassen, die der Stellung des Provenzalischen zwischen dem Französischen, Italienischen und Spanischen entspricht. In einem solchen Fall entscheiden Landschaft, Religion und Überlieferung, die den einheimischen Nordafrikaner von Europa absondern. Wir rechnen sie daher zu den Angehörigen anderer Horizontalrassen, die eine eigene Schrift-

Digitized by Google

überlieferung und materielle Kultur aufzuweisen haben, und die Angriffsobjekte der zweiten Front darstellen. Neben den Arabern und Berbern von Algier, Tunis und Marokko gehören hierher die Einwohner Indochinas sowie die Madagassen. Daß die Franzosen auf dieser Front allzuviel erreichen, ist unwahrscheinlich; nur in Algier, das ihrer Herrschaft am längsten untersteht, haben sie Erfolge aufzuweisen, die indessen weniger in einer Verdrängung des Arabischen als in einer Beeinflussung des Wortschatzes zunächst der städtischen Bevölkerung bestehen; zugleich breitet sich dort das Arabische, wie in ganz Nordafrika, auf Kosten der berberischen Dialekte weiter aus. Völlig französisiert werden neben den algerischen Juden nur Splitter der dortigen arabisch-berberischen Stadtbevölkerung, obwohl nicht nur die zu drei Viertel europäische Stadt Algier, sondern auch alle anderen Städte ein europäisches Bevölkerungselement beherbergen, das in Philippeville, Mascara und Mostaganem die Hälfte, in Oran, Sidi bel Abbes und Setif ein Drittel der Einwohner ausmacht und außer in Oran überwiegend aus Franzosen besteht.

Die dritte Front ist gegen die Angehörigen fremder Horizontalrassen gerichtet, die von eigener Schrifttradition und materieller Kultur wenig oder gar nichts aufzuweisen haben. Das sind vor allem die Neger West- und Zentralafrikas, ferner die Einwohner der französischen Inseln unter den kleinen Antillen, bei denen die Assimilierung bereits durchgeführt ist und einiger Südseeinseln, die keine Bedeutung haben. Auf dieser dritten Front hat die französische Sprache die größten Aussichten. Zwar werden die weißen Franzosen von den schwarzen Franzosen, zum mindesten falls sie keine Vermischung in die Wege leiten, eines Tages herausgeworfen werden; aber wie Haiti, so wird auch Zentral- und Westafrika einst französische Sprachkolonie, Domäne der französischen Sprache sein. In diese dritte Front ist auch die Verwaltung des Kongolandes durch Belgien einzurechnen, obwohl Belgien eine vlämischsprechende Mehrheit aufweist; indessen hat Belgien nur sehr wenig Menschen in seine Kolonie geschickt und betätigt sich dort verhältnismäßig wenig. Am meisten fortgeschritten ist wohl die Französisierung der Westküste Afrikas. Damit vergleiche man je ein wahllos herausgegriffenes Beispiel aus den englischen und aus den holländischen Kolonien: in Kapstadt erscheint seit Jahren die von Kaffern in ihrer eigenen Sprache herausgegebene Tageszeitung Umteteli Wa Bantu, und in Hinterindien war es den Eingeborenen bis in das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein verboten, das Holländische zu lernen, so daß die allgemeine Umgangssprache zwischen Malayen, holländischen Kolonisten und Chinesen das Malayische wurde.

Außerhalb der drei Fronten liegen die Positionen der französischen Sprache in Haiti, wo ihre Verwendung die Einwohner indessen (nach dem Gesetz, daß Horizontalrasse Nation schlägt) nicht zu Franzosen macht, und in Ostkanada. Dort sind vier Fünftel der Einwohner von Quebeck und ein Fünftel der Einwohner von Ontario Franzosen; daneben gibt es eine französische Sprachinsel von rund 150 000 Mann, das sogenannte Franko-Akadien, in Neu-Schottland. Die Franko-Kanadier stellen noch vor den Franko-Algeriern, mit denen sie die starke Eigenvermehrung gemeinsam haben, den größten Aktivposten der französischen Nation dar, das nordische Element überwiegt unter ihnen; doch fehlt bei ihnen jede assimilatorische Tendenz wie überhaupt fast jeder innere Zusammenhang mit der europafranzösischen Wesensart. Nur infolge ihres starken Geburtenüberschusses drängen die Quebeckfranzosen nach allen Seiten über die Grenzen ihrer Heimat hinaus und stoßen so auch nach Maine und Vermont (U. S. A.) hinein, wo sie häufig der Anglisierung verfallen; noch häufiger ist diese bei den z. B. in Massachusetts zahlreichen franko-kanadischen Arbeitern, die außerhalb des geschlossenen französischen Sprachgebietes leben.

3.

Wir haben den sprachfranzösischen Dreifrontenkrieg in seiner Lebhaftigkeit beobachtet und fragen jetzt, was ihn verursacht. Die Antwort lautet: Die Angst. Noch

Digitized by Google

immer ist die französische Sprache in Europa verbreiteter als irgend eine andere, und doch hat selten eine Weltsprache eine derartig schmale und bedrohte Basis gehabt wie die französische. Angenommen, die französische Sprache verschwände eines Tages, ohne bei den Einwohnern Spuren zu hinterlassen, aus Afrika und Indochina, dann blieben als Träger der französischen Sprache, wenn wir von Franko-Algeriern, Franko-Kanadiern und Haitianern absehen, nur noch die rund 45 Millionen Franzosen Frankreichs, Belgiens und der Schweiz (eines Landes, das für den Ausdehnungskampf der französischen Sprache ohne Bedeutung ist, wenn auch die schweizerdeutschen Minderheitsgruppen in den Städten der Welschschweiz seit langem ständig Menschen verlieren und neu aufgefüllt werden müssen, weil sie zu wenig Minderheitsschulen errichten). Von diesen 45 Millionen spricht ein ganz erheblicher Prozentsatz Dialekte, welche die Fähigkeit haben, selbständige Schriftsprachen zu werden. Und diese 45 Millionen stagnieren in ihrer Bevölkerungszahl. Gewiß ist die Zahl der Menschen, welche eine Sprache als Muttersprache (als Primärsprache) sprechen, nicht entscheidend für das Ausmaß der Benutzung dieser Sprache als internationaler Verkehrs- und Bildungssprache (als Sekundärsprache), wie die Stellung des Chinesischen, des Großrussischen oder des Deutschen beweisen; der Raum, über den eine Sprache verbreitet ist, und mancher andere Faktor spielt eine Rolle. Aber eine allzugroße Verengung ihrer Basis verträgt auch eine Sprache nicht, deren Verwendung als Sekundärsprache so ausgedehnt ist, wie die des Französischen. Gelingt es den Franzosen nicht, die Vlamen Nordfrankreichs, die Bretonen und die neueingewanderten Italiener zu assimilieren, so muß der Geburtenüberschuß dieser Bevölkerungsteile viele Gegenden Frankreichs ebenso entnationalisieren, wie Ostontario von den Franko-Kanadiern entnationalisiert wird. Die zentrifugalen Kräfte Frankreichs, die der Assimilierung entgegenarbeiten, werden unter dem Namen Regionalismus zusammengefaßt. Die regionalistische Bewegung zerfällt indessen in drei wesensverschiedene Bestandteile.

Die erste Bewegung ist die Patoisbewegung. Sie hat geringe Aussicht, jemals so bedrohlich anzuschwellen, wie die, Katalonien aus dem spanischen Sprachgebiet herauslösende katalonische Bewegung Spaniens, täte sie es aber, so würde sie mehr als irgendetwas anderes die Grundlagen der französischen Sprachmacht einreißen. Im Mittelpunkt der Patoisbewegung steht das dem in Frankreich nur schwach vertretenen Katalanischen nahestehende Provenzalische, das vom Französischen weniger verschieden als das Wallonische ist, das dafür aber eine reichere eigene Überlieferung aufzuweisen hat. Die Geschichte des Wallonischen ähnelt der des Friesischen in Deutschland; seiner Eigenart nach ist es tatsächlich eine eigene Sprache, aber da es eine wirklich selbständige Rolle kaum je gespielt hat, wird es als Dialekt behandelt, ein Vorgang, der sich bei dem Sardischen auf Sardinien wiederholt. Ein drittes Patois, das auf Grund seiner Verschiedenheit vom Französischen befähigt wäre, eine selbständige Entwicklung zu nehmen, ist das außerhalb Frankreichs, nämlich von der Masse der Bevölkerung Haitis gesprochene Créole, ein Dialekt mit zahlreichen spanischen und afrikanischen Beimischungen, dem jedoch jedes eigene Schrifttum fehlt.

Die zweite regionalistische Bewegung ist die der kleinen in Frankreich einheimischen Völkerreste, die außerhalb Frankreichs keinen Rückhalt haben, die der Basken und Bretonen. Ihre Bewegung tritt sehr behutsam auf und ist ohne jede geopolitische Bedeutung. Die Elsaß-Lothringer sträuben sich dagegen, daß ihre Autonomiebewegung mit der Bewegung des Bretonischen oder des Provenzalischen auf eine Stufe gestellt wird. Hingegen arbeiten Patoisbewegung und Restsprachenbewegung (wie wir die baskischen und bretonischen Bestrebungen nennen können) weitgehend zusammen und haben auch Fühlung mit den Katalanospaniern und mit den Frankokanadiern. So waren auf dem zweiten regionalistischen Kongreß, der im Februar 1926 zu Paris stattfand, neben Provenzalen, Basken und Bretonen nur noch die Vlamen Nordfrankreichs vertreten; auf diesem Kongreß wurde eine Resolution, wonach die Provinzialsprachen Frankreichs

Digitized by Google

Unterrichtssprachen werden sollten, abgelehnt und man begnügte sich mit der Forderung, sie sollten Unterrichtsgegenstand werden. Die vlämisch-holländische Sprache ist überhaupt die ausdehnungsunlustigste, dezentralisierteste und wenigst widerstandsfähige unter allen europäischen Sprachen. Ihr Schicksal in Hinterindien erwähnten wir schon. Ihren wichtigsten Außenposten, Südafrika, hat sie durch die Patoisbewegung verloren, in Nordfrankreich räumt sie seit Jahrhunderten Ort auf Ort vor dem Französischen, und selbst in Belgien gibt sie noch heute wenigstens in Brüssel ständig Menschen an das Französische ab; erst in allerjüngster Zeit entstand eine „grootnederlandsche" Bewegung, die der Gleichgültigkeit des Vlamen und Holländers entgegenzuarbeiten sucht. Führer der Vlamofranzosen ist Prof. Lootan in Lille, Führer der südfranzösischen Regionalisten Prof. Ripart in Aix.

Der Art nach gehören die Regungen der Vlamen Nordfrankreichs zu der dritten regionalistischen Bewegung, der Fernsprachenbewegung. Hier handelt es sich um Sprachen, die außerhalb des französischen Territoriums ihre Tatmittelpunkte haben (deutsch, italienisch, vlämisch, polnisch, rumänisch usw.). Die Fernsprachenbewegung Frankreichs ist zu einem einheitlichen Vorgehen noch in keiner Weise gekommen. Die Italiener in Tunis sind ihr ebenso zuzurechnen wie die in hoffnungsloser Defensive befindlichen Spanier von Algier.

Die dreigliedrige regionalistische Bewegung[2]), die trotz aller Rückschläge nicht mehr aufzuhaltende Neuvlamisierung Belgiens und die Tatsache, daß alle französischen Kolonien, Indochina vor allem, die westindischen Inseln, falls sie nicht freiwillig aufgegeben werden, am wenigsten, ein ungewisses Gut sind, das eine französische Verwaltung und damit eine französische Assimilierungspolitik nur eine begrenzte Zeit ermöglichen wird, machen den Ausdehnungsdrang der französischen Sprache begreiflich. Sie ist bedroht wie keine andere und so ist sie aggressiv wie keine andere. Den Franzosen Europas fehlt der starke und verjüngungsfähige Kern, der die deutsche Nation auch den Verlust einiger hunderttausend Menschen verschmerzen läßt und ihnen fehlt auch das, was den englischsprechenden Völkern ihre Sicherheit gibt: die Größe der Territorien, in denen die englische Sprache auf absehbare Zeit vorherrscht, Territorien, zu denen wir Ägypten und Indien nicht einmal hinzuzurechnen brauchen.

Kleine Außenposten der französischen Sprache haben wir nicht behandelt, da ihr Schicksal nicht wesentlich ist. So wird z. B. das Französische im norditalienischen Grenzgebiet an der oberen Dora Baltea und der oberen Dora Riparia von der Nachbarsprache bedrängt; in Louisiana im Süden der Vereinigten Staaten stirbt es aus, zu gleicher Zeit wie im Norden das Pennsylvaniadeutsche; einige französischsprechende (frankolothringische) Dörfer im Banat sind germanisiert worden; eine französische (frankoschweizerische) Kolonie in Beßarabien, Schabow bei Akkerman, besteht noch heute. Wichtig ist hingegen das Ergebnis für das Verständnis der Rassenpolitik Frankreichs, das wir in dem Satze zusammenfassen können, daß jede Regierung von Horizontalrassen-Grenzen bei sprachlichen Assimilierungsversuchen an sich zwar noch keine Vermischungspolitik darstellt, indessen doch zwangsläufig zu einer solchen führen muß, wenn man von der infolge der Assimilierungspolitik entstandenen Sprachgemeinschaft mehr Nutzen haben will als den, neue Sprachkolonien geschaffen zu haben: den Nutzen nämlich, die eigene Nation um die Zahl der Assimilierten bereichert zu haben.

2) Die Einteilung von Sprachminderheiten-Bewegungen in die Bewegungen von Restsprachen, von Fernsprachen und von Dialekten (patois) erscheint auch außerhalb Frankreichs anwendbar. England hätte es danach ausschließlich mit Restsprachen zu tun, für Deutschland wäre eine Bewegung der Friesen eine Dialektbewegung, eine Bewegung der Wenden eine Restsprachenbewegung, eine Bewegung der russischen Emigranten eine Fernsprachenbewegung; die Bewegung der Polen ist eine Fernsprachenbewegung. Fernsprachenbewegungen sind weiter sämtliche Bestrebungen deutscher Minderheiten.

Digitized by Google

Jungakademische Internationalen

Von

Walther Schulz

In einer Zeit, da die durch den Krieg zumindest für die Mittelmächte zerstörten internationalen Bindungen und Beziehungen langsam wiederhergestellt werden und durch den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund noch stärker aus der ideologischen Atmosphäre der Pazifisten und Kosmopoliten auf den Boden einer realen Politik gestellt sind, als es bisher schon durch wirtschaftliche und kulturelle Notwendigkeiten möglich gewesen ist, in einer solchen Zeit mag es ganz interessant sein, einmal die neben der großen Politik, neben den weltwirtschaftlichen Interessen herlaufenden internationalen Beziehungen innerhalb der akademischen Jugend, als der kommenden Führerschicht, zu untersuchen. Denn irgendwie werden sich die hier bewegten Gedankengänge in der Politik von morgen bemerkbar machen, so wenig auch der Wert studentisch-jugendlichen Überschwanges überschätzt zu werden braucht.

Seitdem die auf der Universalität des Lateinischen aufgebaute Bildung des Mittelalters den durchaus nationalbedingten Bildungsidealen der Neuzeit Platz gemacht hat, ist gerade die akademische Jugend die Hauptträgerin nationaler, ja nationalistischer Begeisterung geworden, aber die Gemeinsamkeit der akademischen Bildungsgrundlagen, der gleichen Studieninteressen, der gleichen soziologischen Schicht ist doch immer noch stark genug geblieben, um internationale Anknüpfungspunkte zu geben. Treten zu den oben genannten Gemeinsamkeiten dann politische oder weltanschauliche Motive, so entstehen internationale akademische Bewegungen, die je nach der Wucht ihrer Leitidee und den Fähigkeiten ihrer führenden Kräfte von vorübergehender oder dauernder Wirkung auch auf die große Politik sein können. In den folgenden Ausführungen soll nun ein kurzer Abriß der internationalen Studentenbewegungen mit besonderer Berücksichtigung der Nachkriegsverhältnisse gegeben werden.

Die ersten Versuche, Studierende mehrerer Länder zu vereinigen, reichen in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurück und waren durchaus politisch bedingt. 1842 fand unter dem Eindruck des erwachenden Skandinavismus eine Konferenz schwedischer, dänischer und norwegischer Studenten in Lund statt, der Tagungen in Upsala (1843) und in Kopenhagen (1845) folgten. Das Ziel dieses „Studentenskandinavismus" war die politische Einigung Skandinaviens, er wurde wegen seines freiheitlichen Zuges von den Regierungen sehr mißtrauisch beobachtet und fand sein Ende durch den Sieg der nationalistischen Richtung in Dänemark 1848 und der daraus entstehenden Entfremdung mit Schweden.

Das Jahr 1848, das ja in der deutschen Studentenschaft einen ganz besonderen Widerhall fand, regte Breslauer Studenten zu einem Aufrufe an die Studierenden deutscher und ausländischer Universitäten an, einen Verband zu bilden, um die Verbrüderung der Studenten aller Länder herbeizuführen. Die ersten Verhandlungen, an denen

Digitized by Google

sich auch Abgeordnete von ausländischen Universitäten beteiligten, gelangten aber nicht zur Gründung einer festen Organisation, weil die bald einsetzende Reaktion auch diese „revolutionären" Bestrebungen verbot. Erst im Jahre 1884 begegnen wir dann wieder einer internationalen Studentenkonferenz, die in Brüssel stattfand und hauptsächlich von romanischen Studenten beschickt war. Ihr lagen ganz verschwommene Gedanken einer Studenteninternationale zugrunde, bei der, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch im Hintergrunde Katholizismus und Romanismus schon eine gewisse Rolle spielten. Die folgenden Zusammenkünfte fanden in Bologna (1888), Montpellier (1890), Lausanne (1891) und Madrid (1892) statt und zeigen durch die Wahl der Tagungsorte die Beschränkung dieser Bewegung, die über kleine Teilerfolge nicht hinausgekommen ist und bald ganz einschlief.

Wesentlich fester gegründet war eine Bewegung, die im Jahre 1895 ihren Anfang in der Konferenz von Vadstena (Schweden) nahm, der Christliche Studenten-Weltbund. Damals fanden sich unter der Führung von Dr. John, R. Mott die Vertreter von christlichen Studentenvereinigungen aus sechs verschiedenen Ländern, darunter auch von Deutschland, zusammen, die aber schon etwa 600 Vereinigungen mit ungefähr 35000 Mitgliedern hinter sich hatten. Heute umfaßt der Christliche Studenten-Weltbund 23 Nationalverbände, sein Einfluß erstreckt sich auf über 40 Länder und an 3113 Hochschulen hat er „Christliche Studentenvereinigungen" mit insgesamt 300000 Studierenden und Professoren. Er ist damit der größte und wohl auch arbeitsfähigste internationale Studentenverband. Seine Grundlage ist entschieden christlich, unter seinen Mitgliedern befinden sich Angehörige aller christlichen Bekenntnisse, denn er hält sich frei von Bindungen an irgend eine Kirche oder kirchliche Konfession, hat aber relativ wenig katholische Mitglieder. Seine Ziele sind: „die christlichen Studenten aller Länder zu vereinigen; alle diejenigen zu sammeln, die es werden wollen, und die Studenten für die verschiedenen Arten sozialer und religiöser Arbeit vorzubereiten, die sozialen und moralischen Lebensbedingungen der Studierenden zu bessern und die internationalen Beziehungen an den Universitäten zu fördern". In den großen Weltstädten wie Berlin, London, Paris und New York treffen sich oft in den dortigen Christlichen Studentenvereinigungen Vertreter von zwanzig Nationen zu einmütiger Arbeit zusammen. Sein Arbeitsfeld findet der Ch. St. W. besonders auf charitativem Gebiete unter den Studenten, und nach dem Kriege hat er durch die von ihm gegründete „Europäische Studentenhilfe" unendliche Wohltaten den notleidenden Studierenden Mittel- und Osteuropas erwiesen. Bemerkenswert ist, daß während des Weltkrieges kein einziger Nationalverband aus dem Ch. St. W. ausgeschieden ist! Auf seinem ersten Nachkriegskongreß, der 1922 in Peking stattfand, wurde folgende für seinen Geist bezeichnende Entschließung gefaßt: „Wir, christliche Studentenvertreter aus allen Teilen der Welt, glauben an die Ebenbürtigkeit aller Rassen und Völker und betrachten es als einen Teil unseres christlichen Berufes, dies in allen unseren Lebensbeziehungen zum Ausdruck zu bringen. Wir betrachten es als unsere unbedingte Pflicht, mit allem, was in unserer Macht steht, die Ursachen, die zum Kriege führen, und den Krieg selbst als ein anerkanntes Mittel zur Entscheidung internationaler Gegensätze zu bekämpfen. Als ein Ergebnis unserer Aussprache auf der Pekinger Konferenz erklären wir offen, daß wir keine Übereinstimmung darüber erzielt haben, wie der Einzelne sich im Falle des Krieges verhalten solle. Einige sind davon überzeugt, daß sie unter keinen Umständen als Christen am Kriege teilnehmen können, andere, daß sie unter manchen Umständen sich am Kampfe beteiligen müßten. Wir gehen auseinander mit dem tiefen Bewußtsein unserer gemeinsamen Bestimmung, Jesus Christus nachzufolgen ... und wünschen, daß die verschiedenen nationalen Bewegungen des Weltbundes im Lichte der Worte Jesu die ganze Frage des Krieges und der sozialen und wirtschaftlichen Kräfte, die zum Kriege führen, rücksichtslos und offen prüfen." Der Vorsitzende der Deutsch-christlichen Studentenvereinigungen ist Reichs-

Digitized by Google

kanzler a. D. Michaelis. Auf katholischer Seite entspricht dem Ch. St. W. die im Jahre 1921 zu Freiburg in der Schweiz auf Anregung der katholischen Studentenschaften der Schweiz, Hollands und Spaniens gegründete „Pax Romana". Bei der Gründung waren 21 Länder vertreten, darunter auch Deutschland durch die „Arbeitsgemeinschaft" der großen katholischen Studentenverbände (CV, KV, UV), von der KV und UV sich an der Pax Romana aktiv beteiligten, während der CV zumindest noch abwartet. Als Ziel der Pax Romana dachte man sich vorläufig eine Art Arbeitsgemeinschaft studentischen Charakters mit Aufgaben, die sich „aus der Ideengemeinschaft des römisch-katholischen Glaubens, der das tragende Fundament darstellt", ergeben. „Einen Hauptzweck sollte die gegenseitige Annäherung aller katholischen Studentenverbände bilden. Weiterhin sollte das Sekretariat der Pax Romana in allen studentischen und Hochschulfragen Führer und Wegweiser sein, besonders beim Studium im Auslande." Auf der zweiten Freiburger Tagung 1922 bekannte man sich zu folgender Zielformel: „Pax Romana erstrebt die volle Entfaltung des katholischen Gedankens in der Studentenschaft auf allen Gebieten des akademischen, geistigen und sozialen Lebens, indem sie dabei an die besten Überlieferungen der christlichen Vergangenheit anknüpft und den Forderungen der Zeit gerecht zu werden versucht. Pax Romana ist Auskunfts- und Vermittelungsstelle für alle Beziehungen der katholischen Studentenverbände." Praktisch betätigt hat sich die Pax Romana bisher mit Studentenaustausch, Ferienkursen, Publikationen und Kongressen, auf ihrem 5. Kongreß in Bologna 1925 wurde das bisherige internationale Sekretariat zur „Confoederatio Studentium Universi Terrarum Orbis Catholica" ausgebaut, der diesjährige Kongreß fand in Holland statt, brachte aber kaum wesentliche Beschlüsse.

Neben diesen beiden in erster Linie religiös bedingten studentischen Internationalen gab es schon vor dem Kriege Bewegungen, in denen sich weltanschauliche Grundlagen stark mit politischen Gedankengängen mischten, d. h. die pazifistisch beeinflußt waren. In die Zeit der beginnenden Popularisierung der Friedensbewegung, ein Jahr vor dem ersten Friedenskongreß im Haag, fällt die Gründung der bedeutendsten Studenteninternationale der Vorkriegszeit. Auf Anregung eines jungen Italieners Dr. Efisio Giglio Tos wurde im November 1898 in Turin die „Corda Fratres" gegründet. Belgien, Frankreich, Holland, Ungarn, Italien, Rumänien und die Schweiz waren zunächst vertreten. Die Satzungen, die man sich hier in jugendlich-südländischer Begeisterung gab, waren ausgesprochen pazifistisch und entsprachen dem Namen des neuen Bundes: „Corda Fratres" = Die Herzen sind Brüder! „Das Hauptziel der CF besteht darin, den Gedanken der Gemeinschaft und Brüderlichkeit unter den Studenten zu fördern und zu begünstigen." „Jedes Mitglied verpflichtet sich bei seinem Eintritt in den Bund auf seine Ehre, unermüdlich die Mittel, die ihm seine soziale Stellung, seine Intelligenz, sein Beruf und seine Tätigkeit bieten, dazu zu benutzen, um die internationalen Beziehungen unter der Jugend zu fördern und alles das zu unterstützen, was es für geeignet hält, um — ganz gleich unter welcher Klasse von Leuten — die Vorurteile des Grolles und des Hasses zu zerstreuen, die dauernd die Staaten in Feindseligkeit und Kriegsbereitschaft halten." „Die CF beabsichtigt ebenfalls, mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln das Werk des Friedens und der Verständigung zwischen den Nationen zu unterstützen." Zunächst blieb die Bewegung, die sich in einer Reihe von Kongressen organisatorisch ausbaute und sogar eine eigene Bundeshymne schuf, auf die schon an der Gründung beteiligten Länder beschränkt und hatte ihren Schwerpunkt bei den Romanen, deren Wesensart ja der ganze mystisch religiöse Zug der CF entsprach. Auf dem Kongreß im Haag, 1909, schlossen sich die 30 Vereine der „Association of Cosmopolitan Clubs" aus den Vereinigten Staaten der CF an, die zwar auch gemäß ihres Wahlspruches: „Above all nations is humanity" pazifistisch eingestellt waren, aber doch ihren Pazifismus wesentlich realpolitischer anfaßten, als die mehr zur Phrase neigenden Romanen.

Digitized by Google

Jetzt wurde nach amerikanischem Vorbilde das Klubsystem zum organisatorischen Hauptträger der CF. In diesen internationalen Studentenklubs, die sich nun in den angeschlossenen Ländern an vielen Hochschulen bildeten, wurde durch das innige Gemeinschaftsleben zwischen in- und ausländischen Studenten mehr für die Verbreitung internationaler Gedankengänge erreicht als bisher durch Aufrufe und gelegentliche Kongresse. Auf amerikanischen Einfluß hin wurden studentische Gruppenreisen ins Ausland in der großzügigsten Weise organisiert und durchgeführt. Durch amerikanische Austauschprofessoren wurden jetzt auch Kreise der deutschen Studentenschaft für diese Ideen interessiert. Den damaligen Verhältnissen entsprechend war es die „Freie deutsche Studentenschaft", die sich für internationale Studentenprobleme einsetzte und vorerst Abteilungen zum Studium des Internationalismus und für internationalen Sprach- und Ideenaustausch bildete. Bald gründete man internationale Studentenvereine (1911 in Berlin und Leipzig, 1912 in Münster, Göttingen, Bonn und Heidelberg, 1913 in Freiburg) und nahm offiziell Fühlung mit der CF auf. An dem 8. Kongreß der CF 1913 in Ithaka (USA) nahmen auch deutsche Vertreter teil, ohne allerdings der CF beizutreten, denn sie legten den Hauptwert auf den erzieherischen und bildenden Wert einer Studenteninternationale und lehnten den Verbrüderungsgedanken schroff ab. Sie schlugen eine Zusammenarbeit in folgenden Punkten vor:

1. Austausch neuer und fortgeschrittener Ideen, die sich bezogen auf
   a) die wirtschaftliche Lage der Studenten in allen Ländern,
   b) die Arbeit in studentischen Siedlungen,
   c) die Organisationen und Einrichtungen von studentischen Klubs und Verbindungen,
   d) studentische Wohnungsfragen, Verbindungshäuser und Schlafstätten,
2. Bemühungen, die internationale Gleichheit zu sichern hinsichtlich der Immatrikulation und der Erlangung akademischer Grade.
3. Die Einrichtung von Studienreisen und Universitätsbüros.
4. Austausch von Universitätspublikationen und Gründung einer internationalen Studentenzeitung.
5. Anregungen zum Studium der internationalen Probleme.

Ein einfacher Vergleich dieser Punkte mit den vorher erwähnten Auszügen aus den Satzungen der CF zeigt deutlich den Unterschied in der verschiedenen Beurteilung des Wertes und Zweckes solcher internationaler Studentenbünde bei den deutschen und den romanisch-amerikanischen Studenten: „einmal der nur gefühlsmäßig erfaßte Gedanke der internationalen Solidarität als Zielsetzung, im wesentlichen orientiert an der Friedensidee; andererseits der internationale Gedanke als ein nationales Erziehungsideal, im wesentlichen orientiert an dem Willen, in gemeinsamer Arbeit alle körperlichen und seelischen Kräfte zur höchsten Entfaltung zu bringen". — Wie sehr ihrem Wesen entsprechend die politischen Momente bei der CF, wenn auch vielleicht nicht immer bewußt, hineinspielten, mag man aus der für die Vorkriegszeit sehr interessanten Tatsache ersehen, daß die Vertretung innerhalb des Bundes nicht nach Staaten, sondern nach der Volkszugehörigkeit erfolgte: so hatten die Polen, Tschechen und Finnen schon eigene Vertretungen, bevor es einen polnischen, tschechischen oder finnischen Staat gab, und der offizielle Vertreter Italiens im Zentralausschuß der CF konnte zeitweise ein Triester, derjenige Rumäniens ein siebenbürger Rumäne sein, beides also Angehörige der österreich-ungarischen Monarchie! So ist es erklärlich, daß die Regierungen allen diesen studentischen internationalen Bestrebungen zumindest sehr mißtrauisch gegenüberstanden und ihnen offen und versteckt Hindernisse bereiteten. Da auch die Professorenschaften mit wenigen Ausnahmen sich nicht für solche Gedankengänge interessierten, so war leicht vorauszusehen, daß alle solche Bestrebungen kaum über jugendliche Begeisterung hinauskommen konnten oder aber in bedenkliche politische Fahrwasser geraten mußten. Der

Digitized by Google

Weltkrieg riß die Entwicklung jäh ab. Nur der Christliche Studentenweltbund überdauerte diese Krise.

In der Nachkriegszeit lag die Basis für internationale studentische Zusammenarbeit nicht mehr allein in der Friedensidee, wie sie die CF aufgefaßt hatte, auch nicht nur in religiös-weltanschaulichen Motiven des Christlichen Studentenweltbundes oder der Pax Romana, jetzt war durch den Völkerbund ein offizielles Interesse bestimmter Regierungen hinzugekommen, eben jener Regierungen, denen der auf dem Versailler Vertrage aufgebaute Völkerbund in erster Linie der Garant ihrer Beute sein sollte. Vor allen Dingen Frankreich bemühte sich unter dem Vorwande internationaler Zusammenarbeit, den Boykottring um Deutschland möglichst dauerhaft zu schmieden, denn die mit der Kriegsschuld so stark moralisch belasteten Mittelmächte waren durch den Ausschluß aus dem Völkerbund natürlich auch aus jeder anderen internationalen Gemeinschaft ausgeschlossen. In den Boykottierungsfeldzug gehörte in besonderem Maße die Beeinflussung der akademischen Jugend. Unter diesen Auspizien rief die französische Studentenschaft gelegentlich ihres 8. Kongresses (Oktober 1919) alle alliierten und neutralen Studentenschaften zur Gründung eines internationalen Studentenverbandes zusammen. Die Wahl des Ortes und des Zeitpunktes waren bezeichnend für die letzten Absichten der von der französischen Regierung inspirierten einladenden Studentenschaft: man wählte den ersten Jahrestag des Einzuges der französischen Truppen in Straßburg, der zugleich mit der Einweihungsfeier der „wiedergewonnenen" Universität Straßburg verbunden war. So konnten die aus Anlaß der „Siegesfeier" nach Straßburg geeilten höchsten politischen und militärischen Würdenträger Frankreichs Pate stehen bei der Gründung der „Conféderation Internationale des Etudiants" (CIE)! Vertreter von 17 Nationen waren trotzdem in Straßburg zu diesen Studentenkongreß erschienen, die Neutralen wußten wohl, daß man einen internationalen Studentenbund gründen wollte, hatten aber weder einen Entwurf erhalten noch irgend welche Einzelheiten vorher zu Gesicht bekommen. Als nun noch die Franzosen mit ihren Alliierten die Vorberatungen allein führen wollten, wurde es den Neutralen doch zu viel, und auf ihre gemeinsam vorgebrachte energische Beschwerde, zog man sie denn auch zu den Beratungen hinzu. Schon auf dieser ersten gemeinsamen Sitzung stand die Frage im Mittelpunkt, die es bis heute geblieben ist: wie steht es mit der Zulassung der Studenten der Mittelmächte? Der Vorentwurf enthielt hierüber gar keine Bestimmung, was wohl der Lage nach einem stillschweigenden Ausschluß gleichzuachten war, aber Frankreich genügte das nicht. Und hier trat zum ersten Male offen zutage, welche Rolle die große Politik hinter den Kulissen der CIE spielte. Ein an der Sitzung teilnehmender Kammerdeputierter erklärte: „Die französische öffentliche Meinung verlangt nicht nur den stillschweigenden, sondern den ausdrücklichen Ausschluß der deutschen Studenten". Trotz des Widerspruches der Engländer, Amerikaner und der Neutralen setzten die Franzosen diese Ansicht durch! Erst als die Neutralen nach einer Sonderberatung dagegen erklärt hatten, daß ihre letzte Kompromißformel die sei, nach der die Zulassung der deutschen Studenten erst nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund aufgerollt werden könnte und als man diese Entschließung in den Satzungen aufgenommen hatte, erklärten sich die Vertreter von 17 Nationen mit der Gründung der CIE einverstanden. Diese Gründungsgeschichte spricht Bände. Nach den Statuten sollte der Grundgedanke der CIE sein, „zwischen den Studenten und Intellektuellen der beigetretenen Länder ein Band der Achtung zu knüpfen und gutes Einverständnis zwischen ihnen herzustellen, eine dauernde Verbindung zwischen den Studentenverbänden dieser verschiedenen Länder zu organisieren, die geistige Tätigkeit zu regeln (!?), die internationalen Fragen betr. das geistige und materielle Leben der Studenten zu studieren, für die Ausbreitung der Kultur zu wirken". Auch sollte ihre Tätigkeit unabhängig sein von jeder politischen und religiösen Partei. Aber in Wirklichkeit waren die Studentenorganisationen, „die zum ersten Male

Digitized by Google

hier in internationalen Fragen als Landesverbände auftraten, zu Exponenten der auswärtigen Politik ihrer Länder geworden". — Als ein neues Moment kam dann die Vertretung eines Landes durch einen sogenannten „Nationalverband" hinzu, der nach den Satzungen „entweder ein Zentralverband oder einfach ein Studentenausschuß" sein kann und die Aufgabe hat, „die Tätigkeit der Studenten im eigenen Lande zu regeln und bei der Generalversammlung der CIE seine Stimme abzugeben". — Seine einzige Aktivlegitimation ist allerdings, daß er „die Mentalität der Studenten seines Landes zum Ausdruck bringen soll". (Einzelmitgliedschaft kennt die CIE nicht.) Da jedes Land natürlich nur durch einen Nationalverband vertreten sein kann, haben sich später aus diesen Bestimmungen ergötzliche Kämpfe entwickelt, die wieder nach rein politischen Gesichtspunkten entschieden wurden. So ist z. B. Italien durch den faschistischen Studentenverband in der CIE vertreten, der aber nach glaubhaften Informationen nur ein Bruchteil der italienischen Studierenden umfaßt und durch von der Regierung bestellte Professoren und Parlamentarier geleitet wird. Die großen nichtfaschistischen italienischen Studentenverbände mit alter Tradition kämpften vergeblich um eine Vertretung in der CIE und sind jetzt von der Regierung aufgelöst worden. Der französische Verband schließt systematisch die französischen Studentinnen aus, so daß diese sich beschwerdeführend an den vorjährigen CIE-Kongreß wenden wollten, aber infolge des französischen Protestes gar nicht ihre Beschwerde anbringen durften. So wird teilweise in der CIE „die Mentalität der Studenten eines Landes" vertreten. Zu den Gründungsmitgliedern gehörten Belgien, Spanien, Frankreich, Polen, Luxemburg (das überhaupt keine Hochschule hat!), Rumänien und die Tschechoslovakei. Die sonst noch in Straßburg vertretenen Länder England, Dänemark, Vereinigte Staaten, Griechenland, Holland, Italien, Norwegen, Schweden, Schweiz, Jugoslavien konnten ihren Beitritt noch nicht sofort vollziehen, da sie keine Nationalverbände besaßen, sie wurden aber als „freie Mitglieder" aufgenommen. Vorsitzender der CIE wurde ein Franzose, die wichtigsten Posten des Exekutivkomitees auf Frankreich, Polen, Belgien, Rumänien und die Tschechoslovakei verteilt. Frankreich war also in diesem „internationalen" Studentenverband mit seinen Vasallen unter sich.

Für die Neutralen kam die Ernüchterung, als sie wieder zuhause waren, und zwar nahmen bezeichnenderweise alle neutralen Studentenschaften Anstoß an dem Ausschlußparagraphen gegen die deutschen Studenten. Die Skandinavier desavouierten einfach ihre Vertreter und erklärten, sie hätten keinerlei offizielle Vollmacht gehabt. Der Schweizer Führer, Walther Hug, erklärte: „Wir Schweizer wollen abwarten, der Internationale freundschaftlich gegenüberzustehen, gleichzeitig jedoch die Bande aufrecht erhalten und neue knüpfen, die uns mit den deutschen Kommilitonen verbinden, weil ich glaube, daß wir dadurch am besten beiderseits zur Einsicht verhelfen: Alles Geistige hat keine Grenzen." Ostentativ nahm Hug 1920 an dem 3. Deutschen Studententag in Göttingen teil als offizieller Vertreter der Schweizer Studentenschaft. Bei den Neutralen waren zwei Richtungen bemüht, die CIE zu einem ehrlich-internationalen Verbande umzugestalten, die einen wollten von innen heraus den Ring des Hasses und der französischen Kriegspsychose sprengen, während die andern die CIE durch ihr Abseitsstehen zur besseren Einsicht zwingen wollten. Diese zweite Ansicht siegte in Norwegen und in den Vereinigten Staaten, die also beide solange der CIE fernbleiben wollen, bis der deutsche Eintritt vollzogen ist. Die andere Richtung brachte unermüdlich auf jedem Kongreß und in jeder Exekutivkommiteesitzung die Frage des deutschen Eintritts auf die Tagesordnung. Dieser neutralen Gruppe schlossen sich auch die englisch-schottischen Vertreter an, denen das französisch-slavische Übergewicht gar nicht behagte und die um ihren eigenen Eintritt schwere Kämpfe gehabt hatten. Die englische und die schottische Studentenschaft verlangten nämlich in gemeinsamem Einverständnis getrennte Vertretung in der CIE. Ganz abgesehen, daß dieser Wunsch den Satzungen widersprach, die ja für jede Nation

Digitized by Google

nur eine Vertretung vorsehen, wehrten sich besonders die Belgier dagegen, weil sie hier einen gefährlichen Präzedenzfall für ihre Vlamen fürchteten. So entschloß man sich schweren Herzens, zwar die Engländer und Schotten getrennt aufzunehmen, setzte aber vorsichtigerweise fest, daß dies kein Präzedenzfall sein sollte. Den zähen Bemühungen der Neutralen gelang es, Schritt für Schritt den französisch-belgisch-polnischen Einfluß bei der Behandlung der deutschen Frage zurückzudrängen. Noch auf dem zweiten Kongreß in Prag 1921 entschloß man sich zwar nach langen Kämpfen, die fast zur Sprengung der CIE geführt hätten, zur Streichung des Ausschlußparagraphen, aber man verlangte „gewisse Garantien": eine Erklärung der Deutschen, daß ihre Organisation den Revanchegedanken in Deutschland bekämpfen werde (franz. Forderung) und daß sie die Verletzung der belgischen Neutralität verurteilten (belg. Forderung)! Krasser konnte einseitigste Politik nicht mitspielen. Die Geduld der Neutralen war allmählich erschöpft, so daß sich die noch immer unter französischem Einflusse stehende Leitung vor dem 3. Kongreß in Warschau 1924 sogar zu einer offiziellen Einladung an die Deutsche Studentenschaft entschließen mußte, um ein Auseinanderfallen der CIE zu verhindern. Als die Deutsche Studentenschaft dieser Einladung keine Folge leistete, da man sich von den Verhandlungen noch keinen Erfolg versprach, sandten die Neutralen sogar als ihren offiziellen Vertreter einen Schweden im Flugzeug nach Berlin, um noch einmal um Entsendung eines deutschen Vertreters nach Warschau zu bitten.

Die Deutsche Studentenschaft, die der größte und bestorganisierte studentische Nationalverband ist, hatte bisher der CIE kühl abwartend gegenübergestanden, ohne deshalb auf eigene Fühlungnahme mit den befreundeten neutralen Studentenschaften zu verzichten. Zu gleicher Zeit mit dem oben erwähnten Prager CIE-Kongreß 1921 fand in Prag eine Tagung von Büros statt, die sich das Ziel gesetzt hatten, die internationale Zusammenarbeit zwischen den Studentenschaften ihrer Länder zu fördern. Diese Büros waren nicht immer offizielle Einrichtungen der Studentenschaften, standen oft nur in losem Zusammenhange mit ihnen, oder waren, wie das Deutsche Korrespondenzbüro-Leipzig, rein privater Natur. Als nächsten Tagungsort setzte man für das Jahr 1922 Leipzig fest und übertrug dem deutschen Büro die Vorbereitungen. Im Herbste 1921 wurde nun das deutsche Büro mit dem eben gegründeten offiziellen Auslandamt der Deutschen Studentenschaft verschmolzen, so daß also die Leipziger Konferenz (8. 10. IV. 1922) damit von der Deutschen Studentenschaft veranstaltet wurde. Vertreter von 15 Nationen, sowie von deutschen Regierungs- und Universitätsbehörden nahmen an dieser Konferenz teil. Da die englische Studentenschaft durch ihren Vorsitzenden vertreten war, sah sich auch der französische Block der CIE gezwungen, einen Belgier als Beobachter zu entsenden. Dieser politische Erfolg des deutschen Auslandamtes wurde noch durch den positiven Arbeitserfolg der Konferenz verstärkt. Eine ganze Reihe Fragen, die durchaus in das Aufgabengebiet der CIE fallen, wurde in Leipzig nicht nur theoretisch besprochen, sondern auch zur praktischen Ausführung vorbereitet: Studentenaustausch, Studienreisen, Bücheraustausch, Auskunftserteilung, internationaler Briefwechsel, Wirtschaftsfragen usw. Auf unverbindliche Anfragen von neutraler Seite, wie die Deutsche Studentenschaft sich zur CIE stellte, war ebenso unverbindlich von deutscher Seite als Voraussetzung verlangt worden, daß alle Ausnahmeparagraphen aus den Satzungen verschwinden müßten, daß die deutsche Sprache als dritte offizielle Verhandlungssprache zugelassen werden müßte, dann ein Sitz im Exekutivkommitee und Anerkennung der großdeutschen Zusammensetzung der Deutschen Studentenschaft. Bis zum Warschauer Kongreß hatten sich die Neutralen und auch die englisch-schottische Studentenschaft immer mehr von der Arbeitsfähigkeit und dem Wert der Deutschen Studentenschaft überzeugen können. Um so nervöser war der französische Block geworden. In diese Atmosphäre fiel die feierliche Einholung eines deutschen Vertreters durch die Neutralen nach Warschau.

Digitized by Google

Unter dem Eindruck dieser Bemühungen entschloß sich die Deutsche Studentenschaft, den Leiter ihres Auslandamtes, Walther Zimmermann, nach Warschau zu entsenden, um den deutschen Standpunkt noch einmal vor aller Öffentlichkeit klarzulegen. Trotz aller Gegenwirkungen des französischen Blocks gelang es dem Geschick Zimmermanns, mit der CIE einen Vertrag zu schließen, durch den die Deutsche Studentenschaft faktisch alle Rechte eines Mitgliedes sogar im Exekutivkommitee hatte ohne irgend welche Verpflichtungen. Ein sofortiger Eintritt kam wegen der Satzungen der CIE nicht in Frage, da von deutscher Seite auf die großdeutsche Zusammensetzung der größte Wert gelegt wurde. Sowohl an der nächsten Sitzung des Exekutivkommitees in London, als auch an dem folgenden CIE-Kongreß 1925 in Dänemark nahmen auf Grund dieses Vertrages deutsche Vertreter teil. Daß sich die Franzosen und ihre Verbündeten — inzwischen war ein Pole Präsident der CIE geworden — nicht so ohne weiteres mit diesem deutschen Erfolge abfinden würden, durch den für sie der Hauptzweck der CIE hinfällig geworden war, konnte mit Bestimmtheit vorausgesehen werden. Da der Warschauer Vertrag nur als ein Vorvertrag bis zum endgültigen deutschen Eintritt gedacht war, lud die Deutsche Studentenschaft das Exekutivkommitee im Frühjahr 1926 nach Stuttgart. Diese Verhandlungen, denen die deutschen Mindestforderungen zu Grunde lagen, zerschlugen sich. Der äußere Grund war die Sprachenfrage, in Wirklichkeit bildete aber die großdeutsche Zusammensetzung der D. St., die von den Franzosen als „eine Provokation des Versailler Vertrages" angesehen wurde, den Haupthinderungsgrund. Man verlangte eine gesonderte Vertretung der reichsdeutschen und österreichischen Studentenschaft, sowie die Vertretung der Deutschen Studentenschaft Danzigs durch die Polen und der Sudetendeutschen durch die Tschechen. Noch einmal kam es auf dem diesjährigen Kongreß in Prag zu heftigen Kämpfen um die deutsche Frage. Da die Franzosen die Annahme eines ungarischen Antrages nicht verhindern konnten, der die deutsche Sprache zur dritten offiziellen Verhandlungssprache erklärte, setzten sie ihrerseits einen Antrag durch, der auch eine slavische Sprache (im jährlich wechselnden Turnus) zur Verhandlungssprache erhob. Gerade auf diesem Prager Kongreß zeigte es sich deutlich, daß für den französischen Block lediglich Prestige- und im letzten Grunde politische Gründe maßgebend sind. Setzte doch der Führer der französischen Abordnung, Rocasera, der übrigens kein Student mehr, sondern ein Beamter des Quai de'Orsay ist, einen Beschluß des Prager Kongresses durch, nachdem man vor weiteren Verhandlungen über das Verhältnis der CIE zur Deutschen Studentenschaft deutsche Anerbietungen („des offerts allemands") abwarten wollte. Trotz des englisch-ungarischen Protestes wurde diese schwere Brüskierung der Deutschen Studentenschaft mit 9 : 8 Stimmen angenommen. Der ungarische Vertreter bezahlte sein tapferes Eintreten für die Deutsche Studentenschaft damit, daß er aus dem Exekutivkommitee hinausgewählt und durch einen den Franzosen treuer ergebenen Tschechen ersetzt wurde.

Damit erscheinen im Augenblick alle Brücken zwischen CIE und D. St. abgebrochen. Aber die Franzosen und ihr Anhang haben in den Kämpfen der vergangenen Jahre zu gut die Mentalität der Neutralen und auch ihrer englisch-schottischen Freunde kennengelernt, um nicht nun eine schwere Erschütterung der ihren Absichten so gefügig gewordenen CIE zu fürchten. Denn auch dem harmlosesten Neutralen mußten allmählich die Augen aufgegangen sein über die von französischer Politik so mißbrauchte „Internationalität" der CIE, auch die interessierte Öffentlichkeit verlangte immer eindringlicher eine befriedigende Lösung der deutschen Frage, und nun der schroffe Abbruch? Da griff man zu einer auch in der großen Politik Deutschen gegenüber oft erprobten Taktik: man suchte den Neutralen einzureden, daß die Leitung der Deutschen Studentenschaft aus chauvinistischen Gründen alles zu Prestigefragen überspitzt hätte, daß große Teile der deutschen Studenten garnicht einverstanden wären mit der Außenpolitik ihrer Leitung und brennend gerne bedingungslos sich der CIE anschließen würden. Man fand leider auch deutsche Studenten,

Digitized by Google

um das glaubhaft zu machen. Schon bei den Warschauer Verhandlungen hatte die französische Gruppe mit einem Briefe operiert, den der Führer des Republikanischen Studentenkartells, der Sohn des Vaters der Weimarer Verfassung Preuß an das Exekutivkomitee gesandt hatte und worin er dem deutschen Unterhändler einfach in den Rücken fiel, indem er den ausländischen Studentenführern die Leitung der Deutschen Studentenschaft als einseitig nationalistisch eingestellt denunzierte und das von ihm geleitete Republikanische Studentenkartell als besseren Verhandlungspartner empfahl. Diese Gruppe Preuß, die kaum den zehnten Teil der deutschen Studenten umfassen dürfte, deren Mitglieder dazu noch alle der Deutschen Studentenschaft zwangsmäßig angehören, hatte als Betätigungsfeld ihres außenpolitischen Ehrgeizes die Fédération Universitaire Internationale pour la Société des Nations" (F. U. I.) gefunden, eine Vereinigung verschiedener Studiengruppen für das Völkerbundsproblem, die 1923 auf Anregung der Völkerbundskommission für intellektuelle Zusammenarbeit gegründet worden war. Die FUI hatte bis dahin ein sehr bescheidenes Dasein geführt und mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit gearbeitet. Sie umfaßte ungefähr die gleichen Nationen wie die CIE unter Hinzuziehung der Deutschen (eben jener Gruppe Preuß). Dieses Umstandes erinnerten sich jetzt die Führer des französischen Blockes. Wie konnte man besser die Neutralen von dem Chauvinismus der Leitung der Deutschen Studentenschaft überzeugen, als dadurch, daß man ihnen diese „zahmen" Deutschen gegenüberstellte. Man tat noch ein übriges und ließ auf dem an den Prager CIE-Kongreß anschließenden Kongreß der FUI in Genf Anfang September d. J. den Führer der deutschen Abordnung, Herrn Preuß, zum Vorsitzenden der — wie gesagt gänzlich bedeutungslosen — FUI wählen. Jetzt konnten sich die Neutralen ja davon überzeugen, wie leicht man zu der erwünschten Zusammenarbeit mit deutschen Studenten kommen könnte, wenn nur die Berliner Chauvinisten ausgeschaltet seien. Ein Meisterstück französisch-polnischer Diplomatie auf diesem vielleicht nicht ganz belanglosen Teilgebiet. Es muß allerdings abgewartet werden, ob sich die Neutralen mit dieser Art deutscher Beteiligung an studentischen Internationalen zufrieden geben werden. Dazu haben sie schon zu enge Fühlung genommen mit der offiziellen Deutschen Studentenschaft und haben vor allen Dingen die Arbeit dieser größten studentischen Organisation in einer Reihe von Studienreisen und durch viele Austauschstudenten kennen und schätzen gelernt. Die Deutsche Studentenschaft hat es nicht nötig, um Eintritt in die CIE zu betteln, vorläufig wählt sie sich ihre Freunde unter den ausländischen Studentenschaften selbst und hat dabei die Genugtuung, daß immer mehr ihre Freundschaft gesucht wird, während das französische Prestige bedenklich gelitten hat.

Zur Frage der Reichsfarben

Seit Anfang August ist die Verordnung des Reichspräsidenten vom 5. Mai 1926, die sämtlichen außereuropäischen Vertretungen des Reiches und in Europa den an der See gelegenen außerdeutschen Dienststellen die Führung der sogenannten Handelsflagge neben den Reichsfarben vorschreibt, in Kraft getreten. Nebeneinander grüßen jetzt „Schwarz-Weiß-Rot" und „Schwarz-Rot-Gold", welche die Weimarer Reichsverfassung als Symbol gleichsam der Zwiespältigkeit in unserer „Revolution" und in unserem „Wiederaufbau" als gleichberechtigte deutsche Farben stehen ließ, die Volksgenossen jenseits des Meeres. Der weitere Beschluß des Reichskabinetts vom 7. Juni, daß ein Ausschuß aus Vertretern der Reichstagsparteien und der politischen Verbände und von Sachverständigen zur Bearbeitung der Angelegenheiten berufen werde, ist bisher nicht ausgeführt worden. Zum mindesten haben die Vertreter der Geschichts-

Digitized by Google

wissenschaft, die sich zum Teil seit Jahrzehnten mit den einschlägigen Fragen beschäftigten, keine Aufforderung zur Mitarbeit erhalten. Nach Lage der Dinge und bei der bewußten Unfreundlichkeit, mit der die beteiligten Ressorts, insbesondere der Reichskunstwart und der ihm vorgesetzte Reichsminister des Innern, derartige Untersuchungen bisher behandelt haben, müssen sich die deutschen Historiker aufs neue auf eigene wissenschaftliche Arbeit zurückziehen. Das erste Ergebnis liegt heute vor und wirbt um die Teilnahme recht weiter Kreise. Seit einem halben Menschenalter schon lassen mich selbst die Fragen nicht los, seit ich in meiner Geschichte der deutschen Burschenschaft der Herkunft von Schwarz-Rot-Gold nachzugehen hatte. Nach mannigfachen Irrfahrten, die auch dem Außenstehenden die Schwierigkeit dieser Quellenforschung zeigen, ist es mir gelungen, der bisher üblichen, mit Reichsmitteln unterstützten Geschichtsklitterung kritische Studien entgegen zu stellen.

Im neuen Jahrbuch des Deutschen Schutzbundes findet zunächst ein Bruchteil der Ergebnisse Platz, um auch die Gegner auf den Plan zu rufen und nach Möglichkeit ergänzende Mitteilungen aus den verschiedenen deutschen Landschaften und aus den Gebieten der Nachbarwissenschaften, aus Kirchen- und Kunstgeschichte vor allem, zu erhalten. Die Keckheit, mit der parteipolitisch eingestellte Fachmänner „Schwarz-Rot-Gold in der deutschen Geschichte" des Mittelalters als Reichssturmfahne und als Reichsbanner nachzuweisen wissen und amtlich dabei gefördert werden, zwang mich zu einem umfassenden Rückblick über die Entwicklung der deutschen Herrschaftssymbole überhaupt. Der Herkunft des Reichswappens war man seit langem nachgegangen. Ein Buch des Dresdener Heraldikers Erich Gritzner stellt alles wesentliche zusammen. Für die „Farben" fehlte jeder wissenschaftliche Nachweis und doch läßt sich auch hier ein großer, weltgeschichtlicher Zug deutlich erkennen. Neben dem Adler, dem althergebrachten Hoheitszeichen des deutschen Herrschers, nahm Kaiser Heinrich VI., der sieggewohnte Sohn des großen Barbarossa, im Zusammenhang mit seinen gewaltigen Kreuzzugplänen das zweite Feldzeichen der späteren, christlichen römischen Kaiser, das Kreuz, als Hoheitszeichen auf und verband es in einem roten Wimpel mit weißem Kreuz mit der altgermanischen Blutfahne. Zahlreiche zeitgenössische Abbildungen zeigen ihn auf siegreichem Zuge bis zur Südspitze Siziliens mit dem roten Banner, das ein weißes Kreuz ziert.

Eng verbunden treten mit Rot und Weiß zwei Farben hervor, welche die Karolinger bereits bei der Ausschmückung weltlicher und kirchlicher Bauten bevorzugt hatten. Dieselben Farben begleiten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts den Reichsgedanken auf einem Siegeszug ohnegleichen. Seitdem erst bürgern sie sich als Zeichen einer unmittelbaren, bevorzugten Stellung von Städten und Landschaften ein: besonders stark in den Grenzmarken im Westen, Osten und Süden, wo nur die Hilfe des ganzen Reiches die Abwehr feindlichen Einbruchs ermöglichte. Als sichtbarste Erinnerung an die Zeit des alten deutschen Reiches finden wir die Farben und selbst das Bannerzeichen dieser Tage allenthalben noch heute. Rot-Weiß sind vor allem die Farben derjenigen Reichsstädte, die im Anfang des 13. Jahrhunderts schon mit eigenen Heeresabteilungen im Felde erschienen und sich so eine Sonderstellung zum Kaiser sicherten. Rot-Weiß ist die Farbe Kölns und Straßburgs, von Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Hamburg und Wien geblieben. Eine ähnliche Entwicklung zeigen die Farben derjenigen Landesfürstentümer, die im 13. Jahrhundert ihre Selbständigkeit den Nachbarn gegenüber zu wahren hatten. Das gilt, um nur die wichtigsten, für uns noch geläufigen Zeichen anzuführen, für die verschiedenen hessischen Fürstentümer, für Holstein, das sich 1227 der dänischen Herrschaft erwehrte, für Brandenburg, für Nieder- und Mittelschlesien. Von den österreichischen Herzögen dieser Zeit wissen wir, daß sie die rot-weißen Farben damals erst annahmen und ihrerseits nun den Nachbarn in Salzburg und Steiermark gewaltsam aufzwangen. Am Oberrhein traf der rote Adler, den Tirol in weißem Felde führte, auf die weiß-roten Farben der Zähringer.

Bedeutsamer noch zeigt sich die Macht des Reiches in der Übernahme dieser Farben in den Grenzländern, die in späteren Jahrhunderten Deutschland verloren gingen. Mit Sicherheit gilt die eidgenössische Fahne als eine Ableitung des Reichsbanners. Große Wahrscheinlichkeit spricht für eine Übernahme in das Wappen des Savoyischen Hauses. Das weiße Kreuz auf rotem Feld, das heute noch das Wappen Italiens schmückt, mag an die bevorzugte Stellung der Grafen von Savoyen erinnern,

Digitized by Google

die in den Romzügen der deutschen Kaiser die Paßwege der Westalpen sicherten und über Piemont-Sardinien die politische Einigung Italiens errangen. Auch das lothringische Wappen zeigt drei weiße Adler in rotem Querbalken. Die Niederlande endlich haben bis ins 16. Jahrhundert, bis zur siegreichen Abwehr der spanischen Herrschaft, die weiß-roten Farben des Reichspaniers bevorzugt.

Noch mehr! Auch die Vermutung, daß das dänische Heerzeichen, der sagenberühmte Danebrog, von dem gleichen Zeichen abgeleitet ist, ist, gewinnt in diesem Zusammenhang Wert und Geltung. Auch nach dänischer Überlieferung ist diese rote Fahne mit weißem Kreuz im Anfang des 13. Jahrhunderts in einer Schlacht bei Reval, in der das dänische Heer nur durch die Unterstützung deutscher Ordensritter gerettet wurde, „vom Himmel gefallen". Für die Herkunft des weißen Adlers endlich, den die Republick Polen auf rotem Grunde führt, ist ebenso wie für den weißen böhmischen Löwen auf rotem Feld wichtig, daß sie als farbige Wappenzeichen zuerst Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen. Nach unserer guten Überlieferung aber bezeichnet diese Zeit im ganzen deutschen Osten den siegreichen Durchstoß der weiß-roten Farben! Glied an Glied schließt eine nähere Untersuchung, wie ich sie nach einer Aussprache auf dem vorletzten Archivtag mit Unterstützung zahlreicher Fachgenossen anstellen konnte, eine lückenlose Kette. Das Reichsbanner der letzten Staufer, das ein weißes Kreuz auf rotem Grunde zeigte, und die aus ihm abgeleiteten weiß-roten Farben, galten im Hochglanz des deutschen Mittelalters als Symbol und Heerzeichen des Reiches.

Das Bewußtsein von der alten Bedeutung der Farben allerdings verblaßte hier wie im ganzen übrigen Reiche aufs stärkste. Staatsrechtlich betonte man den Unterschied zwischen „Kaiser" und „Reich", zwischen dem für Lebenszeit nur gewählten Herrscher und der dauernden Gesamtheit der Stände, die als der ewig bleibende Grundstock des deutschen Staates galten. Seit das Kaisertum jedoch im habsburgischen Hause nahezu erblich wurde, bildeten die österreichischen Truppen den Kern jedes Reichsheeres, dem die Landesfürsten unter den eigenen Fahnen zuzogen. Nur das Heer aber und kriegerische Erfolge haben stets Farben und Bannern geschichtliche Bedeutung gebracht. Seit das „Reich" in der Außenpolitik Europas vollkommen zurücktrat, verschwanden auch seine Heerzeichen, nur die Abzeichen des „Kaisers" blieben. Auf keinen Fall aber dürfen die schwarz-gelben Farben der Habsburger als „Reichsfarben" gelten, trotzdem sie heraldisch dem alten Reichswappen entlehnt sind. Noch weniger haltbar ist die neuere Überlieferung, daß das alte Reich schon die Zusammenstellungen „Schwarz-Rot-Gold" oder gar „Schwarz-Weiß-Rot" kannte. Beide „Trikoloren" sind erst im 19. Jahrhundert entstanden. Nebeneinander verkörpern sie Tat und Gedanken, die in der Begründung eines neuen deutschen Reiches mitwirken konnten.

Jahrhunderte hindurch hat dann der Reichsgedanke an diesem Hoheitszeichen festgehalten. Immer wieder sind die Farben Rot und Weiß für Städte und Fürsten bis in die Reformationszeit hinein vollgültige Beweise ihrer reichsfreien Stellung. Die beiden wichtigsten Reichskreise, in denen die Reichsreform Kaiser Maximilians I. das Chaos von unzähligen Reichsdörfern und Reichsstädten, von Reichsritterschaften, geistlichen und weltlichen Reichsfürsten staatsrechtlich zusammenfaßte, nahmen an der Schwelle der neuen Zeit bewußt die alten heiligen Farben an. Mit rot-weißen Armbinden zog im 17. Jahrhundert das Aufgebot des fränkischen Kreises in den Reichskrieg gegen die französischen Heere. Der schwäbische Kreis führte ein rotes Banner mit weißem Kreuz; 1794 noch war sein Staats- und Adreßhandbuch mit dem gleichen Wappenzeichen geziert.

In scharfem Gegensatz zu der älteren Überlieferung setzt die Entwicklung des 19. Jahrhunderts mit einem großen, entscheidenden Schlage ein. Als in Jena 1818 am Vorabend der Feier der Leipziger Schlacht die Allgemeine Deutsche Burschenschaft ins Leben trat, begann der zweite Abschnitt der Geschichte der „deutschen Farben". Zum Zeichen der neuen Lebensgemeinschaft, die Einheit und Freiheit des gesamtdeutschen Vaterlandes erstrebte, wollten die Vertreter der deutschen Hochschulen deutsche Tracht und gemeinsame Farben annehmen. „Die ehemaligen teutschen Farben", so meldet der amtliche Sitzungsbericht, „erschienen dazu die passendsten". Bezeichnend aber ist, daß über die Wahl dieser Farben erst Erkundigungen eingezogen werden mußten. Ein Jenaer Burschenschafter brachte schließlich die Nachricht daß sie schwarz-rot und gelb seien, — dieselben Farben, welche die Jenaer

Digitized by Google

Burschenschaft selbst in ihrer Fahne und in ihren Burschenbändern trug! In der Tat sollte die Mitteilung zweifellos den Jenaer Burschenschaftsfarben besondere Bedeutung zusprechen: Die zweite Frage geht also auf die Herkunft dieser Abzeichen. Bei ihrer Gründung hatte die Jenaer Burschenschaft lediglich die Farben Schwarz und Rot angenommen. Von einer Überlieferung „deutscher Farben" ist in den vollständig erhaltenen Verhandlungen keine Rede. Die gleichen Farben aber hatte bereits die Uniform des Lützowschen Freikorps gezeigt, in dem zahlreiche Gründer der Burschenschaft den Freiheitskrieg mitgemacht hatten. Die dritte Frage gilt daher der Herkunft der Lützower Farben.

In der Tat hat man Vermutungen auf Vermutungen gehäuft und doch den einfachsten Nachweis meist übersehen. Als der Major von Lützow und seine Freunde im Vorfrühling 1813 ihrem König ein Gesuch um Aufstellung eines Freikorps für den kommenden Entscheidungskampf einreichten, stellten sie nur die eine Bedingung, „daß ihre Truppe außer der Linie gebraucht, werde und schwarze Montierung tragen dürfe, weil nur bei dieser Farbe die schon vorhandenen Kleidungsstücke durch Färben benutzt werden könnten". Als Grundfarbe ist also lediglich das unscheinbare, „billige" Schwarz anzusehen, und in der Tat treten auch in der etwas farbenfreudiger gestalteten Uniform die „acht gelben erhabenen Knöpfe und der rote Vorstoß an den schwarzen Aufschlägen und an der vorderen Kante der Litewka" kaum hervor. Von irgend welchen ideellen Zusammenhängen dieser Farben mit dem hohen Ziel einer Erneuerung des deutschen Gedankens wird in zeitgenössischen Quellen nie und nirgends gesprochen.

Zu meiner Freude hat sich auch die neueste Untersuchung auf diesem lange strittigen Gebiet, Egmont Zechlins Buch „Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot in Geschichte und Gegenwart" (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin 1926) dieser Anschauung angeschlossen. Lediglich die nationale Bedeutung der burschenschaftlichen Bewegung hat die neuen Farben zu weltgeschichtlicher Größe emporgetragen. Mit dem gedankenreichen Streben nach Einheit und Freiheit, das die Jahrzehnte 1818 bis 1848 erfüllte, bleibt Schwarz-Rot-Gold für immer verbunden. Der burschenschaftlichen Bewegung ward schließlich die höchste Ehrung zuteil, die eine Nation zu vergeben hat: im Umsturz der Märztage von 1848 galten die Farben der Jenaer Burschenschaft mit einem Schlage auch amtlich als die „deutschen Farben"! Ganz selbstverständlich setzte auch die erste deutsche Nationalversammlung die gleichen Farben als Symbol deutscher Einheit der neuen Reichsverfassung voran. Außenpolitische Bedeutung aber, die doch allein einer Nationalflagge Weltgeltung zu erringen vermag, blieb den Farben der Paulskirche versagt.

Als Zeichen einer politischen Verirrung, zum mindesten einer Schwäche, die reale Kräfte der Politik mißachtete, wurde die deutsche Trikolore ein Vermächtnis der sieglosen „deutschen Bewegung". Seit die österreichische Regierung 1863 ihrerseits das verhaßte Banner aufgepflanzt hatte, um die nationalen Kräfte dem zersetzenden Föderalismus der damaligen „großdeutschen" Bestrebungen zuzuführen, waren Ruf und Ruhm der burschenschaftlichen Farben in den Kreisen auch ihrer treuesten Anhänger dahin. Mit schrillem Mißklang endet die politische Geschichte der schwarz-rot-goldenen Farben, die nie zu machtpolitischer Bedeutung gelangten. Bevor sie endgültig dahinsanken, hatte die preußische Regierung bereits den Entwurf einer neuen deutschen Verfassung eingebracht, die sich in ganz wesentlichen Punkten das Werk der Paulskirche zum Vorwurf nahm.

Sachlich und nüchtern beginnt die Geschichte von Schwarz-Weiß-Rot, welche die eben erwähnte Schrift von Egmont Zechlin zum ersten Mal aktenmäßig verfolgt und gegenüber den amtlich gestützten parteipolitischen Deutungsversuchen mit Glück verteidigt. Von Farben und Abzeichen war nach seinen Ausführungen auch im Antrag zur Bundesreform, mit dem der preußische Ministerpräsident die deutsche Einheitsbewegung als Bundesgenossen gegen Österreich zu gewinnen trachtete, nicht die Rede. Nach der Entscheidung von Königgrätz erst wurde die Forderung einer deutschen Handelsunion unter einheitlicher Flagge eingefügt, die nun auch Bismarck übernahm. Als der Bundeskanzler am 9. Dezember 1866 den Satz festlegte, die Kauffahrteischiffe sämtlicher Landesstaaten führen dieselbe Flagge: Schwarz-Weiß-Rot, schuf er aus eigenem, freien Entschluß die neuen deutschen Farben! Bismarck selbst aber hat als Grund und Quelle für diese Wahl zwei Gedankenreihen angegeben, die sich selbständig nebeneinander

Digitized by Google

behaupteten. Zum ersten sind es Erinnerungen seiner engeren altmärkischen Heimat, welche die rot-weißen Farben Brandenburgs mit den schwarz-weißen Farben des deutschen Ritterordens in Preußen zusammenrückten; zum zweiten war die Rücksicht auf die Hansestädte Norddeutschlands und auf Holstein maßgebend, deren Schiffe den Kern einer künftigen deutschen Handelsflotte stellten. Auch Bismarck aber wußte nicht, daß die rot-weißen Farben Brandenburgs, Holsteins und der Hansestädte, wie die vieler anderer selbständiger ehemaliger Reichsstädte, unmittelbar auf das Reichsbanner der staufischen Kaiserzeit zurückgehen! Unbewußt fügte er im Bann alter und neuer Erinnerungen die alten Reichsfarben und die Farben der preußischen Vormacht, die selbst wieder die Überlieferung an den Deutschen Ritterorden der staufischen Zeit erneuerten, als ein gewaltiges Symbol neudeutscher Kraft zusammen.

Drei Farbenzusammenstellungen also haben Deutschlands Geschicke seit der Hochzeit des staufischen Kaisertums in der Bedeutung nationaler Reichsfarben begleitet. Bevor Hindenburg im Mai dieses Jahres die Anregung zu einer Verständigung gab, schien die Kluft zwischen Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot unüberbrückbar. Auch an dieser Stelle klang daher oft genug der heiße Wunsch nach einem dritten Zeichen auf, das nicht zum Symbol von Parteiverbänden herabgesunken sei. Vor zwei Jahren noch mußte hier das harte Wort fallen, daß „das reichsdeutsche Schwarz-Rot-Gold die Farbe der Verneinung der Ideale anders Gesinnter geworden sei: Ohne Zugkraft. Die Farbe der Erfüllung des Versailler Diktats, die man nicht liebt, die Farbe der November-Errungenschaften, die Farben des Staates, die zu lieben allen denen sehr schwer wird, in denen eine heiße Flamme lodert. Schwarz-Rot-Gold ist die Farbe des Verstandes und nicht des Herzens, ein symbolisches Kompromiß". Als Historiker der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, die dies selbe Symbol zu Ehren bringen wollte, mußte mich die Wahrheit dieser Charakteristik mit doppelter Schwere treffen. Um so mehr suchte ich nach einem Ausweg: in der Wiederbelebung der Farben Rot und Weiß als der Farben des alten Reiches, die gerade in den heute bedrohten oder gar verlorenen Grenzlanden besondere geschichtliche Bedeutung erlangten, glaubte ich ihn zu finden. Unter diesem Gesichtspunkt geht mein Aufsatz im Jahrbuch des Schutzbundes auf eine Werbung für diese „volksdeutschen Farben", die zugleich die höchste Machtfülle des deutschen Gedankens im Mittelalter verkörpern, aus. Nur als ein Notbehelf aber waren sie schon damals gedacht. Gelingt es auf dem Weg über die Flaggenverordnung des Reichspräsidenten zu einer anderen Einheitsflagge zu gelangen, welche die schwarz-weiß-roten Farben der deutschen Macht und der außerpolitischen Größe des neuen Kaiserreichs in den Vordergrund rückt und zugleich auch den schwarz-rot-goldenen Farben des unvergessenen großdeutschen Idealismus ihren Platz gönnt, so wäre eine Nationalflagge geschaffen, die unserer neueren Geschichte würdig ist. Nach Hindenburgs eigenem Wunsch wäre „ein versöhnender Ausgleich gefunden, der dem gegenwärtigen Deutschland und seinen Zielen entspricht und zugleich dem Werdegang und der Geschichte des Reiches gerecht wird." Die Grundlage aber kann nur die tätige Arbeit an der Aufhellung der Zusammenhänge, die rücksichtslose Ausmerzung parteipolitisch gebundener Anschauungen schaffen. Beide Beiträge, die heute vorliegen, sind in diesem Sinn nur als Vorläufer und Anreger gedacht, beide werben um die Mitwirkung und Teilnahme weitester Kreise unseres Volkes. Leitsatz dieser Untersuchung aber möge das Wort des Schweizers Dufour werden, als es galt, auch der Eidgenossenschaft nach schweren inneren Kämpfen gemeinsame Farben zu schaffen: „Es ist wichtiger als man glaubt, nur eine Fahne zu haben, weil die Fahne das Zeichen der Sammlung ist, das Bild des gemeinsamen Volkstums. Wenn man die gleichen Farben trägt, so ist man bereitwilliger, einander in der Gefahr zu unterstützen, man ist wahrhaftiger ein Heer von Brüdern. Man muß alles tun, um die Reihen zu schließen, vor keinem Opfer darf man zurückschrecken, auch nicht vor dem Opfer ehrwürdiger Erinnerungen."

Paul Wentzcke.

Digitized by Google

Aus fremden Zeitschriften

Materialistische oder christliche Entwicklung in Deutschland?

Die bekannte englische Wochenschrift „Outlook" widmet der wirtschaftlichen Wiedererstarkung Deutschlands einen längeren Aufsatz. Sie untersucht dabei die wirtschaftspolitischen Untergründe und die politischen Kombinationen, die sich aus dieser Entwicklung ergeben können. Sie stellt die Frage: Koalition von Industrie, Finanz und Sozialdemokratie — also Führung des deutschen Volkes durch den mit dem Marxismus verbündeten Kapitalismus — oder Widerstand der deutschen Nation gegen eine Führerschaft rein materialistischer Kräfte Die Frage läßt der „Outlook" vorläufig offen, weist aber auf eine aus der Tiefe des deutschen Volkes wachsende religiöse Bewegung hin, welche die Grundsätze der christlichen Lehre im wirtschaftlichen und politischen Leben wieder zur Geltung bringen will.

Wir lassen die wesentlichsten Ausführungen folgen:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Entwicklung Deutschlands unter dem Einfluß mächtiger Finanz- und Industriegruppen steht. Besonders tritt der Interessenverband der deutschen Farbwerke hervor. Diese Gruppe, die schon vor dem Kriege ein Kartellverhältnis untereinander gebildet hatte, ist heute völlig amalgamiert und hat sich mit den Ölinteressenten des Auslandes verbündet. Sie verfügt über ein ganz bedeutendes Kapital, und hinter ihr stehen die Banken. Aber auch in der übrigen Industrie macht sich die Tendenz starker Amalgamierung bemerkbar. Die Industrie ist wiederum infolge der Inflation von den Banken abhängig geworden, und so laufen die Fäden, welche die Dinge regieren, in wenigen Händen zusammen. Daß die Industrie in Gemeinsamkeit mit den Banken gewillt ist, an der Politik regen Anteil zu nehmen, ging aus den viel besprochenen Reden hervor, die auf der Versammlung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie gehalten wurden, und aus der warmen Aufnahme, welche sie bei dem Teil der deutschen Presse fanden, die Finanzinteressen vertritt. Da Industrie und Finanz außerdem der sozialdemokratischen Arbeiterpartei versöhnlich die Hand hinstrecken und die sozialdemokratischen Gewerkschaften bereit erscheinen (?), diese Hand anzunehmen, so kann sich mit der Zeit eine Kombination bilden, welche lediglich auf einer wirtschaftlichen Basis steht. Eine Hochburg des Materialismus scheint sich bilden zu wollen, welche sich im Auslande Bundesgenossen schafft. Man dürfte wohl auch nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Tendenz besteht, die Sowjetregierung in diesen Konzern aufzunehmen. Hierzu ist der erste Anfang bereits gemacht worden; denn die deutschen Industrien und Banken haben der Sowjetregierung eine Anleihe von 300 Millionen Mark gewährt, garantiert von der deutschen Regierung, und es läßt sich wohl denken, daß dieser Anleihe weitere folgen werden, gegen entsprechende Bergwerks-, Industrie-, Transport- und andere Konzessionen in Rußland. Schon erfahren wir ja aus Moskau, daß bereits große Konzessionen erwogen werden. Der materialistische russische Kommunismus beginnt sich mit den materialistischen Mächten Zentraleuropas zu verbinden.

Es ist zur Zeit schwer, darüber Aufschluß zu erhalten, wieweit diese Industrie- und Bankkräfte bereits in der Außenpolitik mitgewirkt haben. Sicherlich haben sie Deutschlands Eintritt in den Völkerbund und die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf wirtschaftlichem Boden erleichtert. Zweifellos steckt ein großer Zug in dem ganzen Bestreben. Die Schaffung einer friedlichen Atmosphäre im westlichen Europa, und die Beseitigung politischer Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich kann für alle Völker nur von Vorteil sein. Allerdings entsteht die Gefahr, daß

Digitized by Google

diese Politik andererseits zur Stärkung der bolschewistischen Herrschaft im Osten führen kann.

Nun ist von vitalem Interesse, zu beobachten, ob alle Teile der Nation eine solche Entwicklung begrüßen. Zweifellos führt sie zu einer Wiedererlangung wirtschaftlicher Machtstellung in der Welt, und diese muß naturgemäß jeder Deutsche wünschen. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Rehabilitierung der Stellung Deutschlands, wenn sie durch Annahme der Führerschaft der Hochfinanz erreicht werden sollte, in vielen Kreisen auf Widerstand stoßen würde, wo man sich darüber klar geworden ist, daß gerade die Jagd nach Reichtum und seine planlose Anwendung auch dazu beigetragen haben, Deutschland in die Kriegskatastrophe hineinzuverwickeln. Das große Problem, dem sich die deutsche Nation gegenüber sieht, heißt: Kann die Wiederherstellung der deutschen Position in der Welt nur mittels Konzentrierung des Kapitals und Syndizierung der Industrien gelingen? Und wäre der Preis, den die gesamte Nation einer Führerschaft rein materialistischer Kräfte zu zahlen hat, nicht zu hoch? Im bejahenden Falle, welche anderen Kräfte könnte die Nation hervorbringen, um die Erneuerung, die von allen gewünscht wird, herbeizuführen?

Es sei vorausgeschickt, daß man beim Studium geistiger Strömungen in Deutschland und ihres politischen Einflusses bei den Reichstagsparteien nicht stehen bleiben kann. Die Nationalisten appellieren an das Nationalgefühl und suchen die Traditionen der Vergangenheit aufrecht zu erhalten, um dadurch den alten Einfluß wiederzuerlangen. Die Volkspartei verteidigt industrielle Interessen, die demokratische Partei die der Geschäftsleute und der Finanz. Die sozialdemokratische Partei umfaßt einen großen Teil der Arbeiterschaft, jedoch der Glaube an die Lehren Marx', auf welchen die Partei gegründet wurde, ist nicht mehr fest. Immerhin folgt die Mehrzahl der Arbeiter gewohnheitsmäßig dieser Partei. Das katholische Zentrum hält geschickt die Wage zwischen rechts und links, vor allem bestrebt, in sich selbst einig zu bleiben, was nicht immer leicht ist. Die christliche Idee, welche ursprünglich die Bildung der Partei hervorrief, scheint in den Hintergrund getreten zu sein. Die beiden extremen Gruppen — „Völkische" auf der Rechten und Kommunisten auf der Linken — bilden radikale Oppositionen, ohne praktische Mitarbeit an der Regierung leisten zu wollen. Bei einem oberflächlichen Blick auf das moderne deutsche politische Leben, besonders wie es in den meisten Reichstagsreden und Presseäußerungen erscheint, erhält man die Empfindung, daß die materialistische Orientierung, wie sie in Deutschland vor dem Kriege bestand, sich nicht geändert hätte, aber ein tieferes Eindringen in die heutigen Bewegungen läßt erkennen, daß die Ereignisse der letzten zwölf Jahre einen bedeutenden Einfluß auf den Geist Deutschlands ausgeübt haben. Diese Veränderungen in der deutschen Gemütsverfassung finden keinen Ausdruck in der Tagespresse, die parteipolitisch eingestellt ist oder reine Finanz- und Wirtschaftsinteressen vertritt. Sie gibt sich nicht die Mühe, tiefer in die Probleme einzudringen, welche das Gemüt, besonders der jüngeren Generation, bewegen, ohne Rücksicht auf Parteianschauungen. Nur durch persönliche Berührung und durch Studium verschiedener Zeitschriften und Publikationen gewinnt man die Überzeugung, wie tief der Krieg, die Revolution und die Inflation, die die ganzen Vermögensverhältnisse änderte, eingewirkt haben. Der Sturz der Monarchie hat den Glauben an die alte Verfassung erschüttert; an das neue System hat sich die Nation noch nicht gewöhnt. Die Revolution ist diskreditiert, und gleichzeitig ist der Glaube an rein militärische Macht im Schwinden, selbst in Schichten, die sie früher auf das stärkste verteidigten. Zahlreiche nationale Organisationen bildeten sich nach dem Kriege, besonders auch infolge der Ruhrinvasion. Die Liquidation der letzteren auf friedlichem Wege zeigte, daß es auch möglich ist, sich mit Frankreich zu verständigen. Das Fortschreiten einer solchen Verständigungsmöglichkeit bildet einen einflußreicheren Faktor bei der tatsächlichen Entwaffnung als das Versailler Vertragsdiktat. Die Organisationen, welche sich mit militärischen Vorstellungen bildeten, sehen ihren Zweck, für den sie gegründet waren, schwinden, fühlen aber, daß die Nation ihrer bedarf, und suchen neue Ziele.

Die Arbeiterschaft ist durch die Revolution schwer enttäuscht worden. 1918 kamen die Sozialdemokraten wirklich zur Macht, und die arbeitende Klasse erwartete die Errichtung eines sozialistischen Staates auf marxistischen Grundsätzen. Mit großen Erwartungen verfolgte sie, wie ihre Führer die Macht in die Hand nahmen. Ihre

Digitized by Google

Hoffnungen wurden enttäuscht und der Glaube an die Lehren Karl Marx' erschüttert. Dies ist auch der Grund für den wachsenden Einfluß, den die christlichen Arbeiterorganisationen: die christlichen Gewerkschaften gewinnen, die auf dem Marxismus entgegengesetzten Grundsätzen errichtet sind.

Es gibt eine religiöse Bewegung in Deutschland, zunächst noch unorganisiert, ohne eine klare Zielsetzung; sie gründet sich aber auf Ideen, die die katholischen und evangelischen Deutschen vereinigen: Die christliche Lehre müsse wieder eine lebende Kraft im wirtschaftlichen und politischen Leben werden und dürfe sich nicht, wie bisher, von den praktischen Dingen fernhalten. In dieser Beziehung ist es besonders interessant, daß Dostojewsky und Solowjew zu den meist gelesenen Schriftstellern in Deutschland gehören.

Es ist unmöglich vorauszusagen, in welcher Weise sich diese wachsende Bewegung entwickeln wird. Sorgfältige Beobachter der deutschen Verhältnisse haben das Gefühl, als ähnelten sie denen, die der Reformation vorangingen, und daß hochwichtige Entwicklungen daraus entstehen könnten."

Weihnachtsrundschau

I.

Geschichte und Politik

Von der großen „Geschichte der römischen Kaiserzeit" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung), die der Mommsen-Schüler Hermann Dessau schreibt, ist die erste Abteilung des 2. Bandes erschienen, umfassend die Zeit der Kaiser von Tiberius bis Vitellius. Ihm vorangesetzt ist die Vorrede zum 1. und 2. Band, welche die Grundlagen auseinandersetzt, nach denen der verdiente Verfasser gearbeitet hat. Seine gründliche Kenntnis der Inschriften, dieser reichen und stets sich noch mehrenden Quelle unseres Wissen von der römischen Kaiserzeit, erheben Dessaus Werk, wie wir schon bei der Erwähnung der früheren Bände hervorheben konnten, zu einem Dokument höchsten Ranges. Seiner Bescheidenheit in der Vorrede, daß er nicht wesentlich Neues bringe, müssen wir jedoch widersprechen. Wer die anderen Werke über diese Zeit kennt, wird auf Schritt und Tritt feststellen können, daß Dessaus Arbeit Neues bringt und die am heutigen Tage mögliche Kenntnis jener Zeit unter Verwendung aller erreichbaren Quellen bietet. Daß ihm bei seiner Arbeitsart der Stoff unter den Händen anschwillt, ist begreiflich. Um des zu erreichenden Zieles halber werden wir gerne unsere Ungeduld zügeln, die letzten Bände vollendet zu sehen. Als sympathisch an Dessaus Art sei noch besonders hervorgehoben, daß er alle naheliegenden Vergleiche römischer Zustände mit heutigen Zeitläuften streng vermeidet. — In der gediegenen Verlagsreihe „Deutsche Vergangenheit" (Leipzig, Inselverlag) hat Johannes Bühler nunmehr die Zeit der Staufen behandelt: Die Hohenstaufen. Die zeitgenössischen Quellen, die wohl in fast lückenloser Zahl zu uns sprechen, mögen vielleicht dem Menschen, dem geschichtliche Romantik und ihre Gefühlswerte lieber sind als schleierlose Kenntnis auf Grund von Tatsachen, einiges von dem Zauber, der rein gefühlsmäßig für uns auf der Zeit der Hohenstaufen liegt, nehmen. Was sie jedoch dafür an wirklicher Kenntnis und Erkenntnis deutschen Wesens aus einer Zeit scheinbarer Blüte geben, dürfte das mehr als aufwiegen. Auch dieser Band liest sich wie eine einheitliche, künstlerisch angeordnete Erzählung. Die 16 beigefügten Bildtafeln ergänzen das historische Bild in sehr wirkungsvoller Art. — In der von Meinecke und Oncken herausgegebenen Sammlung „Klassiker der Politik" (Berlin, Reimar Hobbing) ist als neuer Band, eingeleitet und ausgewählt von Wilhelm Mommsen, „Richelieus politisches Testament" und eine Auswahl seiner kleineren Schriften erschienen. Der Band ist gerade in unseren Tagen willkommen, da Richelieu wohl der erste große Staatsmann der neueren Geschichte gewesen ist, der den modernen Staatsgedanken in seiner praktischen Politik klar und deutlich zum Ausdruck bringt. Hier ist ein Beitrag, der unserer Zeit mit ihrer notwendig gewordenen Auseinandersetzung über die Staatsauffassung überhaupt zunutze kom-

Digitized by Google

men kann. — In der gleichen Richtung ist ein neuer Band der ausgezeichneten Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke" (München, Drei-Masken-Verlag) zu werten, in dem Hans Rothfels Dokumente ausgewählt hat, aus denen sich ein klares, umfassendes Bild von Bismarcks Staatsauffassung ergibt. Der Band heißt „Otto von Bismarck, Deutscher Staat". —

Auch der Geschichte schon angehörend sind die Erinnerungen einer Lebenden: Helene Nostitz, „Aus dem alten Europa" (Leipzig, Insel-Verlag). Aus ihrer Erfahrung heraus, daß den Herangewachsenen unserer Tage die Zeit vor dem Kriege entweder gleichgültig und verhaßt oder völlig unbekannt geworden ist, hat sie aus den reichen Schätzen ihrer persönlichen Erinnerungen die Bilder einiger bedeutender Männer früherer Zeiten gezeichnet, wie des Fürsten Münster, Bodos von dem Kneseбeck, Marie von Olfers', dazu Erinnerungen an Weimar und Erinnerungen an Reisen in Rußland, England, Griechenland und Italien vor dem Kriege an Rodin, Caruso. Daß sie persönliche Eindrücke von Begegnungen mit Rilke, der Duse, Nikisch und Max Reinhardt hinzufügt, widerspricht etwas dem Buchtitel. Das ist denn doch gottlob keine Vergangenheit, sondern noch lebendige Gegenwart.

Deutsches Schrifttum

In seinem Buche „Frühgermanentum" (München, Piper & Co.) sucht Hans Naumann, der Germanist der Frankfurter Universität, mit großem Geschick und Erfolg lebendige Anschauung für das in seiner Einfachheit so unendlich viel Vornehmheit vermittelnde Heldentum der Frühgermanenzeit durch Wiederbelebung und geschickte Modernisierung alter Zeugnisse jener Zeit zu erwecken. 30 althochdeutsche, altnordische und angelsächsische Lieder und Epen sind zusammengefügt und ergeben, sehr wirkungsvoll unterstützt durch 45 Abbildungen von Kunstwerken und Handschriften, Schmuckstücken und Gebrauchsgegenständen, ein einheitliches, von aller Philologie zum Glück recht fernes Bild. — Mit der gleichen Zustimmung können wir jetzt den dritten Band der „Bücher des Mittelalters", herausgegeben von Friedrich von der Leyen (München, F. Bruckmann A.-G.) anzeigen: Tristan und Isold von Friedrich Ranke. Die beiden ersten Bände dieser wirklich wunderschönen Sammlung, die ein solches Prädikat äußerlich wie innerlich verdient, die wir hier schon anzeigen konnten, umfassen: Band 1: Wunder und Taten der Heiligen, Band 2: Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England. Im 3. Bande stellt der wahrhaft berufene Germanist Friedrich Ranke die verschiedenen uns überkommenen Fassungen sowohl der ganzen Tristansage wie einzelner Bruchstücke zusammen, und es entsteht eine Welt von einer geradezu überwältigenden Nähe und Lebendigkeit. Das Gefühlsleben, enger gefaßt, das Liebesleben, der gesamten Zeit in seinen Wandlungen wird so wirkungsvoll gegenwärtig, daß der Eindruck von der großen seelischen und geistigen Einheit des noch immer unbegriffenen Mittelalters von unauslöschlicher Stärke wird. Ranke hat aufgenommen aus der keltischen Tristandichtung „das Waldleben", das älteste Tristanepos „der Liebestrank", die Fortsetzung Isolde Weißhand, sodann Eilhart von Obergs Epos, Béroul, von Episodengedichten „Das Geißblatt", „Die Nachtigall" und „Tantris, der Narr"; ferner Thomas' Tristanstücke und endlich Gottfried von Straßburgs Epos. Am Schluß wird die Tristandichtung des späteren Mittelalters, umfassend den französischen Prosaroman, die späteren Schicksale des Tristanromans in Deutschland und die isländische Tristanballade berücksichtigt. Den Zweck, den die „Bücher des Mittelalters" verfolgen, wollen sie durch Vereinigung von Wort und Bild, geschickte Auswahl und Charakteristik der mittelalterlichen Texte erreichen, eine Aufgabe, die auch Ranke vorbildlich gelöst hat. Eine wesentliche Ausmalung des wunderreichen Mittelalters geben die beigefügten farbigen und Schwarzweiß-Bilder, die Zeichnungen aus Handschriften, Buchdeckeln und, was nicht zu vergessen ist, Bilder auch der Landschaften, in denen die Tristansage gespielt hat, umfassen. Für dieses Unternehmen schulden wir alle dem Verlag, dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern lebhaften Dank. — Zwei Gedichtsammlungen verdienen Hervorhebung: „Deutsche Dichter vor und nach 1813"; „Befreiungskampf und Burschenschaft im Spiegel der zeit-

Digitized by Google

gendöffischen deutschen Dichtung", herausgegeben von Wilhelm Kosch, Stuttgart, Strecker & Schröder), mit 4 Abbildungen. Es ist eine sehr geschickt ausgewählte Sammlung der besten Lieder unter einem einheitlichen Gesichtspunkte, getragen von der Überzeugung, die seine Arbeit bestätigt, daß niemals der Zeitwille im Leben einer Nation literarisch einen stärkeren und reineren Ausdruck gefunden habe als um 1813 in Deutschland. — Ein gleiches Lob gebührt dem „Deutschen Gedichtbuch", herausgegeben von Deckelmann und Johannesson (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung), das ausgesprochen vaterländisch wirken will und über der Reichhaltigkeit gerne die strenge Einheitlichkeit gelegentlich opfert. Von Walther von der Vogelweide bis Löns und in den Weltkrieg hinein sind die Lieder zusammengestellt von Männern, denen das Herz überfloß von der Liebe zu ihrem Volke.

Ein sudetendeutscher Verlag hat in zwei gewichtigen Bänden auf gutem Papier Gustav Freytags „Soll und Haben" herausgegeben (Reichenberg, Gebr. Stiepel G. m. b. H.). Der Preis ist niedrig, das Gebotene gut. Es ist zu begrüßen, daß das Hohelied der Arbeit, ein Gebiet, auf dem nach Freytags Wort allein das deutsche Volk seinen Roman suchen sollte, eine weiter Verbreitung gewisse Auferstehung feiert.

Der Volksverband der Bücherfreunde hat in einem seiner Halblederbände Rudolf Lindaus „Ausgewählte Erzählungen" herausgebracht (Berlin, Wegweiserverlag). Der Neffe Rudolf Lindaus, dessen Persönlichkeit den Lesern der früheren Jahrgänge der „Deutschen Rundschau" wohl vertraut ist, hat ein lebendiges Bild der eigenartigen und feinen Persönlichkeit seines Onkels vorausgestellt. Von den Erzählungen, die auch heute ihren Wert behaupten, sind aufgenommen: Liquidiert. Liebesheiraten. Schweigen. Der Hamal. Ein ganzes Leben.— Ein Buch, das unmittelbar zum Herzen spricht und das deshalb weite Verbreitung verdient und finden wird, ist das von Hans Ludwig Rosegger unter Mitarbeit der Familie und Freunde herausgegebene, mit mehr als anderthalbhundert farbigen und schwarzen Bildern geschmückte Buch „Peter Rosegger und sein Heimatland, die grüne Steiermark" (Berlin, Fr. Zillesen). Diese Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke — und in Bildern, die nicht nur wundervoll aufgenommen, sondern auch vorbildlich wiedergegeben sind — bringt Rosegger und seine Heimat auch denen nahe, die noch nicht Gelegenheit hatten, mit eigenen Augen die Schönheit dieses deutschen Winkels zu genießen. Hans Ludwig und Sepp Rosegger legen Zeugnis von dem ab, was ihr Vater ihnen war, der selber mit Auszügen aus seinem Tagebuch und einigen seiner poetischen Schöpfungen und Lebensbeschreibungen zu Worte kommt. Auch Emil Ertl trägt feinsinnige Erinnerungen an die Waldheimat bei. Gerade wir begrüßen besonders, wenn auch auf diesem Wege, der sich an die Masse wendet, das Verständnis für die volkspolitischen Zusammenhänge geweckt wird.

* * *

Von der Sammlung „Der Dom" (Leipzig, Insel-Verlag) ist ein neuer Band erschienen, der eine Auswahl aus sieben Jahrhunderten Mystischer Dichtung darstellt. Sie ist gesammelt, übertragen und feinsinnig und tiefgründig eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. Sie beginnt mit Sequenzen der Hildegard von Bingen, schöpft auch aus schwer zugänglichen Quellen unbekannter Dichter und berücksichtigt sowohl die katholische wie evangelische und pietistische Mystik. Zinzendorf, Herder, Hegel, Franz von Baader, Novalis und endlich Goethes Pater ecstaticus beschließen den reichhaltigen und schönen Band, der mit sehr sachkundigen Quellennachweisen und Erläuterungen versehen ist. — Die große kritische Gesamtausgabe von Friedrich Hölderlins Sämtlichen Werken und Briefen in 5 Bänden besorgte und leitete ein Franz Zinkernagel (Leipzig, Insel-Verlag). Neu sind erschienen der 1., 4. und 5. Band (Band 2 ist 1914, Band 3 im Jahre 1916 erschienen). Zinkernagel arbeitet in seiner Einleitung sehr scharf das Problem heraus. Er versucht, den allein möglichen Weg gegenüber dem Phänomen Hölderlin zu gehen, den der methodischen, unbefangenen wissenschaftlichen Betrachtung, gleich fern von der zügellosen Überschätzung Hölderlins, wie sie gewisse Literaten und sonstige unkritische Schöngeister belieben, und der kalten Ablehnung, zu der sich nüchterne Menschen durch die Tatsache der endlichen geistigen Umnachtung Hölderlins haben bewegen lassen. Sehr klar ist seine Erörterung von Hölderlins Problemstellung: ob es denn das Schöne als Urproblem an sich als absolutes Schöne gäbe. Es ist höchst interessant und aufschlußreich — und die aufmerksame Lektüre der Werke bestätigt

Digitized by Google

Zinkernagels Ansicht, daß Hölderlin ursprünglich mit starker intellektueller Belastung sein Schaffen begann und fast erst in seiner beginnenden Krankheit und in ihrem Verlauf das erreichte, wofür immer er zu kämpfen gemeint hatte. Der erste Band enthält die Gedichte, zu denen im Anhang die Jugendgedichte hinzutreten; Band 4 die Briefe aus Denkendorf und Maulbronn aus den Jahren 1785 bis 88; Band 5 Jugendarbeiten. Band 5 bringt als unentbehrliche Ergänzung Briefe seiner Freunde an den Dichter. Die Ausgabe ist, wie wir es beim Insel-Verlag nicht anders gewohnt sind, in Satz, Druck und Papier ganz hervorragend. Sehr schöne Abbildungen und Handschriftfaksimiles sind allen Bänden beigegeben. — Von Friedrich Heinrich Jacobis Schriften ist eine gute, von Leo Matthias eingeleitete Auswahl erschienen (Berlin, Die Schmiede), die alles das zusammenfaßt, was wir auch heute noch von diesem Manne, Goethes Freunde, als lebendig ansprechen dürfen. Es ist erstaunlich, wie stark der Eindruck herauskommt, daß Jacobi tatsächlich in der Goethezeit außer Goethe selber derjenige war, den wir als modern — im besten Sinne gemeint — empfindend ansprechen dürfen. Aus der Polemik sind die entscheidenden Kapitel aufgenommen; dazu kommt eine Auswahl Jacobischer Aphorismen. — Auch das Goethe-Jahrbuch für das Jahr 1926, herausgegeben von Max Haecker, enthält außer dem Jahresbericht wiederum ganz ausgezeichnete Beiträge: zwei große Vorträge: H. A. Korff „Goethe und Weimar" und Wölflin „Goethes italienische Reise", „Neue Briefe von Goethe und Schiller" und sehr interessante aufschlußreiche Einzelforschungen von Wahle, Sibs, Maaß, Weizmann, E. v. Monroy, Muthesius und Leizmann. — Besonderer Erwähnung wert ist die ausgezeichnete Arbeit des Berliner Literaturhistorikers Julius Petersen „Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit" (Frankfurt, M. Diesterweg). Diese nachträgliche Einrichtung Eckermanns — denn anders kann man das Ergebnis kaum bezeichnen — ist für unsere ganze Goetheforschung von entscheidender Bedeutung. Petersen hat in unendlich mühevoller, genauester wissenschaftlicher und kritischer Arbeit Gespräch für Gespräch methodisch durchgeprüft und daraus die unumstößliche Gewißheit gewonnen, daß Eckermann als getreuer Überlieferer wortwörtlicher Äußerungen Goethes durchaus nicht anzusprechen ist. Das müssen wir ein für allemal anerkennen. Wir machen uns jedoch Petersens Ansicht zu eigen, daß durch diese Feststellung seinen Berichten zwar die strengste historische Glaubwürdigkeit entzogen werde und sie hierin nicht mit den Erinnerungen des Kanzlers von Müller wetteifern können. Daß sie jedoch in die Nähe von Bettinas Aufzeichnungen und damit von Goethe selbst gehören. Über Eckermanns Gespräche sollten wir als Untertitel in Zukunft setzen: Dichtung und Wahrheit. Wobei die höhere Wahrheit, als von einem im Innersten entzündeten Manne erfühlt, den Gesprächen vielleicht einen noch höheren, freilich andersartigen Wert, als ihnen landläufig bislang zuerkannt wurde, gibt.

Eugen Diederichs, dem nicht nur der deutsche Verlag, sondern das gesamte deutsche Geistesleben nachhaltige Anregungen verdankt, hat gegen den deutschen Buchhandel und die deutsche Presse eine donnernde Philippika in seiner stets lebendigen Art losgelassen, weil niemand den neuartigen und unerhörten Wert erkannt hätte, den seine Sammlung „Deutsche Volkheit", herausgegeben von Paul Zaunert, habe. Es ist immer anregend, sich mit Diederichs zu unterhalten, auch da, wo er Unrecht hat. Wir wissen uns von dem Vorwurfe frei, wenn auch aus Gründen, die niemand besser bekannt sein können als gerade Diederichs, eine eingehendere Würdigung dieser Reihe in der „Deutschen Rundschau" bisher nicht möglich war. Wenn Diederichs in seinem Wirken innerhalb des deutschen Verlages es erreichen könnte, das chaotische Schaffen, das weder eine äußere noch innere Berechtigung mehr hat, im deutschen Verlage einzudämmen, wird er dadurch auch der deutschen Presse den Weg frei machen, auf die wirklich wertvollen Neuerscheinungen in gebührender Breite einzugehen. Uns liegen nun vor von dieser Sammlung in ihren hübschen bunten Einbänden, die jeder Bibliothek zur Zierde gereichen werden: Deutsche Bauernweistümer; Andreas Hofer; Alte deutsche Tierfabeln; Kaiser Friedrich Barbarossa in der Geschichte; Friedrich und seine Soldaten; Die Halleschen Jahreslaufspiele (2 Bände); Das Leben der heiligen Elisabeth; Germanische Spruchweisheit; Die Kaiserchronik; Vun wilde Keerls in'n Brook; Rübezahlsagen, und Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes. Das Wesentliche an seiner Sammlung, zu der wirklich die Besten und Berufensten

Digitized by Google

herangezogen sind — wir nennen nur Peuckert, Watzlik, Blunck, Marzell, Mannhardt u. a. — ist das, daß hier die unversiegliche Quelle deutschen Wesens von allen Verschüttungen befreit ist und der Urquell wieder bloßgelegt wurde unter Abschneiden all der gebogenen und umständlichen Nebenleitungen. Das heißt, daß all das Beiwerk, das sich im Laufe der Jahrhunderte notwendigerweise anhängte, beseitigt ist, und nun die alte Gestalt, die sehr viel sympathischer und stärker wirkt als die zurechtgemachten Figuren, klar und einfach herauskommt. Wir müssen hierfür aufrichtig dankbar sein. Denn wer wird noch zu falsch etikettierten und verdünnten Tränken greifen wollen, die auf zum Teil zwar sehr reizvolle, aber doch die Ursprünglichkeit vergewaltigende Flaschen gezogen sind, wenn er aus den Urquellen selber trinken kann?

Fremde Literatur

Von der neuen, buchtechnisch besonders sorgfältigen Ausgabe der „Erzählungen aus den 1001 Nächten" (Leipzig, Insel-Verlag), die zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe von Jahre 1839 eine vollständige Wiedergabe bringt, liegt jetzt der 4. Band vor. (Die drei ersten haben wir hier jedesmal nach Erscheinen mit besonderem Nachdruck angezeigt.) Die Übertragung von Enno Littmann ist ausgezeichnet. Der 4. Band umfaßt die Erzählungen der 504. bis 719. Nacht. — Einen naheliegenden Versuch macht Friedrich Wencker mit seiner Übertragung von Alexander Dumas' phantastischem Roman „Der Arzt von Java" (Berlin, Otto Mieth). Naheliegend aus dem Grunde, weil nicht ohne weiteres einzusehen ist, warum ein Roman, der vom gleichen Autor stammt wie „Die drei Musketiere" und „Der Graf von Monte Christo" und an Phantastik und Buntheit ihnen kaum nachsteht, nicht auch in Deutschland eine zahlreiche Leserschaft finden sollte. Gewiß, man liest auch diesen durch die Buntheit des indischen Hintergrundes noch besonders in seiner Phantastik gesteigerten Roman mit Interesse, aber man täusche sich nicht, das Interesse ist doch mehr ein literarhistorisches, trotzdem Wencker es verstanden hat, die Übersetzung sozusagen auf den Jargon unserer Tage zu bringen. Die Ausstattung ist sehr hübsch. Der Roman soll eine Sammlung von Erzählungen der Weltliteratur eröffnen. — Von Nikolai Leßkow, auf dessen Bedeutung wir bei dem Erscheinen der ersten Bände bereits lebhaft hingewiesen haben, liegen jetzt von den Gesammelten Werken der 5. und 6. Band vor (München, C. H. Beck). Der 5. Band enthält „die Familienchronik des Fürsten Protosanow, Ein absterbendes Geschlecht" und bestätigt in überraschender Stärke erneut die unglaublich russische und daher erde- und blutverwandte Art des großen russischen Epikers. Eine Gestalt wie die Fürstin wird stets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. In den „Militärischen Geschichten" des 6. Bandes wird auch der Kenner Leßkows viel Unbekanntes finden. Hier zeigt er neben der Breite seines Blickfeldes wiederum, daß er alle Register virtuos zu spielen weiß, da jedes Milieu und jede Stimmung, die in dem an Gegensätzen so reichen Soldatenleben möglich sind, mit gleicher Meisterschaft zur Darstellung gelangen.

Berliner Kunstleben

Die Entwickelung der deutschen Malerei im zwanzigsten Jahrhundert hat mit der heftigen Reaktion des Expressionismus gegen den Impressionismus begonnen. Es scheint, daß sie sich jetzt mit einem Vorgange ähnlicher Art fortsetzen soll. Ich spreche von jener Richtung, die man als die „Neue Sachlichkeit" zu bezeichnen pflegt und die offenbar im Begriffe ist, den Expressionismus mit großer Schnelligkeit und in weitem Umfange abzulösen. Die Heftigkeit der Reaktion drängt sich diesmal nicht, wie es beim Expressionismus der Fall war, aus dem äußeren Charakter und dem Gebaren der neuen

Digitized by Google

Kunst auf den ersten Blick auf; sie wird aber sogleich erkennbar, wenn man diese ihrem Wesen und ihren Bestrebungen nach mit dem Expressionismus vergleicht. Dabei weist es sich, daß sie, man kann sagen, in allen Punkten dessen polaren Gegensatz bildet. Adora, quod incendisti; incende, quod adorasti.

Der Expressionismus hat die Form bis zur Zertrümmerung denaturiert und auch, wo er nicht so weit ging, jedenfalls ihre Verunklärung zielbewußt als Kunstmittel verwandt. Der neuen Malerei liegt nichts mehr am Herzen als klare Begrenzung und Ordnung der Form. Der Expressionismus suchte seine Wirkungen durch Beunruhigung und Verwirrung des Blickes zu erreichen; die neue Malerei bietet ihm Bilder von restloser, sich sogleich und ganz aus sich selbst erklärender und rechtfertigender Schaubarkeit. Das alte Widerspiel von barocker und klassischer Kunstgesinnung scheint sich auf neuer Ebene zu wiederholen. Verlassen ist das expressionistische Dogma vom Vorrechte, ja vom Monopole der Fläche in der Malerei; die neue Richtung strebt mit allem Nachdrucke nach reichgegliederter Räumlichkeit. Gestalten werden gern in kastenartig geformte Räume eingesetzt; das Hintereinander der Erscheinungen im Landschaftsraume wird von Georg Scholz (Grötzingen) mit größter Ausführlichkeit und Genauigkeit beschrieben. Vordergrund und Ferne gewinnen ihre Bedeutung wieder: gewichtig gebildete Vordergründe drängen den Raum energisch zurück, der Blick wird in die Tiefe und Ferne geleitet, auf Bildern, wie solchen von Davringhausen und Bartholomäus Gilles (Köln), erscheinen jene Durchsichten aus Fenstern auf tiefe Gassen, die aus den Werken der altvlämischen Meister so wohl bekannt sind. Alle Erscheinungen, gleichviel ob es sich um Mensch, Baum, Haus oder Laternenpfahl handelt, werden durchaus in erster Linie raumfunktionell, als Ausdehnungen in Höhe, Breite und Tiefe aufgefaßt und ausgewertet und werden daher kräftig mit Volumen ausgestattet; die vom Expressionismus entkörperte menschliche Gestalt wird mit Vorliebe in vollen runden Formen gebildet, die vom Auge als greifbar, abtastbar empfunden werden. Hier stößt man auf den entscheidenden Gegensatz, daß der Expressionismus malerisch eingestellt war, während die neue Richtung plastisch gesinnt ist. Bei ihr darf die Farbe die Form nicht überspielen, verwischen, auflösen, sondern sie wird in sie derart eingetragen, daß sie deren Haltung, Kraft und Wirkung vielmehr unterstreicht und verstärkt, wobei denn der koloristische Reiz in der zarten Nuancierung, nicht aber, wie beim Expressionismus, in lauten Akkorden oder harten Gegensätzen der Farbe gesucht wird. Es hängt eng hiermit zusammen, daß die dekorativ-monumentalen Absichten des Expressionismus zurückgestellt sind; die Malerei kehrt zum Staffeleibilde zurück; ihre Schöpfungen sondern sich ab, wollen innerhalb ihres Rahmens ein in sich geschlossenes, sich selbst genügendes Stück Erscheinungswelt geben. Kleinere Formate werden bevorzugt, und wo der Expressionismus die Gemütsbewegung heftig herausforderte, laden die Bilder der neuen Richtung zu vertiefender Beschaulichkeit ein.

Ich komme damit von den formalen Fragen zur geistig-seelischen Haltung dieser „Neuen Sachlichkeit". Da fällt denn vor allem als scharfer Gegensatz zu dem explosiven Gehaben der expressionistischen Malerei eine betonte Zurückhaltung auf, die oft die Sprödigkeit streift und selbst bis zur Nüchternheit vertrocknen kann. Das Gefühl des Künstlers birgt sich in den Dingen, liegt in den Dingen; die neue Richtung ist ebenso ausschließend objektiv, wie der Expressionismus subjektiv war, und ich glaube, daß sie mit der Bezeichnung „Objektivismus" im Grunde am besten gekennzeichnet würde. Die Künstler versuchen es nicht, dem Objekte ihr Gesetz aufzuzwingen, sondern wollen es von ihm empfangen; sie bemühen sich darum, es sich in reinen, einfachen Formen zu vergegenwärtigen. Daher wird die Darstellung bewegter oder gar leidenschaftlicher Vorgänge vermieden; die Motive halten sich mit Vorliebe im Umkreise ruhigen Seins. Landschaften liegen in heiterer Klarheit oder breiten sich unter sanft bedeckten Himmeln aus; menschliche Gestalten werden von Georg Schrimpf (München), Carl Mense (Breslau), Ernst Fritsch und anderen stehend, liegend, knieend, im Schlafe, beim Bade, vor dem Spiegel geschildert. Jene Verschlingungen von Gestalten und Landschaft, von Gestalt und Gestalt, jene leidenschaftlichen Geberden und gespannten Physiognomien des Expressionismus sind verschwunden die Erscheinungen leben gesondert und still nebeneinander, zur Einheit gebunden durch den allumfassenden Raum.

Kann man hiernach wohl von einem neuen Realismus sprechen? Doch nur mit Beding und Vorbehalt. Das ergibt sich

Digitized by Google

am schlagendsten bei einem Vergleiche mit dem Impressionismus.

Der Impressionismus faßte das Flüchtige, Gleitende, Schwebende der Erscheinungswelt, den Eindruck, den Augenblick; der neue Objektivismus sucht das Beharrende, Giltige, die Dauerform. Es gibt so wenig einen Eindruck wie eine Vision — er zielt aufs Typische ab und vermeidet daher, was die typische Erscheinungsform verdunkeln oder stören könnte. So liegt die Darstellung der wechselnden atmosphärischen Erscheinungen außer seinem Bereiche; von der Wahl solcher Beleuchtungen, die ein subjektives Stimmungsmoment in die Natur zu tragen geeignet sind, sieht er in der Regel ab und die Charakteristik des Menschen führt er auf einfache, konstante Züge zurück. Will man in dieser Malerei eine Mystik suchen, so müßte es wohl die sein, die in dem großen Geheimnisse des Seins selbst ruht. Ob diese Seite der neuen Malerei glücklich getroffen ist, wenn man sie, wie vorgeschlagen wurde, als „magischen Realismus" bezeichnet, möchte ich bezweifeln; gewiß aber ist, daß sie sich von plattem Realismus oder Naturalismus schon dadurch weit unterscheidet, daß sie nicht naturnachahmend verfährt, sondern eine Objektivierung des Weltbildes in typischen Formen anstrebt.

Will man diesen neuen Objektivismus auf die geistige Gesamthaltung unserer Zeit beziehen, so ist man versucht, in ihm ein Anzeichen der Selbstbesinnung zu erkennen. Nach Revolutionen, Katastrophenstimmung, Ekstatik sucht man wieder nach Beruhigung, Ausgleich, Klarheit und findet sich zur Wirklichkeit zurück. Aber Wirklichkeit ist für dies Geschlecht ein anderes als sie etwa für die Impressionisten war. Es befriedigt nicht, sie von außen zu sehen, noch genügt es, sie zum stimmungsmäßig umgeformten Ausdrucke des Gefühlslebens zu machen. Die Wirklichkeit wird als eine Ordnung in sich, wird als Gesetz verstanden. Der Versuch des Expressionismus, aus hochgesteigertem subjektivem Gefühle heraus ein künstlerisches Weltbild zu gestalten, ist gescheitert und mußte scheitern, weil, wie hier wiederholt ausgesprochen wurde, diesem Gefühle ein eigentlicher Gehalt und damit die aufbauende Kraft abging. Die neue Malerei ist bescheidener geworden; sie fügt den Menschen als Glied in die große Gesamtordnung ein. Faßt man ihre Absichten ideal, so könnte man sagen, daß in der Welt, die sie vorstellt, keine Erscheinung um ihrer selbst willen, keine vereinzelt existiert, sondern eine jede nur Baustein an dem großen Ganzen ist, das in unerschütterlichem Gleichmaße im ewigen Raume ruht. Bezeichnend hierfür ist die Gleichgültigkeit, die diese Kunst gegenüber dem individuellen Charakter des Stofflichen an den Tag legt: Erde und Mensch, Baum und Haus scheinen oft aus einem und demselben Urstoffe geformt zu sein.

Man darf die Grenzen nicht zu scharf ziehen. Ebenso wie im Expressionismus impressionistische Bestandteile lebendig geblieben sind, kann die neue Richtung den Expressionismus nicht verleugnen. Der verkrampfte und bittere Zug, den z. B. Bildnisse von A. W. Dreßler oder Davringhausen aufweisen, bildet nur eine der Eigentümlichkeiten, die auf ihn zurückdeuten. Sehr beträchtlich ist der Einschlag des Kubismus, der zur Verfestigung des Körpergefühls und zum Verständnisse logischen Bildaufbaus wesentlich beigetragen hat. Indes, dem Stammbaume des Objektivismus hier im einzelnen nachzugehen, würde doch zu weit führen; über gewisse merkwürdige Beziehungen zu älterer deutscher Kunst kann aber nicht mit Stillschweigen hinweggegangen werden. Betrachtet man eine der schönen Voralpenlandschaften von Georg Schrimpf (der überhaupt zu den begabtesten Vertretern der Richtung zu zählen ist), so fühlt man sich alsbald an die stillen und ernsten Bilder erinnert, die Karl Haider nach ähnlichen Motiven gemalt hat und die in ihrer Formauffassung denen Schrimpfs nahestehen; aber man kann noch weiter zurückgehen: die Landschaften der Olivier-Gruppe und selbst die des alten Koch weisen manche Züge auf, die in der jüngsten Landschaftsmalerei wiederkehren, und an den Kinderbildnissen von Otto Dix und Schrimpf ist eine Verwandtschaft mit denen Runges nicht zu übersehen (sollte so Lichtwarks Prophezeiung in Erfüllung gehen, daß die Schüler, die das 19. Jahrhundert diesem Meister versagt hat, ihm das 20. geben würde?). Überhaupt aber: es klingen in der neuen Malerei unzweifelhaft Töne an, die wir aus der der bürgerlichen Romantik der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts kennen. Schrimpfs „Straße in Bordighera" hat etwas von ihrer zärtlichen, auch das Kleine liebend erfassenden Naturhingabe und stillen Beschaulichkeit, und ähnlich wie Kaspar David Friedrichs Gestalten sinken auch Carl Menses in der Abenddämmerung ruhenden Frauen ins

Digitized by Google

Unendliche hin. Auf der anderen Seite darf aber auch jene Beziehung zur italienischen Frührenaissance nicht unterschätzt werden, die in dem eifrigen Bestreben strenger Raum- und Körperdefinition begründet liegt; hier spinnen sich Fäden von Künstlern der „Valori plastici" wie Chirico und Carrà zu unseren Neuesten, und ein Zufall ist es sicher nicht, daß sie wieder mit Vorliebe die plastisch gebaute italienische Landschaft aufsuchen, die den Expressionisten kaum etwas zu sagen hatte. Und in dieser Vorliebe reichen sie ja wiederum den Künstlern der deutschen Romantik die Hand! Allein wenn wir in der neuen Malerei Geist von älterer deutscher Kunstgesinnung wiederauftauchen zu sehen glauben, so ist doch wohl zu merken, daß die Bewegung als Ganzes durchaus internationales Gepräge trägt. Davon legte die von der Nationalgallerie veranstaltete große Ausstellung schwedischer Malerei beredtes Zeugnis ab: in den wenigen Jahren, die seit dem Abschlusse meiner Darstellung der Geschichte der schwedischen Kunst[1]) verflossen sind, hat sich dort der Einbruch des Objektivismus, der durch Künstler wie Gideon Börje, Hilding Linnquist, Otto Stöld und andere vertreten wird, mit überraschender Schnelligkeit vollzogen.

Man kann gegen die Leistungen, die aus dem Kreise der neuen Objektivismus hervorgegangen sind, mancherlei Bedenken erheben und insbesondere tritt, wie bereits angedeutet, schon jetzt die Gefahr in Sicht, daß er sich in der Hand geringerer Talente in Trockenheit und Peinlichkeit verliert. Dennoch möchte ich in ihm im ganzen einen Vorgang der Gesundung erkennen. Seine geistige Haltung scheint dafür zu bürgen, daß die künstlerische Phrase und das Scheingenietum, die im Zeichen des Expressionismus so üppig gediehen, hier keinen Nährboden finden werden; man stellt sich klar formulierte, lösbare Aufgaben und man hat zur Erscheinungswelt ein Verhältnis, das zu lebendiger Fühlung mit der Natur drängt, ohne doch zu sklavischer Abhängigkeit zu nötigen. Zudem erweckt die künstlerische Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Bestrebungen innerhalb des Umkreises der neuen Malerei die Hoffnung, daß sie manche Möglichkeiten fernerer Entwicklung in sich schließt. Es ist vielleicht gewagt, das auszusprechen, aber ich habe das Gefühl, daß wir hier einen Vorgang des geistigen Wiederaufbaus vor uns haben.

* * *

Ich habe diese zusammenfassende Darstellung vorweggenommen, um den Zug kenntlich zu machen, der sich in dem bunten Bilde der Berliner Ausstellungen mehr und mehr als der bedeutsamste geltend macht. Was die Ausstellungen im einzelnen angeht, so behauptete die der Akademie diesmal unbestritten das höchste Niveau. Sie hatte sich in einer Tribuna von „Meisterwerken aus dem 19. Jahrhundert" ein hübsches Schmuckstück zurechtgemacht: hier begegneten sich Goya und Krüger, Menzel und Manet, Courbet und Rayski, Leibl und Renoir — alles Meister, von denen wir so weit Abstand gewonnen haben, daß sich die geschichtliche Stellung ihres Werkes allseitig überschauen läßt. Das gilt auch für Max Liebermann, der glücklicherweise noch zu den Schaffenden zählt, und wohl auch bereits für Max Slevoigt, der mit einem Bildnisse vertreten war; die reifsten Früchte zeitigt die bewegliche und geistvolle Phantasie dieses Künstlers gegenwärtig auf dem Gebiete der Illustration. Ebenso darf das Werk Emil Orliks als eines Meisters sicherer und eleganter Zeichnung von kultiviertem Geschmacke seines dauernden Wertes gewiß sein. Was die Geschichte von den Schöpfungen der Jüngeren als in seiner Art klassisch annehmen wird, wage ich nicht vorauszusagen; aber jedenfalls fand sich unter ihnen eine Reihe von Arbeiten, in denen die gesteckte Aufgabe mit der gewählten Kunstmitteln schlüssig gelöst und eine reine künstlerische Wirkung erzielt war. Dahin rechne ich Alfred Partikels „Frau auf dem Felde", ein in emailhaft schimmernder Farbe durchgeführtes Sommerbild von beglückend heiterem Klange, das als abgeklärte Leistung einer schönen, aber nicht immer gleichmäßig schaffenden Begabung erfreute, und Karl Hofers „Frühe Stunde", ein Paar auf dem Lager, auf das durchs offene Fenster der frühe Morgen blickt, sehr überlegen und fein ausgewogen im Aufbau und von einer großen Auffassung der Form, in der Marées'scher Geist in moderne Formsprache übertragen erscheint. van Hauths Bildnis der Grit Hegesa war durch das geistvolle Raffinement der Komposition und der Farbengebung seiner (fast verblüffenden)

1) Schwedische und norwegische Kunst seit der Renaissance („Jedermanns Bücherei"). Breslau 1924.

Digitized by Google

Wirkung sicher; Magnus Zeller gab im Bildnisse Wolfgang Goetz lebendig durchgefühlte Charakteristik; Felix Mesecks etwas schmächtige Thüringer Landschaften fesselten durch eine eigene zart-schwebende Anmut; überhaupt aber kann gesagt werden, daß die Maler, die regelmäßige Gäste dieser Ausstellung sind, sich fast durchweg auf der Höhe ihres Könnens zeigten, und die Bildnerei kam durch edle Werke von Fritz Klimsch und durch eine Reihe guter Porträtbüsten, unter denen die von Fritz Koelle in München und die wuchtige Milkau-Büste von Constantin Starck besonders genannt seien, zu Ehren. Bescheidener war die Ausstellung der Sezession, die sich auf Aquarelle, Pastelle und Plastiken beschränkte und als eine löbliche Ausstellung guten Durchschnittes bezeichnet werden kann. Man erfreute sich an Wolfgang Röhrichts duftigen Aquarellen, auf denen die Natur wie in stillem Wasser reizvoll gespiegelt erscheint; man genoß die Weiträumigkeit und die feine Bewegung der ostpreußischen Landschaften Artur Degners; man blickte mit Interesse auf Josef Budkos Darstellungen aus dem Ostjudentum, die die Typen und Lebensformen dieser leidgeprägten Rasse sehr überzeugend schildern. Unter den Plastiken zeichnete sich die Tänzerin Ruth Marcus von Milly Steeger durch starken Gefühlsgehalt aus: wie entrückt mit emporgehobenen Händen ins Leere greifend wird sie zu einem Symbole tänzerischer Ekstase. Was die Große Jahresausstellung anlangt, so stellte sie sich in noch höherem Grade als gewöhnlich als ein räumlich zusammengefaßtes Konglomerat mannigfacher Ausstellungsgruppen dar. Die Hauptmasse stellte, wie immer, der Verein Berliner Künstler; hier war vor allem die Berlin-Potsdamer Landschaftsmalerei mit dem feinen Altmühltale von August Böcher, mit dem leuchtenden Herbstmorgen an märkischem See von Louis Lejeune, mit Hans Hartigs kräftigen niederdeutschen Wasser- und Winterbildern und anderen Arbeiten von Otto Heinrich, Carl Kayser-Eichberg, Hans Klohß, Wilhelm Lategahn, Gustav Wunderwald u. a. m. sehr achtbar vertreten. Was von Dresdener, Münchener, Stuttgarter Kunst geboten wurde war nicht eben viel; man wird im ganzen überhaupt in Berlin über das Schaffen in den anderen deutschen Kunststätten nur mangelhaft unterrichtet, und es wäre doch z. B. für die Akademie eine lohnende Aufgabe, davon einmal ein breiteres Bild zu geben. Ich habe auf der diesjährigen Münchener Kunstausstellung so manches gesehen, was wohl in Berlin gezeigt zu werden verdiente. Das beliebte System der Sonderausstellungen war diesmal besonders reich ausgebaut; die Künstler, die mit solchen bedacht waren, waren von sehr verschiedenem Gewichte; individuell am interessantesten war mir Willy ter Hell, der die bleichen Töne seiner früheren Landschaften mehr und mehr aufgibt, aber sich die träumerische Poesie seines Naturgefühls gewahrt hat. Auch die Novembergruppe fehlte nicht, und ihre Ausstellung war sogar recht umfänglich, aber der Geist, der dort herrschte, war — ich kann nicht anders sagen — der der Langenweile. Eine große Anzahl der zu dieser Gruppe gehörenden Maler schafft weniger aus lebendigem Gefühle als aus dogmatischen Ideen, und das Dogma tötet das Talent. Aber die Beispiele modernster Baukunst, die hier zu sehen waren, meist Fabriken, Wolkenkratzer, Garagen und ähnliches, erschienen allerdings als lebendige Schöpfungen; hier ist ein einseitiger, aber sehr energischer Formwille am Werke, der auf die Entwickelung der Architektur gewiß nicht ohne Einfluß bleiben wird. Die Anlage, die Erich Mendelsohn für die russische Trikotagen- und Strumpffabrik „Rote Fahne" entworfen hat und ausführen wird, bildet einen streng logisch und konstruktiv durchgeführten Zellenbau, der mehr geschichtet als gebaut ist, aber in seiner schlüssigen Folgerichtigkeit Haltung und Charakter hat; das moderne Maschinendasein ist hier sozusagen auf eine architektonische Maschinenform gebracht. Endlich umfaßte die Ausstellung noch eine Flucht von Räumen, in denen farbige Raumkunst zur Anschauung gebracht wurde, allein die Leistungen, die hier vorgeführt wurden, standen durchschnittlich nicht auf der Höhe des Besten, was auf diesem Gebiete gegenwärtig in Deutschland geschaffen wird. Die große ein Lichtspieltheater, ein Kaffeehaus und eine Reihe von Läden in sich schließende Baugruppe, die Hans Poelzig neuerdings am Zoologischen Garten errichtet hat, vermittelt eine weit eindringlichere und glücklichere Vorstellung davon, was ein Architekt von Geschmack und Phantasie mit der Farbe ausrichten kann.

* * *

Die während der Berichtszeit deutschen Künstlern gewidmeten Einzelausstellungen haben im ganzen keinen großen Ertrag ge-

Digitized by Google

liefert. In dem 1918 allzu früh verstorbenen Wiener Egon Schiele ist ein Talent hingegangen, auf das viel Hoffnung gesetzt wurde. Die Ausstellung seiner Werke bei Gurlitt zeigte einen nach großer Form ringenden Künstler von stark bewegter Phantasie, auf dessen Entwickelung Klimt, Kokoschka und wohl auch andere Einfluß ausgeübt hatten. Das Bild, das man gewann, war nicht einheitlich. Nebeneinander stehen eine Neigung zum Dekorativen, Eleganten und selbst Pikanten und eine solche zu mystisch-phantastischer Ekstatik, nachdrückliche Betonung der Linie und lebhaft erregter Farbensinn. Aus manchen Landschaften, wie dem Sägewerk von 1912, sprach eine breite strömende Kraft der Auffassung; immer aber fühlte man jene Berührung mit dem Osten, durch die österreichische Malerei so oft gestempelt ist: hier in einer lustigen, derben Buntheit mit leicht volkstümlichem Zuge, dort in flimmernden Farben, die reich über die Fläche ausgegossen sind.

George Grosz, über den hier bereits früher gesprochen wurde, bleibt mir eine problematische und schwer annehmbare Erscheinung. In der Ausstellung bei Alfred Flechtheim befand sich das Profilbildnis eines jungen Mädchens in lichtbraunem Kleide mit schwarzer Mütze, das leicht und sicher malerisch hingeschrieben und in dem eine etwas melancholische Nachdenklichkeit fein gekennzeichnet ist. Auch hat Grosz eine Reihe von Zeichnungen geschaffen, in denen es ihm unbestreitbar gelungen ist mit sparsamen und geschickt verwandten Mitteln schlagende Menschentypen zu schaffen; seine Beobachtung ist scharf, aber freilich fast immer grimmig oder doch unwirsch und durchaus humorlos. Im ganzen aber hinterließ mir doch auch diese Ausstellung den peinlichen Eindruck einer beklagenswerten Talentvergeudung. Der rasende und trotz aller Scharfsichtigkeit zuletzt doch blinde Haß gegen das Leben der Gegenwart höhlt dies Talent aus und macht es zum Sklaven des Stoffes. Kaffeehaus, Bar, Tanzlokal, Schlafzimmer oder auch die nächtliche Straße sind die Lieblingsstätten, von denen Grosz seine Motive sich holt; diese Welt ist bevölkert von kurzbeinigen, wasserköpfigen Menschen, verlebt, stumpf, gemein, verderbt und verkünstelt; es wird schwer halten in Grosz' Werke ein gesundes Menschengewächs zu entdecken. Er schildert einen Maskenzug von Dummheit, Verkommenheit, geistloser Lust und Lüsternheit; der Spießer muß herhalten und die Hure wird zur Heroine. Ist es unbillig auf das Stoffliche in dieser Kunst so viel Gewicht zu legen? Wenn ein Künstler das Stoffliche so gewaltsam in den Vordergrund drängt wie Grosz, so fordert er die Beurteilung von dieser Seite heraus. Wir können Künstlern, die die schreienden Gebrechen unserer Zeit geißeln, nur dankbar sein, aber schiere Verneinung wird bald unleidlich, weil sie unfruchtbar ist.

Älterer deutscher Kunst galt die vornehme Ausstellung von Werken klassischer deutscher Malerei aus dem Zeitraume 1850—1925 bei Hugo Perls und die Rethel-Ausstellung der National-Gallerie. Der Zeitpunkt für diese war insofern glücklich gewählt, als die neueste Malerei, wie oben ausgeführt wurde, in manchem Verwandtschaft mit der romantischen Generation aufweist. Rethels beide Großwerke sind bekanntlich die Karl-Fresken im Aachener Rathause und die Folge „Auch ein Totentanz" von 1849, die durch den Holzschnitt vervielfältigt zu einem wahren Volksbuche geworden ist; nach den Erfahrungen und Wandlungen der jüngsten Jahrzehnte kann man doch kaum im Zweifel darüber sein, daß dies bescheidenere Werk die höchste Leistung des Meisters darstellt. Gewiß, unter den Aachener Fresken befindet sich eins, der Besuch Ottos III. im Grabe Karls des Großen, in dem Rethel den einmaligen historischen Vorgang zu großartiger Symbolik gesteigert hat; aber in den andern ist doch viel, ich sage nicht, von Geschichtstheater, aber von geschichtlichem Schauspiele, und darüber kann auch die Männlichkeit und Größe der Auffassung nicht hinwegtäuschen. In dem „Totentanz" aber ist Rethels symbolbildender Kraft eine Schöpfung gelungen, deren Wert und Wirkungen keinen Schwankungen unterworfen ist. Wenn der Tod als der „Freund des Volkes" in die Stadt einreitet, wenn er dort als Volksredner, Demagog und Barrikadenhäuptling reiche Ernte einheimst, wer erkennt da nicht die ergreifende künstlerische Spiegelung eines geschichtlichen Schicksals, das sich im Leben der Völker immer wiederholt hat und immer wiederholen wird? Die Frage drängt sich auf: wo sind die Künstler, die für die schwereren und tiefer greifenden Erlebnisse unserer Zeit die symbolische, die dauernde Form schaffen? Man denke in diesem Zusammenhange an George Grosz zurück und man wird den weiten Abstand im wahrhaft Schöpferischen erkennen.

Digitized by Google

Das Berliner Kunstleben hat nun wieder ganz internationalen Charakter angenommen. Kunst und Künstler aus aller Herren Ländern erscheinen und vermitteln ein breites Bild europäischen Kunstschaffens. Mit Dankbarkeit ist der umfangreichen Daumier-Ausstellung der Galerie Matthiesen zu gedenken. Sie galt dem Maler Daumier, der von dem Graphiker lange unbillig in den Schatten gedrückt worden ist, und war kunstgeschichtlich insofern interessant, als sie Daumiers mannigfache künstlerische Verwandtschaften, nicht nur mit Delacroix und Decamps, sondern auch mit Corot und Courbet, erkennen ließ. Daumier war ein Satiriker, aber hinter seiner Satire steht immer eine leidenschaftliche ideale Gesinnung; die Revolution hat ihn zu stürmischen Bildern voller Freiheitsbegeisterung angeregt, und dann flüchtete er sich wieder in idyllisch gefärbten Schilderungen zum Frieden stillen, natürlichen Menschendaseins. Es ist schon etwas an dem Vergleiche mit Michelangelo: seine mit heißem Gefühle bis zum Überströmen erfüllte Seele und seine Neigung die Gefühlsinhalte durch die bewegte menschliche Gestalt zum Ausdrucke zu bringen erinnern an den großen Florentiner.

In einem völlig anderen Gesinnungskreise befand man sich in der schwedischen Ausstellung der Nationalgallerie. Die Eigenschaften, die Daumier in so reichem Maße besitzt, Temperament und Phantasie, sind in der schwedischen Kunst in der Regel nur spärlich vertreten; sie ist arm an problematischen Persönlichkeiten; die Geheimnisse der Natur und die Dämonie des Menschenlebens liegen außerhalb ihres Bereiches. Was die schwedischen Künstler lieben, das ist Klarheit und Ordnung; die Werke, die sie schaffen, sind gesund und natürlich, oft von vornehmer Haltung. Eine Neigung zum weltmännisch Eleganten wird nicht selten, wie etwa in den Bildnissen von Anders Zorn und Oscar Björck, bemerkt. Breites Lebensbehagen atmen die bekannten Haus- und Familienbilder von Carl Larsson; etwas von einer Rubens-Natur lag in Zorn, der allerdings von Vaterseite bayerischem Blute entstammte. An der heimischen Natur, der z. B. Liljefors' Jägerauge und des Prinzen Eugen Träumerseele schöne Motive abgewonnen haben, hängt man mit inniger Liebe; die starken Farbakkorde der nordischen Landschaft laden zu dekorativer Behandlung ein. Überhaupt ist Schweden kein günstiger Boden für den Naturalismus; immer sieht man einen stilbildenden Formwillen am Werke, und bezeichnend ist die Entwickelung Carl Nordströms, wohl des bedeutendsten unter den modernen schwedischen Landschaftern, der mehr und mehr dazu übergegangen ist, das Bild der Natur aus ihren einfachsten Elementen aufzubauen. Auch die Romantik hat einen Platz in der schwedischen Seele; Böcklin hat auf Richard Bergh und Ernst Josephson Einfluß ausüben können, und mit voller Kraft bricht der romantische Drang in den Bildern aus, die Josephson nach seiner geistigen Erkrankung gemalt hat und die die Inkunabeln des modernen Expressionismus bilden. Aber die schwedische Romantik geht selten tief; zumeist beschränkt sie sich auf stimmungsmäßige Verklärung von Natur- und Menschenleben; ein Künstler wie der frühverstorbene Oluf Sager Nelson mit seinem tiefen melancholischen Gefühle für die Einsamkeit der Menschenseele bildet eine Ausnahme. Reich an schönen Talenten und wohltuenden Werken ist die moderne schwedische Kunst innerhalb der europäischen Familie bisher doch vorzugsweise empfangend geblieben; indes hat Zorns rauschend-festliche Farbe den Russen Maliawin angeregt, seine geistreichen Radierungen haben die Mittel dieser Gattung bereichert und an der modernen Tiermalerei sind die Werke Liljefors' nicht spurlos vorübergegangen. Das jüngere Geschlecht, geführt von Künstlern, wie Isaac Grünewald, Einar Jolin, Leander Engström, Birger Simonsson, Arvid Fougstedt und anderen, hat sich wieder in Frankreich, vorzugsweise an Matisse und zum Teil auch am Kubismus, geschult; die Bestrebungen gehen da recht weit auseinander und ein sicherer Weg der ferneren Entwickelung ist noch nicht zu erkennen, wenn nicht etwa der bereits erwähnte Anschluß moderner schwedischer Maler an die „Neue Sachlichkeit", die dem nationalen Bedürfnisse nach Ordnung und Klarheit entgegenkommt, als Symptom zu deuten ist.

Eine erfreuliche und interessante Bekanntschaft war die des Russen — oder richtiger Litauers — Wratislaw Dobuzinsky. Dobuzinsky zählt zu den Begründern jener an Talenten reichen Künstlergruppe der „Kunstwelt" (Mir Iskustwa), durch die am Anfange unseres Jahrhunderts die russische Kunst verjüngt worden ist; er hat neuerdings Petersburg, wo er zuletzt als Lehrer an der Akademie gewirkt hatte, verlassen und hält sich gegenwärtig in Deutschland auf. Wenn man aus der mit Theorien und Dogmen,

Digitized by Google

mit literarischen Pros und Contras gesättigten deutschen Kunstatmosphäre kommt, dann genießt man es, einem Künstler zu begegenen, der leicht und frei aus frisch quellender Phantasie schafft und dessen Werk man die Freude am Schaffen anfühlt. Was zudem Dobuzinskys Arbeiten, ich möchte sagen, ein spezifisch künstlerisches Gepräge gibt, das ist, daß darin das Spiel und die künstlerische Laune zu ihrem vollen Rechte kommen; die Armut an diesen Elementen ist einer der gefährlichsten Züge des neuen Objektivismus. Diese Lust am Spiele hat Dobuzinsky dem Theater zugeführt, für das er in Rußland und in Deutschland eine ganze Reihe von Entwürfen geliefert hat; man sah u. a. die zu Turgenjews „Nathalie", zu Tschaikowskys „Eugen Onegin" und „Pique-Dame", zu „König Lear", „Kabale und Liebe" und den „Räubern". In der konstruktiven Gestaltung des Bühnenbildes, um die sich die modernen deutschen und russischen Künstler so eifrig bemühen, erblickt Dobuzinsky seine Aufgabe nicht; die Stimmung, die Atmosphäre des Stückes ist es, die ihn beschäftigt und die er in seinen Bühnenbildern mit dem glücklichsten Erfolge zu verdichten weiß. Nie fällt er dabei grobem Realismus anheim; immer bleibt die Phantasie Herrscherin; sie bildet das Natürliche um und steigert es, macht das Unwirkliche natürlich, schafft so eine Scheinwelt voller Wirklichkeit und macht das Theater zum Gleichnisse, zu einem Spiele auf tragischem Hintergrunde. Und zugleich wahrt Dobuzinsky seinen Bühnenbildern einen hohen sinnlichen Reiz, der dem Auge wohltut, ohne es doch auf Nebendinge abzulenken; es ist immer das Ganze des Bildes, das sich auf den Betrachter überträgt und ihn mit einem Schlage in einen gewissen Lebenskreis hineinreißt. Dieser feine Sinn für das Charakteristische der Stimmung bildet auch den geistigen Kern seiner Landschaften — oder richtiger ausgedrückt, seiner Städtebilder, denn es sind ganz vorwiegend die Städte, denen er auf seinen weiten Reisen seine Motive entnommen hat. Man kann sein Thema selbst noch enger fassen: es ist die Kleinstadt. Schildert er die Großstadt, so sucht er sie gern da, wo sie noch etwas von der Kleinstadt behalten hat und die Stille träumt; er hat ein Gefühl für das Mechanische der modernen Großstadt und in einer Folge von „Stadtvisionen" sieht er sie zum grauenvollen Lebenskerker entwickelt. Aber die Kleinstadt mit ihren krummen, engen Gassen, mit ihren überalterten Häusern, die aus dunkeln Torwegen schläfrig auf die Straße blicken, die Kleinstadt, wo eine kümmerliche Gegenwart im Schatten ragender Denkmäler einer größeren Vergangenheit vegetiert: das ist sein Feld. Und so ist er vor allen Dingen der klassische Schilderer der russischen Kleinstadt geworden. Man hat ihn wohl den stillen Dichter der traurigen russischen Kleinstädte genannt. Die Blätter von Witebsk und Pleskau (Pskow) wirken, ihrer Sachlichkeit unbeschadet, wie Visionen aus dem ewig unbekannten Rußland. Diese niedrigen Häuser, die sich ängstlich an die mütterliche Erde klammern, diese phantastische Kathedrale, die mit ihrer Riesenmasse herrisch über sie hinsieht, diese tiefe Melancholie einer weltfernen, verlassenen Existenz und wieder die malerische Verkommenheit von Kowno und Wilna: das ist Rußland in jedem Zuge. In diesen Schilderungen lebt der genius loci, gebannt von einem Künstler, der mit der Seele seines Volkes und seiner Heimatslandschaft eins ist und ihrer Stummheit Sprache zu leihen vermag.

Albert Dresdner.

Berliner Theater

Es ist schon so viel von den religiösen Ursprüngen aller Kunst und den kultischen Elementen der Bühnenkunst gesprochen worden, daß man schon nicht mehr recht daran glaubt und es nur als edle Fiktion gnädig gelten läßt.

Und nun kommt auf einmal aus dem winkligsten Moskau eine kleine Gruppe junger Menschen, die sich zu einer Art Kultgemeinschaft zusammengefunden haben und in der magischen Sprache der Thora szenische Gottesdienste abhalten. Denn anders läßt sich das Spiel der „Habima" (Theater am Nollendorfplatz) wohl kaum bezeichnen. Es ist nicht nötig, die Worte immer begrifflich zu verstehen, der leidenschaftlich flackernde

Digitized by Google

Hauch des reinen Klangerlebnisses hat oft tiefere Ausdruckskraft als das im spröden Wort eingefangene Bild: das lehrt uns erneut die Sekte (nicht Truppe) der Habima. Selbstlose unpersönliche Hingabe aller an die gemeinsame Idee, das seelische „Ensemble": das zeigen uns, die wir durch mehr oder minder Prominente verwöhnt sind, diese hebräischen Schauspieler. Von rhythmisch und musikalisch sorgfältig abgestimmten lebendigsten Gruppen wird die Idee des Stückes plastisch geformt, und nur von Zeit zu Zeit erhebt sich Einer zu unerhörter ekstatischer Steigerung, die schnell in die aufgewühlte Gesamtspannung zurücksinkt. Das Moskauer Künstlertheater vergöttlichte das Einfach-Menschliche durch die herrliche Schlichtheit seines Künstlertums — bei der Habima wird der Mensch hineingerissen, willenlos eingeschaltet in das ungeheure Willensgesetz seines Gottes.

Dybuk (Dämon), heißt das eine ihrer Stücke, und dämonisch ist der Zwang, unter dem die Menschen dieses Stückes von ihrem Glauben hingetrieben werden; dämonisch hat sich Chanon sterbend in die Seele seiner Geliebten verkrallt, und mit dämonischem Glaubensfanatismus suchen sie diesen „Dybuk" wieder auszutreiben. Golem ist ein anderes Drama, das mit der gleichen religiösen Inbrunst erlebt wird.

Wenn wir auch diese durchaus morgenländische Ekstatik nicht als die uns gemäße Ausdrucksform unsern Schauspielern empfehlen möchten, so sollten sie doch eines wieder von diesen Moskauern lernen: die heilige Hingabe aller an die Idee des Stückes, eine junge Gläubigkeit nicht an ihre Kunst, sondern an die Kunst schlechthin.

* * *

Komödien gab es reichlich: von Aristophanes bis Ralph Arthur Roberts.

Die Volksbühne nahm sich der „Lysistrata" des Aristophanes an. Die Direktion darf es nach den früheren Erfahrungen nicht übel nehmen, wenn man bei der Ankündigung argwöhnisch kombinierte: Lysistrata — Volksbühne: d. h. also Aristophanes als „Niewiederkrieg"-Apostel. Aber man wurde angenehm enttäuscht. Unter der freien Bearbeitung Leo Greiners bot die Volksbühne hier ein sauberes Stückchen guter dramaturgischer Leistung. Was das Schauspielerische anbetrifft, so hat das eheliche Ensemble Straub-Reuß auf das szenische Zusammenspiel noch nicht allzu harmonisch abgefärbt. Agnes Straub verliert sich immer mehr in eine all zu steile, spreizige Überlegenheit, wenn sie Heiterkeit und Witz geben soll, und die große Tragödin reckt sich meist nur mehr körperlich als seelisch in ihr auf. Und Herr Reuß, dessen lärmendes, fettes Pathos die liebenswürdige Rolle des hartgeprüften Kinesias nicht gerade veredelt, sollte auch einma begreifen, daß verhaltenes, zusammengedrängtes Spiel mehr an Stoßkraft und Lebendigkeit gewinnt als das schrankenlose Arbeiten mit dem Bizeps. Dem Publikum von der Boxarena mag er ja eine Weile gefallen, aber das geht auch nur so lange, bis ein neuer Tunney der Bühne ihn knock out schlägt. Doch abgesehen von diesen schauspielerischen Unarten war der Aristophanes redivivus - Greineriani eine dankenswerte Tat der Volksbühne. Fritz Holl mühte sich ehrlich und erfolgreich, in die Gruppen und Massen Bewegung und Rhythmus hineinz bringen. Sprech- und Bewegungschöre umbranden lebhaft die Einzelfiguren, um sie im rechten Augenblicke besonders überzeugend herauszuheben, und man erkennt wieder freudig: der große griechische Lächler hat noch immer Gewalt über uns. Daß aus dem heiter mahnenden Finger des Aristophanes keine Schulmeister-Drohpfote oder gar verkrampfte Parteifunktionärfaust geworden ist, dafür sei der Volksbühne besondere Achtung gezollt.

Die anderen Komödien, über die noch zu berichten ist, sind wohl jünger (reichlich 2000 Jahre) aber kaum lebendiger.

Da zeigt uns Arnold Bennett unter dem lauten Titel „Das große Abenteuer" im Deutschen Künstlertheater eine harmlose Probe gutbürgerlichen angelsächsischen Witzes. Sehr korrekt, sehr nüchtern, etwas prickelnd: mehr Soda als Whisky. Genießbar wirkt es, ganz erfrischend sogar vorwiegend durch den entzückenden Anstand, mit dem Pallenberg und Käthe Dorsch ihre bescheidene Aufgabe auf sich nehmen. Pallenberg gibt einen berühmten Maler, dessen Diener auf der Reise stirbt, mit dem Herrn verwechselt und auf Staatskosten in der Westminsterabtei beigesetzt wird, da der Künstler, durch die Launen des Zufalls und seine eigenen seltsam gehemmt, es gehen läßt, wie es geht. Und endlich, als er sich besinnt — glaubt ihm kein Mensch mehr. Selbst die von seinem Diener auf dem Annoncenwege angebahnte Ehe nimmt er heldenhaft und nicht ganz unzufrieden auf sich — bei der reizenden Dorsch ist das ja zu verstehen. Da er nun aber als „Diener" weiter malt,

Digitized by Google

kommt es zum Verdacht der Bilderfälschung, und als nach kleinen Zwischenfällen sich der Irrtum klärt, bittet man ihn eiligst zu verreisen, um die gute englische Öffentlichkeit in ihren heiligsten Gefühlen zu schonen. Dabei bieten sich dann bequeme Gelegenheiten zu einigen harmlosen Hieben auf die Verlogenheit der englischen Gesellschaft, und so ist ein echtes Stück im englischen Geschmack fertig. Es gehört schon ein Pallenberg dazu, um die zwanghafte Art des Helden menschlich zu begründen und zu vertiefen. Ihm und der herzlichen Ursprünglichkeit der Dorsch verdankt das Stück, seine freundliche Aufnahme.

Rechtzeitig zur Polizeiausstellung kam im Komödienhaus die Kriminalgroteske „Einbruch!" heraus. Ralph Arthur Roberts spielte den Fassadenkletterer, Ralph Arthur führte die Regie, Roberts stellte auch mit Arthur Landsberger diese Antologie aus witzigen Einfällen und Leckerbissen der Gaunersprache zusammen. So aktuell das Stück zu sein scheint, erinnert es doch in der Anlage lebhaft an das im Vorjahr in der Komödie viel belachte „Rebhuhn" oder „Die neue Fassade". Auch damals stieg ein Einbrecher durchs Fenster, auch damals gründete dieser freundliche Herr mit seinem Opfer ein Geschäftsunternehmen, auch damals erwuchsen daraus die amüsantesten szenischen Verwickelungen, aber von diesem Parallelismus abgesehen, besitzt der neue Einbrecher Roberts mehr Witz als Sentimentalität und ist von einer entzückenden Konsequenz in seinem sozialwirtschaftlichen Denken. Die Gründung einer EU-We-Be-Zet, der Europäischen-Eigentum-Wiederbeschaffungs-Zentrale, die gleichzeitig die Rolle der Hehler und der Polizei übernimmt, nämlich den Einbrechern die gestohlenen Sachen abkauft und den beglückten Eigentümern für eine gute Entschädigung wieder zurückgibt, ist mit all ihren Folgerungen eine fruchtbare Schwankidee. Wie dann der Direktor dieses freundlichen Instituts (alias „Fassadenprinz") von der brotlos gewordenen Polizei, um die böse Konkurrenz unschädlich zu machen, zum Regierungsrat im Polizeipräsidium ernannt wird und wie er dann durch tausend Klippen und peinliche Konfrontierungen hindurch seine eigene Angelegenheit „Sachen Fassadenprinz" liebreich zu Ende führt, ist bis zum letzten Augenblick spannend und witzig zugleich. Der Schauspieler Roberts verhilft dem Dramatiker und Regisseur Roberts zu freundlichstem Erfolg. Hans Sternberg gab seinem Einbrecher Emil so viel menschliche Wärme und Charakterfestigkeit, daß die ganze übrige Gesellschaft inklusive Polizei recht unfreundlich dagegen abstach.

Noch manche andere Komödie gab es, doch mehr zur Unterhaltung des Reisenden aus der Provinz. Wir können schnell darüber hinweggehen. Im Lustspielhaus erprobte R. Lothar seinen gekünstelten, dieses Mal harmlosen Witz an einer kleinen Glosse über die Flucht Napoleons: an „Der Herzogin von Elba"; in lauwarmer Stimmung verließ man das Theater.

Nur Tristan Bernard, der liebenswürdige Techniker, der erprobte Meister der anständigen französischen Komödie, verdient mit dem „gefälligen Thierry" hervorgehoben zu werden. Die Kammerspiele kamen ihm mit Kurt Götz, Brausewetter und Käthe Haak bereitwillig zur Hilfe, so daß die komische Rolle des in Liebessachen immer wieder zitierten Helfers und Freundes, der stets vom Vermittler zum Nebenbuhler wider Willen wird, wirklich neuen Stoff zu herzlicher Heiterkeit bot. W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Die Städtische Oper führte zum Gedächtnis des hundertsten Todestages Webers die „Euryanthe" auf; eine gute Tat, da des romantischen Meisters Haupt- und Schmerzenswerk lange Jahre gänzlich von den Berliner Bühnen verschwunden war, und die Oper somit als Vorstellung wohl für die meisten den Reiz vollkommener Neuheit hatte. Ist sie noch lebensfähig? Bei allen musikalischen Schönheiten: nein, sie ist es nicht. Und zwar in erster Linie wegen des absolut lächerlichen Textbuches, das Helmine von Chezy — „das Chez", wie Weber sie nannte — mit verblüffendem Ungeschick

Digitized by Google

zusammengezimmert hat. Die Handlung grenzt andauernd an das Reich der unfreiwilligen Komik, soweit sie überhaupt verständlich ist; und vor allem das Verbrecherpaar Lysiart und Eglantine, sind in der Schwärze ihrer Seele von ebenso unsagbarer Kitschigkeit, wie die edlen Gestalten Adolars (Adolar! Traum aller Biedermeier-Dienstmädchen!) und Euryanthes von verblüffender Dummheit und Energielosigkeit. Weber verlangte von der Chezy Schwierigkeiten, er schrieb ihr, sie solle die verzwicktesten Versmaße aufeinander türmen; aber sie lieferte ihm eine Unmöglichkeit, an der auch sein Genie ermüden mußte. Man ersieht den ungeheueren Ernst Webers an der bis ins letzte durchgearbeiteten musikalischen Form; aber die Erfindung, sonst überquellend wie eben nur bei begnadeten Komponisten, ist ein wenig krampfhaft geworden, im vergeblichen Bemühen, ein heroisches Format zu erreichen. das ihm unerreichbar blieb. Einige Melodien, wie die berühmte Arie Adolars aus dem dritten Akt, als zweites Thema der glänzenden Ouvertüre verwandt, zeigen den alten Weberschen Schwung, anderes, wie die Auftrittsarie und die Waldszene Euryanthens den alten romantischen Zauber des Freischütz; auch der Rachegesang Lysiarts im zweiten Akt ist nicht ohne Dämonie, wenn er auch in seiner gewollten Größe nicht an die volksbuchhafte Teufelei Caspars heranreicht: aber dazwischen, neben zarten Übergängen oder einzelnen wirklich großartigen Phrasen eine herrlich gearbeitete Musik, die wir mit ausgesprochen historischem Interesse verfolgen, als Vorläuferin des „Lohengrin" begrüßen, ohne daß sie den Weg vom Verstand zum Herzen fände. Und dann noch eins, das ausgesprochen werden muß, damit Klarheit über unser Verhältnis zur Kunst gewonnen wird: wir haben genug von der Romantik. Wir sind fast hundert Jahre damit überfüttert worden, und können keine Jägerchöre, Ritterfräulein und mehr oder weniger edle Grafen mit Minneliedern ertragen, weil die Romantik zum größten Teil eine Kunst aus zweiter Hand ist, die sich an mittelalterlich-feudal-christliche Ideale hielt, ohne sie, begreiflicherweise, von neuem lebensfähig machen zu können. Das ist der letzte Grund, aus dem uns die Euryanthe-Musik nur als Klang erscheint, als ein wohltönender zuweilen, aber doch als gemachter, nicht mit Notwendigkeit intuitiv entstandener.

Die Aufführung unter Bruno Walters Führung brachte in Maria Müller eine Sängerin von natürlichster Poesie und hinreißender Stimme. Sie vermochte die unmöglichsten Textworte und Szenen mit einem unbeschreiblichem Glanze rührenden Menschentumes zu umkleiden, und ihrer Lächerlichkeit fast zu berauben. Herr Oehmann stellte einen Adolar von heroischem Stimmklang auf, ohne im übrigen die Figur retten zu können. Dr. Schipper als Lysiart und Frau Olszewska (in der Generalprobe, in der Premiere sang Frau Schulz-Dornburg) als Eglantine leisteten stimmlich und darstellerisch allerbestes. Die Regie bot gute Bühnenbilder, rhythmisch schreitende Edelknaben, und viel schmetternde Trompeten auf der Bühne. Aber ich fürchte, trotz ihres lauten Getöses wird Euryanthe bald wieder in ihren gewohnten Schlummer versinken.

Abgewandt von aller Romantik ist die Oper „Die Liebe zu den 3 Orangen" von Prokofjeff, welche die Staatsoper herausbrachte. Der Text ist aus einer litterarisch-satirischen Komödie Gozzis zurechtgemacht; da aber die in der Zeit wurzelnde Satire wegfallen mußte, so ist eine, wie das Programmbuch sehr richtig bemerkt, sehr dürftige und recht alberne Handlung übrig geblieben. Besonders die beiden ersten Akte schleppen sich nur mühselig dahin, das Geschehen bleibt jeden Augenblick stecken, und abgestandene Späße können sie auch nicht beleben. Der alte Fehler aller schlechten Dramatik: es wird ewig geredet und nichts getan. (Es ist natürlich ganz gleich, ob das dramatische Gebilde eine Tragödie oder ein Ulk ist). Es ist nicht verwunderlich, daß der Dichter-Komponist unter seinem ersten Bestandteil gelitten hat, und ihm auch musikalisch in den beiden ersten Akten nicht viel eingefallen ist. Der bereits berühmte Marsch, den Fried voriges Jahr mit großem Erfolge zur Aufführung brachte, kommt allerdings hier schon vor; aber man könnte fast meinen, daß der Marsch zuerst da war, und die Oper später um ihn herumkomponiert worden ist. Der dritte und vierte Akt sind glücklicherweise in jeder Beziehung besser; die Handlung ist flüssiger und abwechslungsreicher, die Musik zeigt frisches Leben. Schon die Einleitung zum dritten Akt, $^6/_8$-Takt Presto, ist voller Grazie und guter Durchführung, ebenso wie das von Herrn Terpis und Frl. Grube sehr reizvoll getanzte Scherzo. Sehr witzig der kleine Trauermarsch für die toten Prinzessinnen; auch die furchtbare Köchin (unwillkürlich denkt man an die Gespensterſonate) ist musikalisch gut

Digitized by Google

charakterisiert. Im kurzen Duett zwischen dem Prinzen und der Prinzessin Ninetta blüht sogar etwas wie Lyrik auf, und der Schlußchor erhebt sich zu triumphierendem Glanze, den auch der noch einmal wiederholte geliebte Marsch — er ist in der Tat ein Kabinettstück an musikalischem Witz, klanglicher Laune und instrumentalem Übermut — nicht verdunkeln kann.

Die Bühnenbilder von Aravantinos gaben der orientalischen Zaubergeschichte den besten Rahmen; das Wüstenbild möchte ich besonders hervorheben. Die Aufführung war ausgezeichnet; die Herren Helgers (König) und Hutt (Prinz), Frau Bindernagel (Hexe), und die andern mitwirkenden im Verein mit Ballet und Chor ließen sich von bester Stimmung in das Reich phantastischen Unsinns tragen. Die kurze Szene der drei Prinzessinnen war infolge des zarten und feinen Spieles der Damen Knepel, Müller und Alpar darstellerisch von besonderem Reiz. Blech dirigierte; auch er konnte in den beiden ersten Akten dem hypertrophischen Orchester nicht immer Klarheit verleihen. Ist nun in der Tat für einen — etwas sehr gedehnten — Spaß wie dieser Oper ein Orchesterapparat notwendig, gegen den Berlioz, Liszt und Wagner verblassen? Mozart machte ähnliches mit dem Streichquintett, ein paar Holzbläsern, Hörnern und einer Trompete; allerdings glich er diese Kargheit durch einige Erfindungskraft aus ... Aber die Mischung ist eigentlich sympatischer. Und noch eins: es ist sehr schwer, kakophonisch komisch zu sein. Die blutigen Harmonien klingen manchmal schauderhaft ernst; schließt man die Augen, so könnte man die Musik häufig als Begleitung einer Tragödie auffassen.

Konzerte

Die Konzertwelle hat sich bereits mit voller Wucht über Berlin ergossen; der Referent kann aus der Fülle der Ereignisse nur eine Auswahl geben. Elisabeth Day hatte ein Konzert unter Mitwirkung Ottorino Respighis angekündigt; für den erkrankten Italiener sprang Oskar Fried ein, und dirigierte leider statt der angezeigten „Fontane di Roma" Beethovens achte Symphonie. Abgesehen davon, daß Beethoven kein Lückenbüßer ist: es ist sinnlos, bei allen möglichen Gelegenheiten gleichgültige Aufführungen seiner Werke zu veranstalten. Man sollte mit so kostbarem Gut sparsamer sein; und außerdem gibt es neue Werke, deren Erklingenlassen wichtig genug ist. Elisabeth Day sang Monteverdi und Respighi mit Sicherheit und Geschmack, ohne, bei nicht gerade ansprechendem Stimmaterial tiefere Wirkung zu erzielen. Eine wundervolle innere Vornehmheit offenbarte der Tenor Roland Hayes, ein Farbiger aus den Vereinigten Staaten; nicht nur die Negro Spirituals, sondern auch Wolfs, Brahms und Schuberts Lieder erblühten zu klangschönen Gebilden, die voller Innerlichkeit und zarter Zurückhaltung waren. „Nun wandere, Maria" von Wolf habe ich wohl noch nie so vollendet gehört. Von dieser Einfachheit und Selbstverständlichkeit tiefer Empfindung könnten viele deutsche Sänger vieles lernen. Ein sehr interessantes Programm bot Wilhelm Guttmann mit Arien des ersten deutschen Opernkomponisten Reinhard Keiser (1674 bis 1731) und Liedern von Joh. Ad. Krieger (1634 bis 66), die mit Begleitung des Bentz-Quartettes und Dr Wolffs (Cembalo) vorgetragen werden. Gute Barockmusik, die den starken Einfluß der englischen zeitgenössischen Komponisten in Melodik und Rhythmus zeigt; die lustigen Texte Kriegers brachte der Sänger zu bester Geltung. Sehr reizvoll die Quartett-Ritornelle, welche die mitwirkenden Damen in echtem Stile herausbrachten. Lieder von Hermann Unger (Köln) zeigten sich als dankbare Effektstücke. Alexander Kipnis' hervorragende Technik kam Arien von Händel, sowie Liedern von Brahms, Schubert, Wolf und russischen Volksweisen zugute; am besten gelang die „Verschwiegene Liebe" von Wolf. Zum Schluß glänzten einige Verdistücke so stark, daß Zugaben gleicher Art unvermeidlich waren. Die Tiefe des Sängers ist nicht immer ganz ausgeglichen; aber der Ton bleibt immer edel und ist von feinen Nuanzen erfüllt. Arpad Sandor begleitete mit ungewöhnlicher Feinheit; man freute sich, ihn in der Singakademie mit Josef Wolfsthal, Gio. Bagarotti und Ewel Stegmann Brahms stachliches Klavierquartett op. 26, Mozarts Es-dur-Sonate, und Dvoraks Klavierquartett op. 87 schwungvoll spielen zu hören. Die Schwierigkeiten

Digitized by Google

des Brahms, dessen Rhythmik eine Menge latenter Gruben und Fallstricke bietet, glitten reibungslos vorbei.

Der erste Abend des Buschquartettes brachte Haydn op. 50, Nr. 6, Beethoven op. 127, und Dvorak op. 96. Der Vortrag des op. 127 glich einer Versenkung in unergründliche Tiefen; der langsame Satz wurde durch das meisterhafte Zusammenspiel und die in der Tat entrückte Ergriffenheit des Primgeigers zu erschütterndem Erlebnis. Der Cis-moll-Stelle war alles Irdische genommen. Beethovens recht unbekannte Cello-Sonaten op. 102 entrissen Arthur Schnabel und Max Baldner der Vergessenheit; es sind phantastische Stücke von stärkste: Kraft, Impressionen von wechselnder Stimmung, abrupt und gewaltsam, nachdenklich und wieder auffahrend, grüblerisch und stürmend; hoffentlich hört man sie nun öfter. Beide Künstler gaben sich ihnen restlos hin, nachdem sie eine gut gearbeitete und einfallsreiche Sonate op. 7 von Emil Bohnke zu Gehör gebracht hatten. Das Guarneri-Quartett verriet in seinem ersten Konzert (Schubert D-moll, Schumann Klavierquintett op. 44, Reger op. 109) eine gewisse Schwäche in der Tongebung der Mittelstimmen; die zweite Geige besonders ist allzu zaghaft, so daß Wichtiges unhörbar blieb. Der letzte Satz des Schubert wurde in einem wahren Höllentempo genommen; eine brillante Leistung, die auch über die Längen des Satzes hinweghalf. Frau Rider-Possart führte den Klavierpart im Schumannschen Quintett ausgezeichnet durch. Auch hier fielen die frischen Tempi angenehm auf.

Emil Bohnke hat das Berliner Symphonie-Orchester übernommen; hoffentlich glückt ihm der Versuch besser, als seinem Vorgänger Fried. Er führte mit Arthur Schnabel Beethovens G-dur-Konzert und Webers entzückendes F-moll-Konzertstück auf. — Schnabel ist nun wohl auf dem Höhepunkt seiner Reife angelangt; er steht hoch über allem, was er vorträgt. Nur seinen Kadenzen zum G-dur-Konzert kann man nicht beistimmen; sie fallen völlig aus dem gegebenen Rahmen. Im zweiten Konzert erwarb sich der Dirigent das Verdienst der Uraufführung von Buttings zweiter Symphonie, in der viel vor sich geht, ohne das alles schon gestaltet wäre. Die motorhafte Rhythmik ermüdet auf die Dauer, ebenso wie die brutale Instrumentierung, die wohl als adäquater Ausdruck des inneren Gehaltes angesprochen werden muß; vor allem die übermäßige Verwendung schriller Flöten peinigt. Aber es sind viel Gedanken und Einfälle in der Symphonie; sehr wirkungsvoll der Schluß des zweiten Satzes, und durchgehends reich die Thematik. Vieles bleibt noch Chaos; aber die Hoffnung auf endgültige Gestaltung ist ausgesprochen. Schönbergs „Verklärte Nacht", Tristan-Aufguß dritten Ranges, hat einmal für revolutionär gegolten; man greift sich an den Kopf. Bohnke leitet das Orchester mit Feuer und Freude; wir wünschen ihm, schon wegen seiner modernen Programme, alles Gute.

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Im abgelaufenen Monat stand für uns die Politik im Vordergrund des Interesses, die durch den Namen des bisher nur einigen Völkerbundsdiplomaten mit feiner Zunge bekannten und nun plötzlich berühmt gewordenen kleinen Jura-Städtchens Thoiry gekennzeichnet wird. Der nach außen wirksame Zweck dieser Politik ist wohl die Vertiefung der Entspannungspolitik, deren Ausgangspunkt Locarno war, die im übrigen alle Voraussetzungen einer Beruhigung Europas umfaßt, in erster Linie also die Räumung der besetzten Gebiete und die Vereinigung aller damit zusammenhängenden Fragen. Diese Probleme sind in Thoiry begreiflicherweise nur angeschnitten worden. Aber dadurch, daß sie überhaupt zur Diskussion gestellt wurden, birgt die Thoiry-Politik für uns Möglichkeiten für die Zukunft.

Praktische Ergebnisse hat sie bislang nicht gebracht, und konnte sie noch nicht bringen. Sie hat jedoch schon ein beachtliches Resultat gezeitigt: Den französischen Verzicht auf die

Digitized by Google

These der „sécurité" als Motiv für die Aufrechterhaltung der Besetzung.

Es hat den Anschein, als hätte dies deutsche Angebot einer finanziellen Gegenleistung für die baldige Räumung die ganze Reparationsfrage aufgerollt. Um so schwerer werden die Kämpfe sein, die uns bevorstehen, um so bitterer das Ringen um den Erfolg.

Die innerpolitischen Vorgänge in Frankreich stehen mit der Erledigung der eben gestreiften großen Fragen im innigen Zusammenhang. Wir werden auf sie später zurückkommen. Jedenfalls wird in den nächsten Wochen klar werden, ob die Sanierung des Franken mit oder ohne Poincaré erfolgt. Will er sie durchführen, wird er sich an die Thoiry-Politik halten müssen, denn sie führt allein auf den internationalen Geldmarkt.

Dessen Hauptexponenten wollen nur eine Verständigungspolitik. Das zeigt der jetzt veröffentlichte Aufruf bekannter Wirtschaftsführer, das beweist die Verständigung großer Produktionsgruppen, die durch den Abschluß des Eisenpaktes besonders charakterisiert wird.

Was dieser Abschluß politisch bedeutet, wird einem klar, wenn man rückschauend die Kämpfe beurteilt, die ausgefochten werden mußten, bevor Kohle und Eisen sich fanden. Man denke nur an den Ruhrkampf und die sogenannten Micumverträge! Man denke vorher an die Bestimmung von Versailles, wo ein Kohlendiktat ohnegleichen die französische Hütteninduſtrie zu ungewohnter Machtentfaltung brachte. Wer die Zusammenhänge von Politik und Wirtschaft in Frankreich kennt, wird sich nun nicht mehr wundern, daß sich die Methoden eines Poincaré totgelaufen haben.

Für die Zukunft ist das internationale Eisensyndikat ein geeigneter Wegbereiter in der im Fluß befindlichen Bewegung einer Konsolidierung und engeren Zusammenfassung der europäischen Völker und Staaten. Pan-Europa, wie es sich der betriebsame Graf Coudenhove-Calergi denkt, ist eine Utopie. Nur in der wirtschaftlichen Interessenangleichung wird man vorerst dem Ziele näher kommen, das allerdings nicht Paneuropa, sondern etwa europäische Schutzgemeinschaft heißen könnte. Daß der Halbastiate Coudenhove auch nicht die richtigen Methoden einschlägt, zeigte der sogenannte Kongreß in Wien, der mehr eine Vereinigung gewisser intellektueller Kreise mit stark internationalem Einschlag als ein Kongreß war. Man spricht in Wien davon, daß das Bankhaus Warburg die ganze Bewegung finanziere. Mag sein. Sie ist jedenfalls von keinem in Europa heimischen Volkstum getragen, darum ohne die starken inneren Kräfte, die letzten Endes notwendig sind, um solche theoretischen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen. Typisch für die große Veranstaltung in Wien war auch, daß die Kernfragen Europas, die deutschen Fragen, mit loser Handbewegung abgetan wurden.

Wir haben jetzt auch gar keine Veranlassung, mit einem Europa-Begriff hausieren zu gehen, der uns nur in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten bringen kann, die wir zur Regelung der großen Finanzfragen einfach brauchen. Die Entspannungspolitik überschneidet die Reparationsfrage in vielen Punkten. Wie aber sollte diese bereinigt werden, wenn man Empfindlichkeiten und Verstimmungen in Washington wachruft? Deutschland wird hier sicher nicht mitspielen. Herzliche Beziehungen zu Amerika sind für uns von großem Wert, die wir uns durch Intellektuelle nicht stören lassen werden, die zu bedeutungslos sind, als daß man sie ernst nehmen könnte.

Größter Wert kommt auch guten Beziehungen zu England bei, das hoffentlich der wirtschaftlichen Verständigung auf dem Kontinent bald beitreten wird. Vorerst wird es allerdings seine schwere wirtschaftliche Krise überwinden müssen. Vorläufig scheint noch keine rechte Möglichkeit für die Beilegung des Kohlenstreikes da zu sein, aber dem staatsmännischen Geschick Baldwins dürfte es doch gelingen, eine Lösung zu finden, die ein tragbares Kompromiß darstellt. Bedeutsam ist der Rücktritt von Asquith, der offenbar den weiteren Zerfall der liberalen Partei nicht mitmachen möchte. Es hat den Anschein, als würde die verhältnismäßig kleine Mittelpartei durch die großen Flügelparteien links und rechts allmählich zerrieben.

Mit großem Interesse werden die Erörterungen auf der britischen Reichskonferenz zu verfolgen sein, da die Ratifikation von Locarno zur Debatte steht. Wir glauben nicht, daß das leichte Knistern, das in dem Gefüge des Weltreichs manchmal hörbar wird, stark zum Ausdruck kommen dürfte. Immerhin wird Sir Austen Chamberlain keinen leichten Stand haben und alle Künste der Regie spielen lassen müssen, um die nicht wegzuleugnenden Gegensätze zwischen Mutter-

Digitized by Google

land und einigen heranwachsenden Sprößlingen nach außen hin zu verbergen.

Dazu kommt, daß Chamberlain wegen seiner Außenpolitik mancherlei Angriffe zu erdulden hat. Man hat ihm verübelt, daß er vor Thoiry von Genf abgereist ist. Nun ja, ändern hätte er an den Dingen doch nichts können. Er ist loyal informiert worden und hat dafür dann seinerseits erzählt, was angeblich in Locarno mit Mussolini verhandelt wurde.

Wir glauben annehmen zu können, daß keine schwerwiegenden Probleme gelöst worden sind. Immerhin ist beachtlich, wie Mussolini hartnäckig bei England Anlehnung sucht. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache zu erwähnen, daß weite Kreise der Türkei in Unruhe sind, weil man von einem griechisch-italienischen Angriffskrieg spricht. Seit Pangalos vertrieben ist, scheint diese Kriegsgefahr nicht mehr akut zu sein. Aber Spannungen bestehen im Mittelmeer weiter, die gefährlich werden könnten, wenn in Griechenland einmal wieder ein anderes Regime hochkommt.

Auch in der Adria sammelt sich Zündstoff an. In Belgrad kämpft man um die Ratifikation der Nettuno-Verträge und sieht mit Besorgnis, wie Mussolini Konzession um Konzession durchsetzt. Die letzte Ministerkrise stand mit diesen Dingen in engem Zusammenhang. Kroatien kann eben nur bis zu einem gewissen Punkt nachgeben, und der scheint bald erreicht zu sein.

Der spanische Freund Italiens dürfte für außenpolitische Unternehmungen vorerst nicht zu haben sein. Das Regime Primo ist in einer ernsten Krise, deren Ende vorläufig noch nicht abzusehen ist. Ob sich der Diktator noch lange wird halten können? Kommt dann etwa ein neues Regime Romanones, so wird der frankophile Kurs Spaniens wohl wieder deutlicher hervortreten, zumal Marokko liquidiert ist.

In unserer nächsten Nachbarschaft wird in letzter Zeit auch viel von Krieg gesprochen. Manche Kreise Polens scheinen in der Tat aggressive Pläne gegen Litauen zu betreiben. Der Abschluß des litauisch-russischen Vertrages dürfte allerdings die allzu eifrigen Bläser der Kriegstrompete etwas abgekühlt haben. Wir müssen die Entwicklung im nahen Osten aufmerksam beobachten, denn wenn es zum Frühjahr geht, könnten sonst peinliche Überraschungen eintreten.

Die Tschechoslowakei hat sich ein neues Ministerium zugelegt, das zwei deutsche Minister enthält. Ob eine solche Entsendung in das Kabinett Svehla notwendig war oder nicht, haben die deutschen Parteien der Tschechei selbst zu entscheiden. Wir stellen hier nur mit aller Deutlichkeit vor der Weltöffentlichkeit fest, daß die tschechische These, ihr Staat sei ein Nationalstaat, eine faustdicke Lüge war. Die Anwesenheit zweier deutscher Minister im Kabinett Svehla beweist, daß die Tschechei ein Nationalitätenstaat ist mit einer gewaltigen deutschen Minderheit, die endlich die volle Kulturautonomie erhalten muß. Sie zu gewähren, ist die Pflicht der tschechischen Regierung, weil die Befriedung Europas diese Maßnahme erfordert.

Im fernen Osten stehen die Dinge unverändert. Der Bürgerkrieg geht in China weiter, ebenso die nationale Emanzipationsbewegung. Die Großmächte werden sich bald entschließen müssen, dem Beispiel Deutschlands zu folgen und auf die Exterritorialitätsverträge zu verzichten. Sie werden sonst noch mehr an Einfluß und Prestige verlieren. Wir freuen uns, daß China Mitglied des Völkerbundrates geworden ist. Wir können weiter mit Befriedigung feststellen, daß der russische Einfluß dort zurückgedämmt worden ist. Rußland scheint jetzt wieder mehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt zu sein, vielleicht wieder mehr nach dem Westen zu schielen. Die sogenannte Unterwerfung der Trotzki-Sinowjew-Opposition scheint nicht so beachtenswert zu sein, wie gewisse Pressekreise glauben machen wollen. Im Grunde sind keine so ernstlichen Differenzen vorhanden gewesen, die zu einer Spaltung der Partei hätten führen können. Das Ganze glich mehr einer Komödie als einer bedeutsamen politischen Aktion.

Martellus.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Minister a. D. Prof. Dr Jakob Bleyer, Budapest. — Prof. Dr Hermann Abert, Berlin. — Grethe Auer-Güterbock, Berlin-Nikolassee. — Prof. Dr Robert Sieger, Graz. — Prof. Schultze-Naumburg, Saaleck bei Bad Kösen. — Prof. Dr Hans Much, Hamburg. — Heinz Kloß, Halle. — Walter Schulz, Berlin. — Archivdirektor Dr Paul Wentzcke, Düsseldorf.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten, Bäder und Kurhäuser

Bad Harzburg. Töchterheim Abel. In meiner in vornehmster Gegend gelegenen Villa finden junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Weiterbildung sorgfältige Erlernung des Haushaltes zwecks selbständiger Führung im Eigenheim. „Lernküche". Eigener Spiel- und Tennisplatz direkt am Walde. Säuglingspflege, Musik, Gymnastik, Sport, Tanz. Prospekt durch
Frau Bürgermeister Abel

Bad Harzburg. Töchterheim VILLA REGINA.
Koch- und Haushaltungsschule. Fortbildung in Wissenschaften. Pflege gesell. Umgangsformen. Näheres, Prospekte. Frau **Elisabeth Teske**
Anmeldungen für Winterhalbjahr schon jetzt erbeten

Bad Harzburg. Haushalt-Pensionat Villa Waldpark
Prakt.-theor Ausb. in allen hsw. Fäch. Wissenschaftl. Wei erb., Handarb., Musik, Sport, Gymn., gesell. F., vorzügli he Verpfleg ung, 3 Monats-Kochkurse, Warmwasserheizung, I. Empf.
B. M. Hupe

Bad Suderode (Ostharz)
Privat-Töchterbildungsheim Haus Burckhardt
Gründliche Ausbildung in Küche und Haus, Schneidern, Weißnähen, Handarbeit, schulwissenschaftliche Fächer (einschließlich Pensionspreis). Auf Wunsch: Sprachen, Musik, Handelsfächer. Rhythmische Gymnastik, Tanz u. Anmutslehre. Erste Lehrkräfte und Referenzen. Pensionspreis monatlich 100, Mk. Prospekt durch die Vorsteherin.

Ballenstedt (Harz) Töchterheim Wilhelmi.
Gründliche Ausb ldung im Haushalt, Nähen und Handarbeiten. Gesellschaftl. Formen, Sport, Theater, Wandern. Eigene modern einger. Villa in staubfr. geschützter Lage in Nähe des Waldes. Kleiner Kreis. Beste Verpflegung
Frau Luise Wilhelmi.

BERLIN Thie's Private Vorbereitungsanstalt
Tagesklassen: Sexta bis Oberprima
Abendkurse für Damen und Herren
Dir. Thie, Joachimsthaler Str. 41, a. Bahnh. Zool. G.

Dresden-A. Töchterheim Timaeus-Büttner
Kulmstr. 2 B d. T Villa in gesund. Lage.
Gewissenhafte Ausbildung in Hauswirtschaft, Handarbeiten, Wissenschaften. Kl. Kreis. Beste Verpflegung. Empfehlungen.

Dresden-A. Vorbereitgs.-Institut Hiß
Marschnerstr. 3 (vormals Pollatz) für alle Schulprüfungen bis Reifeprüfung. Gegr. 1869. Schülerheim

Eisenach, Töchterheim Brons
Haushaltungsschule
Hainweg 22 Weiterbildung in Wissenschaften und Musik. Auskunftsheft durch Marianne Brons

Töchterheim Schirmer
Sextrostr. 7 **Hannover** Sextrostr. 7
Altbewährtes Töchterheim
für gründl., allseit. Ausbildung in Wissenschaft u. Hauswirtschaft

Eisenach. Erstkl. Töchterheim Haus Roseneck.
In mein. vornehm eingericht. Heim biete ich 6—8 jg. Mädchen aus gutem Hause hauswirtsch., wissensch. u. gesellsch. Fortbildung. Sport. Vorzügl. Verpfleg. I. Empf. Prospekt gegen Doppelporto.
Frau A. M. Barthel

Sonnenkinderheim Meura
Station Silzendorf (Thüringer Wald)
Winterkuren für Kinder des gebildeten Mittelstandes vom 1. Nov. bis 30. April.
RM 125,— monatlich.
Dr. med. Alida Janecke. Schwester Norah Janecke.

Halle a. S. Höhere Privatschule Dr. Busse
(vormals Dr. Krause)
Vorbereitung zum Abitur, Primareife, Obersekundareife und Verbandsprüfung, sowie alle Klassen höherer Lehranstalten

Halle a. S.
Dr. Harangs Höhere Lehranstalt
Gegr. 1864. Fernruf 1115
Vorbereitung f. alle Prüfgn. u. Klassen. Vorschule—Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintr. jederz. Schülerheim

Chiavari Riviera
Deutsche Familienpension
auf alt italienischem Gut / Gelegenheit zum Unterricht in Sprachen, Literatur und Musik. Unterweisung im Haushalt.
Prof. Mehlis, Chiavari, Villa Castagnola.

Dresden-A.
Kaitzerstraße 15
Töchterheim Scholtz
für wissenschaftl., hauswirtschaftliche und gesellschaftliche Fortbildg.
Eig. Villa
Inh. Frl. Clara Scholtz

Holzminden an der Weser, Südstraße 5
Haushalt.-Pensionat Haus Berthold gibt Töchtern aus gutem Hause gründliche hauswirtsch. Ausbildung nebst Unterricht in Krankenpflege, Säuglingspflege, Handarbeit, Gartenbau, gesellschaftl. Ausbildung, wissenschaftl. und musikalische Weiterbildung, rhythm. Gymnastik. Staatl. geprüfte Lehrkräfte. Vorzügl. Verpflegng. Prosp. geg. Porto

Digitized by Google

Der Bücherbund

Infolge des starken Zustroms neuer Mitglieder konnte der monatliche Beitrag auf **nur** RM. 1.30 herabgesetzt werden. Das Eintrittsgeld beträgt **nur** RM. 1.—. / Hierfür erhält das Mitglied

entweder

dreimal im Vierteljahr eine illustrierte Monatsschrift und die wertvollen und interessanten Jahresbände, mustergültig hergestellt und in Halbleder gebunden

oder

dieselbe Zeitschrift und außerdem Bücher nach freier Wahl aus dem reichhaltigen Katalog, der fast 300 Bücher aller Gebiete umfaßt, wobei auch einzelne Jahresbände zu RM. 4.50 (Einzelpreis) gewählt werden können. Es ist gestattet, über den Jahresbeitrag hinaus Bücher zu beziehen.

Die Jahresbände

erscheinen im Verein mit befreundeten Verlegern. Soeben erschienen:

Norbert Jacques, „Der Gefangene der Felseninsel" (Verlag der Deutschen Rundschau).

Der Verfasser des „Dr. Marbuse" hat hier einen abenteuerlichen Roman von höchster Lebendigkeit geschaffen.

Ferner werden erscheinen:

November 1926: Erich Müller, „Deutsche Abenteurer in Rußland",
März 1927: Werner von der Schulenburg, „Madame Colibri",
Juni 1927: Heinz Heck (Hagenbeck, Stellingen), „Der Umgang mit Tieren".

Jeder Band ist auf schneeweißem holzfreiem Papier und in geschmackvollem Halblederband mit echter Goldprägung gebunden und kostet im Einzelbezug nur RM. 4.50. Diejenigen Mitglieder, die sich verpflichten, alle vier Jahresbände abzunehmen, erhalten den Einzelband für

nur RM. 3.90.

Endlich eine entscheidende Verbilligung des kulturell wertvollen neuen Buches!
Sie ist im deutschen Buchhandel konkurrenzlos!

Den soeben erschienenen ersten Band verkaufen wir zu Propagandazwecken **auch an Nichtmitglieder.** Bestellen Sie noch heute!

Verlangen Sie die ausführliche Liste des „Bücherbundes".

Lühe & Co. · Buchhandlung · Leipzig C 1 · Breitkopfstr. 9

Postscheckkonto: Leipzig 60597

Digitized by Google

Der Widersinn des polnischen Korridors

von

Dr. Johann Fürst

ethnographisch, geschichtlich und wirtschaftlich dargestellt.

Eine wirksame Waffe gegen die großpolnische Machtpolitik ist jetzt fertiggestellt worden: die langerwartete Antwort auf die gefährliche Schrift „Polens Zugang zum Meere . . . ", die Dr. Slawski im Auftrage der polnischen Propaganda veröffentlichte.

Diese Entgegnung ist sachlich gehalten und widerlegt durch die Zusammenstellung

unanfechtbaren geschichtlichen und statistischen Materials.

Sie behandelt so wichtige allgemeine deutsche Probleme des Ostens, daß Jeder, dem die Korridorfrage am Herzen liegt, und das müßte jeder Deutsche sein — dieses Buch lesen und für Verbreitung dieses wichtigen Rüstzeuges sorgen sollte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Geheftet 5 Mark. Gebunden 6 Mark.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30

Geisbergstraße 43.

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Digitized by Google

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

DEC 29 1926

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

53. Jahrgang Dezember 1926

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Digitized by Google

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes RM. 2,—

Jahresbezug RM. 21,— Vierteljährlich RM. 5,50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 30, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Friedrich Metz. Das Saargebiet 225
Per Hallström. Die Dogge des Registrators. Novelle 239
Karl Brandi. Hrotsvit von Gandersheim 247
Gustav Schnürer. Franz von Assisi 260
Hans Reiser. Ein alter Mann. Erzählung 268
Gertraud Haase-Bessell. Die Grundlagen des Individuums 272
Eduard Edwin Becker. Die Tochter des Freiherrn vom Stein 282
Herbert Martens. Volk ohne Raum 294
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: Ein Fehlschlag 297
Weihnachtsrundschau 301
Berliner Theater 314
Aus dem Berliner Musikleben 317
Politische Rundschau 319
Literarische Notizen 321
Literarische Neuigkeiten 324

Prospekte folgender Firmen sind diesem Hefte beigelegt:

Sammelprospekt: Diederichs, Jena; H. Haessel, Leipzig; C. H. Beck, München.
Bibliographisches Institut, Leipzig.
H. Haessel Verlag, Leipzig.
Ernst Oldenburg, Leipzig.
Carl Winters Universitätsbuchhandl., Heidelberg.

Beilagen und Prospekte empfehlen wir freundlicher Beachtung! Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Digitized by Google

Das Saargebiet*)

Von

Friedrich Metz

Man übertreibt wohl nicht, wenn man behauptet, daß in der Öffentlichkeit, soweit die sich mit den Vorgängen in den vom Reich gelösten Gebieten befaßt, neben Oberschlesien und dem Korridor die Saarfrage am meisten angeschnitten wird. Gerade das Saargebiet ist auch ein Prüfstein der Tätigkeit des Völkerbundes. Damit sollte auch das Wissen um ein Gebiet, das früher im ganzen nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Wirtschaftsinteressenten genauer bekannt war, allgemeiner geworden sein. Aber leider ist das Saargebiet noch nicht so bekannt, daß sich wissenschaftliche Betrachtungen erübrigten und selbst eine knappe kulturgeographische Skizze wertlos wäre.

Wenn man erwägt, daß das Saargebiet noch nicht $^4/_5$ der Fläche des Ländchens Luxemburg ausmacht[1]), so müssen dem Gebiete schon erhebliche Werte innewohnen, daß die öffentliche Meinung und nicht nur Deutschlands immer wieder auf diese Erdstelle gelenkt wird. Keinesfalls ist dies erhöhte öffentliche Interesse die Wirkung einer ständigen Agitation der Saarbevölkerung und des Deutschen Reiches, wie man das gerne darzustellen versucht. Mit einer Volksdichte von nahezu 400 Menschen auf den qkm übertrifft es selbst Sachsen und charakterisiert sich allein dadurch schon als eines der wichtigsten Industriegebiete Mitteleuropas. Ein außerordentlich dichtes Eisenbahnnetz, ein starker Güter- und Personenverkehr vervollständigen dieses Bild. Was aber dem Saargebiet seine besondere Stellung gibt, das sind seine überaus wertvollen Bodenschätze und die Lage nahe der Grenze der deutschen und französischen Sphäre.

Wer die äußere Umgrenzung des Saargebietes ins Auge faßt, wird zunächst den Eindruck eines völlig willkürlich abgegrenzten Gebildes erhalten. Es mag

*) Diesem wissenschaftlichen Vortrag, gehalten auf einer Tagung der Deutschen Mittelstelle für Volks- und Kulturbodenforschung im Herbst dieses Jahres, kommt durch das jüngst abgeschlossene Saarabkommen auch eine ganz besondere politische Bedeutung zu. Wir heben als den wohl wichtigsten Punkt des Abkommens nachdrücklichst hervor, daß in ihm festgelegt ist, daß das Saargebiet ein Teil des deutschen Wirtschaftsgebiets ist und bleiben muß. Eine Feststellung, die eigentlich völlig selbstverständlich ist, wenn auch einige deutsche Industrielle diese Tatsache anscheinend inzwischen gelegentlich vergessen hatten.

1) Saargebiet 1881 qkm mit 713 000 Einw., Luxemburg 2586 qkm mit 265 000 Einw. nach den neuesten Angaben (1925 bzw. 1924).

Digitized by Google

ohnehin als ein unfruchtbares Beginnen erscheinen, das Wesen eines Staates oder staatenähnlichen Gebildes von der Peripherie her ergründen zu wollen. Und doch dürfte eine solche Betrachtung gerade hier mit einen Schlüssel bieten zum Verständnis des Saargebietes.

Frankreich hat in Versailles die anderen Alliierten davon zu überzeugen verstanden, daß zum Schutz und im Interesse der ungestörten Ausnutzung der ihm übereigneten Kohlengruben die Aufrichtung eines politischen Sonderregimes notwendig sei. Die Grenzen sollten soweit gesteckt werden, als die wirtschaftlichen Notwendigkeiten es erforderten. Nicht nur das Zechengebiet, sondern auch die Zone der auf die Saarkohle aufgebauten Industrien und darüber hinaus die Wohnbezirke der Arbeiter müßten in das neue Staatsgebilde einbezogen werden. Damit schon war aber die Grenze des 1. Pariser Friedens, auf die französischerseits immer wieder historische Rechtstitel aufgebaut werden, bei weitem überschritten — wie überhaupt in der deutschen historischen Literatur oft übersehen wird, daß das heutige Saargebiet doppelt so groß ist wie jenes in der kurzen Zeitspanne französischer Besetzung. Im amtlichen französischen mémoire ist das auch verschwiegen, aber bei Tardieu, La Paix, findet sich das Eingeständnis: „la frontière de 1814, si elle nous était reconnue, ne nous donnait qu'une partie, et la moins intéressante, du bassin houillier.'

Eine genauere Untersuchung des Grenzverlaufs des Saargebiets zeigt deutlich, daß man nicht eine möglichst kurze, abgerundete Grenze um dessen Wirtschaftszonen gelegt hat — vielmehr enthüllt die Linienführung der Grenze ganz andere Absichten. Auch die sogen. „Saarpfalz" mit 437 qkm war 1814 außerhalb der Grenzen Frankreichs geblieben. Nun konnte man ja allenfalls für die Einbeziehung von St. Ingbert wie von Homburg und der drei bayerischen Zechen jene wirtschaftlichen Gründe geltend machen, keinesfalls aber für die des stark ländlichen Bliesgaus. Die Wahrheit dürfte vielmehr sein, daß den Franzosen die bayrisch-deutsche Grenze zu nahe an Saarbrücken heranreicht und die Pfalzgrenze dicht an die wichtige Industriebahn des Sulzbachtals herantritt. Mit der Einbeziehung der Saarpfalz aber bekam Frankreich den Eisenbahnknoten von Homburg in die Hand, der die Straßen nach Kaiserslautern beherrscht, und die Kontrolle der Bahn über Zweibrücken. Durch die Abtretung Elsaß-Lothringens hatte Frankreich den wichtigen Verkehrsknoten Saargemünd erhalten, der Besitz der Verbindungsbahn Zweibrücken—Bliskastel—Saargemünd, heute ohne größere wirtschaftliche Bedeutung, erhöht den militärischen Wert von Saargemünd. Nun versteht man auch, warum in den französischen Denkschriften im Zusammenhang mit Saarbrücken stets auch das territorial mit ihm nie verbunden gewesene Landau gefordert wird — die militärische Position an der strategischen Linie über Germersheim und an der Nordflanke des Elsaß. Militärische Gründe ließen auch im Saartal die Grenze vortreiben bis zum Eintritt der Saar in das Schiefergebirge. Damit wurde nicht nur eine vortreffliche natürliche Abriegelung erreicht, man bezog damit auch die Weltfirma Villeroy & Boch in Mettlach in das französische Wirtschafts- und Zollgebiet ein, die sonst auch von ihren Zweigwerken in Wallerfangen, in Wadgassen und Merzig getrennt worden wäre. Das Kapital dieses Unternehmens ist zudem stets überwiegend nichtdeutsch gewesen. Damit soll die loyale Haltung des Herrn von Bach gegenüber der Saarbevölkerung nicht angezweifelt werden. Es bleibt noch

Digitized by Google

die Grenze nördlich von Tholey und St. Wendel zu untersuchen. Sollte es hier wirklich nur Zufall sein, daß man den Anschluß an das oldenburgische Birkenfeld erreichte? Die späteren Ereignisse haben jedenfalls bewiesen, daß solche Staatssplitter besonders geeignete und gefährliche Keimzellen des Separatismus sein können. So enthüllen sich die Grenzen des Saargebiets nicht als aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten geborene, sondern als solche militärischen und politisch-aggressiven Charakters. Auch die Grenzführung sollte Frankreich unterstützen in dem Bestreben, das Saargebiet politisch völlig anzugliedern, ein Versuch, der in Versailles zunächst gescheitert war.

Unsere Aufgabe aber wird es sein, das geographische Wesen und die Lage des neuen Gebildes zu untersuchen, um ein sicheres Urteil über dessen Zugehörigkeit zu gewinnen. Wer die Randzonen des Saargebiets nach ihrer Naturausstattung miteinander in Vergleich setzt, wird nicht unerhebliche landschaftliche Unterschiede beobachten. Das Muschelkalkland der unteren Blies ist etwas anderes, wie die Landschaft des Rotliegenden um Lebach und Tholey. Welcher Gegensatz das Homburger Gebrüch und die Gegend der Saarschleife von Mettlach. Oder hier der Winterberg bei Saarbrücken und dort der Kirkeler Wald. So sind zahlreiche landschaftliche Gegensätze auf engstem Raum vereinigt — aber trifft das nicht für so viele süddeutsche Staatsgebilde zu und sind diese Gegensätze wirklich so scharf. Wer näher zusieht, wird auch der gemeinsamen Züge eine Menge finden. Mögen im Triasland schärfere Talkanten sich herausstellen und steilere Berge wie die blutgetränkten Spicherer Höhen oder der Zeugenberg, der die Siersburg trug, oder erheben sich über die flachwellige Rotliegendlandschaft steilere Berge wie der Spiemont oder der Schaumberg: Insgesamt wird das Bild beherrscht von sanften Wellenlinien. Flache Höhen, breite Täler mit geringem Gefälle, das ist der Gesamtcharakter der saarländischen Landschaften. Wer aber aus dem Saartale auf die lothringische Hochfläche hinaufsteigt, empfindet lebhaft einen Unterschied. Verglichen mit deren Einförmigkeit besitzt das Saargebiet allenthalben ein starkes Relief. Es ist derselbe morphologische Grundzug wie in dem Lande östlich davon, das man überflüssiger Weise, ja geradezu irreführend das „Nordpfälzer Bergland" genannt hat. Das Saargebiet ist im wesentlichen nur die Westhälfte der Landschaft, die sonst nach der Nahe und dem Glan benannt wird. Noch nicht einmal das Auftreten karbonischer Schichten ist nur der Westhälfte eigen — ein kleines Kohlengebiet liegt auch bei Kusel, wo die schönen Kuppeln des Potzbergs und Königsbergs sich erheben. Geologisch erhält das Saargebiet durch die Aufwölbung des Saarbrückener Sattels, dessen Firstlinie von St. Avold nach Neunkirchen zieht, allerdings eine Sonderstellung — aber kaum morphologisch. Die geringe Widerstandsfähigkeit der sandig-tonigen und mergeligen Karbonschichten hat gerade hier ein niederes welliges Hügelland erzeugt. Die Aufwölbung aber läßt auch die flachliegenden Triasschichten in weitem Bogen um das Kohlenbecken herumgreifen, das im Süden übrigens durch eine gewaltige Verwerfung von 4000 m Sprunghöhe abgeschnitten wird. Der Sattel ist auch die Ursache, daß das Buntsandstein- und Waldgebiet des „Gries" so weit nach Lothringen hinein reicht. Die Verwerfung aber ist die Ursache, daß unmittelbar an das Kohlen- und Waldgebiet sich ein zunächst rein landwirtschaftlicher Bezirk anschließt.

Wir haben südlich des Rheinischen Schiefergebirges im Saar-Nahegebiet

Digitized by Google

eine breite Durchgangszone, wo die Höhen bis über 400 m ansteigen, die Täler aber auf 150 m sich senken — und die gleiche Meereshöhe und Lage schafft die Voraussetzungen für ähnliche klimatische und pflanzengeographische Verhältnisse. Die Straßen führen von der Saar an die Nahe und an den Rhein und die Besiedelungsgeschichte wie die Verkehrsgeschichte, aber auch die politischen Zusammenhänge durch die Jahrhunderte sind ein lebendiger Ausdruck dieser Naturgegebenheiten.

Versuchen wir das kulturgeographische Bild und die wirtschaftsgeographische Stellung des Saargebiets schärfer zu fassen, denn davon wird vor allem unser Gesamturteil abhängen. Das Bild der ländlichen Siedlungen ist dasselbe wie in anderen Teilen Südwestdeutschlands, bedingt durch den Gegensatz alter offener Landstriche und später gerodeter Waldflächen. Dabei ist sofort die Feststellung zu machen, daß bis in frühgeschichtliche Zeit hinein nur schmale Kalk- und Lößstreifen an Saar und Blies als Siedlungsflächen in Betracht kommen konnten. Auf dem Halberg bei Saarbrücken steht eine uralte Kultstätte, die Heidenkapelle. Im Bliesgau, am Rande der Wälder finden wir einen keltischen Ringwall und jene sonderbaren Monotithe, den Gollenstein bei Blieskastel und den Spindelstein bei Rentrisch-St. Ingbert — die vielleicht Götterbilder, vielleicht aber auch nur Grenzsteine darstellen.

Die römische Zeit mag da und dort Lichtungen geschlagen haben — vornehmlich im Zug der Römerstraße Trier-Kaiserslautern, die wie die mittelalterlichen Straßen das tiefeingesenkte, vielgewundene untere Saartal umging — und das Land bedeckte sich vornehmlich auf sonnigen Höhen mit Gutshöfen. Insgesamt sind die Spuren der Römerzeit verhältnismäßig gering. Welches besondere Interesse sollten die Römer an diesem Lande haben, dessen Bodenschätze damals wertlos, dessen Fruchtbarkeit und strategische Bedeutung gering waren. Außer der genannten Straße ist keine andere Römerstraße völlig sicher festgestellt. Das Siedlungsbild der Gegenwart stimmt auf keinen Fall mit dem der römischen Zeit überein. Das Saargebiet ist allenthalben ein Gebiet dorfmäßiger Siedelungen unter Bevorzugung der Täler. Die wenig zahlreichen Gutshöfe sind in der Neuzeit entstanden. Es war daher ein vergebliches Bemühen, aus dem Namen Blieskastel auf den römischen Ursprung dieses Ortes schließen zu wollen. So klafft auch in Mettlach wie in Tholey ein unüberbrückbarer zeitlicher Abstand zwischen den römischen Ruinen und der mittelalterlichen Neugründung. Was in einer neueren sonst recht brauchbaren Arbeit als Beweis hierfür vorgebracht wird, läßt wohl gerade die entgegengesetzten Schlüsse zu. Die römischen Villae lagen irgendwo auf den Fluren der heutigen Dörfer, in keinem einzigen Fall sind die Siedlungen der Gegenwart die Fortsetzung solcher der älteren Kulturepoche. Die ländlichen Siedlungen und die städtischen ruhen nicht auf römischen Fundamenten, am allerwenigsten gilt das von den Weilerorten, die im Saargebiet besonders häufig sind. Leider sind auch andere Forscher des Saargebiets in der Weilerfrage vollständig jener falschen Auffassung verfallen. An vordeutsche Bevölkerung erinnern wie am Vogesen- und Schwarzwaldrand ganz spärliche Ortsnamen wie Walschied oder Welschbach. Es erscheint aber sehr gewagt, aus dem fremdartigeren Klang mancher und oft recht junger Orte auf keltische Besiedlung schließen zu wollen. Die Weilerorte aber liegen gerade in den alten Waldgebieten, namentlich im Umkreis von Ottweiler, das selbst erst 1223 erwähnt wird und um Neun-

Digitized by Google

kirchen (1281), dessen junge Entstehung aus dem Namen schon erhellt. Und dann finden wir sie gelegentlich im alten Siedlungsland als Ausbauten der alten Mutterdörfer. Gerade über den zahlreichen römischen Höfen im Umkreis des „Schaumburg"kastells ist später wieder Wald gewachsen, als die militärische Notwendigkeit dieser Besiedlung nicht mehr bestand. Die germanische Landnahme hat sich im ganzen an die überkommene Siedlungsfläche gehalten und so bildeten sich hier die beiden Gaue aus, der Saargau und der Bliesgau. Im Saartal hält Malstatt, die alte Dingstätte, halten die „ingen"-Orte, unter denen Dillingen und Völklingen die bekanntesten sind, die Erinnerung an die germanische Frühzeit fest. Dort sind es die noch zahlreicheren „heim"-Orte, ohne daß wir aber diese den Alemannen, jene den Franken zuweisen könnten. Aber um so deutlicher tritt eine andere Volksgrenze, richtiger Mundartengrenze in die Erscheinung. Von jeher schieden sich auf einer Linie, die bei Völklingen die Saar überschreitet und nach Nordosten gegen Ottweiler — St. Wendel — zieht, moselfränkische und südfränkisch-pfälzische Mundart und Volksart. Man hat in historischen Zuständen — hier vorwiegend trierische, dort pfälzische Territorien — die Ursache dieses Grenzlaufs sehen wollen. Viel näher liegt eine geographische Ursache. Der Warndt, der Köllertaler Forst, der Kirkeler Wald, sagen wir einfacher der Saarkohlenwald setzte der Ausbreitung der Volksgruppen jahrhundertelang, allerdings auch den Bistümern Metz und Trier eine wirksame Schranke. Nördlich davon weisen auch Ortsnamen auf schied und scheidt, auf rath, auf fangen u. a. m. nach anderen Gebieten der Rheinprovinz. In diesen Wäldern, die auch auf armen, sandigen Böden stocken, haben erst die Glashütten des 16., 17. und 18. Jahrh. Breschen gelegt, und so finden wir gerade hier mit die jüngsten Ortsnamen, die fürstliche Namengebung sofort verratend: Friedrichstal und Ludwigstal, Lud(wigs)weiler Carlsbrunn, Klarental, das nahe lothringische Karlingen u. a. m.

Die Rodung der weniger zusammenhängenden Wälder war bereits im Mittelalter erfolgt. Nicht zufällig ist das Saargebiet überreich an Klöstern: Mettlach und Tholey, Neumünster und St. Wendel, St. Arnual und St. Ingbert, Fraulautern und Wadgassen, Mörschweiler und Gräfintal, und dicht an der Grenze der Saarpfalz Hornbach, wo die Gebeine Pirmins, des Stifters der Reichenau ruhen. Von diesen Klöstern mögen einige nur als fürstliche Grablegen gedacht gewesen sein, eine stattliche Reihe kennzeichnet sich aber deutlich als Rodeklöster. Nicht umsonst steht auch St. Wendelin, der Schutzpatron der Herden und Hirten, in besonders hohem Ansehen im nördlichen Saargebiet, dem Gebiet einer einst extensiven Weidewirtschaft, die sich vor allem auch auf die herrschenden Laubwälder erstreckte. Auch die historischen Städte sind mittelalterlichen Ursprungs. Sie aber lediglich als Dörfer aufzufassen, die allmählich städtischen Charakter annahmen, können wir uns nicht entschließen. Im Anschluß an Kirchen und Wallfahrtskapellen, an Burgen und Residenzen haben auch sie sich entwickelt: Ottweiler und St. Wendel, Homburg und Blieskastel, Merzig und wohl auch das deutschlothringische Wallerfangen, dessen Erbe später Saarlouis antrat. Ihre Lage kennzeichnet sie zumeist auch als Marktstädte. Aber ihr Ruhm ist im Sinken, ja bei einzelnen fast verblichen. Was bedeutet heute die einstige Residenz der Fürsten von der Leyen, Blieskastel, mit seinen 1700 Einwohnern noch neben St. Ingbert mit 21 000 Einwohnern. So ist es allenthalben; die industriellen Landgemeinden haben die Führung an sich gerissen: Neunkirchen, Völklingen, Dillingen — ja

Digitized by Google

selbst Orte wie Püttlingen, Dudweiler und Sulzbach. Aus dem Nichts sind volkreiche Orte entstanden und ein ganz neues Bild der Siedlungen nach Lage, Grundriß und Aufriß, und eine ganz andere Verteilung der Bevölkerung. Das war das Ergebnis der modernen Industrieentwicklung. Wo heute die 7000 Einwohner zählende Gemeinde Elversberg sich ausbreitet, da stand 1840 nur ein einsames Torhaus eines ehemaligen fürstlichen Wildparks. Nach einem Bildstock an einsamer Straße nannte sich zunächst ein Hof, nennt sich heute eine volkreiche Bergarbeitergemeinde. Die alten Bauerndörfer, deren Zahl übrigens in vergangenen Jahrhunderten eher ab- als zugenommen hat, suchten alle die wasser- und wiesenreichen Täler. Die modernen Arbeiterkolonien streben im Gegenteil eher nach der Höhe, nach der Sonne und vermeiden die feuchten, oft nebligen Talgründe. Gerade Straßen treten an die Stelle der krummen Gassen in den alten Haufendörfern, der Steinbau gewinnt völlig die Herrschaft und die Bauerndörfer mit Scheunen und Ställen werden immer mehr durch die kleineren Häuser des „Bergmannsbauern" und landlosen Arbeiter in den Hintergrund gedrängt. Immer buntscheckiger wird auch das Bild der Feldfluren durch die Auflösung der alten Bauernwirtschaften und die Entstehung halbbäuerlicher Existenzen.

Aber eine Siedlung hat ihre Stellung in diesem Wandel der Dinge durch die Jahrhunderte unverändert behauptet — Saarbrücken. Die 1909 aus den Gemeinden Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach zusammengeschweiste Stadt hält die Erinnerung an die ältere Zeit in stattlichen Kirchen und Profanbauten namentlich des Barock fest und gehört doch andererseits mit ihren Hochöfen und Maschinenfabriken, mit ihren großen Bahnhofsanlagen und Geschäftsstraßen durchaus der Gegenwart an. Wohl wohnt die Masse der Bevölkerung keineswegs im linksufrigen Saarbrücken und doch war es eine Tat der historischen Gerechtigkeit, die Großstadt nach diesem Siedlungskern zu benennen. Hier überschritt die alte Königsstraße den Fluß. Auf zwei „ponten" wurde der Verkehr bewältigt, bis nach dem erfolglosen Marsch Karls V. gegen Metz 1552 die Fähren durch eine steinerne Brücke ersetzt wurden. So hat Saarbrücken die geschichtliche Rolle der Führerin im Saargebiet und hat sie nicht minder in der modernen Industrielandschaft. Innerhalb Saarbrückens aber betont der Bürger von St. Johann, das auf ein fast ebenso hohes Alter zurückschaut, seinen Eigenwert.

Nicht mehr Pflugschar und Sense, sondern Fördertürme und künstliche Berge, lärmende Hütten und Fabriken sind das Wahrzeichen des Saarlandes, dessen Rauchfahnen weithin den Siegeszug der Industrie verkünden. Im Köllertal, einst die Kornkammer der Grafschaft Nassau-Saarbrücken genannt, reiht sich jetzt eine Industriegemeinde an die andere, und das germanische Gewann- und Haufendorf Püttlingen ist heute eine moderne Arbeitsgemeinde mit nicht weniger als 17 000 Einwohnern. Mag in der Saarpfalz der Anteil der Landwirtschaft an der Zahl der Berufstätigen vielleicht noch $^1/_4$ ausmachen, im ganzen Saargebiet beträgt er kaum noch $^1/_6$. Die Landwirtschaft ist fast allenthalben zum Nebenerwerb herabgesunken und selbst im Bliesgau gibt es nur noch zwei rein landwirtschaftliche Dörfer. Auch für Spezialkulturen ist nur selten hier der gegebene Standort. Am ehesten noch in der Lisdorfer Au, dem saarländischen Gemüsegarten um Saarlouis. Auch für den Weinbau sind die natürlichen Verhältnisse ungünstig. Wohl gilt auch dem Saarwein der Preis der Lieder — aber es wäre vermessen, dabei an die Gewächse des Saargebiets denken zu wollen. Der Saarwein, dessen

Digitized by Google

Namen mit Recht den guten Klang hat, wächst an den Schieferhängen des unteren Saartals, also jenseits der Saargebietsgrenze Das Saargebiet ist ein ausgesprochenes Bierland. Dabei finden wir die Standorte der Biererzeugung einerseits in dem gerstebauenden Land der Blies wie in Walsheim oder noch häufiger an den Plätzen des großen Konsums, in Saarbrücken, St. Ingbert, Homburg usw. im Industrie- und Bergbaugebiet.

Gewerbliche Arbeit reicht im Saarland in die Jahrhunderte zurück. Wo aber in älterer Zeit von Hütten berichtet wird, handelt es sich um Glashütten. Im 16. Jahrh. ist von Lothringen her die Glasindustrie in das heutige Saargebiet eingedrungen, hier wie dort aufgebaut auf den Holzvorräten wenig zugänglicher Wälder. Wo dann in anderen oberrheinischen Gebirgen die Glasindustrie einer rationellen Ausnutzung der Wälder weichen mußte, konnte sie sich hier behaupten dadurch, daß die Glashütten Kohlengruben auftaten. Aber an der Stelle vieler kleiner, in den Wäldern verlorenen Hütten sehen wir heute nur noch ganz wenige große Werke an den Bahnlinien. Der Schwerpunkt der Tafelglaserzeugung liegt dabei durchaus in der Saarpfalz, wo die „Vereinigten Wentzelschen und Popeliusschen Glashütten" im Monat aus einer Wanne 200 000 qm Glas von 2 mm Stärke herstellen können. Für Kristallglas dagegen ist Wadgassen zu nennen. Recht alt ist auch die keramische Industrie mit dem größten europäischen Unternehmen der Mosaikplattenerzeugung, Mettlach. Daneben gibt es eine Reihe anderer Werke und erwähnt sei, daß das berühmte Utzschneidersche Werk im lothringischen Saargemünd geschichtlich eine aus Ottweiler ausgewanderte Industrie darstellt. Glas- und Keramische Industrie beschäftigen heute im Saargebiet gegen 8000 Arbeiter.

Aber es gab auf saarländischem Boden auch seit Jahrhunderten kleine Eisenschmelzen, gebunden an die Holzkohle und geringe Eisenerzfunde im Hügelland. 1735 wird von den Grafen v. d. Leyen die „St. Ingberter Schmelz" gegründet. In „Wahrheit und Dichtung" hat uns Goethe eingehend die Eisengewinnung, die Drahtzüge und Hammerwerke der Neunkirchener Gegend geschildert. Neunkirchen, dessen Aufschwung mit dem Namen des Industrieführers Freiherrn von Stumm unlöslich verknüpft erscheint, ist mit den dazu gehörigen Werken in St. Ingbert und Homburg auch heute noch ein besonders wichtiger Standort der Montanindustrie. Die Verteilung der Hütten ist aber im übrigen eine andere, ihr Schwerpunkt ist ins verkehrsreiche Saartal gerückt, wo die auswärtigen, vorwiegend lothringischen Erze sich mit der Saarkohle treffen. Ihre stattliche Reihe beginnt mit der Halberger Hütte in Brebach und der Burbacher Hütte und geht dann über das Völklinger Hüttenwerk und das Mannesmannröhrenwerk in Bous zur Dillinger Hütte.

Die Eisen- und Stahlerzeugung geschieht teilweise mit Saarkoks, aber die Zufuhr von Ruhrkoks war eine zwingende Notwendigkeit, und auch den französischen Ingenieuren und Chemikern ist trotz aller Anstrengungen die Herstellung eines Koks aus der Saarkohle, der dem Ruhrkoks gleichwertig ist, bisher nicht gelungen. So verstehen wir auch den teilweisen Übergang der Völklinger Hütte zur Elektrostahlerzeugung. In hartem Konkurrenzkampf mit der Ruhrindustrie hat die Saarindustrie dennoch ihre Stellung durch die Erzeugung hochwertiger Produkte behaupten können. Für den nahen süddeutschen Markt kam außerdem noch ein Frachtenvorsprung in Betracht.

Digitized by Google

An die Eisen- und Stahlerzeugung schloß sich eine hochentwickelte Maschinen- und Eisenindustrie an, deren Abnehmer nicht zuletzt das Saargebiet selbst war, die Zechen, die Verkehrsanstalten, die aufstrebenden Gemeinden. Nicht weniger als 35 000 Arbeiter entfallen auf die Schwerindustrie und 11 000 auf die eisenarbeitende Industrie.

Der Hebel aber dieser gewaltigen Entwicklung liegt vornehmlich in den Schätzen der Erde beschlossen. Bereits in einem Weistum des Schöffenstuhls des Klosters Neumünster aus dem Jahr 1429 ist von Kohlengräbern die Rede. Aber bis zur Erklärung des Bergbaus zum landesfürstlichen Regal durch Wilhelm Heinrich von Saarbrücken 1750 war von einem irgendwie leistungsfähigen, geordneten Abbau nicht die Rede. Am Ausgehenden der Flöze wurde von den Bauern ein Raubbau mit den unzulänglichsten Mitteln betrieben solange, bis die Stollen wieder einstürzten. Die nassauische Herrschaft brachte es im Jahre 1790 immerhin auf eine Ausbeute von 33 810 Fuder = etwa 50 000 t. Diese Fördermenge wird auch im Jahre 1814 erreicht (52 000 t). Allein aus dieser Angabe dürfte hervorgehen, daß es nicht Frankreich gewesen ist, das den Grund zu einer rationellen Gewinnung der Saarkohle gelegt hat. Die französische Wissenschaft mag auf die Errichtung der Bergschule in Geislautern hinweisen und die Verdienste ihrer Geologen. Wir brauchen aber deshalb keinesfalls die weit größeren Leistungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt, der preußischen Bergbehörden und vor allem eines Oberberghauptmanns von Dechen unter den Scheffel zu stellen.

Der eigentliche Aufschwung im Saarkohlenbergbau setzt erst um die Mitte des 19. Jahrh. ein. Bis 1850 entstehen erst 7 Tiefbaue, der erste 1823 auf der einst der Abtei Wadgassen gehörigen Grube Hostenbach. Der Eisenbahnbau und die Eröffnung des Saarkohlenkanals treiben die Entwicklung sprunghaft vorwärts. Um die Jahrhundertmitte wird die pfälzische Ludwigsbahn eröffnet — so hieß sie wenigstens amtlich — aber das realistische Pfälzer Volk nannte sie sinnfälliger die „Kohlenbahn." Es entstehen bis zum Kriegsausbruch 30 preußische Zechen, zu 12 Berginspektionen zusammengefaßt, und ihre Förderung betrug 1913 über 13 Mill. t, mehr als das 250fache der Förderung hundert Jahre früher. Mit den lothringischen und bayrischen Zechen betrug die Förderung im gleichen Jahr 18 Mill. t. Daß der Saarkohlenbergbau darnach noch recht unentwickelt war, wie in der französischen Denkschrift zu lesen ist, dürfte eine seltsame Bemerkung sein, oder wollte man damit nur den später unter französischer Herrschaft einsetzenden Raubbau schon im voraus rechtfertigen?

Wohl hätte nach der Ansicht der Industrie der Abbau der Fettkohlen durch den Fiskus stärker in Angriff genommen werden können und es war wohl zu bürokratisch gedacht, wenn die staatlichen Zechen — private gab es nur zwei — auf die Errichtung von Koksöfen fast völlig verzichteten. Aber dafür waren auf anderen Gebieten die Leistungen der Bergbauverwaltung um so mustergültiger. Den gewinnbaren Kohlenvorrat des preußischen Saarbeckens schätzte Fritz Frech auf 3—6 Milliarden bis zu einer Teufe von 1000 m, und auf insgesamt 7 Mill. t bis 1500 m. Die Zahlen in der Enquete „The coal resources of the World" sind zu hoch angesetzt. Nach Maßgabe der Steigerung der Ausbeute bis 1914 wäre die Saarkohle in 300 bis 350 Jahren abgebaut.

Zur Wiedergutmachung und als Ersatz für die angeblich von uns systematisch zerstörten Kohlengruben in Nordfrankreich wurden die Saargruben dem fran-

Digitized by Google

zösischen Staat übereignet. Aber dieser Grund besteht längst nicht mehr zurecht — die nordfranzösischen Gruben haben ihre Friedensförderung nicht nur wieder erreicht, sondern überschritten. Gewaltige Mengen von Saarkohle aber werden mit gutem Gewinn auch Italien und der Schweiz vor allem verkauft.

Um aber Frankreich Reparationskohle zu geben, dazu brauchte man wahrlich nicht $^3/_4$ Millionen Menschen vom deutschen Reiche abzutrennen. Es ist interessant zu beobachten, daß bereits 1814 der Vorschlag gemacht worden war, und zwar von dem Saarbrücker Kaufmann Böcking, dem Führer der deutschen Saardelegation in Paris, man möge Frankreich nach der Rückgabe des Gebiets von Saarbrücken an Deutschland den Kohlenbezug von der Saar in jeder Weise erleichtern. Damals ging ein Teil ($^1/_7$) der Saarkohle nach Frankreich und zwar vornehmlich in die lothringischen Salinen — an denen übrigens Talleyrand persönlich geschäftlich interessiert war. In der 2. Hälfte des 19. Jahrh. wurde die Einstellung der Reichseisenbahn, der elsaß-lothringischen Industrie und der Haushaltungen auf den Bezug von Saarkohle immer stärker. Aber man überschätze auch hier den Anteil nicht. Insgesamt gingen 12,7 v. H. der Saarkohle nach Elsaß-Lothringen. Nach Frankreich gingen nur 8,1 v. H.; 70 v. H. verblieben dem Reichsgebiet, davon im Saargebiet selbst 34 v. H., Süddeutschland außer Elsaß-Lothringen 25,2 v. H.

Aber bei Tardieu findet sich noch ein anderer Grund angegeben, der für die Errichtung des Saarstatuts mit in die Wagschale geworfen wurde. Die Saarkohle sei ein gefährlicher Machtfaktor in der Hand Deutschlands. Lasse man ihm das Saarbecken, so diktiere es die Preise der lothringischen Eisenindustrie, ja könne unter Umständen diese wichtige Rüstungsindustrie lahmlegen. Zunächst wird dabei verschwiegen, daß bereits in dem abgetretenen Lothringen eine Reihe Zechen bestehen mit 4 Mill. t Förderung im Jahr 1913. Aber insgesamt liegt der ganzen Denkweise der wirtschaftsgeographische Irrtum zugrunde, als sei das lothringisch-luxemburgische Eisen mit Hilfe von Saarkoks verhüttet worden. Tatsächlich bestand aber jener kunstvolle großartige Organismus Lothringen-Ruhrgebiet, der zerschlagen wurde. Vom Ruhrgebiet kam Koks, Lothringen erzeugte vielfach Halbzeug, das nach dem Ruhrgebiet ging. Auch dieses Jahr hat die Rombacher Hütte wie die Kneuttinger Hütte mit großen Verlusten abgeschlossen. Das „Comité des Forges" hat recht behalten, wenn es noch auf der Höhe des Weltkriegs davon abgeraten hat, Elsaß-Lothringen französisch zu machen.

Bedeutet schon das Industrieland Elsaß-Lothringen eine schwere Konkurrenz für die innerfranzösischen Industrien, so gilt das in noch viel höherem Maße für das Saargebiet. Frankreich hat nicht die riesige eisen- und stahlverarbeitende Industrie, um außer den Erzeugnissen der deutsch-lothringischen Montanindustrie noch 1,4 Mill. t Thomaseisen und 2 Mill. t Stahl des Saargebiets aufnehmen zu können. Dasselbe gilt von der Glasindustrie, die früher 60 bis 70 v. H. ihrer Erzeugung nach Deutschland und von der keramischen, die 80 bis 90 v. H. dorthin abgesetzt hat.

So lastet ein ungeheurer wirtschaftlicher Druck auf dem Saargebiet. Wohl ist die Krise noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt und verschafft die Inflation dem Gebiet immer noch Aufträge. Wer aber die vielfach geradezu erbärmliche Entlohnung der Arbeiter, Beamten und Angestellten kennt, der sieht nur eine Scheinblüte. Über den wirtschaftlichen Rückgang kann auch der Umstand nicht hinwegtäuschen, daß da und dort an der Zollgrenze einige Fabriken neu entstehen,

Digitized by Google

der Tabak-, Textil- und Lederindustrie, oder stellenweise erheblicher Mangel an Arbeitskräften herrscht.

Voll ist allerdings die Katastrophe bereits über die westpfälzische Nachbarschaft hereingebrochen. Die Eisenindustrie von Zweibrücken, aber auch die von Kaiserslautern — auf Saarkohle und Saareisen aufgebaut — liegen schwer darnieder. Am schwersten heimgesucht aber wurde wohl die Schuhmacherstadt Pirmasens und deren Umgebung. Ein wesentlicher Teil des Absatzes war einst in das lothringische Minettegebiet und das noch nähere Saargebiet gegangen mit ihrem großen Bedarf grober Arbeitsschuhe. Heute sind Zollmauern aufgerichtet und die verschiedene Währung macht ein Geschäft vollends unmöglich. Auch in der preußischen Nachbarschaft des Hunsrück wirkt sich das Elend aus. Die nach mehreren Tausenden zählenden Saargänger des Kreises Wadern, die mit Franken entlohnt werden, aber mit Mark ihren Lebensbedarf bestreiten müssen, fallen völliger Verarmung anheim. Zu den wirtschaftsgeographischen Torheiten an der Grenze gehört auch die Tatsache, daß das Dampfkraftwerk der Pfalzwerke A.-G. in Homburg in die Saarpfalz einbezogen wurde, obwohl es zur Versorgung der Pfalz errichtet worden ist.

So ist es nicht nur die Mißwirtschaft des neuen Regimes, die das Saargebiet wirtschaftlich an den Abgrund bringt, als vielmehr der Umstand, daß man geglaubt hat, organisch gewordene wirtschaftsgeographische Zusammenhänge zerschneiden zu können. Wirtschaftlich kurzsichtige Leute, und deren Zahl ist in Frankreich stets viel größer als in Deutschland, sehen in dem reichen Saargebiet ein Objekt bequemer Ausbeutung, für das man keine Opfer zu bringen, und das überdies als Dank für die Ausbeutung der Bodenschätze die Erzeugnisse der französischen Wirtschaft, der Viehzucht, des Weinbaus auf den Zechen, der Textilindustrie, der Automobilindustrie aufzunehmen habe. Heute wird aber in einsichtigen französischen Kreisen die Tatsache zugegeben, daß das Saargebiet engere und zahlreichere Beziehungen zu Deutschland, insbesondere zu Süddeutschland, unterhalte und unterhalten müsse, als nach Frankreich. Schließen doch allein schon die weiten Entfernungen nach dem Innern Frankreichs, wie die geringe Konsumkraft weiter französischer Gebiete, eine Einstellung der Saarwirtschaft nach Westen aus. Die Erkenntnis aber, daß das Saargebiet wirtschaftlich eine falsche Frontstellung hat, verführt die politischen Machthaber zum Raubbau. Sicherheitspfeiler in den Gruben werden weggenommen und nur noch unter Lebensgefahr ist die Kirche des saarpfälzischen Dorfes Schnappach zu betreten; auch am Bildstocktunnel und anderwärts zeigen sich schwere Bergschäden.

Wenn so die völlige Unklarheit über die wirtschaftsgeographische Lage des Saargebiets wirtschaftlich dem Gebiet zum Verhängnis wurde — nicht geringer sind die Irrtümer und Schäden auf dem politischen Gebiet. Nach den Aufzeichnungen von Tardieu gab man sich in Frankreich tatsächlich des Glaubens hin, im Saargebiet könnte die Aufrichtung der französischen Herrschaft auf Sympathien mindestens eines Teils der Bevölkerung rechnen. Bei Tardieu findet sich eine dieser Behauptungen: „Sur une grande partie de ce territoire, vivait une population de race, de traditions et d'aspirations françaises . . .“ oder „Aujourd'hui encore, il y a, dans le bassin de la Sarre, une forte proportion de bourgeois et de paysans passionnement attachés à la tradition française. Dans la région de Sarrelouis c'est la grosse majorité“ (!)

Digitized by Google

Überschauen wir die Wirkung der westlichen Einflüsse, wie sie in einem solchen Grenzlande nicht ganz fehlen konnten — wenngleich selbst von einem E. Moritz Arndt übersehen wurde, daß das deutsche Sprachgebiet noch weit nach Lothringen hineinreicht und zunächst die französischen Einflüsse auffängt und vom Saargebiet abhält. Im Mittelalter ist gelegentlich der Adel kulturell in das französische Lager gegangen — daher überrascht uns nicht der Name der kurtrierischen Burg Montclair über der Saarschleife von Mettlach, aber die Burg liegt in Trümmern — zerstört durch das stets friedfertige Frankreich. Der Graf von Saarbrücken, der dieser Stadt 1321 das Stadtrecht verliehen hat, war ein Graf von Saarbrücken-Commercy und später sehen wir Grafen und Fürsten von Nassau — wenn auch gezwungen — in französischen Diensten.

Vor allem wird von französischer Seite immer wieder auf die Stadt hingewiesen, die die Lilien der Bourbonen im Wappen trägt. Ohne Zweifel ist Saarlouis eine französische Gründung — sie erfolgte freilich auf geraubtem deutschen Reichsboden. Doch war die Bevölkerung dieser Stadt wirklich französisch? Bruchteile mögen der Abstammung nach Franzosen gewesen sein — obwohl auch die französischen Namen mancher Saarlouiser Bevölkerung vielfach nur französierte Namen sind. Den Franzosen ist diese Stadt besonders teuer als Geburtsstadt des Marschall Ney — dessen Namen wir Deutschen glauben französisch aussprechen zu müssen. Den Grundstock der Bevölkerung gab zwangsläufig das benachbarte rein deutsche Wallerfangen ab. Aber selbst die Garnison trug nur teilweise französischen Charakter. Es ist doch nicht ohne Reiz, in der Geschichte von Saarlouis auf die Nachricht zu stoßen von Streitigkeiten des Regiments Aquitaine mit den Regimentern Nassau und Royal-Allemand, das diese deutschen Fremdregimenter als unzuverlässig bezeichnet. Ein ähnliches Bild wie in Straßburg, wo auch der reichsdeutsche Söldner, der Schweizer „auf der Schanz" stand. Mit dem Abzug der französischen Garnison blieben wohl zunächst manche französische Brocken in der Saarlouiser Mundart übrig, aber die Bevölkerung fand auch innerlich rasch den Anschluß zu Preußen und zum deutschen Reich und das um so leichter, als es nur wirtschaftliche Vorteile eintauschte. Darum waren Hoffnungen auf eine Erklärung für Frankreich hier ebenso aussichtslos, wie sie es in Dillingen wären, dessen berühmtes Walzwerk, wohl das älteste in Deutschland, 1685 für die Zwecke des Festungsbaues von Saarlouis gegründet worden war. Auch wer etwa glaubt in den ehemaligen Lagerdörfern Beaumarais, Picard und Neuforweiler französische Sprache und Denkweise anzutreffen, irrt völlig.

In der französischen Denkschrift findet sich endlich ein Hinweis auf eine lebhafte Auswanderung aus dem Saargebiet, und als Grund wird die Unzufriedenheit mit der preußischen Herrschaft angegeben. In der Tat hat gerade auch das Saargebiet wie der pfälzische Weststrich Scharen von Auswanderern gestellt. In den ehemaligen Ländern der Stefanskrone gibt es zahlreiche Gemeinden, deren Mundart und andere Anhaltspunkte insbesondere Familien- oder Flurnamen hierher weisen. Aber die Mehrzahl dieser Gemeinden ist vor den Befreiungskriegen entstanden. Die französischen Raubkriege haben diese Menschen wurzellos gemacht und das Elend, das die französische Revolution über das linke Rheinufer gebracht hat. Wenn aber wirklich politisch Unzufriedene sich unter diesen Auswanderern befanden, dann waren es jene Lothringer, die die Gemeinden Charleville, Seultour, St.

Digitized by Google

Hubert u.a. im südslawischen Banat gegründet haben. Nicht willig die Herrschaft der Krone Frankreichs mit der des Herzogs von Lothringen zu vertauschen, sind diese Reichsfranzosen aus dem Lande ihrer Väter gegangen und in der Fremde geradezu Bannerträger deutscher Gesinnung geworden. Mit den Auswanderern aus dem Unterelsaß, als es unter französischer Herrschaft stand, ist es nicht anders gegangen. Im Banat wie im Hinterland von Odessa, wo jene Orte Straßburg, Elsaß, Lauterburg, Sulz u. a. liegen, sind sie wie jene Lothringer Vorkämpfer deutscher Art und Sitte.

Es mag anderswo „Mußpreußen" gegeben haben, das Saargebiet hat sich nie anders als preußisch und deutsch gefühlt und wurde so geradezu eine Brücke von Süden zum Norden. Nur in dem lächerlichen, kurzlebigen Gebilde des Fürstentums Lichtenberg kam es 1834 zu jener kleinen Revolution von St. Wendel — und man war glücklich, als man zum größeren Staat kam. „Beaucoup d'habitants s'expatrièrent. Les autres, opprimés par l'administration et la colonisation prussienne, se déclaraient, prussiens par contrainte' (Mußpreußen)."

Wenn aber auch schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh. so viele Menschen aus dem Saargebiet ausgewandert sind, so lag das wie in der benachbarten Pfalz an der immer noch gewaltigen Ausdehnung der Wälder, der Armut des Landes und den früher so geringen Verdienstmöglichkeiten. Goethe nannte dieses waldig-felsige Land geradezu „wüst und traurig." Wo heute ein Schienenstrang neben dem anderen liegt und im Fischbach- und Sulzbachtal eine Siedlung die andere ablöst, da ertönte anderthalb Jahrhunderte früher nur das Hifthorn fürstlicher Parforcejagden die Einsamkeit. 35 Menschen kamen im Durchschnitt auf einen Quadratkilometer vor hundert Jahren — heute mehr als das Zehnfache. Um die Mitte des 19 Jahrh. wohnten erst 100 Menschen auf 1 qkm im heutigen Saargebiet.

Nach einer anderen Seite erscheint der Irrtum über die völkische Zusammensetzung und die nationale Einstellung der Bevölkerung um so verständlicher, als sowohl bei Tardieu wie insbesondere in der eingehenden Schilderung des „Bassin de la Sarre" von P. Vidal de la Blache und L. Gallois immer wieder die Bodenständigkeit der saarländischen Industriebevölkerung betont wird. Damit verträgt sich aber schlecht die Behauptung einer „Überfremdung" durch zugewanderte „Deutsche". Mit dem Aufschwung des Kohlenbergbaus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. wurde in der Tat das frühere Auswanderungsgebiet zum Einwanderungsgebiet — aber einmal hielt sich die Einwanderung in mäßigen Grenzen und dann erfolgte sie aus der nächsten Nachbarschaft, den armen Landstrichen des Hunsrück und der pfälzischen Waldgebiete. Was aber von dort kam, das waren engere Landsleute derselben Art und Sprache — es kamen nur Deutsche zu Deutschen, und alles verschmolz rasch zu einem einheitlichen Ganzen. Auf einen polnischen Namen zu stoßen, gehört zu den größten Seltenheiten. Es ist daher mehr als lächerlich, beim Saargebiet zu sprechen von einer „colonisation systematique d'un pays conquis par la force".

Vor allem wird es immer ein Ruhmestitel der preußischen Bergverwaltung bleiben, daß sie durch eine großzügige Siedlungspolitik den Bergmann bodenständig erhielt und seßhaft machte. So entstand hier ein einzigartiges Industriegebiet, das keinen Proletarier kannte. Gut $^2/_5$ der Bergleute waren Eigentümer und die unverheirateten wohnten vielfach bei den Eltern. Eine solche Bevölkerung

Digitized by Google

gehört der Heimat, in der sie wohnt und dazu kommt ein anderes; wo sonst häßliche Züge mit der Industrielandschaft notwendig verbunden zu sein scheinen, weht hier der frische Odem der Wälder in die Bergaudörfer und der Fall dürfte nur hier vorkommen, daß Zechenorte gleichzeitig Ausflugsziele der Großstädter sind.

Geringer war die Zuwanderung aus dem nahen Deutschlothringen — aber niemals hat es im Saargebiet 150 000 Saarfranzosen gegeben. Ohne diese infame Lüge Clemenceaus gäbe es wohl überhaupt kein Saargebiet. Heute ist auch bekannt, wie diese Fälschung zustande kam. Die „Zukunft", das führende Organ der elsaß-lothringischen Autonomiebewegung, hat die Enthüllung gebracht, daß die Unterschriften aus dem lothringischen Saartale, aus Saarburg, Saargemünd, Saaralben, Saarunion und ähnlichen Orten stammen.

Die Wahrheit ist, daß die Zählung 1910 im Saargebiet 342 Personen französischer Muttersprache ergeben hat gegen 650 000 Deutsche. Die französischen Herrschaftsansprüche haben darnach wirklich keinen Boden in der völkischen Zusammensetzung der Saarbevölkerung. So kommt zu den wirtschaftlichen ein noch größerer politischer Irrtum. Alle Versuche, dem Gebiet einen französischen Stempel aufzudrücken, unter ständig grober Verletzung des Saarstatuts, können heute als gescheitert betrachtet werden. Was gelegentlich an französisches Wesen erinnert, ist äußerer Firnis, der nicht tief eindringt. Nach der Zunahme französischer Mode darf man das Saargebiet nicht beurteilen, da käme manche binnendeutsche Großstadt viel schlechter weg — oder nach der Zunahme der billigen französischen Kraftwagen. Zusammengebrochen ist die französische Kulturpropaganda, vor allem die französischen Schulen. Niemand außer den Behörden flaggt die Fahne des Saarlandes; auf den Zechengebäuden, den Berginspektionen, den Kasernen, die immer noch widerrechtlich mit Truppen belegt sind, weht aber auch diese nicht, hier weht die Trikolore! Die Bevölkerung lehnt das neue Fantasiewappen des Saarstaats ebenso ab, wie dessen Fahne und flaggt in den deutschen Farben. Die Saarländer erkennen wie auch das Reich keine eigene Staatsangehörigkeit, Frankreich aber darf es wagen in den Pässen, die es ausstellt, die Saarländer als Schutzbefohlene Frankreichs — nicht des Völkerbundes zu bezeichnen. Im Saarparlament, dessen einziges Recht darin besteht, angehört zu werden, sitzen nur Vertreter deutscher Parteien. Ähnlich war das Ergebnis bei den Sicherheitsmännerwahlen. Einhellig und für den neutralen Beobachter überwältigend war das Bekenntnis des Saargebietes zum deutschen Reich bei der Jahrtausendfeier des Rheinlandes.

In dem Kampf um die Behauptung der angestammten Art und Sitte kommt dem neuen künstlichen Gebilde zugute, daß es über einen deutschen geistigen Mittelpunkt von nicht geringer Bedeutung verfügt. Die Randgebiete, die einst mehr nach Trier, nach Zweibrücken und Kaiserslautern hinneigten, sie haben nicht gerade einen schlechten Tausch gemacht. Saarbrückens geistiges Leben, seine Presse, sein Vereinsleben, sein Theater sind in vielem vorbildlich und wirken nicht nur bestimmend auf das ganze Saargebiet, sondern weit hinein nach Lothringen und dem Elsaß, wohin die Grenze ja offen steht. Diese, Frankreich so unbequeme Vormachtstellung Saarbrückens sollte gebrochen werden. Saarlouis war zum politischen und kirchlichen Mittelpunkt des Saargebiets auserkoren. Vor einem Jahrhundert, wo Saarbrücken erst 5000 Einwohner zählte, wäre ein solcher Versuch vielleicht geglückt. Eine Großstadt von 120 000 Einwohnern aber läßt sich nicht in den Winkel drücken zugunsten einer kleinen Stadt, und so kam nach Saar-

Digitized by Google

louis nur das Oberlandesgericht. Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Errichtung eines eigenen Oberlandesgerichts keinerlei Rechtsboden hatte, denn im Saargebiet blieb das deutsche Recht, blieben die deutschen Gesetze in Kraft.

So ist wahrlich kein Grund zum Pessimismus oder gar der dumpfen Verzweiflung, in der jenes rührende Lied vom „Arm Saarvögelein" ausklingt, das Friedrich Rückert 1814 gedichtet hatte. Heute herrscht im Saargebiet eine feste und entschlossene Haltung; vergessen wir doch auch nicht, daß das Saargebiet ein reines Gebiet der Männerarbeit ist, die Frauen nicht in der Fabrik stehen, sondern ganz der Familie und dem Haus gehören. Eine soziale Frage von der Schärfe, wie sie so manches andere Industriegebiet aufweist, kennt daher das Saargebiet auch nach dieser Seite nicht.

Aber es wäre doch sehr unklug, wollten wir die Machtmittel unterschätzen, über die Frankreich verfügt. Frankreich ist Herr der Bodenschätze und Arbeitgeber von 77 000 Bergleuten. Ihm gehören die großen Kraftzentralen Luisental und Heinitz. Nachdem Frankreich auch sämtliche Industrieunternehmungen — indem es sie durch Kohlensperrung dazu gezwungen hat, französisches, elsaß-lothringisches, luxemburgisch-belgisches Kapital aufzunehmen, müssen fast alle Industriearbeiter, Beamten und Angestellten mehr oder minder als in französischen Diensten bezeichnet werden. Nur zwei Werke hatten sich dieser Umklammerung zu entziehen gewußt, das Werk von Röchlings in Völklingen und die Wentzel-Vopeliursschen Glashütten in St. Ingbert. Vor einigen Monaten kam nun aber die erfreuliche Nachricht, daß es dem größten Unternehmen der saarländischen Montanindustrie, der Neunkirchener Eisenwerks-A.-G., gelungen ist, die französische Aktienmehrheit wieder zu beseitigen.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Auswirkung einer gewaltigen französischen Einwanderung. Wenn heute 100 000 Menschen mehr im Saargebiet wohnen wie 1910, so gibt das zu denken. Vom Reich her konnten diese bei der künstlichen Abschließung der Grenzen nicht einwandern.

Doch über das Schicksal sollen 1935 nur diejenigen entscheiden, die 1919 im Lande gewohnt haben. Auch dabei mahnen die Vorgänge in Oberschlesien zur Vorsicht. Freilich darf eines auch nicht verkannt werden. Die Weltlage hat sich zugunsten einer deutschen Lösung der Saarfrage verändert oder scheint sich zu ändern. Auch dürfte Frankreich mit einem Elsaß-Lothringen genug haben — sein Stern leuchtet auch dort nicht mehr so hell wie 1918/19. Das Saargebiet sollte nach französischen Absichten dazu beitragen, wirtschaftlich und politisch den Besitz Elsaß-Lothringens zu sichern. Es wird heute in der französischen Öffentlichkeit geradezu schon als eine Gefahr für den Besitz Elsaß-Lothringens bezeichnet.

Das Saargebiet ist in vielem das verkleinerte Abbild Oberschlesiens. Auch den Saarländern hat das Geschick einen kostbaren Hort schwarzer Diamanten in den Schoß der Erde versenkt; — es ist das Glück und Unglück des Landes geworden, weil es nahe der Grenze des deutschen Volksbodens liegt. Die geographische Lage bedingt auch, daß Saarbrücken der wichtigste Verkehrsknoten des linksrheinischen Südwestdeutschlands wurde, dessen Besitz den Franzosen besonders wertvoll erscheint. Auch das Saargebiet enthüllt sich so als eine jener „Marches de l'Est", die Frankreich im Laufe der Jahrhunderte aufgerichtet hat von Artois und Seeflandern, von Belgien und Luxemburg — über Lothringen und Elsaß bis zur Freigrafschaft und nach Savoyen.

Digitized by Google

Unsere Historiker haben die Besitzansprüche Frankreichs am Saargebiet mit einem vernichtenden Material zurückgewiesen. Die geographische Betrachtung führt zu keinem anderen Ergebnis. Das Saargebiet ist nicht nur landschaftlich und wirtschaftlich ein Stück Südwestdeutschlands, es ist das auch nach der sozialen und konfessionellen Schichtung seiner Bevölkerung und seiner Lebensart. Man sollte meinen, daß auf die Dauer im Zeitalter des Selbstbestimmungsrechts der Völker $^3/_4$ Millionen Menschen nicht einfach als ein Zubehör zu Kohlengruben und Eisenhütten betrachtet werden können — man sollte auch glauben, daß die Stimme der Wissenschaft doch einmal Gehör finden müsse, die die Zugehörigkeit des Saargebietes eindeutig festlegt.

Die Dogge des Registrators [1]

Von

Per Hallström

Wenn der Registrator Philipp Odelgren langsam die Treppe zu seinem Büro hinaufschritt, verkörperte er vom Scheitel bis zur Sohle ein hohes, zylindrisches Ideal. Es schien von dem spiegelnden Zylinderhut auszugehen, es erstreckte sich über den breiten, spiegelnden, bis tief hinunter gescheitelten Nacken; es spannte jede Naht des zylindrischen Rockes, es teilte sich symmetrisch in die Beinkleider, die rund und fest waren wie Dachrinnen, und es wanderte sogar in dem dicken zylindrischen Stock an seiner Seite.

Dieses mehr allgemeine Gepräge hatte bei ihm eine besondere Nuance, die in der Miene und verschiedenen anderen unbestimmbaren kleinen Zügen Ausdruck gefunden hatte. Er sah aus wie jemand, der eigentlich nur der Form wegen die anspruchslosen Grade in einem Amt passiert, aber durch Geburt und Verbindungen zu den Spitzen gehört und heute oder morgen seinen richtigen Platz einnehmen und sich erst dann wirklich heimisch fühlen wird. Auch etwas von der hohen Lebensanschauung des Freimaurers lag in seinem, in seiner Art ganz harmonischen Äußeren. Dies wurde nicht im Mindesten durch die Tatsache beeinträchtigt, daß er, weit über vierzig, und zwar erst ganz kürzlich zu der bescheidenen Stelle eines Registrators gekommen war. Er hatte auch andere, allerdings kleinere Nebeneinkünfte und stand sich nicht schlecht, wenn es ihn auch ein wenig wurmte, daß es nicht noch besser war.

Da es gewöhnlich spät wurde, bis er von zu Hause fortkam, pflegte er eine Droschke zu nehmen und saß da genau in der Mitte des Rücksitzes, tadellos aufrecht, und starrte gerade vor sich hin, als hätte er gegenüber einen Spiegel. In gewisser Weise hatte er das auch, denn da saß sein Hund, eine mittelgroße Dogge von dem in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts modernen Typus,

1) Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Digitized by Google

mit breitem Gesicht, Säcken in den Backen und hervorstehenden braunen Augen. Das Tier hätte dem Herrn noch ähnlicher gesehen, wenn nicht die Schwingung der Oberlippe ein etwas verlegenes Lächeln angedeutet hätte, und vor allem, wenn nicht die offenkundige Anspruchslosigkeit und Gutmütigkeit des Hundes durch das Phlegma hindurchgeleuchtet hätte. Aber an Würde fehlte es ihm nicht, und wenn er abgesprungen war und, seinem Herrn dicht auf den Fersen, die Treppe hinaufstieg, so machte das gleichsam den Eindruck einer Prozession, und der Begegnende wich achtungsvoll vor seinem stämmigen, festen Körper aus, dessen muskulöse Geschmeidigkeit sich wie Krümmungen des Schattens des Voranschreitenden ausnahm.

Der Registrator war stolz auf die vornehme Rasse des Tieres, aber er war ihm vermutlich auch mit wärmeren Gefühlen zugetan, denn er hatte niemanden, der ihm näher stand, und die beiden hatten alles gemeinsam, wenn auch mit der geziemenden Verschiedenheit in der Verteilung: der „Smörgåsbord" gehörte dem Herrn allein, der ihn stehend im Gedränge aß, die Ellbogen gespreizt, die Augen nach dem Schnaps etwas hervorquellend, aber dabei zu einem gekränkten und zurechtweisenden Ausdruck gegen den konzentriert, der derselben Schüssel zustrebte wie er. Ihm gehörte auch allein die Suppe, falls sie nicht aus Ochsenschwanz gekocht war, und gewöhnlich das Fleisch, insoferne keine Knochen dabei waren. Nelson — so hieß der Hund — fand dies ganz in Ordnung und wartete schräg hinter dem Stuhl mit vollendetem Takt, bis das Abgesparte, wenn etwas da war, ihm hinuntergereicht wurde, als Vorbereitung für seine eigene Portion aus der Souterrainküche, oder bis diese allein kam, nach längerer, aber stumm ertragener Spannung. Er fraß rasch, aber nicht gierig, und er hatte zuviel Selbstbeherrschung, um in jene wehmütige Grübelei über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge oder gar in den philosophischen Zweifel zu verfallen, ob etwas anderes als Illusionen auf dem Teller gewesen war, der in den Gesichtern der Hunde, wenn sie fertig gefressen haben, so deutlich geschrieben steht. Vielmehr wandte er nur einen langsamen Blick nach oben, um zu sehen, ob noch etwas zu erwarten war, aber dies geschah nur der Form halber, denn er wußte, daß der Nachtisch nie etwas enthielt, was als Knochen angesehen werden konnte.

Dann lag er ebenso still da, wie er vorher gesessen hatte, während der Registrator seine Meinung über die Mahlzeit überdachte, und begleitete ihn dann zu Kaffee und Punsch mit einem dankbaren Wedeln seines schlangenartigen Schweifes in der Türe. Wie lange es sich dann auch hinauszog, eine wie lustige oder langweilige Gesellschaft man dort traf, und wie auch die Musik an seinen Nerven zerren mochte, er war immer gleich unveränderlich korrekt und schien vollkommen davon überzeugt, daß der Herr sein Leben so verbringen mußte und es nicht Sache des Hundes war, zu kritisieren. Er hatte eine strenge Erziehung erhalten, bevor der Registrator ihn zu sich nahm — diese Forderung stellte er an Hunde — und alle übermütige Lebensfreude war seiner Natur sorgsam ausgetrieben worden, um so besser befriedigte er nun seinen Herrn durch stramme Disziplin und eine gewisse, breite, sichere Männlichkeit. Der Registrator fühlte sich nämlich dazu geboren, zu befehlen, und war nicht ohne spartanische Veranlagung in der Lebensanschauung, wenn auch nicht gerade in der Lebensführung.

Ebenso exemplarisch war der Hund als Beamter; er kam und ging mit dem Glockenschlag, machte keine Scherereien und kannte vollkommen seinen Platz.

Digitized by Google

Dieser war lange Zeit in der inneren Ecke der Registratur, neben dem Kachelofen. Vor sich sah er dann seinen Herrn, in eingelaufenen Akten kritzelnd, lakonische dienstliche Worte mit den Leuten wechseln, die kamen und gingen, und weniger stramme in den kleinen Gesprächen über die Ereignisse des Tages, die sich entspinnen konnten. Redete man von Vergnügungen, vor allem im Freimaurerorden, dann konnte der Tonfall so vergnügt sein, daß Nelsons harter Schwanz den Takt dazu auf dem Boden schlug; sprach man von Vorgesetzten, dann kam es vor, daß seine gestutzten Ohren sich, so gut es ging, spitzten und ein ganz leichtes Knurren der Sympathie die etwaigen Zornesausbrüche begleitete. In den Zwischenzeiten war der Herr für ihn nur ein Schattenbild gegen das Licht; und ohne den Geruchssinn hätte er keine volle Gewißheit seiner Identität gehabt. Aber es war traulich und schön, ihn da zu haben, eine Macht, der man gehorchen, einen kleinen Gott, den man lieben konnte; und das Tier liebkoste ihn mit seinem kurzsichtigen Blick, bis er sich zum Schlummer verschleierte. Sehr oft schliefen sie alle beide, denn durch das Wohlleben und das späte Aufbleiben hatte der Registrator eine Art narkotischer Anfälle bekommen, die ihn überwältigten, sowie die Außenwelt ihren Griff lockerte. Dann schnarchten beide in demselben behaglich schnurrenden Ton, bis eine Hand auf der Klinke sie weckte, zuerst den Hund, unmittelbar zu klaren Empfindungen, dann den Herrn zu einem Nebel unterbrochener Träume.

Manchmal war es die Wachtparade, die sie mit ihrem fröhlichen Schmettern aus dem Schlaf riß; aber gewöhnlich fiel diese mit der Frühstückspause zusammen; in der sie beide die Atzung verzehrten, die man ihnen aus dem benachbarten Kaffeehaus geholt hatte. War dann der Sekretär drinnen und leistete ihnen unter militärisch klingenden Gesprächen bei der Mahlzeit Gesellschaft — er war einmal ein eifriger Scharfschütze gewesen und hatte einen hohen Freimaurerrang inne — dann kam es vor, daß Nelson etwas ihm ganz Unbegreifliches miterlebte. Bei dem ersten Ton der Musik sprang nämlich der alte Mann auf und stand in strammer Habtachtstellung, während er sein Butterbrot mit Schinken oder Käse weiter aß, und er setzte sich nicht früher, als bis die Musik verstummte. „Wozu zum Teufel machst du das?" hatte der Registrator gefragt, als es ihm aufdämmerte, daß zwischen diesen Vorgängen ein Zusammenhang bestand. „Ich halte es für passend, daß man seinen König ehrt", antwortete der Sekretär kurz. „Ihm gilt die Parade." Der Registrator verstand wenig von dieser chevalerésken Art und blieb kauend sitzen; Nelson verstand gar nichts, aber die abrupte Bewegung flößte ihm lange Zeit die Hoffnung ein, daß er das Butterbrot bekommen würde.

Sonst ereignete sich eigentlich nichts Besonderes. Ungefähr dieselben Personen kamen, suchten in der Registratur nach Daten oder Konzepten und verschwanden wieder. Nach jedem Sitzungstage erschien ein Mann in Frack und weißer Krawatte, beide gleich alt, und erkundigte sich, ob Ernennungen stattgefunden hatten oder wichtigere Beschlüsse gefaßt worden waren — er lebte von legalen Notizen für die Presse, und durch seinen Anzug dokumentierte er seine Achtung für das Staatsamt. Der Registrator fertigte ihn kurz ab, denn trotz des Fracks war er Journalist; in seiner Eleganz lag auch mehr Wille als Können. Nelson erkannte ihn an einem ungewohnten Papiergeruch und nahm sich nicht einmal die Mühe, die Augen recht aufzumachen.

Daß dieses bürokratische Idyll schließlich aufhörte, war nur zum geringsten Teil die Schuld des Hundes. Es beruhte vielmehr auf verschiedenen Umständen.

Digitized by Google

Die Schlafsucht des Registrators nahm mit den Jahren zu. Es konnte passieren, daß er einnickte, wenn Leute im Zimmer waren, ja sogar mitten in einem Gespräch, wenn dieses von nicht sehr befeuernder Natur war — was leicht der Fall sein konnte. Man glaubte zuerst, es seien Nelsons vernehmliche Atemzüge, die den Gedankenaustausch ablösten, aber wenn man sich umdrehte, war es der weitaufgerissene Mund des Herrn, der dem erstaunten Blick begegnete. Wenn so etwas nun jüngeren Kollegen vorkam, fanden sie es lustig und wollten noch mehr Vergnügen daraus ziehen. Sie schlichen sich sachte zur Türe, öffneten sie lautlos und schlossen sie mit einem Knall, der von dem Gehör des Erwachenden phantastisch vergrößert wurde und in ihm eine förmliche Panik hervorrief, auch von draußen durch unartikulierte Schreie vernehmbar, gefolgt von wütenden Flüchen, wenn der Schrecken sich in Nichts auflöste. Oder sie eilten auch zum Telephonapparat, verlangten seine Nummer und schrillten ihm die längsten, herzlosesten Signale ins Ohr. Sie warteten auf Antwort, bis er mit der Energie der Verzweiflung seine fünf Sinne zusammengerafft hatte; aber gaben keinen Laut der Erklärung von sich, ihn solchermaßen in der Vorstellung belassend, daß einer der Oberbonzen lange vergebens angeklingelt und voll Empörung den Versuch aufgegeben hatte.

Er war dann noch derjenige, der unangenehme Konsequenzen fürchtete, und sich nicht traute, irgend etwas zu tun, um dem Mysterium auf den Grund zu kommen. Der Registrator litt unsäglich unter all dem, aber je nervöser und matter er wurde, desto wehrloser war er gegen seine Schwäche. Nelson litt auch. Und für seine eigene Person hätte er es ohne Groll getragen, aber er ahnte instinktiv das falsche Spiel gegen seinen Herrn und zeigte den Betreffenden seinen Verdacht durch grimmige Töne und Mienen. Auf diese Weise geriet er allmählich in ein kühles Verhältnis zu seiner Umwelt.

Aber was den Ausschlag gab, war etwas ganz anderes und für das Tier noch Ehrenvolleres.

Der älteste Bürochef hielt ein unfehlbares Gedächtnis für eine der vornehmsten Zierden des Beamten und wollte gerne vor seinen Untergebenen damit glänzen. Es war ihm ein Hochgenuß, sie nach alten Akten oder Konzepten mit folgender Instruktion in die Registratur zu entsenden: „Der Herr Amanuensis wird das im 3. Band des Jahres 1873, 1. Hälfte August finden, glaube ich, aber leider bin ich ja jetzt nicht mehr so sicher. Es könnte auch Mitte August sein. Entschuldigen sie in diesem Falle die Mühe." Wenn der Amanuensis dann den Band hervornahm, öffnete er sich fast von selber bei der gesuchten Stelle, und wenn so etwas einige Male chassiert war, lag es nahe, bewundernd auszurufen: „Ganz wie Herr Bürochef sagten! 18. August 1873! Wie kann man nur ein so fabelhaftes Gedächtnis haben!" Der Registrator, der zu seinem Mißvergnügen aus seinem Schlummer gerissen worden war, bekam eine solche Vortrefflichkeit satt und enthüllte zynisch das Geheimnis: „Verdammter Humbug, die ganze Geschichte! Gerade vorhin hat er sich hier etwas zu tun gemacht und das Datum insgeheim nachgeschlagen, während er sich den Anschein gab, nach etwas anderem zu suchen! Ich kenne ihn, ich!" Schließlich konnte er sich, wenn der Bürochef seine Forschungen betrieb, so wenig beherrschen, daß der Hund Unrat witterte und mit seinem grundehrlichen Blick jeder Bewegung, die der Bürochef machte, folgte, bis dieser sich nicht mehr traute, ihm in die Augen zu sehen und sich bei seinem unschuldigen kleinen Streich wie ein Einbrecher vorkam. Schließlich wollte er sich das nicht länger

Digitized by Google

gefallen lassen, sondern deutete scharf an, daß Hunde eigentlich nicht in Amtslokale gehörten. Dies war unleugbar wahr. Und mit Gram im Herzen mußte sich der Herr in eine Veränderung fügen: Nelson, der seine Gefühle ganz für sich behielt, mußte es ebenfalls. So ereilte ihn der bisher schwerste Kummer seines Lebens, nicht durch seine Fehler — wenn er wie andere solche hatte — sondern durch seine größte Tugend, sein grundehrliches Wesen; und ob er es nun ahnte oder nicht, so war es ein unerklärliches, aber offenbares Gesetz des Lebens, dem er hierbei unterworfen war. Er mußte jetzt draußen in dem großen Vorzimmer sitzen, zwischen dem Kachelofen und einer Holzkiste, in Gesellschaft der Amtsdiener.

Er trug seine Degradation mit Geduld und Würde — und benahm sich musterhaft, obgleich der Posten etwas unruhig war. So gut wie in einemfort läuteten Glockensignale: die Amtsdiener leisteten ihnen willig oder unwillig Folge, je nachdem wen sie repräsentierten, und eilten oder schlenderten hinaus; Bettler kamen und winselten und standen vor dem Ofen, während sie sich überzeugen ließen, daß sie keinesfalls weitergelassen würden; Verkäufer brachten Schlüsselringe, Lampenschirme und Vexierspiele für solche, die Freude an einem lustigen Zeitvertreib hatten — oder Ölgemälde für jene, die kalten, giftgrünen Rasen, zinnfarbene Buchten und schiefergraue Wolken liebten. Siegellack roch brenzlich, und Petschafte schlugen beständig auf. Das Ganze war ungemütlich, und der Hund wurde noch ernsthafter als früher. Außer wenn er sein Frühstücksbrot bekam, lebte er nur auf, wenn der Herr mit untrüglicher Pünktlichkeit sein Amtszimmer verließ und ihn hinter sich herzog wie im Kielwasser eines großen stolzen Fahrzeuges. Er hatte instinktiv begriffen, daß er sich sein Paradies durch irgendeine Unvorsichtigkeit verscherzt hatte; und er hütete sich so ängstlich vor einer Wiederholung, daß seine Steifheit ihn dem Hohn preisgab. Einer der scherzhaften Kollegen verfiel darauf, ihn das Nelson-Monument zu nennen, und allmählich wurde durch verschiedene Ideenverbindungen Rule Britannia daraus und schließlich Rollmops. Tiefer konnte man nicht erniedrigt werden, und er hatte auch nur eisige Verachtung auf solche Anreden.

Auch Übermut, der nicht ihm galt, belustigte ihn nur wenig, und die grotesken Einfälle, die oft dabei zutage traten, waren seinem korrekten und etwas konservativen Wesen zuwider. So kam es schließlich dazu, daß er sich auch auf seinem neuen Platz in verhängnisvoller Weise verging. Es richtete sich gegen den Kanzleidirektor, einen stattlichen, beleibten Mann mit einer Eigentümlichkeit in den Beinen oder Füßen, die zur Folge hatte, daß er anscheinend „auf Eiern ging", wie der vulgäre Ausdruck lautet; seine Art, sich mit weit ausgespreizten Armen und weitaufgerissenen Augen watschelnd vorwärts zu bewegen, hatte den gesetzten Hund wahrscheinlich schon immer peinlich berührt. Als dieser Herr es sich nun einfallen ließ, vor einer Kollegengruppe eine damals gerade neue Varieténummer, einen „Tarara-boom-de-ay"-Tanz zu produzieren, mit übermütigen Tritten nach einer unsichtbaren Schleppe, war dies für einen älteren aus dem Schlummer gerissenen Hund doch zuviel. Nelson stürzte heran wie ein wildes Tier und bellte so laut, daß der Kanzleidirektor das Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel. Er erlitt eigentlich keinen körperlichen Schaden, aber die Überraschung, der Schrecken und die Erschütterung spielten ihm doch so übel mit, daß er nach Hause fahren und einen Tag zu Bett liegen mußte — „auf Eiern liegen", wie sofort herzlos gescherzt wurde.

Digitized by Google

Auch Nelson mußte gleichzeitig verschwinden, und zwar für immer; er wurde von nun an für den ganzen Vormittag in der Privatwohnung eines Amtsdieners abgegeben. Er hatte es dort ruhig und schön und wurde in seiner stillen Weise gut Freund mit den Kindern; aber eine Demütigung war es auf jeden Fall, und etwas von jener Wehmut, die der Lebensanschauung der Pensionisten aufgeprägt zu sein pflegt, war nunmehr in allem, was er vornahm, zu spüren. Vielleicht war es dies, was einige Jahre später den Anstoß zu seinem merkwürdigsten Erlebnis gab.

Es war bei einem Frühlingsfest in einem Landgasthaus, an dem der Registrator ganz gegen seine Gewohnheit in einem Kreise von meistenteils jüngeren Kollegen teilnahm. Er fühlte sich eigentlich mit diesen nicht wohl, denn er ahnte bei ihnen Mangel an Respekt, verdächtigte sie der Streiche gegen seine Schlafsucht und hatte gar manches gegen ihr stilloses und wenig standesgemäßes Betragen im allgemeinen einzuwenden. Aber da er nun einmal da war, um sich zu amüsieren, nahm er eine so wichtige Sache nicht leicht, sondern beschloß, liebenswürdig zu sein und die Veranstaltung zu protegieren. Er erzählte mehrere für ihn teure Erinnerungen an ähnliche Feste in sehr guten und bekannten Kreisen, auch wie köstlich er sich damals über witzige Einfälle unterhalten hatte, an die sich zu erinnern er sich vergebens bemühte. Er rühmte die Mahlzeit im Verhältnis zum Preis und tischte dabei Erinnerungen an herrliche Weine auf, die ebenfalls billig gewesen waren, dank den weltumspannenden Verbindungen des Freimaurerordens. Beim Punsch trank er sogar freigebig Brüderschaften, mit einer gewissen berufsmäßigen Wärme, die jedoch schon beim Handschlag ermattete und sofort verdunstete, wenn man die Vertraulichkeit zu eifrig aufnahm. Kurz gesagt, obgleich er tat, was er konnte, um zur Heiterkeit beizutragen, war es ihm um alles in der Welt nicht möglich, zu vergessen, wer er war und wo er wurzelte; und wenn er es auch selber nicht merkte, wurde es recht kühl um ihn. Nach seiner Gewohnheit wurde er des Abends nur immer wacker und wacker und nahm immer mehr und mehr Raum ein, ohne etwas bieten zu können.

„Der verpatzt das Ganze", begann man zu flüstern. „Man muß ihm etwas zu denken geben, damit er die Hörner einzieht. Wenn jemand auf ihn als den verehrten Ältesten eine Rede halten würde!" Aber er war nicht der Älteste in der Gesellschaft, und das Gebiet war darum gefährlich, denn ein anderer hätte sich verletzt fühlen können. „Gibt es denn keinen Weg, ihm indirekt beizukommen? Doch gewiß, draußen im Vorzimmer sitzt sein Hund, der muß herein und auftreten!"

Es war nicht so leicht, die Erlaubnis des Herrn zu erlangen, und ohne diesen war nichts auszurichten, denn Nelson war zu pflichttreu, um seinen Posten beim Überrock zu verlassen. Nur indem man geltend machte, wie selten man jetzt den Hund zu sehen bekam, und wie gemütlich es jetzt mit ihm sein würde, gelang es den Ränkespinnern, ihn in die Gesellschaft einzuführen. Er wurde verlockt, auf einen Sessel neben den Registrator zu hüpfen und saß da aufrecht und regungslos und blickte über den Tisch hin. Schon so gab er Anlaß zu lauter Heiterkeit, an der es ihm nicht einfiel teilzunehmen. Man war also vortrefflich vorbereitet, die Rede zu genießen, als sie kam.

Sie wurde von einem Vizesekretär gehalten, der ziemlich frisch aus Upsala gekommen war und noch vollkommen die abgezirkelte und umständliche, halb biblische, halb römische Rethorik beherrschte, die man damals dort als unwider-

Digitized by Google

stehlich humoristisch betrachtete. Es begann mit einer überaus hochgestimmten Apostrophe an den Frühling und senkte sich unmittelbar mit einem desto wirkungsvolleren Flüstern ehrfürchtiger Vertraulichkeit zu dem eigentlichen Gegenstand der Huldigung herab, dem hochgeschätzten Repräsentanten einer älteren, reiferen Zeit, einer höheren, vornehmeren Bildung, den, in ihrer Mitte zu sehen, sie das seltene Vergnügen hätten.

Der Registrator bekam ein bißchen Angst, daß er gezwungen sein würde, auf diesen, allerdings sehr schmeichelhaften Erguß etwas zu erwidern; und mit herzlicher Erleichterung stimmte er in das Gelächter ein, als endlich und schließlich nach langen Irrwegen die Huldigung sich nicht an ihn richtete, sondern an seinen Hund, „so sich Nelson benamset und mit nimmer wankender Würde seinen stolzen Namen trägt." Das tat der Hund auch jetzt, obgleich es ihm, als er sich nennen hörte, einen Ruck gab; er ließ seinen treuen Blick nur erstaunt herumgehen und wunderte sich, was man von ihm wollte. So blieb er sitzen, während alle bemerkenswerteren Episoden aus seiner Beamtenlaufbahn vorbeipassierten und zu seinem Lob ausgelegt wurden, namentlich die, wo er gegen übertrieben gutes Gedächtnis im Dienst und zu weit getriebenen Eifer protestiert hatte; ferner wie er sich gegen unpassende Nachlässigkeit in der Haltung zur Wehr gesetzt und die strengeren Ideale verteidigt hatte, die eine höhere Selbsteinschätzung den Inhabern von Vertrauensposten auferlegt. Vielleicht hatte er dabei einem gewissen Mangel an Humor gezeigt. Aber man kann nicht alles von allen verlangen, und wer selbst stets so erfolgreich die Freude des Humors in anderen zu erwecken vermochte, der hat den Besten seiner Zeit genug getan, und wenn er auch sein ganzes Leben lang nichts anderes getan haben sollte.

Diese etwas zu deutliche, tückische Anspielung erweckte beinahe ein wenig Unruhe in den Reihen der älteren Festgäste, aber da sie von keinem der Gefeierten verstanden wurde, war alles gleich wieder gut.

Der Redner konnte darum ganz unerschrocken dazu übergehen, Nelsons kleine Fehler und Eigenheiten zu berühren, eine gewisse Steifheit gegenüber den Jüngeren, die nichts sehnlicher wünschten, als ihn zu bewundern und ihn sich zum glänzenden Vorbild zu nehmen, dem sie durch dick und dünn folgen wollten; sowie ein nachdenkliches Temperament, das, gleichsam von seinem inneren Reichtum gefangen genommen, nur zu leicht die Augen zudrückte, bis die milden Mächte des Schlummers seine Tiefen umfingen und hörbar schwebten, schwer zu zu verjagen, gleich jenen, die einstmals zu Kaiser Decius' Tagen die Märtyrer von aller Not der Welt erretteten. Hierdurch war dieser sonst so unantastbare Kollege in seiner Bahn gehemmt worden; aber eigentlich war er unschuldig, denn es war die Macht des Alters, die ihn gebeugt hatte, jene Macht, vor der dem Betrachter nur Ehrfurcht geziemt. Ein Hoch also — und so weiter —

Und das Hoch wurde mit brausender Begeisterung und Rufen wie Rollmops, Prachtbarsch — dies eine Anspielung auf die Gesichtsbildung des Hundes — und vielen anderen Späßen ausgebracht.

Sie gingen alle an dem Gefeierten vorbei; und hätte man nur an den Hund gedacht, der sie mit seinem schlichten und treuherzigen Tierblick aufnahm, so hätte die ironische Huldigung vielleicht für den einen oder anderen in irgendeiner dunklen Weise verstimmend gewirkt. Aber der Herr des Hundes war kein Liebling, und über ihn verzog man gerne den Mund, namentlich da die eigentliche Bedeutung

Digitized by Google

ihm ja offenbar verborgen blieb. Er lachte auch, aber nur aus Pflichtgefühl, da eine scherzhafte Rede gehalten worden war, und in seinem Inneren legte er einen Gedankenfaden beiseite, um ihn später wieder aufzunehmen. Er tat nichts dergleichen solange er dasaß, aber er blieb nicht länger, als bis man ihm einen Wagen geholt hatte. Als er glücklich hineingestiegen war und sich auf den Rücksitz gesetzt hatte, Nelson ihm gegenüber im Dunkeln, da kamen seine Gedanken zu halber Klarheit und diese wurde zu Worten.

„Man lacht dich aus, Nelson", sagte er — und von dem Hund kam jetzt ein freundliches Pfeifen zur Antwort. „Man lacht dich ganz einfach aus. Das ist verflucht taktlos gegen mich" — und bei dem grollenden Ton knurrte auch der Hund — „man findet, daß du zu alt bist" — Nelson leugnete das nicht und starrte nur ängstlich in das Dunkel nach dem Grund einer so wortreichen Unterredung. — „Wie alt bist du eigentlich? Laß uns sehen. Ja, alt bist du freilich, Nelson." — Der Hund winselte wieder, gerührt, daß er genannt worden war. — „Du bist alt, das ist nicht zu leugnen." — Damit war es aus mit dem Dialog, nicht aber mit den Gedanken des Registrators. Da er jedoch eine Ehre dareinsetzte, entschlossen und in keiner Weise sentimental zu sein, kam er ihnen rasch auf den Grund: Bist du zu alt, da kann man nichts machen, aber auszulachen braucht man dich deshalb nicht mehr lange. Und als sie heimkamen und Nelson hinter seinem Herrn die Treppe hinaufschritt, beglückt, sich früher als gewöhnlich niederzulegen, ahnte er nicht, daß es das letzte Mal war, daß er so ging.

Am Morgen darauf fuhren sie beide in das tierärztliche Institut — und der Herr allein in sein Amt — nachdem er das Notwendige besprochen hatte. Der Abschied war kurz, aber herzlich. Der Registrator war bewegter, als er es für möglich gehalten hatte, aber er beherrschte sich gut; der Hund machte es ebenso. Wenn es vorüber ist, dann ist es aus, dachte der Registrator, und er beantwortete alle Fragen nach dem Hund, die im Laufe des Tages an ihn gerichtet wurden, trocken und ruhig.

Aber es war nicht aus. Nelson war freilich tot, aber wie viele andere, Berühmte wie Unberühmte, wuchs er dadurch an Bedeutung, daß der Platz, den er ausgefüllt hatte, leer stand und gleichsam von ihm widerhallte. Die Trauer des Herrn wurde größer und größer, und es half nichts, daß sie strenges Schweigen bewahrte. Schon die physische Leere mitten in all den gewohnten Eindrücken war peinlich, und in der Einsamkeit wurde sie gespenstisch. Der Registrator war nicht derjenige, der von Natur aus Gefühls- und Gehörshalluzinationen zuneigte, aber es geschah ihm zuweilen, daß etwas in der Türe an seine Beine streifte, wenn er heimkam, und noch öfter hörte er das leichte Aufklappen von Pfoten auf dem Boden, wenn er im Bett lag und es überall still war. Eigentlich kam es daher, daß die verhängnisvolle Festrede in ihm festsaß und ihn wach und in einer dunklen Erregung erhielt. Er erinnerte sich an immer mehr und mehr davon und ahnte darin Bedeutungen, die ihm, als sie gehalten wurde, vollständig entgangen waren. Vielleicht war es hauptsächlich sein gekränktes Selbstgefühl, daß die Sache so ernst machte, und immer schlimmer, je mehr er begriff, wie frech diesem mitgespielt worden war. Aber wie dem auch sein mochte, der Hund war mit darin, und sein Schmerz um den Hund, der viel tiefer war, als er ursprünglich geahnt hatte. Es war, als hätte er erst jetzt begriffen, was es für einen Menschen bedeutet, etwas anderes als sich selbst zu haben. Er grübelte halbe Nächte darüber nach, einen neuen Hund anzu-

Digitized by Google

schaffen, aber fühlte sich wunderlich unlustig, ja geradezu zu alt, um noch einmal mit so etwas anzufangen. Vielleicht war es auch Nelsons Schatten, der im Wege stand, insofern höchst unähnlich dem lebenden, als er für das, was er gegeben, auch etwas zu verlangen schien.

Genug, der Registrator verlor nun gerade jene Fähigkeit, die er in gewissem Maße mißbraucht hatte — er konnte kaum mehr schlafen, und nicht nur bei Nacht; seine krankhaft überreizten Nerven vergönnten ihm noch weniger den Schlummer im Amtszimmer. Er saß da, unnatürlich wach und beobachtete scharf jede geringste Veränderung des Mienenspiels und der Stimme bei allen, mit denen er zu tun hatte, die ganze Zeit in seinen Gedanken bei dem, was er auf dem Fest erfahren hatte; und mit einer ganz anderen Würde als früher wies er jeden Versuch, ihn scherzhaft zu machen, in die Schranken. Man begann das Geschehene allgemein zu bereuen und zu verurteilen, denn alles um ihn wurde ungemütlich.

Wie es sich nun im allgemeinen mit der dunklen, unendlich zusammengesetzten Kraft verhalten mag, die das Leben gegen das, was es vernichten will, von innen beschützt, der Registrator war ein ausgezeichneter Mann, und als er dies selbst begriff, wurde die Sache nur schlimmer. Er hatte da den Hund eigentlich schon vergessen, aber die Wunde, die seinem Stolz durch ihn geschlagen worden war, fraß weiter und wurde unheilbar. Er nahm Urlaub, um sich zu erholen, aber er kam nie zurück. Die unmittelbare Todesursache war irgendeine Leberkrankheit; die ursprüngliche blieb allen verborgen und wäre mit großer Empörung vom Registrator geleugnet worden, wenn sie ihm überhaupt je in den Sinn gekommen wäre.

Hrotsvit von Gandersheim

Von

Karl Brandi

Die Stadt Gandersheim im Lande Braunschweig hat in diesem Sommer ein Heimatfest begangen in Erinnerung an den Geburtstag der Hrotsvit vor etwa 1000 Jahren. Geschart um die älteste, vornehmste, rein sächsische Kulturstätte im Stifte Gandersheim feierte sie nicht bloß ein Heimatfest, sondern zugleich ein Fest der Kultur, ein Fest des inneren Menschen, des seiner selbst bewußten Menschen im Lande Sachsen — ein Fest der geistlichen Kultur, der literarischen Kultur, im besonderen Sinne der Frauenkultur an einer ihrer frühesten, bemerkenswertesten Stätten. So war es auch ein ritterliches Fest, das man beging — man schüttete Rosen auf das Grab der ersten deutschen Dichterin.

Das alles scheint uns ganz nahe und unmittelbar anzugehen, und doch ist es nicht leicht für den modernen Menschen, Hrotsvit von Gandersheim wirklich zu verstehen, sich von ihr auch nur ein einigermaßen geschichtliches Bild zu machen. Sie war keine Nonne im Sinne der Neuzeit — und doch Klosterfräulein, ganz

Digitized by Google

erfüllt von den Idealen ihres auserwählten Standes, völlig hingegeben allen Gotteswerken in Wundern und Wundergeschichten. Sie war keine Gelehrte im Sinne der Modernen oder auch nur der Humanisten; sie war ohne Kritik — und doch von beträchtlicher gelehrter Bildung und einem fast wissenschaftlichen Arbeitswillen. Und wenn sie gewiß auch keine Dichterin war im Sinne Goethes oder ihrer eigenen Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff aus tiefstem eigenem Erleben — so war sie doch eine formenfrohe Gestalterin voll Innigkeit, Feinheiten und Ansprüchen an sich selbst. Schließlich kann man ihr ganzes Wesen und ihre Bedeutung nur verstehen vor dem Hintergrund ihrer Zeit und ihrer Heimat; daran wollen wir uns zuerst versuchen.

Diese weitere Heimat war das alte Sachsen, das Land vom Niederrhein bis zum Ostharz, von Ruhr und Lippe, Lenne, Diemel und Weser bis zur Nordsee. Dies Sachsenland war im 8. Jahrhundert noch durchaus heidnisch; in politischer und geistiger Kultur allem Anschein nach auf der Stufe des Tacitus stehen geblieben; gesund, einfach, landwirtschaftlich; ohne Spur von Gewerben oder Handelsverkehr. Sozial stark geschichtet, über Freien zahlreiche Edelinge, Herrengeschlechter, bar jeglicher Kultur, aber wie unaufgeblühte Knospen. Politisch wenig geordnet, nach außen genügsam; wohl einmal über die Grenzen brandend wie die alten Germanen, aber ohne eigentliche Eroberung. Gleichwohl den Franken und Hessen, ihren christlichen Nachbarn in dem Bergland vom Niederrhein bis über die Fulda, als barbarische Heiden erst recht furchtbar. In den Grenzkämpfen hatten sie selbst immer weniger zu verlieren und weite Rückzugsmöglichkeiten. So waren alle Kämpfe seit den Tagen der ersten Merovinger ohne nachhaltige Folgen geblieben.

Wollte man ihnen ernstlich zu Leibe rücken, sie gar gleich den anderen deutschen Stämmen der fränkischen Herrschaft unterwerfen, dann mußte man das Kernland ihres Gebietes, dann mußte man die „Weserfestung" erbrechen. Das war das Land zwischen Teutoburgerwald und Wiehengebirge, das Land zwischen Elze, Hameln und Osnabrück — diese Bastion, die von der westfälischen Ebene gesehen sich wie eine Mauer auftürmt, in weitem Bogen von der Egge bei Paderborn bis zur Ems; dieses Bergland, das auch nach Norden hin nur wieder in eine weite dämmrige Ebene hinabblickt. Hier an der Weser zwischen Solling und Egge und weiter nordwärts bis zur Porta Westfalika hatten die Cherusker gesessen, hier irgendwo hatte Arminius die Nachbarstämme gesammelt gegen die römischen Legionen; hier war auch die Heimat Widukinds, der Kern des Widerstandes gegen die Franken. Deshalb mußte Karl der Große diese Weserfestung brechen, wollte er die Sachsen unterwerfen. Die fränkischen Aufgebote kamen in der Tat von Süden aus Hessen, die Diemel hinab, und von Westen, Ruhr und Lippe, den Hellweg, aufwärts. Da aber, wo beide Angriffslinien rechtwinkelig aufeinander stießen, wo in die Weserfestung wirklich die erste Bresche gelegt wurde, nördlich Carlshafen an der Weser, da gründete der König Herstelle nach dem Namen seines Familiengutes Heristal an der Maas, ein Neu-Heristal an der Weser, als Königshof. Und nur wenig weiter nördlich gründete sein Sohn, Ludwig der Fromme, das erste karolingische Hauskloster, Neu-Corvey, nach Alt-Corbie an der Somme. Tiefer im Herzen des Landes aber, mitten zwischen Teutoburger Wald und Porta Westfalika, in Herford, entstand das weibliche Gegenstück zu Corvey, das erste Frauenkloster im Lande, wo die vornehmen

Digitized by Google

Sachsenfrauen aus dem Geschlechte Widukinds zuerst Bildung erhielten und Äbtissinnen wurden. Da war die ältere Mahthild, die Widukinds Enkelin gewesen sein könnte; dann deren Enkelin, die jüngere Mahthild, König Heinrich I. königliche Gemahlin. Vielleicht war ein Neffe von ihr jener Widukind, der ins Kloster Corvey eintrat und dort die erste Stammesgeschichte auf deutschem Boden schrieb: die Geschichte der Sachsen. Er hatte erst Heiligenleben erzählt, dann, so meinte er, sei er Stamm und Heimat auch etwas schuldig.

Während so die erbrochene Weserfestung die erste Stätte des Ausgleichs wurde zwischen fränkischer und altsächsischer Bildung, hatte sich das Schwergewicht des Stammes nach Osten verschoben. An Ruhr, Lippe und Ems, an Diemel und Weser gab es jetzt keine Kämpfe mehr. Wohl aber an der Oker und Ilmenau, vom Harz bis zur Elbe bei Bardowik; da saßen diesseits der Elbe in der Altmark die Slaven und jenseits an der Nordsee die Dänen. An den Ost- und Südostabhängen des Harzes aber, auf altthüringischem Boden, mußte man sich der Wendenstämme und bald auch der Ungarneinfälle erwehren. Hier rings um den Harz war deshalb ein neues Herrengeschlecht aufgekommen, den Blick nach Osten, zum Kampfe selbst berufen, die Erben der Widukinde, das Geschlecht der Liudolfinger.

Ein Bruno wird als Stammvater genannt; Graf Liudolf aber und seine Gemahlin Oda, die 913 im Alter von 107 Jahren starb, gaben dem Geschlecht Namen und Gepräge. Sie waren offenbar gänzlich in die fränkisch-christliche Kultur aufgegangen, fränkische Grafen und Herzöge geworden, dem karolingischen Hause selbst verschwägert und so erst recht Träger aller Kraft des Widerstandes in der Ostmark des Reiches. Liudolf und Oda hatten ein Haus voll Kinder; wir kennen wenigstens sechs davon: den ältesten, wieder Bruno, der 880 gegen die Dänen fiel; dann Otto, den Vater König Heinrichs I.; weiter Lütgard, die Gemahlin Ludwigs III. des Karolingers, der aus dem Reiche seines Vaters, Ludwigs des Deutschen, Sachsen und Franken geerbt hatte — endlich noch drei Töchter Hathumod, Gerberg und Christina.

Hathumod war in Herford erzogen; noch holte man die Bildung an der Weser. Aber die Liudolfinger, längst das herrschende Geschlecht im Lande, begannen nun auch ihrerseits der Kultur in den noch unwirtlichen Landen um den Harz neue Stätten zu bereiten. Den Anfang machte Gandersheim. Neben den acht Missionszellen der königlichen Bistümer und den karolingischen Gründungen Corvey und Herford die erste rein sächsische Schöpfung, wenn man von dem fernen Wildeshausen absieht.

Zwar gründete man das Kloster erst zu Brunshausen, dann, gewiß aus sehr praktischen Erwägungen, nur wenig südlich davon an der gegenwärtigen Stätte, an der Gande. Die fromme Sage, mit der jene ahnungsvolle Zeit ihr Tun und Lassen weihte, wußte, daß die Gründer durch ein eindrucksvolles Wunder an diesen Platz gewiesen seien. Die Dichterin, deren Name unlöslich mit Gandersheim verbunden ist, wie Gandersheim mit ihr, Hrotsvit selbst, kleidete das Wunder später in diese Worte:

„Wie alte Leute sagen, so die Wahrheit wissen,
war nah beim Kloster ein Wald in jenen Tagen,
geborgen in Bergesschatten, gleich wie wir noch heute.

Digitized by Google

Und war ein Hof gelegen dorten im Walde,
wo Herrn Liudolfs Hirten zu weiden pflegten
und in des Meiers Hütte bei nächtlicher Weile
den müden Leib zur Ruhe aufs Lager streckten,
wenn sie zu hüten hatten seiner Schweine Herden.
Hier sahen einst die Hirten grad zween Tage
vor Allerheiligen Festtag in nächtlicher Stunde
in des Waldes Dunkel gar viele Lichter schimmern.
Ob solchen Gesichtes waren sie schier verwundert,
was des fremden Scheines Glanz bedeuten wolle,
der mit solcher Helle der Dämmrung Nacht durchdringe.
Dem Meier des Hofes sagten sie's mit Beben
und wiesen ihm die Stelle, die das Licht beschienen.
Er wollte selber sehen, ob sie recht berichteten,
gesellte sich zu ihnen im Freien draußen, —
und huben an, zusammen die nächste Nacht zu wachen;
und senkte sich kein Schlummer auf ihre Lider,
bis sie zum anderen dorten die Lichter leuchten sahen,
mehr denn beim ersten Male an jener Stelle,
doch war es auch diesmal wieder dieselbe Stunde.
Solches glückhaften Zeichens frohes Ergehen
verbreitete sich am Morgen, da die Sonne aufging
mit ihrem ersten Scheine in raschem Gerüchte.
Nicht mochte es vor dem Herzog verborgen bleiben,
und auf der Stelle kam es gleich ihm zu Ohren.
Und so beschloß er, selber in der Nacht zum Feste
sorglich Acht zu geben, ob etwa noch einmal
sich ein solches Zeichen vom Himmel zeigen würde,
und wachte mit vielen Leuten da draußen im Walde.
Da nun in graue Nebel Nacht die Lande hüllte,
erschienen rings im Kreise in des Waldtals Gründen,
wo stolz erstehen sollte der Bau des Klosters,
gar viel der Lichter helle, verteilt aller Orten,
so des Waldes Schatten und das nächtige Dunkel
jäh mit lichten Scheines strahlendem Glanz durchbrachen.
Des priesen aus einem Munde sie den Herrn im Himmel,
sagten all einmütig: es sei der Ort zu weihen
dem zu Dienst und Ehren, der ihn erfüllt mit Klarheit.
Und dankerfüllten Herzens für Gottes Gnade
ließ mit seines Weibes, Frau Oda, Willen
Herzog Lüdolf von Stund an im Wald die Bäume schlagen,
die Dornen ausroden und rings den Talgrund reuten
und schuf des Waldes Wüstnis, da Schrat und Kobold hausten,
um zu reiner Stätte, da Gottes Lob erklänge.
Was nur dazu gehörte, schafft er all zur Stelle
und legte der Kirche Grundstein am selbigen Platze,
den das Licht bezeichnet mit hellem Scheine."

Digitized by Google

Was hatte es für eine Bewandtnis mit dieser Klosteranlage, was war Sinn und Antrieb dieser Gründung? Ganz gewiß in erster Linie die eben erst von den fränkischen und angelsächsischen Missionaren verkündete Lehre von der Gottgefälligkeit und Heilswirkung kirchlicher Werke, unter denen so gut die Pflege jungfräulicher Reinheit wie die Stiftung von Kirchen und Klostergebäuden für den Gottesdienst verstanden wurde; insofern nichts anderes als das, was einst die frommen Frauen von Hippo taten, denen der heilige Augustinus eine Regel für ihr Zusammenleben gab, nichts anderes, als was die letzten Römer und die ersten christlichen Franken mit Gründung und Bau von klösterlichen Anwesen leisteten. Und wenn die klösterlich gebildeten Frauen des Hauses in dankbarer Erinnerung an das, was ihnen Herford an Sammlung, geistigem Gehalt und Schule geboten hatte, dergleichen auch am Harz begründen wollten, so ist das alles zunächst nichts als Nachahmung der Formen des Kirchentums und der kirchlichen Kultur, die nun einmal mit dem Christentum ins Land gekommen waren.

Darüber hinaus ist bei diesen Deutschen aber doch zweierlei merkwürdig, ja denkwürdig. Das erste ist der bedeutende Anteil von Frauen an diesen Gründungen und ihrer herrschaftlichen Leitung — „mit Zustimmung von Frau Oda" geschieht das alles; das kannten Orient und eigentlich auch die antike Welt nicht so. Und dann: diese Sachsen gründeten zunächst überhaupt nur Frauenklöster. Männer gehören ins Feld, an den Hof, etwa noch in die Bistümer und die Mission; Frauen behüten die heilige Flamme des häuslichen Herdes, auch der feineren häuslichen, der geistigen Kultur. Kein Zweifel, daß für die rasche Aufnahme höherer geistiger Kultur in Sachsen diese Stätten der Bildung entscheidende Bedeutung gewonnen haben. Hatte Tacitus im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt verwundert von den Germanen erzählt: Sie glauben, daß den Frauen etwas Geheimnisvolles, Innerliches innewohne, so stellt sich bei dieser zweiten Berührung unserer Vorfahren mit der alten Kultur, acht Jahrhunderte später, wieder heraus, wie sehr ihnen die Umhegung des Frauen- und Mädchenhauses am Herzen lag, ihr Schutz gegen die Unrast, Unfriedlichkeit, Gewaltsamkeit, grobe und brutale Sinnlichkeit des männlichen Daseins, ihre Sammlung auf die guten und schönen Gedanken und Formen, die eine glücklichere Vorzeit in Büchern wie in unerschöpflichen Magazinen überliefert hatte.

Der Kreis aber dieser Frauen und Mädchen wird wohl sehr eng und exklusiv gedacht werden müssen. Von den königlichen, herzoglichen, gräflichen Familien geht es aus; ihre Frauen bildeten den Kern, und sicherlich stellten nur edelfreie Sächsinnen, Edelinge, den Nachwuchs dieser kleinen Frauenhöfe, die man nach Art und Sinn der Klöster einrichtete und verwaltete. In Gandersheim folgten auf Hathumod ihre Schwestern, erst Gerberg, dann Christina, die das Kloster bis 919 leitete.

Eben in diesem Jahre war ihr Neffe Heinrich deutscher König geworden, der die Widukindische Mathilde gefreit hatte. Ihm gelang nach den Wirren der spätkarolingischen Zeit nicht nur die Einigung der ostfränkischen Stämme, sondern zeitlebens auch die Abwehr aller äußeren Feinde. Sein Werk vollendeten Söhne und Enkel, die Ottonen.

Es war die große Zeit des sächsischen Stammes. Otto I. gewann mit dem Kaisertum die höchste Würde der Christenheit und für sein Volk jene innigere

Digitized by Google

Verbindung mit der alten Kultur, die etwa dem skandinavischen Norden erst viele Jahrhunderte später zuteil geworden ist. An dem Abstand der Kultur mag man ermessen, was diese vielgeschmähte Kaiserpolitik bedeutet hat; unser Volk wäre vielleicht schon damals mächtiger geworden gegen Osten — aber was helfen dem Menschen alle Macht und alle Reichtümer, wenn er arm bleibt an seiner Seele.

Otto I. übernahm von seinem Vater die Einheit des Reiches mit den fünf Herzogtümern. Er übernahm auch die Abwehr der Ungarn; als er sie 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg endgültig aufs Haupt schlug, floß zum ersten Mal norddeutsches Blut zur Befreiung Süddeutschlands; die Ungarn gingen nun gezwungen zur Seßhaftigkeit über, von einer furchtbaren Grenzgefahr zu einem äußeren Grenzschutz des Reichs geworden. Am wichtigsten aber, daß derselbe Otto, überall kraftvoll regierend, auch für seine engere Heimat, für die Lande um den Harz, den starken Grenzschutz an der Elbe begründete. Er rückte die Grenze eben dort, wo die Elbe dem Harz am nächsten fließt, über den Strom hinaus, machte Magdeburg, sein geliebtes Magdeburg, zum beherrschenden Burg- und Handelsplatz, zum Schlüssel der Elbe und, als wollte er sein Werk für alle Zeiten behüten, ließ er sich selbst im Dom zu Magdeburg beisetzen, der ewige Wächter am Eingang zur Ostmark.

Das ganze alte Sachsen also war nun nicht mehr Grenzland. Geschützt von Marken, ist auch das östliche Sachsen zum Binnenland des Reichs geworden, und rings um den Harz konnte sich nun jene blühende Kultur der sächsischen und salischen Kaiserzeit entwickeln. Hauptsitze blieben lange jene Frauenklöster, die von der jüngeren Generation des liudolfingischen Hauses auch im 10. Jahrhundert noch neugegründet und ausgestattet wurden, neben Gandersheim vor allem Nordhausen und Quedlinburg.

In Nordhausen starb 968, nur wenige Jahre vor ihrem Sohn, die alte Königin Mathilde fast 80jährig. Es war ihre Gründung, und sie erlebte hier auf ihrem klösterlichen Witwensitz jenen Abschied, von dem uns der Biograph aus der Zeit der Äbtissin Ricburg — auch er ein Kenner des Terenz — so ergreifend erzählt. Der Kaiser verabschiedet sich in der Kirche von der greisen Mutter, die hoheitsvoll vor ihm steht, vom Sohne aufs höchste geehrt; dann sprengt er davon, und nun bückt sich die alte Frau und küßt den Stein, auf dem der Kaiser gestanden. Beigesetzt aber wurde sie neben dem Gemahl in der Krypta zu Quedlinburg — neben Magdeburg die heiligste Stätte im Lande. Denn ebendahin, dem Kaiser nach, Blick gen Osten hatte sich Neigung und Tatkraft der Ottonen gezogen. In Quedlinburg ist es wieder eine Mahthild, wieder eine Enkelin der letzten großen Trägerin des Namens, eine Tochter Ottos I., die als Äbtissin nicht nur die Schule pflegte, sondern unter Otto II. und III. von ihrem Stiftsfelsen aus geradezu das Reich regierte. Als sie noch ein junges Klosterfräulein war, widmete ihr Widukind von Corvey seine Sachsengeschichte, was wohl nur so erklärlich ist, daß er, selbst aus dem Geschlechte der Widukinde und Mahthilden, in der Äbtissin zugleich die Kaisertochter und die Base begrüßte. In Quedlinburg besaß man damals auch Bedas Geschichte der Angelsachsen mit Glossen zur Heldensage, und in Quedlinburg selbst fügte man hinzu das Wort von Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim, — „Dietrich von Bern, den einst die Leute besangen".

Nehmen wir hinzu, daß in diesen Frauenklöstern neben christlich-römischer,

Digitized by Google

karolingisch-fränkischer und angelsächsischer Kultur, neben der täglichen Berührung mit den Kreisen des weltbeherrschenden Hofes auch neue Anregungen aus Italien, ja aus Byzanz getauscht wurden, so haben wir die Bedingungen, die auch das geistige Leben Gandersheims im 10. Jahrhundert umschreiben. Zunächst wird hier Riccard oder Riccardis als Lehrerin gerühmt, dann die noch jugendliche Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, die jüngere Gerberg, die ihre Bildung in Regensburg genossen hatte und wohl auch weiter mit Regensburg im Bücheraustausch blieb. Sie war die jüngere Schwester jener kraftvoll regierenden und zugleich studienfrohen Herzogin Hadwig von Schwaben, die auf dem Hohentwiel saß und sich von St. Gallen den Mönch Eckehard als Vorleser und Ausdeuter mitnahm. Gerberg trug wieder den Namen der zweiten Äbtissin von Gandersheim — gleich ihrer Tante, der Frau Herzogin von Lothringen, späteren Königin von Frankreich. Auch sie rückte noch jung in die Würde der Äbtissin ein, — ihr folgte später, bis 999, Adelheid, die Tochter der Griechin, der Kaiserin Theophano, deren Nichten alle auch Äbtissinnen waren, in Nivelles, Köln, Neuß, Essen und Gandersheim. In Essen die jüngere Theophano, in Gandersheim noch jene Sophia (lauter griechische Namen), die als Enkelin griechischer und römischer Kaiser nur von einem Erzbischof eingekleidet werden wollte und damit den Streit entfesselte um die Grenze zwischen den Bistümern Mainz und Hildesheim, — die Kehrseite der höfischen Kultur in Rang- und Etikettenfragen.

In jenen glücklicheren Zeiten aber der jüngeren Gerberg, da lebte und lernte im Kloster das Fräulein Hrotsvit — clamor validus, wie sie selbst ihren Namen lateinisch erklärte, „der gewaltige Ruf" von Gandersheim; in der Tat besagt der Name etwas wie „der mächtige Schall"; wir würden am liebsten sagen die „Klanghell von Gandersheim". Sie ist jung in die Klosterschule gekommen und kennt die Welt eigentlich nur aus Büchern. Aber da man die Mädchen, die das Lateinische früh zu beherrschen lernten, unbefangen genug lesen ließ, was sie wollten, so erweiterte sich die räumliche Enge des Klosterhofes für sie doch zu einer großen bunten und belebten Welt.

Natürlich ist sie edelgeboren und stolz auf ihren sächsischen Stamm. „Nach dem Verfall des Karolingerreiches kam die Herrschaft", so erzählt sie später,

„ad clarum gentem Saxonum nomen habentem
a saxo per duritiam mentis bene firmam —

zu dem berühmten Geschlechte der Sachsen, von Saxum dem Felsen also genannt — nach der festen Gemütsart und Kraft ihrer Herzen".

So empfindet sie auch als Fräulein höfisch; sie steht ihrer Lehrerin und Äbtissin Gerberg, obwohl diese an Jahren jünger war, in jeder Hinsicht mit Ehrerbietung gegenüber. „Sie ist zwar jünger" sagte sie „aber, wie sichs gebührt für die Nichte des Kaisers, an Wissen gereifter".

Und endlich, das Jungfrauenleben des Klosters — so empfindet auch sie mit ganzer Seele — ist etwas Höheres, Gottgefälligeres, als das Leben der Welt. Sie erzählt von der älteren Gerberg, der zweiten Äbtissin von Gandersheim, daß sie den edlen Bernrad, dem sie verlobt war, im Grunde ihres Herzens ablehnte, weil ihr Sinn dem himmlischen Bräutigam zugewandt war. Hrotsvit schildert ungemein lebendig, fast wie erlebt, wie der junge Sachse vor dem Ausrücken ins Feld sie aufgesucht, sie beschworen habe, bei seiner glücklichen Heimkehr

Digitized by Google

endlich die Seine zu werden; worauf sie mit züchtigem Munde nur sprach: „der Herr wird es fügen". Er aber

decidit in bello, victus virtute superna —

— er also fiel, von höherer Fügung getroffen, und Gerberg blieb, wie die Dichterin sagt, nun für immer in himmlischer Liebe dem Bräutigam Christus ergeben:

ac Christi virgo sponsi caelestis amori
se mox conjunxit, quem caste semper amavit.

So mag der Gelehrte Paul v. Winterfeld, der fast sein ganzes, zu kurzes Leben der Hrotsvit von Gandersheim gewidmet hat, wenigstens in der Stimmung durchaus das Richtige getroffen haben, wenn er der Hrotsvit schon jene Jungfrauen-Sequenz zuschreiben möchte

Gaude celestis sponsa
summi regis jam templum ingressa, —

„frohlocke, Himmelsbraut, die schon des höchsten Königs Haus betreten; bald werden Dich die innersten Gemächer willkommen heißen, bei dem Geliebten". Das Ganze die Verherrlichung der Virginität im Bilde der klugen Jungfrauen.

Huic sponso venienti
virgines omnes obviate.
Ferte lampades iam ardentes,
in vasis oleum simul deferentes.
Et regium festinanter
adornate thalamum.
Et regi regum decantate
canticum solis virginibus cantandum.

„Diesem Bräutigam entgegen / eile reine Jungfrauenschar
mit brennenden Lampen / das Öl wohl zur Hand,
und schmückt des Königs / Brautgemach
und singt dem König der Könige / das Lied, das nur
von Jungfrauenlippen / tönen darf."

Aus dieser Welt der Jungfräulichkeit, einer höhergestimmten Liebessehnsucht sieht sie durch die Brille der Bücher Kunst und Leben. Aber die Bücher, deren Sprache mit heißem Bemühen von ihr nicht nur verstanden, sondern frei beherrscht wird, sind doch eine Welt, eine ungefährliche, aber für die Phantasie und Gestaltungslust unendlich bewegte Welt. Das lebhafte Temperament des Fräuleins drängt zur Nachahmung, zur Umdichtung; so stark erlebt sie das Gelesene. Sie ist wohl nicht ohne Sorge und Bedenken. Die Schule, die Kirche erziehen zur Bescheidenheit, fast zum Verzagen — auch zum Gegensatz gegen die heidnischen Autoren. Aber es ist so süß, selbst die Feder anzusetzen und es den Büchern gleich zu tun. Ihr begegneten die alten Heiden nicht wie jenem Ermenrich, der den Virgil unters Kopfkissen gelegt hatte und ihn dann im Traum als Teufel sah mit der wippenden Feder hinterm Ohr, oder wie dem Mönch des Lorenzklosters zu Lüttich, der mit seinen Schülern die Komödien des Terenz las, bis St. Laurentius selbst ihm bei der Nacht erschien, um ihn zu züchtigen. Aber sie besaß doch so viel eigenes Gefühl, daß sie selbst wünschte, die frivolen Komödien durch Werke zu ersetzen, die ebenso unterhaltsam, ebenso voll von Liebesgeschichten sein sollten; nur von reiner, einwandfrei christlicher Gesinnung.

Digitized by Google

Sie begann freilich nicht mit diesen ihren berühmtest gewordenen Werken, sondern mit einfachen Erzählungen; ja, anfangs stellte sie erst noch schüchterne Versuche an, verborgen vor aller Augen, bis sie es dann doch wagte, ein dünnes Heftchen Erzählungen zusammenzufassen. Es waren Legenden. Damit hatte auch ihr Zeitgenosse Widukind von Corvey begonnen, wie so viele vor ihnen seit den Tagen des heiligen Hieronymus; meist schriftlichen Vorlagen nacherzählt, von Hrotsvit in Verse gebracht. Das war die hergebrachte Unterhaltungsliteratur. Alle Züge des antiken Romans, Berichte von fernen Ländern, seltsamen Situationen, Lyrisches und Erotisches waren da eingeströmt — eine uralte, ganz feste literarische Tradition. Hrotsvit widmete das erste Heft der Herrin Gerberg, für sie Prinzessin, Lehrerin, Äbtissin in einer Person. Sie widmete es ihr mit einer Vorrede in Prosa an alle Literaten und einem poetischen Sondergruß an die Äbtissin selbst. Sie beichtet da, wie sie arbeitete und daß es für Frauen nicht leicht sei, in lateinischen Hexametern zu dichten; alles gewiß bescheiden.

Da lesen wir dann ein Stück Marienleben nach einem apokryphen, einem irgendwann entstandenen Evangelium; dann eine Himmelfahrt des Herrn und die Geschichte des fränkischen Märtyrers St. Gangolf. Reizvoller für uns das Martyrium des gotischen Pelagius von Cordoba. Das hatte sich eben erst, vielleicht 10 Jahre vor ihrer Geburt, zugetragen, und die Kunde davon war, wie sie erzählt, durch eine Gesandtschaft aus Spanien jüngst nach Sachsen gedrungen. Endlich das uralte Motiv vom Teufelsbund in der fünften Geschichte, dem Teophilus, bearbeitet nach einer Übersetzung des Diakonus Paulus von Neapel für Karl den Kahlen. Dem frommen gutgearteten Jüngling Theophilus, dem das Bistum winkte, stellt natürlich der Erbfeind erst recht nach; der Teufel naht sich ihm in Gestalt eines alten Hebräers, der als ein erster Mephistopheles die magische Kunst beherrschte, die Zukunft beschwor und alle Herrlichkeit versprach, wenn der Christ sich ihm ewig verschriebe. Er führt ihn ein in das Reich der Schatten und der Bösen, und, gewonnen von dem Gaukelspiel, verschreibt Theophilus sich mit eigener Hand der Hölle. Alsbald melden sich die Gewissensbisse und in inbrünstigem Gebet zur Gottesmutter sucht Theophilus Hülfe und Rettung. Die Jungfrau erscheint ihm und — äußerst lehrreich für die Entwicklung der Hrotsvit — sie hält mit ihm wiederholte Zwiesprache, ja der letze Teil des Gedichtes ist selbst wie aufgelöst in diesen Dialog. Die öffentliche Buße und Entsühnung ist nur der kurze, rein kirchliche Abschluß.

Nicht lange darnach sind drei weitere Erzählungen entstanden, die alle den Preis der Jungfräulichkeit verkünden, die Legende vom hl. Basilius, das Martyrium des hl. Dionys und die liebenswürdige Geschichte der hl. Agnes. Auch hier in weitem Umfang Zwiesprache, Auflösung der Erzählung in die Rede.

En tibi versiculos Gerberg fero domna novellos,

„hier Gerberg widme ich Dir ein Bändchen neuer Gedichte", so beginnt das bescheidene Vorwort.

Dann erst holte die Dichterin aus zu jenen kühneren Versuchen wirklich dramatisierter Erzählungen — immer noch Erzählungen, zum Lesen bestimmt, nicht für die Bühne; denn in einem Lesebuch hatte sie ja selbst die alten Komödien gefunden; ein Lesebuch sollte sie ersetzen.

Als Hrotsvit später alle ihre Werke zusammenfaßte, gruppierte sie die sogenannten Dramen als zweites Buch. Sie schloß die Bücher der Erzählungen

Digitized by Google

zu einem Buch zusammen und setzte einen Epilog darunter. Das Buch der Dramen aber eröffnete sie wieder mit einem neuen größeren Vorwort in Prosa. Darin heißt es: „Viele lesen die Alten wegen der Schönheit ihrer Sprache lieber als die heilige Schrift, die ihnen doch heilsamer wäre. Es gibt auch solche, die zwar sonst die Alten meiden, aber den Terenz so lieben, daß sie die Befleckung ihrer Seele nicht scheuen". Da will sie helfen. Sie will statt des Triumphs der Sünde den Triumph der Tugend darstellen, mit denselben Mitteln, nicht nur in der Form des Dialogs und einer Folge getrennter Szenen, sondern auch inhaltlich ohne Scheu vor den hergebrachten Stoffen der Liebesabenteuer und -Leiden, der Laster und Versuchungen. Sie errötete, gesteht sie, oft genug bei den gefährlich süßen Gesprächen der Liebenden, aber ohne diese hätte sie ihr Ziel, den Triumph des schwachen, tugendhaften Weibes nicht erreichen können. Sie hätte hinzufügen können, daß ihrem eigenen mit ganzer Seele ergriffenen Lebensideal das sinnlich unsittliche Leben als tiefster Gegensatz erscheinen mußte und jeder Zwang dazu als der Gipfel des Martyriums. Im übrigen gesteht sie zu, daß sie weit hinter ihrem höchsten Ziele zurückbleibe; sie sagt trocken: concedo, — „das gebe ich zu". Allein sie will das Ihrige leisten mit den Gaben, die ihr Gott verliehen. „Ich habe nicht jene Eigenliebe, die aus Furcht vor Tadel darauf verzichtet, Christi Offenbarung in den Werken seiner Heiligen auf alle Weise zu verkünden." „Und wenn es niemandem gefallen sollte", sagt sie stolz und lächelnd, „memet ipsam tamen juvat quod feci — mich selbst freuts nun einmal, was ich gemacht habe".

Und dann wendet sie sich nochmals in einer zweiten Vorrede „an den geneigten Leser", in der sie ihre Nichtigkeit und Unzulänglichkeit betont und in der hergebrachten Art die Kundigen um Verbesserung bittet.

Das Büchlein enthält vier Legenden, den Gallicanus, den Dulcitius, den Callimachus, sowie die Büßerin Maria — alles Bekehrungsgeschichten oder Martyrien der Heiligen und Bekenner. Die Stoffe entstammen meist den ersten christlichen Jahrhunderten, den Zeiten der Verfolgung unter den letzten heidnischen Kaisern. Dem entspricht auch die Szenerie und die Wahl der Personen. Die Kaiser treten selbst auf, ihre Feldherrn und Richter. Da ist der Heide Gallicanus, der des Konstantin Tochter ehelichen will, aber im Kriege während schwerer Kämpfe bekehrt wird, Verzicht leistet und sich für das reine Leben des Einsamen entscheidet.

Drastischer der Dulcitius, der oft genug den Stil der Komödie erreicht. Hier wird außer der Lebendigkeit des Dialogs das andere Mittel der dramatischen Form herangezogen, die Situationskomik. Im Gegensatz zum Furchtbaren und Ergreifenden wird sie erst recht wirksam. Wir befinden uns mitten in der letzten gräßlichsten Christenverfolgung Diokletians. Die frommen christlichen Jungfrauen Agapes, Chionia und Hirena sollen heidnischen Hofbeamten des Kaisers angetraut werden. Der Kaiser befiehlts. Die Mädchen wehren ab und bekennen stolz ihr Christentum, auch als ihnen das Martyrium angekündigt wird. Dulcitius aber, der sie richten soll, entbrennt in Leidenschaft, als ihm die Mädchen vorgeführt werden:

Papae, quam pulchrae, quam venustae, quam egregiae puellolae!

„Potztausend, was für schöne, reizende, wunderbare Mädchen." Da sie sich nicht beugen wollen, kommen sie ins Gefängnis. Nächtlicherweile will Dul-

Digitized by Google

citius sich ihnen nähern. Die Mädchen hören Geräusch im Vorraum, wo rußige Kessel und Küchengeschirre stehen. Erst überkommt sie ein Todesschreck, als sie Dulcitius gewahren. Dann löst er sich in Frohlocken, da sie nach Mädchenart durch die Türritze blicken und sehen, wie der von Gott mit Torheit geschlagene Dulcitius statt der Mädchen, in deren Kreis er sich wähnt, die Kessel, Töpfe und Pfannen an sich drückt und liebkost. Sinnverwirrt und zugleich seinen Soldaten schreckhaft geworden, irrt Dulcitius wieder in die Nacht hinaus. Seine eigenen Soldaten erkennen ihn nicht mehr, sie schreien durcheinander: „Wer kommt daher?" „Ein Besessener". — „Nein, nein, der Teufel selbst." — „Machen wir uns fort." Da es dunkle Nacht ist, so schreit der Prätor flehend: „Soldaten, was lauft ihr davon? Haltet, wartet, führt mich mit Euren Lichtern zu Bett." Die Soldaten: „Das ist die Stimme unseres Herrn, aber des Teufels Bild, laßt uns eilen, eilen; das Trugbild will uns verderben." So taumelt er verwirrt und hilflos in die Arme seiner Gattin.

Am nächsten Tage sendet Diokletian statt des verhöhnten Dulcitius seinen Obersten Sisinnius, der wirklich die beiden älteren Mädchen zum Martyrium führen läßt, mit der jüngeren Irene es aber noch einmal versucht. Der Tod erregt nur ihr Frohlocken. Wie aber, meint Sisinnius, wenn man sie dem Leben der Schande überantwortet?! Auch das schreckt sie nicht. Sie wird kein Makel berühren, und als sie abgeführt werden soll, triumphiert sie vollends: „Es wird ihnen nicht gelingen." In der Tat, himmlische Helfer entführen sie auf einen entlegenen Berg, und nur durch Pfeilschuß aus der Ferne kann man ihr das Leben nehmen — sie dem ersehnten Martyrium zuführen.

Es ist deutlich, daß hier überall die Motive einfach, aber eben darum eindrucksvoll sind; auch die Welt der Werte ist eng, aber stark empfunden: Preis der Jungfräulichkeit und ihr Martyrium; schon ihre Gefährdung ist im Sinne dieses Lebensideals das Schrecklichste. Die Dichterin verweilt dabei schwerlich wegen des Reizes der Situationen oder gar aus eigenem Erlebnis, wie man ziemlich töricht gemeint hat, sondern aus der Gegebenheit des Gegensatzes. Psychologische Entwicklungen werden an keiner Stelle ernstlich versucht; aber wo es sich darum handelt, einen Seelenzustand zu beschreiben, da geschieht es mit den Mitteln des Dialogs knapp und eindrucksvoll. So auch im Callimachus. Der Jüngling gesteht erst den Freunden, dann der von ihm angeschwärmten frommen Frau des Andronikus, der Drusiana, seine glühende Leidenschaft. Die bestürzte Frau, die schon das Lager ihres Mannes nicht mehr teilt, wünscht sich den Tod, und ihr Verlangen wird erfüllt. Nun aber erfolgt das Gräßlichste. Durch den Bösewicht Fortunat gelangt Callimachus zu der noch lebenswarmen Leiche der geliebten Frau, entschleiert sie, wird aber eben im Rausche seiner Leidenschaft gleich Fortunat von einer furchtbaren Schlange getötet. Gott selbst erscheint dem Andronikos und kündigt ihm die kommenden Wunder an. Der heilige Johannes, als Hirte der Gemeinde, begleitet Andronikos, vertreibt die Schlange und erweckt die Toten zum Leben. Neben der erwachten Drusiana gelobt Callimachus seine Besserung, während der Bösewicht Fortunat das wiedergeschenkte Leben verwünscht und aufs neue tot dahinsinkt.

Von noch größerer Lebendigkeit und Einfachheit zugleich ist das vierte Schauspiel der Hrotsvit, der Abraham oder die Geschichte von Sündenfall und Bekehrung der Maria, Nichte des Abraham.

Digitized by Google

Szenerie ist die aus den ältesten Heiligenleben der ägyptischen Mönche bekannte Wüste und Wildnis, das Leben in Höhlen. Die heiligen Eremiten Abraam und Effrem hausen da weltabgeschieden, tauschen gelegentlich ihre Gedanken, und im Dialog zwischen ihnen wird auch erzählt, wie Abraam seine neunjährige Nichte aus der Welt genommen und Christus angelobt hat. Sie verbringt in einer Zelle neben der seinigen ihr Leben als junge Heilige. Aber nach zwanzig Jahren naht ihr ein Verführer in Mönchsgestalt. Maria, die es einmal gelernt hat, ihre Zelle zu verlassen, ist bald mit dem falschen Freunde verschwunden und in den bitteren Freuden der Welt untergegangen. Abraam erfährt das alles, auch ihren gegenwärtigen Aufenthalt; er macht sich auf, die Nichte zurückzugewinnen. Es wird höchst lebendig geschildert, wie der Alte in die anrüchige Wirtschaft kommt, sich als Liebhaber einführt, um zu Maria zu gelangen.

„Grüß Gott Herr Wirt." — „Sei gegrüßt mein Gast."

„Gibts Nachtquartier für einen müden Wanderer?" „Aber freilich, wir stehen zu Diensten."

„Trefflich." „Tritt ein zum Nachtmahl."

„Ich danke für die Aufnahme, doch möchte ich mehr; ich sehne mich nach der Gesellschaft jenes schönen Mädchens, das bei Dir wohnt; man spricht in aller Welt von ihr, so wunderbar muß sie sein." „Ihr werdet Euch nicht täuschen."

Nun ruft der Wirt ins Haus: „Maria, Maria, flink, flink, zeig Deine Schönheit dem Fremdling."

Maria: „Ich komme, ich komme".

Der Alte (für sich): „O welche Qual, meine Tochter im Herrn in so liederlicher Umgebung wiederzufinden; aber noch darf ich mich nicht verraten, noch gilts die Tränen zu zwingen.

(laut) Ach, küsse mich Maria!"

Maria: „Ich küsse Dich nicht nur, ich liebkose Dich so viel Du willst."

Dann aber stutzt sie, und die Erinnerung überkommt sie, noch ahnungslos; sie seufzt; ihr selbst kommen die Tränen. Abraam bemerkt es, spricht: „Hier in der Gaststube ist nicht der Ort zu Gedanken; ich bin müde." Man hebt die Tafel auf. Maria spricht: „Komm, mein Herr, komm, komm zu Deiner Kammer." Und nun erkennen sie sich; tränenüberströmt fleht das Mädchen den alten Seelenführer an, sie ihrem früheren Frieden, ihrer Ruhe und Seligkeit zurückzugeben. Die Erfüllung meldet ein letztes Zwiegespräch zwischen dem alten Effrem und dem heimgekehrten Abraam; damit klingt das Stück aus.

Die Höhe dieses lebensvollen und doch innigen Stückes ist von der Hrotsvit nicht wieder erreicht. Da sie selbst — man möchte so sagen — eine Gesamtausgabe ihrer Werke veranstaltet hat und diese uns mit den Vorreden und Zwischenbemerkungen in der ursprünglichen Anordnung überliefert ist, so wissen wir, daß dem Abraham nur noch zwei Schauspiele folgten, die Bekehrung der Thais und das reichlich frostige Martyrium der drei Mädchen Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Fides, Spes und Caritas sind Töchter einer vornehmen Römerin; Kaiser

Digitized by Google

Hadrian befiehlt sie vorzuführen. Die übliche Zwiesprache, Weigerung, dann das Martyrium in ausgesuchten Formen, die von der Dichterin dem Prudentius entnommen worden sind. Die besondere Wendung dieser Wundergeschichte liegt nur darin, daß die den Jungfrauen zugefügten Quälereien doch nur von den Henkersknechten als Schmerzen empfunden werden. Die drei Mädchen werden schließlich hingerichtet, die Mutter erfleht und erhält den Tod am Grabe der Kinder.

Damit sind die dramatisierten Erzählungen der Hrotsvit zu Ende. Ob sie noch andere später versucht oder beendet, was an Entwürfen und Plänen in ihr lebte, ist ohne Überlieferung geblieben. Für uns wandte sie sich von einer bestimmten Zeit ihres Lebens ab, immer noch in jungen oder mittleren Jahren, zur geschichtlichen Erzählung. So ist es zum Schluß noch die schöne Pflicht des Historikers, auch der ersten geschichtsschreibenden Frau unseres Landes den Kranz zu reichen.

Wir haben von der Hrotsvit zwei geschichtliche Werke, das Buch von den Taten Kaiser Ottos und das Werkchen von den Anfängen des Klosters Gandersheim; beide sind nicht umfangreich.

Aus Sprachschatz und literarischen Motiven kann man annähernd feststellen, in welchen alten Schriftstellern die Hrotsvit belesen war; sie kannte die Römer Vergil, Terenz und Plautus; sie kannte die Christen Prudentius, Sedulius, Boethius und den Freund Karls des Großen Alkuin; sie kannte auch den Waltharius des Eckehard von St. Gallen aus der jüngsten Zeit und vieles andere.

Als sie sich aber der Zeit- und Hausgeschichte zuwandte, bedurfte sie anderer Quellen als der literarischen. Nun schöpfte sie, deren Sprachbeherrschung durch so lange Übung eine immer freiere geworden war, wie schon beim heiligen Pelagius, ganz aus mündlicher Überlieferung und aus Eindrücken des Tages. Ob sie sich nun schon mit der Geschichte des regierenden Kaisers an einen großen historisch-politischen Stoff wagte, sie hörte auch hier nicht auf, Frau und Dichterin zu sein. Das gilt für Auswahl und Art der Behandlung auch von der Geschichte des eigenen Klosters.

Die Taten Ottos sind uns nur in Bruchstücken überliefert, es sollten anderthalb tausend Hexameter sein, aber Vers 753 bis 1140 und 1189 bis 1478 sind verloren; zwei ganze Lagen, wir würden sagen Bogen, fehlen der Regensburger Handschrift, und einstweilen ist nirgends ein Ersatz dafür. Aber die Stücke sind in sich einheitlich und geben eine Vorstellung vom Ganzen. Überall erregen das Interesse der Dichterin am meisten die Familiengeschichten, insbesondere Verlöbnisse und Heiraten. Von Heinrich I. ist kurz die Rede, mehr von seinen drei Söhnen, ausführlich von Ottos Verbindung mit Eadith, der angelsächsischen Prinzessin. Die Dichterin weiß wohl, daß es im Hause der Liudolfinger, gerade auch unter den Brüdern, viel blutigen Zwist gab; aber diese peinlichen Verwirrungen sind bei ihr die Werke des Teufels, des bösen Feindes der Menschen. Mit großer Liebe verweilt sie bei der romantischen Verbindung Ottos mit seiner zweiten Gemahlin Adelheid, dieser Burgunderin aus karolingischem Hause, bedrängt, geflohen, befreit durch unterirdische Gänge und erhöht zu des Königs und Kaisers bewunderter und einflußreicher Gemahlin.

Die Darstellung von den Taten Ottos ist begonnen vor 965, vollendet vor 968. Dann machte sich die Dichterin an die Erzählung von den Anfängen des Klosters Gandersheim; ich habe oben ein längere Probe daraus gegeben. Die

Digitized by Google

Legende und das Wunder sind auch hier anmutig in die historische Darstellung verwoben. Die historische Darstellung selbst ist vor allem Hausgeschichte der regierenden Familie bis zum Tode der Äbtissin Christina, der jüngsten Tochter des Gründers Liudolf, gestorben 919. Man könnte sagen, die Anfänge des Klosters Gandersheim sind der später entstandene erste Teil derselben Hausgeschichte, von der die Taten Ottos den zweiten Teil bilden. Vielleicht liegt es daran — vielleicht ist das Werk aber doch unvollendet geblieben, da die Erzählung schon so früh abbricht.

Eine späte Nachricht will wissen, daß Hrotsvit noch ein Gedicht verfaßt habe über die heiligen Päpste Anastasius und Innocentius, deren Reliquien durch Papst Sergius an Liudolf und Oda und somit an Gandersheim gekommen waren; jetzt ist es jedenfalls verschollen. Das ist doppelt zu beklagen. Denn von Hrotsvits Leben künden nur ihre Werke. Wir kennen sie nur im Spiegel ihrer Dichtungen. Kein äußeres Zeugnis verrät uns etwas von ihrer Herkunft, von ihrem Alter, ihrem Ende. Sie mag vor rund 1000 Jahren geboren sein, vielleicht erst 930 oder gar 935; sie erlebte (nach einer späteren Andeutung) noch die Regierung Ottos III. Dann wäre sie um die Jahrhundertwende, um das Jahr 1000, in hohem Alter gestorben. Das alles ist ungewiß.

Was ihr Bild unsterblich gemacht hat, das ist nicht ihr klösterliches Leben oder bloß ihre Belesenheit und ihre Schriftstellerei. Was unvergleichlich an ihr bleibt, ist doch der Herzschlag eines ungemein lebhaft und natürlich empfindenden Menschen, spürbar in den einfachen Zügen ihrer oft sonderbar verkleideten Werke. Diese naive Hingebung an ihre Sache, dieses Lernen und Lernenwollen, dieses Ringen und Gestalten an fremden Stoffen, immer in dem einfachen, ganz beherrschenden Gedankenkreis ihrer klösterlichen Ideale. Sie ist die erste für uns lebendig gebliebene Seele unserer Vorfahren, das erste Sachsenmädchen, das mehr als Name und bloß Schicksal wäre. Dazu in der rührenden Empfänglichkeit ihrer jungen Seele ein Unterpfand der geheimnisvoll ursprünglichen und idealen Beanlagung dieses edlen Stammes der Sachsen, dem sie entsproß.

Franz von Assisi

Von

Gustav Schnürer

Nicht viele von denen, die in diesen Wochen nach Assisi gepilgert sind, um das siebente Centenarium des Tages zu feiern, an dem in Portiuncula der treue Sohn der Herrin Armut nackt auf dem Erdboden liegend seine Seele dem Schöpfer zurückgab (4. Oktober 1226), werden wissen, daß die Franziskusforschung in diesem Jahre noch ein anderes Jubiläum feiern kann.

Vor 100 Jahren wurde das Interesse an dem Heiligen von Assisi zuerst wieder in weitere Kreise getragen durch einen kleinen Zeitschriftenaufsatz, den

Digitized by Google

Joseph Görres 1826 in seinem flammenden Stil für den damals in Straßburg erscheinenden Mainzer „Katholik" geschrieben hatte. Die Abhandlung trug den bezeichnenden Titel „Der heilige Franziskus von Assisi ein Troubadour". Von der gleichen Seite, aber tiefer schürfend, beleuchtete den Heiligen der Professor der Literaturgeschichte in Lyon, Friedrich Ozanam, durch sein noch heute wertvolles Buch über die Franziskanischen Dichter im 13. Jahrhundert. In protestantischen Kreisen weckte das Interesse an dem umbrischen Heiligen Karl Hase durch seine vor 70 Jahren erschienene Biographie. Neue Kreise erfaßte Henry Thode mit seinem Buche „Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien" (1884).

Vor allem aber hat Paul Sabatier das Interesse der Gebildeten aller Länder für den Heiligen erregt durch seine feine, gefühlvolle Biographie, die zuerst 1893 erschien. Assisi weiß, wie sehr es ihm dafür dankbar zu sein hat. Wenn die vielen Fremden die Erinnerungsstätten des Poverello aufsuchen, so fragen sie meist auch nach Sabatier, der sich oft dort aufzuhalten pflegt. Er verdient das. Wer das Glück hatte, auch nur kurze Zeit mit dem französischen Gelehrten zu verkehren, ist ergriffen von der echten und tiefen Verehrung, die er dem Heiligen entgegenbringt. Für ihn, den protestantischen Theologen, ist Franz allerdings nicht der Heilige der katholischen Kirche, aber der Heilige der Christenheit, der Menschheit als der lauterste Gottsucher. Man kann die Frage erheben, ob Sabatier bei dieser Auffassung nicht modernem religiösem Subjektivismus mehr Spielraum gestattet, als historisch berechtigt ist, aber niemand wird ihm die großen Verdienste absprechen, die er sich durch seine Quellenpublikationen, Handschriften-Studien und kritischen Untersuchungen erwarb. Seine Anregungen führten hauptsächlich dazu, daß eine eifrige Quellenforschung einsetzte, an der sich Gelehrte aus allen Ländern, auch zahlreiche Deutsche beteiligten. Von letzteren nennen wir nur Heinrich Boehmer, Walter Goetz, Karl Wenck, Heinrich Tilemann und die Franziskaner Bihl und Lemmens.

Während die Quellenforschung jetzt zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, über den wir erst durch weitere Quellenfunde wieder hinwegkommen würden, scheint noch eine größere Unklarheit über die weltgeschichtliche Einstellung des Heiligen vorhanden zu sein. Natürlich wurzelt auch er in seiner Zeit, über die er sich aber weit erhebt und hinausgeht, denn sonst würde er nicht noch heute in so hohem Maße unsere Aufmerksamkeit erregen.

Es kann kein Zweifel sein, daß Franz von der Stimmung der Kreuzfahrer ausgeht. Er selbst erschien im Jahre 1219, auf der Höhe seines Lebens stehend, am Nilufer im Lager der Kreuzfahrer, freilich ein Kreuzfahrer ganz anderer Art als die, welche damals vor der Feste Damiette lagerten, deren Eroberung er sah mit all den Szenen wilder Grausamkeit und neidischer Zwietracht, die ihn so entsetzten, daß er das Kreuzfahrerheer verließ.

Zu einem Kreuzritter eigener Art war Franz geworden, seitdem er seinen Plan, sich in Unteritalien zum Ritter schlagen zu lassen, in Spoleto aufgegeben hatte und nach Assisi zurückgekehrt war, um nun der Gefolgsmann des Höchsten Herrn zu werden. Zu dessen Dienst fühlte er sich ganz frei, als er nach seiner Lossagung vom Vater in die Welt hinauszog, nichts an sich habend als den vom Bischof geschenkten Mantel, auf den er sich mit Ziegelstein ein Kreuz zeichnete. Da jubilierte er, indem er in der Waldeseinsamkeit des Berges Subasio die

Digitized by Google

französischen Ritterlieder vom Helden Roland und König Artus sang, die ihm immer wieder auf die Zunge kamen, wenn er das Glück seines neuen Berufes in seinem tiefsten Innern fühlte. Als dem Jubelnden Räuber in den Weg traten und ihn fragten, was er sei, erwiderte er: „Ich bin der Herold des großen Königs." Sein Glück bestand darin, daß er jetzt in dem höchsten Dienstverhältnis stand. Diese Stimmung des loyalen Rittersmannes blieb ihm zeitlebens. Sie wollte er auch seinen Jüngern übertragen.

Es ist kein Zufall gewesen, daß der, welcher ihn am ersten begriff, ein Adliger aus Assisi war, Bernhard von Quintavalle, und die Sammlung der Frauen, die ihm im zweiten Orden folgen sollten, übernahm ein Sprößling des edlen Geschlechtes der Sciffi, die heilige Klara, die als 16jähriges Mädchen seine Ideale mit der intuitiven Feinheit des weiblichen Gemütes sogleich voll erfaßte und mit frauenhafter Zähigkeit auch höchsten kirchlichen Würdenträgern gegenüber vertrat.

Als ein anderer aus der Reihe seiner ersten Gefährten, Ägidius, die Aufnahme in die junge Genossenschaft begehrte, beglückwünschte ihn Franz mit folgenden Worten: „Wenn ein Kaiser nach Assisi käme und einen aus der Stadt als seinen Ritter, Kämmerer oder vertrauten Diener mit sich nehmen wollte, wie müßte man sich nicht darüber freuen! Um wie viel mehr mußt du dich jetzt freuen, da der höchste Gebieter dich zu seinem Ritter und geliebtesten Diener auserkoren hat?"

In Rieti begegnete er einst einem jugendlichen Ritter aus dem Geschlechte der Tancredi, der hoch zu Roß und in glänzendem Waffenschmuck die Augen aller Vorübergehenden auf sich zog. „Herr Ritter" — redete ihn Franz an — „Wehrgehenk, Schwert und Sporen sind nichtiger Glanz. Wie wär's, wenn ihr statt des Gurts einen rauhen Strick, als Schwert das Kreuz Christi und statt der Sporen den Staub und Schmutz des Feldes tragen würdet? Folgt mir nach. Ich werde euch zum Ritter Christi schlagen." Der Ritter stieg vom Pferde und empfing den neuen Ritterschlag. Das war die Bekehrung des Angelus. Er wurde einer der vertrautesten Jünger, weil er mehr als manch anderer die Gesinnung teilte, die Franz mit der ritterlichen Ideenwelt verband.

Gleich einem mit seinem Seigneur auf ritterliche Abenteuer ausziehenden Knappen wollte Franz sich immer dem Rufe seines Herrn überlassen, ohne sich selbst durch langes Erwägen die Pfade zurechtzulegen, die er beschreiten sollte. Für ihn gab es nur ein Überlegen: Was sagt mein Herr? Worin besteht sein Vorbild? Wie der allergetreueste Dienstmann will er die Worte seines Herrn erfüllen und sein Beispiel nachahmen. Das Vorbild des Menschgewordenen Gottessohnes zu befolgen, das Reich Gottes nach den Weisungen des aus Liebe zu den Menschen arm gewordenen Heilandes auszubreiten, ohne im geringsten an ihnen zu deuteln, war der Lebensberuf, der ihm von Oben gewiesen war. Mit seiner überaus lebhaften Phantasie stellte er sich vor, was der Herr auf Erden einst getan und gelitten hatte. Wenn er an die tiefe Erniedrigung des sichtbar gewordenen Gottessohnes denkt, dann löst sich bei ihm die echt ritterliche Tugend der Großmut aus. Es ist ihm unerträglich, es besser haben zu sollen als sein Herr, der in armseliger Krippe gelegen, am Kreuze gehangen, sich unter leblosen Gestalten im allerheiligsten Altarsakrament verbirgt. Das allerärmste Leben ist ihm immer noch zu gut. In Qualen und Schmerzen lobt er den Herrn, der viel mehr gelitten als er. Darum frohlockte er vor allem, als er die Wundmale seines

Digitized by Google

gekreuzigten Herrn am Kreuzerhöhungsfest 1224, einem der höchsten Feste der Kreuzfahrerzeit, auf der Höhe von La-Verna an seinem Körper erblickte.

Die Nachfolge Christi erfaßt und verwirklicht Franz in den Formen ritterlichen Dienstes. Die Hoheit ritterlicher Gesinnung, die wir heute noch werten als bestes geistiges Erbe, das aus feudaler Zeit sich erhalten hat, preist er nicht bloß. Er handelt danach wie keiner in seiner Zeit, weit hinter sich lassend, was von Äußerlichkeit, Prahlerei, Gebieterlaune und rohem Übermut nur zu reichlich in der Ritterwelt um ihn vorhanden war. Er ist der reinste Vertreter des gotischen Menschen, wenn wir unter diesem modernen Schlagwort die vertrauensvolle Hingabe des ritterlichen Dienstmanns verstehen wollen, durch welche die abendländische Gesellschaft geistig gekennzeichnet wird in der Zeit, als die gotischen Kathedralen den Triumph der abendländischen Kirche in idealem Streben und Schweben der Steine großartig versinnbildeten.

Die Denkweise der ritterlichen Welt, die wie die gotische Kunst in Frankreich ausgebildet worden war, scheint der Heilige von seiner Mutter, Frau Pica, überkommen zu haben, der er wahrscheinlich auch die Kenntnis der französischen Sprache verdankte, die damals weit in Italien verbreitet wurde, vornehmlich durch französische Spielleute, die in vielen Städten die Heldendichtungen ihrer Heimat ertönen ließen. Weil Franz diese Dichtungen so gern nachsang und französisch sprach, erhielt er wohl zuerst von den fröhlichen Genossen seiner Jugend den Scherznamen Francesco (Französchen), unter dem wir jetzt den heiligen Poverello verehren.

Ganz anders als die innere, feine Art der Mutter, war die des Vaters Pietro Bernardone. Sie lehnte sich viel mehr Auffassungen und Gesinnungen an, die den Anfängen der italienischen Renaissance zugrunde liegen, jener geistigen Bewegung, durch die Italiens reich gewordene Städte mit ihrer civiltà die Führung im Abendlande übernehmen sollten und deren erste Vertreter für Franz als den Ruhm Italiens schwärmten, für die man, aber mit wenig Recht, Franz selbst als Vorläufer ansehen wollte.

Pietro Bernardone betrieb in Assisi einen einträglichen Tuchhandel, der damals der eigentliche Mode- und Luxushandel war. Durch zähes Streben und kluges Rechnen emporgekommen, wollte er seinem Sohne eine äußerlich glänzende Zukunft sichern. Er wurde schwer enttäuscht. Mit noch viel schärferem Widerspruch als gegen die Auswüchse des Rittertums lehnte sich Franz gegen solche Ziele auf, als ob er vorausgesehen, wie das ungezügelte Streben nach Geld Gefahren brachte, die erst im Aufsteigen waren, während das Hohle im Rittertum schon von vielen erkannt war.

Den tiefsten Einschnitt in seinem Leben bedeutete die unerhörte Szene vor dem Bischof Don Guido Secundi von Assisi, als Franz sich von seinem Vater lossagte, ihm das Geld zurückgab, das in der Fensternische von Sankt Damian lag, sowie alle Kleider, die er an sich hatte. Seitdem wurde er der Heilige der äußersten Armut, der für nichts so verächtliche Worte hatte als für das Geld. Von diesem Standpunkt führen keine Brücken zur Renaissancebewegung hinüber, die in dem Glanze des Reichtums schwelgte. Für solches Schwelgen und Genießen kann Franz unmöglich als Vorläufer angesehen werden.

Er ist es ebensowenig, wenn man die geistige Richtung der Renaissance ins Auge faßt. Gegenüber einem kritischen Intellektualismus und kopierenden literarischen Formalismus bedeutet Franz den entgegengesetzten Pol. Er ist äußerste

Digitized by Google

Einfalt, spricht und schreibt fast wie ein Kind, das seinem Herzen den einfachsten natürlichen Ausdruck gibt, ohne den Eindruck dieser Worte vorher abzumessen. Darin lag das Ergreifende seiner Ansprachen, die nun freilich auch dadurch packten, daß er mit seinem raschen Erfassen und lebhaftem Empfinden das treffende Wort sogleich fand und es mit noch mehr sagender Geste begleitete. Er selbst bezeichnete sich als Idiot, was ein Mann der Renaissance, der Verdemütigung meist nur als berechnete Schmeichelei kannte, niemals getan hätte. Die Herzenseinfalt und die Aufrichtigkeit sind die Tugenden, auf die er besonderen Wert legte, und die uns in vielen jener köstlichen Erzählungen aufleuchten, die, legendenhaft erweitert, zumeist in den Fioretti zusammengefaßt sind.

Solche Erzählungen bildeten das Entzücken des frommen italienischen Volkes von Generation zu Generation bis auf unsere Tage. Vielleicht nichts hat so sehr zur Bildung des schlichten, freundlichen italienischen Volkscharakters, aber auch zur Volkstümlichkeit des Poverello in Italien beigetragen als der Kranz dieser Erzählungen, deren heimatlicher Duft den besonderen Zauber bildet, der für viele moderne Verehrer von dem Heiligen ausströmt.

Der Berührung des Heiligen mit dem Volke lag nun allerdings eine andere Auffassung zugrunde als jene, welche dem in Italien immer fremdartig empfundenen Rittertum innewohnte mit seinen über- und untergeordneten Rangstufen und seinen steif werdenden Gesellschaftsformen, die eine dünne Oberschicht kastenartig abzuschließen drohten. Dafür bildete sich in Italien zuerst jener genossenschaftliche Geist aus, durch den Gleichgestellte in Kommunen, Brüderschaften und Zünften zusammengefaßt waren.

Wie Franz in seinem Verhältnis nach oben die ritterliche Denkungsart in höchster Veredelung anwandte, so sehen wir ihn im Verhältnis nach unten den genossenschaftlichen Geist vertiefen, indem er das, was in demokratischem Sinn als Gleichstellung gefordert wurde, freiwillig in ungemessener Selbstverdemütigung anbot. Seine Jünger sollten vor allen anderen zurückstehen, sich Minderbrüder nennen lassen, und ihre Vorgesetzten sollten sich als Diener (ministri) bezeichnen. Er hat dieser Stimmung den schönsten poetischen Ausdruck gegeben, indem er sich im Sonnengesang — seinem kostbaren Beitrag zu der in ihren Anfängen stehenden italienischen Dichtung — mit allem, was der Herr erschaffen und angeordnet hat, zum Lobe des Höchsten vereint. In der Freude, die er darüber empfindet, ein Kind Gottes zu sein, sind ihm alle Geschöpfe Brüder und Schwestern: Sonne, Mond und Sterne, Feuer und Wasser, Fische und Vögel. Mit ihnen und allem, was der Herr in der Natur erschaffen hat, will er in echt genossenschaftlicher Idee sich vereinen, er nur einer von endlos vielen Ungezählten, um Gott zu loben und ihm zu dienen.

Genährt von solchen Gedanken, durchwehte eine sonnige Stimmung die Genossenschaft Franzens. Der religiöse Urquell, aus dem dieser Frohsinn floß, versiegte auch nicht in trüben Zeiten. Für solche bereitete sich Franz schon frühe vor in seinen Ermahnungen über die vollkommene Freude. Das Kapitel, das wir darüber in den Fioretti haben, wird mit Recht als eines der schönsten angesehen. Neuerdings wurde von P. Boghetti in einer Florentiner Handschrift eine Variante gefunden, die vielleicht ursprünglicher ist und deshalb hier Platz finden dürfte.

Es ist ein Gespräch zwischen Franz und seinem treuesten Genossen, Bruder

Digitized by Google

Leo, der sein Sekretär und Beichtvater war, zu Portiuncula. „Schreibe — so sagte Franz zu Bruder Leo — worin die wahre Freude besteht. Ein Bote kommt und berichtet, daß alle Magistri von Paris in den Orden eingetreten seien. Schreibe, daß darin nicht die wahre Freude besteht. Er berichtet weiter, daß alle Prälaten jenseits der Alpen, Erzbischöfe und Bischöfe, gefolgt seien. Auch das nenne ich nicht die wahre Freude. Aber wenn ich so große Gnade von Gott empfangen hätte, daß ich Kranke heilen und viele Wunder tun könnte? Ich sage dir, daß in allen diesen Dingen nicht die wahre Freude zu suchen ist. „Wann haben wir nun die wahre Freude?" ruft Bruder Leo ungeduldig aus. Franz: „Ich kehre von Perugia in tiefer Nacht zurück. Es ist Winterszeit, schmutzig und so kalt, daß ich Eiszapfen am Saume meines Mantels habe, die mir die Beine blutig schlagen. So komme ich schmutzig und erfroren an die Pforte, klopfe und rufe. Endlich kommt ein Bruder und fragt: „Wer bist du?" Ich antworte „Bruder Franz." Er: „Schere dich fort. Das ist nicht die Zeit zu reisen. Du wirst nicht eingelassen." Ich bitte und flehe. „Schere dich fort — ertönt es von neuem — du bist ein einfältiger Idiot. Jetzt kommst du nicht zu uns. Wir sind so viele und so ordentliche Brüder, daß wir dich nicht notwendig haben." Ich jammere von neuem an der Pforte: „Aus Liebe zu Gott, gib mir doch Herberge in dieser Nacht." Die letzte Antwort: „Nein, das gibt es nicht. Troll dich zum Quartier der Kreuzträger und bettle dort!" — Ich sage dir — schließt Franz die dramatisch zugespitzte Erzählung — wenn ich dann Geduld übe und nicht murre, dann habe ich die wahre Freude und die wahre Tugend und rette meine Seele." —

Warum gerade eine solche Erzählung in ihrer originellen persönlichen Einkleidung tiefen Eindruck machen konnte, verstehen wir wohl. Sie schöpft aus dem Urschatz des Christentums, seiner Lehre von der Demut, in der keiner ein so drastisches Beispiel gab als der arme Bettler von Assisi, ein Beispiel, das damals vornehmlich wirkte, als die Herrschaft der Christenheit aufzugehen schien in dem Streben nach äußerer Macht und glanzvollem Ruhm, und das für alle Zeiten eine Lehre bietet, die nicht vergessen werden darf.

Die Proben, ob er seine Lehre auch ganz an sich verwirklichen könnte, erbrachte Franz in seinen letzten Lebensjahren, nicht allein in der Ertragung seiner körperlichen Leiden, sondern noch mehr in inneren Konflikten, die uns erst jetzt deutlich vor Augen getreten sind, nachdem wir die primären biographischen Quellen wieder zur Geltung kommen ließen.

Daß er in seinem Innern tief die Schäden der Kirche seiner Zeit empfand, können wir ohne weiteres voraussetzen. Hier bestand aber auch für ihn die Klippe, an der er mit seiner armen Genossenschaft leicht scheitern konnte wie so viele in der religiösen Armutsbewegung vor ihm, besonders die Gefolgschaft des Waldes aus Lyon, die von der Kritik des Weltklerus zum Bruche mit der Kirche gekommen war. Mit den Katharern vermischt traten die Waldenser in offener Revolution der Kirche gegenüber, um zum großen Teil in den furchtbaren Albigenserkriegen, die sich damals abspielten, niedergeworfen zu werden. Wie Franz diese Klippe vermied, sagt er in seinem Testament: „Nachher gab mir der Herr und gibt mir noch einen solchen Glauben zu den Priestern, die nach der Norm der heiligen römischen Kirche leben, wegen ihrer Weihe, daß ich zu ihnen meine Zuflucht nehmen will, auch wenn sie mich verfolgen. Und wenn ich auch eine solche Weisheit hätte, wie Salomon sie gehabt hat, und ganz armselige

Digitized by Google

Priester dieser Welt finden würde, so wollte ich doch nicht gegen ihren Willen in ihren Pfarreien predigen. Und sie und alle anderen will ich fürchten, lieben und ehren wie meine Herren. Und ich will an ihnen nicht die Sünde wahrnehmen, weil ich den Sohn Gottes an ihnen erkenne, und sie meine Herren sind. Und das tue ich deshalb, weil ich in dieser Welt nichts von dem höchsten Sohne Gottes körperlich sehe außer seinem heiligsten Leib und Blut, das sie empfangen und sie allein den andern geben . . . Und alle Theologen und die das heiligste Gotteswort darbieten, sollen wir ehren als die, welche uns Geist und Leben darbieten."

Ein noch tiefer wirkender Konflikt hat seine Spuren im Testament hinterlassen. Franz befiehlt darin allen Brüdern, unter keinen Umständen irgendeinen Brief von der römischen Kurie weder für eine Kirche noch für eine Niederlassung, weder unter einem Vorwande der Predigt noch als Schutz gegen körperliche Verfolgung zu erbitten. Er befürchtete, daß durch päpstliche Privilegien irgendwelche Milderungen herbeigeführt werden könnten, die er als Verdunkelung seines ihm vom Höchsten überkommenen Ideals der Armut ansah. Zugleich verpflichtete er aber in seinem Testament seine Brüder, sich der Aufsicht des Kardinals Hugolin zu unterstellen, „welcher der Herr, der Beschützer und der Aufseher dieser Bruderschaft ist."

Der Kardinal Hugolin war derjenige, der in den Streit über die Festsetzung der Regel zwischen dem Stifter und den Ministern eingriff, der für den Text der zuletzt vereinbarten, definitiven Redaktion die päpstliche Bestätigung erwirkte und gegen weitere Veränderungen den Text dadurch festlegte, daß dieser in die päpstliche Bulle „Solet annuere" vom 29. November 1223 eingeflochten wurde. Als Papst Gregor IX. hat dann Hugolin nach dem Tode des von ihm schon 1228 heilig gesprochenen Stifters durch die Bulle „Quo elongati" vom 28. September 1230 erklärt, daß das Testament nicht in der gleichen Weise verpflichte wie die Regel und seinerseits eine authentische Erklärung derselben, zumeist in milderndem Sinne gegeben.

Franz wollte die Besitzlosigkeit seines Ordens, der auch in Gemeinschaft nichts besitzen sollte, ohne jede Einschränkung sicherstellen, die äußerste Armut ohne jede Rücksicht durchgeführt haben. Die Kurie suchte ein Durchschnittsmaß aufzustellen, durch das vornehmlich die apostolische Wirksamkeit der Brüder, die doch auch Franz wollte, nicht beeinträchtigt werden sollte. Die Brüder sollten Häuser und Bücher zur Verfügung haben, um sich den Studien hingeben zu können, und darum auch für die notwendigsten Bedürfnisse eine gewisse Sicherheit zu haben. Damit haben die Päpste den Jüngern Franzens nicht allein ihre hochverdienstliche Seelsorgetätigkeit in den Städten der Christenheit sichergestellt, sondern auch die Anteilnahme an der wissenschaftlichen Arbeit auf den Universitäten ermöglicht. Das war gewiß beides eine Forderung der Zeit. An den Universitäten vollbrachte bald darauf die aufblühende Scholastik die Einordnung des durch die Araber vermittelten antiken Wissensstoffes in die christliche Weltanschauung, und neben den Dominikanern Albert dem Großen und Thomas von Aquin glänzten von den Franziskanern Alexander von Hales und Bonaventura in Paris mit den Oxforder Professoren Roger Bacon und Duns Scotus.

Daran dachte Franz nicht. Als der Bote Gottes, der Bannerträger höchster Ideale wollte er nur dasjenige verwirklichen, was er im großen und kleinen als die Stimme Gottes in sich hörte. Was man von ihm in der Unterordnung unter

Digitized by Google

die kirchliche Autorität bei der Frage der Regelgestaltung verlangte, erschien ihm bisweilen wie eine Preisgabe der ihm vom Himmel erteilten Aufträge. Er litt schwer und tief darunter. Aber er wurde keinem untreu, dem er Gehorsam versprochen. Nie verschwieg er, was er als himmlischen Auftrag ansah. Andererseits hielt er das Gehorsamsversprechen, welches er dem Papst Innocenz III. und dessen Nachfolgern gegeben hatte, als er in Rom um Bestätigung seiner Lebensnorm bat, und sicherte damit die große Tätigkeit seiner Jünger für die katholische Kirche. Seiner Unterwerfung unter die kirchliche Autorität ist es zu verdanken, daß das evangelische Armutsideal noch heute von seinen Jüngern uns vor Augen gehalten wird und mehr denn je uns erheben und begeistern kann. Die ritterliche Gefolgstreue hielt Franz davon zurück, daß er die Wege der Waldenser ging und seine Genossenschaft zum Scheitern brachte.

Noch etwas anderes, nicht minder wichtiges, vollführte Franz in der ritterlichen Kreuzfahrerstimmung seiner Zeit. Als geistiger Kreuzfahrer gab er den Anstoß zu den außereuropäischen Missionen, indem er im Herbst 1219 vor den Sultan El Kamil in Ägypten trat, um ihm die christliche Lehre zu verkünden und ihre ideale Verwirklichung zu zeigen. Er eröffnet die Reihen jener Glaubensboten, die seit dem 13. Jahrhundert tief nach Asien bis nach China vordrangen, jener außereuropäischen Missionare, deren Zahl nicht mehr zu Ende gehen sollte. Das war die geistige Fortsetzung der Kreuzzüge, bei welcher der Beruf des Abendlandes zur Übernahme der Führung der Weltkultur zuerst kenntlich wurde.

So wirkte Franz im Zenit des Mittelalters. Die Vorsehung hatte ihn in eine Zeit gestellt, als eine Krisis die Kirche und die abendländische Völkerfamilie heimzusuchen drohte. Heilend und veredelnd griff er ein. Durch seine Vereinigung von ritterlichem Wesen und brüderlich genossenschaftlichem Sinn ist er auf das innigste mit unserer abendländischen Kultur verbunden und kann uns heute noch viel lehren. Er klärte von neuem den Edelsinn des christlichen Abendlandes, indem er die Kreuzzugsbewegung vergeistigte, bei der glühenden Heilandsliebe die weise Leitung der Kirche nicht zurückwies, der christlichen Nächstenliebe durch seine Selbstverdemütigung die höchsten Ziele steckte, indem er, Gefahren der Zukunft vorbeugend, die Auswüchse des materiellen Strebens wie keiner brandmarkte. Franz von Assisi hat uns das Schönste aus dem idealen Erbe des Mittelalters übermittelt. In ihm hören wir noch heute das jugendliche Herz des Abendlandes klopfen.

Wie uns der heilige Benedikt, der Sprößling des Sabinerlandes, das Beste von dem alten Römertum in seinem ernsten, maßvollen Sinn und der Ehrung der väterlichen Autorität, gereinigt von allen Schlacken der Antike, übermittelt hat, so verdanken wir dem umbrischen Heiligen, daß er das Beste aus dem mittelalterlichen Wesen, aus der Jugendzeit des Abendlandes, in seinem frohen Wagemut, seinem treuherzigen, ritterlichen Anschluß, seinem brüderlichen Gemeinschaftssinn mit stärkster Betonung der idealen Lebensgüter weitergegeben hat.

Das muß sein Andenken besonders der Gegenwart teuer machen, die mehr als frühere Zeiten Anlaß hat darüber nachzudenken, was das Abendland in der Kulturentwicklung der Menschheit bedeutet.

Digitized by Google

Ein alter Mann

Erzählung

von

Hans Reiser

Ein Gärtner, ein alter Feldzügler, war mit einer zänkischen Hexe verheiratet, mit der er gut auskam, wenn er sich nicht um sie kümmerte. Er lebte in und von seinem Garten, mit ihm verwachsen, arbeitend und zufrieden, wie er es nicht anders kannte. War nichts zu tun, schlechtes Wetter, oder legte ihn die Gicht nieder, unter ein Dach mit seiner Hausplage, so wurde er nicht ungemütlich. Die Arbeit besorgte sein Sohn, während die Nachbarskinder oder ein alter Kamerad, der es mit der Zahl der Kugeln, die der Gärtner im Leib hatte, nicht genau nahm, seine Heldentaten anhören und bewundern mußten. War er ganz allein, dann unterhielt er sich mit seinen Kanarienvögeln. Riß dann die Alte, die reden und Namen nennen hörte, die Tür auf, um hinein zu schreien: „Immer das ganze Haus voller Leute! Macht, daß ihr weiterkommt!", so blieb ihr der Mund offen stehen, weil niemand da war. „Suchst du jemand?" fragte der Alte dann und schmunzelte wohl ein wenig.

Da ihm Regsamkeit und Beschäftigung Gewohnheit war, die ihn mehr befriedigte, als der Gewinn davon, so änderte er sich auch nicht, als sein Sohn die Arbeit allein bewältigte; er meinte immer noch, er allein mache alles und ohne ihn gehe es nicht. Solche Leute, die jetzt ausgestorben sind, arbeiten aus Bedürfnis, nicht aus Erwerbsgier. Von Geld wußten sie nichts und wollten sie nichts wissen. Die paar Pfennige, die ihnen durch die harten Hände gingen, verdienen nicht Geld zu heißen.

Der Sohn starb plötzlich, und jetzt zeigten sich die Verhältnisse von einer anderen Seite. Es war niemand da, der die Gärtnerei übernahm und fortführte, die Anlagen mußten verkommen und wertlos werden. Es blieb nichts übrig, als das Anwesen zu verkaufen, oder sie mußten am Ende noch an das Armenhaus denken. Der Alte erinnerte sich eines Fabrikbesitzers, der sich einmal erboten hatte, ihm Haus und Garten abzukaufen. Als er diesen Gedanken nur aussprach, führte sich seine Alte auf wie toll, schrie, sie gehe nicht mit, die zwei oder drei Jahre, die sie noch zu leben hätten, würden sie nicht verhungern, und wenn er nichts mehr tun wolle, dann werde sie das Nötige herbeischaffen.

„Mit deinem Geschrei vielleicht?" sagte der Alte.

Digitized by Google

Der einmal erwähnte Gedanke war und blieb der Gegenstand von fortwährendem Zank, Hader, Verdruß und unausstehlichen Auftritten, die dem Alten den Arbeitseifer verleideten. Der fast entwohnte Mangel wurde wieder fühlbarer, und so entschloß er sich, dem grundlosen ewigen Widerspruch des Weibes zum Trotz, zum Verkauf.

Der Erlös war eine für den Fabrikbesitzer recht gewichtlose, für sie, die das Geld nur vom Hörensagen kannten, aber unerhörte Summe, die sie in einen verzückten Schrecken versetzte und für deren Wert und Bedeutung ihnen jeder Begriff fehlte. Sie sahen sich mit einem Schlage reich und gleichzeitig beunruhigt, da sie in ihrer Bedürfnislosigkeit sich nicht vorstellen konnten, was sie mit dem Gelde anfangen sollten.

Sie verließen also ihren ererbten, ihnen durch ein Leben lang ans Herz gewachsenen Besitz, nicht ohne beim Verladen ihrer Habseligkeiten auf einen Handkarren eine der alltäglichen Schimpfszenen aufzuführen. Der Hauptstreitgegenstand war, wie immer, der Verkauf, an den sich mehrere Nebenszenen anfügten. So wollte sie alle Gießkannen, Blumenscherben und Gartengeräte mitführen, wogegen er der Meinung war, mit ihrem Krempel könnten sie ohnehin keinen Staat machen. Er wieder hätte auf Tisch und Bett verzichtet, wenn er nur seine Kanarienvögel mitbekam. Da sie nie zu Ende kam, ließ er ihr ihren Willen, und sagte, seinetwegen könne sie die neue Wohnung mit Kaninchenkisten ausstaffieren. Am Zaune hielten sich die Leute auf und belustigten sich über den alten Krauterer mit seiner Furie.

Die beiden Alten zogen in eine Mietskaserne der Vorstadt, wenig angeheimelt von der Windel- und Kehrichtatmosphäre dieser neuen und doch ruinösen Welt, in der sie, wie Flüchtlinge oder gescheiterte Auswanderer, ihre alten grauen Tage beschließen sollten, beruhigt einzig durch die felsenfeste Gewißheit, von ihrem vielen Gelde wenigstens sorglos leben zu können. So oft sie aber bei einem Blick aus dem Fenster statt Alleen, Lorbeerbäumen und Tulpenbeeten nichts als Gefängnismauern und Schornsteine sahen, meinten sie wieder gar nichts mehr zu haben und glaubten schon halb im Grab zu liegen. Auch der Laune des Alten, der gewohnt war, Hindernisse im Scherz zu nehmen, und seiner Gicht war die Verwandlung vom frischen Luftschnapper zum muffigen Privatier und Wirtshaushocker nicht zuträglich. Sie waren entwurzelt, konnten den Verlust ihres einstigen Besitzes nicht verwinden und den Gewinn ihres jetzigen nicht einsehen. Ihre Unterhaltung war Geld, Geld und wieder Geld. Der unruhige Geist der Großstadt, der aus einer Zeit wehte, in die sie nicht mehr hineinpaßten, fuhr in sie und verdrehte ihnen die Köpfe. Streitigkeiten und Zerwürfnisse häuften sich, aber während der Alte mit dem philosophischen Spruch: „Es ist, wie es ist!“ sich darein schickte, verbiß sie sich mit weibischer Verbohrtheit in ihre Einbildung, unglücklich zu sein. Sie erfand die unseligsten Mittel und Wege, ihr Geld zu verschleudern, um zu beweisen, daß es zu nichts nutz, ihr Leben verkehrt und das Unglück nicht aufzuhalten sei. Der Sohn, dessen Grab außerhalb lag, mußte unter großen Kosten in einen nahegelegenen Friedhof überführt werden und erhielt ein Grabmonument wie Karl der Große. Das alte Grab behielt ebenfalls seinen Grabstein und wurde nicht weniger mit Bäumen und Pflanzen umstellt, mit Kränzen und Blumen überhäuft wie das neue, obwohl nichts darin war. Messen und Gottesdienste, die auch bezahlt sein wollen, waren der Alten Hauptvergnügen, und im übrigen war sie erfinderisch im Geldausgeben

Digitized by Google

für unpassende Kleider, Geschenke und sinnlosen Aufwand, den der am besten betreibt, der das Geld nicht gewöhnt ist und nicht mit ihm umgehen kann. Auch der Alte, sonst der Vernünftigere, stellte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, seinerseits nicht weniger unsinnige Verschwendungen an und sagte, wenn er sie ärgern wollte, er habe die verspielten, verwetteten, verliehenen oder auch verschenkten Summen mit jungen Weibern verbraucht, die unterhaltender seien als alte. Während ihrer ewigen Sticheleien und Differenzen hörten sie etwas von Gütertrennung, das ihnen äußerst praktisch erschien und die sie sofort notarisch vornehmen ließen.

Bald darauf entsagte die alte Frau ihrem Dasein wie eine Pflanze, die das Versetzen in anderen Boden nicht mehr verträgt, und auch zermürbt und aufgerieben von der Bissigkeit und den gereizten, spöttischen und harten Widerreden des Mannes. Das Testament, das sie hinterließ, zeigte ihm, daß sie sich im Grabe noch zu amüsieren und auf ihre Art Geld auszugeben verstand. Es enthielt nur Bestimmungen über die Aufteilung ihrer Habseligkeiten, über die verfügt war bis auf die letzte Nähnadel. Das Geld war an Orden von Betschwestern, an Kapuziner und Franziskaner verschenkt, für Kapellen, Messelesen, Grabausstattung und ähnliche fromme Verschwendungen bestimmt.

Der Alte beschloß darauf, eingeschränkter zu leben und verkaufte in einer Anwandlung von Sparwut geringfügige, wertlose Dinge, darunter die Kanarienvögel, deren sorgloses Getriller er inzwischen satt geworden war, und lebte dann wieder wie vorher. Um jemand zu haben, mit dem man sich über eine sparsame Lebensweise beraten konnte, nahm er sich eine Haushälterin, eine alte, üppige, habsüchtige Person, die Interesse für seinen Kummer heuchelte. Die Vertrautheit der gemeinsamen Beratungen gab ihr Gelegenheit zur Verfolgung ihrer Absicht. Um den alten Mann in ihre Gewalt zu bringen, band sie sich den Strumpf vor ihm und ließ ihre Bluse nachlässig aufgeknöpft, sodaß er sich einbildete, noch jung zu sein und die Gicht, die in seinen Knochen rumorte, für Leidenschaft hielt. Wer war zufriedener als sie, da sie, wenn auch unbefriedigt, mit ihm das Bett teilen durfte? Da es geschehen war, wurde es zur Regel und eine Leichtigkeit, nun auch Macht und Recht mit ihm zu teilen. Ein so gutmütiger Mensch der Alte war, so wenig Glück hatte er mit Weibern. Auch diese Gesponsin entwickelte sich aus einer devoten, überfreundlichen, zu einer dreisten, rechthaberischen und herrschsüchtigen Person, verdarb ihm den Rest von guter Laune und Appetit und sparte an seinem Essen, um die Erbschaft nicht zu schmälern, die ihr in die Augen stach. So konnten die Weiber der Nachbarschaft, welche die Vorgänge dieses Haushaltes so genau kannten, als wäre jedes selbst die Haushälterin davon, Tag für Tag das gleiche Konzert erhorchen: das Geschimpf des alten Mannes, dessen Stimme eine Weile kraftvoll schrie und dann zitternd und hustend versagte, das schrille Gekreisch des Weibes dagegen, Gekrach von zugeschlagenen Türen, Gepolter und Klirren von zerworfenen Schüsseln und Tellern. Waren sie wieder einig, so benützte sie die Aussöhnung, ihn zu etwas zu bereden, was ihr nützlich schien. So redete sie ihm ein, seine Möbel seien alt und unmodern, zu einfach und seiner nicht würdig. Eine neue, sündteure Einrichtung wurde angeschafft, überflüssige Ziermöbel, Fabrikschund von überladenem barbarischen Prunk, ebensolches Geschirr, kurz einer habgierigen, alten Haushälterin Traum von einem Hausstaat verwirklicht.

Das Gerede der Hauseinwohner wurde indessen lästig. Man beschloß den

Digitized by Google

Umzug und die Herrin überredete ihren Knecht zum Ankauf eines an der Stadtgrenze in abgeschiedener Stille verlorenen Häuschens. Hier sahen sie sich wenigstens vor dem Gespenst der üblen Nachrede, vor Mißgunst, Schadenfreude und Neugier sicher. Die Einsamkeit des Ortes, von der sie sich das Glück erhofften, ohne selbst viel dazu beitragen zu können, entpuppte sich aber als eine unbehagliche, trostlose Wildnis. Das Haus war ein Hereinfall, zwar alt und seinem früheren ähnlich, aber auch schadhaft und verwahrlost, feucht, kalt und düster, unbequem und unwirtlich, eine Quelle von Verdrießlichkeiten und zwecklosen Unkosten. Großstadtlümmel und Gassenjungen spürten das Haus auf, stiegen über den Zaun und trieben Schabernack und schadenfrohe Bubenstreiche. Erschien die dicke Magd dann zornrot in der Haustür oder drohte der bleiche Alte mit dem Stock an einem zerbrochenen Fenster, dann verhöhnten sie ihn und warfen ihm die Scheiben vollends ein. Nachts quälten ihn gespenstische Vorstellungen, Geräusche und Träume von Dieben, Einbrechern und Mördern und machten sein Gewissen zittern vor dem leisen Rütteln des Windes.

Er verkaufte die unheimliche Hütte mit Schaden, zog wieder in die Stadt und jagte seine Peinigerin, die ihm noch um ein handsames Stück Schweigegeld erleichterte, davon. Sein Geld war abermals halbiert und gevierteilt, sein Humor in Grimm und Galle, sein guter Mut in Krankheit und verdrießliche Rechnerei zerronnen. Obwohl er sich den Magen gründlich verdorben hatte, ermunterten ihn die abenteuerlichen Gelegenheiten der Großstadt noch einmal, ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen, um sich wieder Humor zu machen, wie er sich ausdrückte. Aber das Mädchen entlief ihm am ersten Tag, vielleicht weil ihm sein Humor nicht gefiel, oder weil ihm irgendein Gerede zu Ohren gekommen war. Der Pflege, Bedienung und Aufheiterung, nun, da er wahrhaft alt, ruiniert, launisch, hypochondrisch und krank war, erst bedürftig, fehlte ihm jetzt das nötige Geld dazu. Ein altes, anspruchsloses Weib besorgte ihm die notdürftigsten Handgriffe.

Von seiner Kuriosität wurden die sonderlichsten Dinge erzählt. Er konnte kein Bier mehr vertragen, da waren ihm auch Krüge und Gläser zuwider, die er an die Wand warf. Ein silberner Humpen, verziert mit Germanengestalten mit Horn und Speer und der Inschrift „Die alten Deutschen tranken immer noch eins", zerbrach nicht. Er verkaufte ihn für einige Pfennige, das sollte den angerichteten Schaden wieder gut machen. Die Kugeln in der Schulter brannten und zwickten und die als Kriegserinnerung lange verehrten Schmerzen wurden ihm so unausstehlich wie die Schlachtenbilder an der Wand, die er eines Tages schnurstracks zum Fenster hinunterwarf, Gassenkindern zur Freude, die sich darum balgten. Sein geschnitztes, eichenes Bett war ihm zu hoch. Die Gicht, die seinen Beinen so schmerzte, daß er sie hätte abschneiden mögen, hinderte ihn, hineinzusteigen; nicht aber, unter das Bett zu kriechen und die Bettfüße abzusägen. Als er damit fertig war, gefiel ihm das Bett nicht mehr, es war zu niedrig. Sogleich schleppte er sich an seinem Stock in Schnee und Regen aus dem Haus und von einem Trödler zum anderen, um es zu verkaufen. Ein Jude, der behauptete, es sei nichts mehr wert, nahm es in Tausch gegen eine verschimmelte Truhe von einer Bettstatt, in der kein Hund hätte schlafen mögen. Aber dem Alten gefiel jetzt die Einfachheit wieder. Er verschleuderte, was noch im Hause war und behielt nur Tisch und Bett und Messer und Gabel. Was er vergaß zu verkaufen, nahmen sich andere von selbst, was ihm schon genommen war, brauchte er nicht mehr zu ver-

Digitized by Google

kaufen. Da ihm alles im Wege war, wurde ihm alles aus dem Wege geräumt, und die alte Aufwärterin war darin mit der Zeit nicht ungeſchickter als ihre Vorgängerin. Bekannte und Verwandte, die von ſeiner Freigebigkeit hörten, beſuchten, tröſteten und umſchnüffelten ihn, denn ſie hofften, es ſei noch etwas zu ſtehlen da. Sie waren allzu plump und durchſichtig. Er zitterte vor Zorn, wenn jemand kam und ſagte dann, er ſei noch nicht ganz tot, ſie möchten ſpäter nachſehen. „In einer halben Stunde vielleicht!“ Er grübelte, wie er den armſeligen Reſt ſeines Geldes ihrer Gewinnſucht entziehen könnte und erinnerte ſich an ein Waiſenkind aus der Nachbarſchaft, das in einem Kloſter aufwuchs. Dem übermachte er ſeine letzten wenigen hundert Mark und behielt ſo gut wie nichts für ſich. Aber er fand es genußreich, zu hungern und doch noch eine Erbſchaft zu hinterlaſſen, nur nicht denen, die darauf hungrig waren.

Dieſen verrückten Einfall mußte er büßen, als er ſich raſch ins jämmerlichſte Elend gleiten, ſeine Pfennige vertrunken und als läſtiger Schuldner und Schnapsbruder ſich überall vor die Tür geſetzt ſah. In bitterem Trotz blieb er dabei, nichts rückgängig zu machen, keinen Finger gegen die Not zu rühren und niemand anzubetteln, um niemand eine Genugtuung zu verſchaffen. Der Fabrikherr, der ihm ſein Grundſtück abgekauft hatte, erlaubte ihm ſchließlich, in einem Zimmer des Gärtnerhauſes zu vegetieren, ſo lange, bis es abgebrochen werde. Dort hauſte er hinter verſchloſſenen Türen, durch die kein lebendes Weſen eindrang, unter Fluchreden auf ſich und das Geld, die Fabriken und die Weiber. Verirrte ſich jemand an die Hütte, ſo waren es Kinder, die ſich den Scherz machten, zu klopfen und zu läuten, weil dann der Alte aus dem Fenſter ſchrie: „Bin nicht zuhauſe!“ Bis ſich eines Tages nichts mehr rührte, das Haus merkwürdig ſtill und ausgeſtorben dalag.

Da liefen ſie weg und ſuchten ſich einen anderen Spielplatz.

Die Grundlagen des Individuums

Von

Gertraud Haaſe-Beſſell

Der Menſch iſt gemäß einer Veranlagung gewöhnt, ſeine Umwelt nach der Urſache ihrer Exiſtenz zu durchforſchen und vor dieſe wieder eine andere zu ſtellen, ſo daß ſchließlich Kauſalreihen entſtehen, deren Anfang ſich in der Dämmerung des Unbekannten verliert. Jede dieſer Linien hat ihre Eigengeſetzlichkeit und logiſcherweiſe iſt es nicht angängig, ſie ſich willkürlich kreuzen zu laſſen. Wir leben aber in einer Zeit, wo die Neigung hierzu in hohem Maße beſteht. Die Philoſophie bemüht ſich, ſich der Naturwiſſenſchaften zu bemächtigen und in ihnen experimentell zu werden. Sie führt dabei Methoden ein, die der Logik des chemiſch-phyſikaliſchen Denkens nicht Rechnung tragen, ſondern ganz anderen Vorausſetzungen entſtammen. Unſer Körper ſetzt uns mit der Gewalt des Tatſächlichen in die chemiſch-phyſikaliſche Urſachenkette hinein, und wir dürfen nicht verſuchen, die uns hier verbleibenden Ungreiflichkeiten mit Denkgebilden

Digitized by Google

auszufüllen, die in diesem Zusammenhang nur leere Begriffe sein können. Der Materialismus von heute hat seinen Namen aufgenommen in der Betonung seiner Beschränkung. Er steht den Welträtseln mit großer Bescheidenheit gegenüber und bekennt sich zum Agnostizismus. Die Lücken neben dem Bekannten zeigen sich in seiner Betrachtungsweise besonders schroff, weil sie eben nicht von dem Rankwerk der Spekulation überdeckt sind, einer Verführung, welcher der Neovitalismus in allen seinen Schattierungen nicht entgangen ist. Die unterschiedliche Denkungsweise tritt besonders bei einem Grundbegriff zutage, der im Mittelpunkt der Diskussion steht, bei dem der „Individualität", oder der „Ganzheit", wie man jetzt lieber sagt. Hier hat einerseits die philosophische Fassung, andererseits die Notwendigkeit, den vielgestaltigen Tatsachen Rechnung zu tragen, zu einer Unsicherheit der Definition geführt, die dem Mißverstehen Tür und Tor geöffnet hat. Bei dem großen Raum, den die Naturphilosophie heute in dem Denken weiter Kreise einnimmt, scheint es nötig, einmal die Grundlagen dieses ihres Angelpunktes zu untersuchen.

* * *

Man nimmt an, daß die ersten Lebewesen, die im Entwicklungsrhythmus der Erde entstanden, Einzeller gewesen sind, welche die Fähigkeit besessen haben müssen, die Kohlensäure der Atmosphäre zu assimilieren, d. h. zu zerreißen und die dabei frei werdende Energie zum Aufbau der hochwertigen Kohlenstoffverbindungen zu benutzen, welche die Bausteine aller organischen Substanz sind. Dieser Prozeß ist an den Blattfarbstoff gebunden, und darum wird als der ursprünglichste Organismus, der heute noch auf Erden lebt, das grüne Geißeltierchen betrachtet, das einen ausgebildeten Farbstoffträger besitzt. Von einem einfachen Bau ist allerdings bei ihm schon keine Rede mehr. Es muß bereits eine lange Stammesentwicklung hinter sich gehabt haben, ehe es die heutige Organisationshöhe erreicht hatte, und es besitzt darum komplizierte Einrichtungen, um seine Eigenart auf seine Nachkommen übertragen, vererben zu können. Wir haben eine Reihe von Gründen schwerwiegender Art, die Träger der Eigenart eines Organismus in den Zellkernen zu suchen, bläschenförmigen Zellorganen, welche, bis auf die Bakterien und Blaualgen, denen auch sonst eine Sonderstellung zukommt, alle Lebewesen auf Erden besitzen. Bis vor nicht langer Zeit dachte man sich das Leben identisch mit dem Eiweißmolekül von ungeheuerer Kompliziertheit und einer Größe, die der Grenze des Mikroskopischsichtbaren schon recht nahe kam. Die Kolloidchemie und die Vererbungswissenschaft haben diese Anschauung umgestoßen. Heute denkt man sich das Leben nicht an einen Stoff gebunden, sondern an ein ganzes System von solchen, in welchem sie in einer ausbalanzierten Wechselwirkung stehen. Sie sind in den Zellen in einem Zustand, den man als „kolloid" bezeichnet, in dem sich mehr oder weniger zusammengeballte Moleküle in einem Lösungsmittel befinden. Es sind Eiweiße im Verein mit komplizierten Körpern anderer Struktur, die Stickstoff, Schwefel und Phosphor enthalten, und bilden in den Zellkernen Verbindungen besonderer Natur, deren Wesen den Enzymen verwandt ist. Sie bestimmen letzten Grundes die Eigenart eines Organismus, müssen auf die Nachkommen übertragen, vererbt werden, sollen diese den Eltern gleichen. Die Vererbungswissenschaft der letzten 25 Jahre hat uns gelehrt, daß ein Organismus nicht nur eines solcher Systeme besitzt, sondern eine ganze Reihe von ihnen, die in den Chromosomen lokalisiert sind, geformten Gebilden des Zellkerns, die sich bei der Kernteilung als Stäbchen gewisser Zahl und Größe präsentieren. Im Zusammenspiel dieser Systeme miteinander und mit der Außenwelt entsteht schließlich die charakteristische lebendige Form. Ja, man ist heute geneigt, in diesem fließenden Energiespiel das Prinzipielle des Lebensvorgangs zu sehen.

Das grüne Geißeltierchen ist das gegebene Beispiel für den einfachsten Individual-

Digitized by Google

begriff, als „einem geschlossenen System", bei dem alle Teile zu der Gesamtleistung des Körpers nach gesetzmäßigem Verhältnis beitragen" (Thienemann). Wir sehen bei ihm eine geschlossene Form als Resultante der Wechselwirkung einer Reihe bestimmter Stoffsysteme unter Bedingungen der Außenwelt, denen teils als physikalische Komponente, wie Licht und Wärme, teils als chemische, wie Wasserstoff- und Sauerstoffspannung, Einfluß auf die endgültige Gestalt zukommt; einer Zwangsform also, deren Summanten, soweit sie innerer Natur sind, an die Nachkommen weitergegeben werden, und der, nach neueren Versuchen von Hartmann, sogar eine prinzipielle Unsterblichkeit zukommt, da sie nur durch gewaltsame Störung des Gleichgewichts vernichtet wird, die allerdings die Regel ist.

Als übergeordnete Einheit zu diesen einfachsten Individuen steht die geschlossene Zellvereinigung, für welche der Mensch das typische Beispiel ist. Wir wollen sie „Person" nennen und im Hinblick auf den Bezugspunkt weiterhin als Typ des Begriffes „Individuum" nehmen. Man findet hier Zellen und Zellverbände, die Aufgaben übernommen haben, die der Einzeller zusammen leistet. Jede einzelne Zelle hält an ihrer Eigenart fest, die ihr durch die ererbten Faktoren vorgezeichnet ist, aber darüber hinaus hat sie noch eine der spezifischen Möglichkeiten gesteigert, so daß sie zum engeren Charakteristikum geworden ist. Eine Arbeitsteilung ist eingetreten. Wir haben Zellverbände, die in den Dienst der Nahrungsaufnahme oder des Stoffwechsels, der Fortbewegung oder der Fortpflanzung gestellt sind; deren Zusammenarbeit wieder geregelt wird durch die Sekrete besonderer Organe, die man in ihrer Gesamtheit als Hormione bezeichnet. Dieses innersekretorische System reguliert in engster Verbindung mit dem Zentralnervenapparat das Ganze, und wieder ist in dem Zusammenspiel der spezifischen Substanzen das Eigentliche des Individualbegriffes zu sehen. Ein Zusammenspiel, das gegenüber dem Einzeller nur eine Potenzierung bedeutet, denn vorgezeichnet ist es auch hier von den ererbten Substanzen, wie sie im Falle Mensch im Kerne der befruchteten Eizelle gegeben sind. Das System Mensch bedeutet keineswegs eine ideale Lösung des Energieexempels. Der Stoffwechsel geht nicht restlos auf, und das Gleichgewicht zwischen Zellerneuerung und Zellzerstörung versagt über kurz oder lang. Das Zusammenspiel erlischt, der Individualtod tritt ein. Es war naheliegend, den Zyklus Geburt — Wachstum — Altern — Tod als zu dem Individualbegriff des Vielzellers gehörig zu betrachten. Es hat sich herausgestellt, daß dies ein Irrtum war. Wir wissen jetzt, daß es Vielzeller gibt, deren Lebensgleichgewicht dauernd ist, wenn sie nur unter bestimmten Bedingungen stehen. Hartmann hat bei Strudelwürmern, Goetsch bei Hydren nachgewiesen, daß es möglich ist, vielzellige Einzelindividuen unbegrenzte Zeit im Gleichgewichtsspielraum zu erhalten, ohne daß infolge der Fortpflanzung oder anderer innerer Ursachen ihr Leben leidet. Ein notwendiger Tod ist für sie nicht vorhanden. Dieses ist besonders bemerkenswert in Hinblick auf die heute beliebte Anschauung, die, anknüpfend an einen inhärend angenommenen Lebenszyklus, auch in den Völkern Individuen sehen will, die einem solchen unterworfen sind.

Dem Individualbegriff des Vielzellers wird meist noch eine dritte übergeordnete Stufe angefügt, auf welcher eine Anzahl von Personen eine körperliche Lebenseinheit bilden unter Arbeitsteilung zugunsten des Ganzen. Das geläufige Beispiel hierfür sind die Siphonophoren, Medusen, bei welchen die Einzeltiere aus einem gemeinsamen Strang entspringen, dessen Inneres ein Kanalsystem durchzieht, von dem aus alle Einzeltiere mit Nahrung versehen werden, die sich ihrerseits zu Schwimmglocken, Schutztieren, Freßpolypen, Tastern und Geschlechtstieren differenziert haben.

Das Geißeltier, der Mensch und die Siphonophore sind Beispiele für die drei Ordnungsstufen der Individualität, die man sich zu sehen gewöhnt hat. Ihr Verhältnis zueinander stellte man unter den Begriff der „Hierarchie", und von hier aus hat die Naturphilosophie die „Individualitätsidee" eingeführt, als ein Prinzip aus ihrem

Digitized by Google

eigenen Rüstzeug. Die Natur läßt sich aber nicht in ein Schema zwängen. In Wirklichkeit verfließen die starren Grenzen der Ordnungsstufen, und hat man die Individualität nach der einen Seite eingefangen, so ist sie nach der anderen längst weggeglitten.

Die Schwierigkeiten beginnen schon bei den einfachen Verhältnissen. Einzeller und Vielzeller stehen in keinem scharfen Gegensatz. Sie sind durch viele Übergänge miteinander verbunden. Da taucht die Frage auf: Ist ein Schwarm von Einzellern nur eine räumliche Ansammlung von Einzelindividuen? In allen Fällen sicher nicht. Als Beispiel seien die Verhältnisse bei gewissen Protisten herangezogen, die man „Polyangiden" nennt. Es sind winzige Stäbchen, eigentlich Blaualgen, die aber zur Aufnahme organischer Nahrung übergegangen sind und darum den zur Assimilation nötigen Farbstoff verloren haben. Aus der Dauerzyste ausgeschlüpft bilden sie, unter Spaltung ihre Anzahl vermehrend, eine schleimige Scheibe, wobei jedes Stäbchen durchaus selbständig erscheint. Kommt aber der Moment, wo Nahrungsmangel eintritt und Früchte gebildet werden, handelt die Stäbchenmasse plötzlich wie eine einheitliche Person. Von einem Reizzentrum ausgehend ändern sie in ihrer Gesamtheit die Marschrichtung und steigen unter Bildung von Schleimstielen senkrecht in die Luft. Die einfachen Formen erstarren dann zu gekröseartigen Fruchtgebilden mehr zufälliger Art, bei den Fortgeschritteneren zerfallen die zusammenströmenden Massen in Stücke bestimmter Größe, und die höchsten Fruchtformen sind durch Differenzierung in Stiel und Sporenzyste charakteristischer Gestalt ausgezeichnet von feststehender Höhe und Breite. Die Menge der einen Fruchtkörper bildenden Stäbchen ist also genau begrenzt, die Wechselwirkung auf einen ganz bestimmten Gleichgewichtszustand eingestellt. Man meint bei den 35 Arten dieser Protistenfamilie, wie sie uns ihr Bearbeiter Jahn vorstellt, erstarrte Übergänge von einer ganz losen offenen, bis zu einer geschlossenen Personalform in lückenloser Serie zu greifen. Die Frage springt ins Gesicht, wo denn eigentlich die Grenze zu dem übergeordneten Individuum zweiter Ordnung liegt, wo dessen „Idee des Ganzen" beginnt.

Notwendigerweise muß man auch bei den Polyangiden die festgelegte Art des Verhaltens bei der Fruchtkörperbildung der verschiedenen Arten in den spezifischen, vererbbaren, man kann sagen historischen Substanzen suchen, welche die Einzelzelle besitzt. Es ist nun naheliegend, die Lebenseinheit überhaupt nur auf diese Substanzen begründen zu wollen. Der Begriff wäre dann allerdings sehr eingeengt und hinsichtlich des sinnlichen Bezugspunktes, der Menschenperson, auf das sinnlich Unwahrnehmbare hinübergespielt. Auch wäre das Kriterium des Unübertragbaren, Einmaligen verloren gegangen. Immerhin, die sinnliche Form ist ja bereits etwas Abgeleitetes, die Konsequenz der Erbsubstanzen und der äußeren Umstände. Vielleicht kommt man wirklich weiter und findet sicheren Baugrund, wenn man sich auf die ruhenden Potenzen stützt!

Die Summe der Experimente, welche die Vererbungswissenschaft in den letzten Jahrzehnten ausgeführt hat, lehrt uns, wie schon eingangs erwähnt, daß die stofflichen Grundlagen der vererbbaren Form eine Reihe Substanzsysteme sind, aus deren Zusammenspiel mit der Außenwelt der lebendige Körper in der Art eines Feuerwerkskörpers entsteht (Vergleich von B. Fischer). Wie ein solcher bestimmt wird durch seine Substanz, durch das, was in der Raketenpatrone präformiert ist, aber doch erst ausgelöst wird durch eine zeitliche Aufeinanderfolge von Explosionen in dem gegebenen Milieu der Luft, gerade so besteht auch bei der lebendigen Substanz zugleich abhängige und Selbstdifferenzierung. Man könnte nun den zweiten Faktor bei der Definition wegzulassen versuchen, und in der Substanz der Raketenpatrone, hier der Summe aller historischen Substanzen, die zu dem System gehören, kurz „Genom" genannt, den Grundbegriff aller Individualität suchen. Ein solches ausbalanziertes System, ein Genom wäre dann die gesuchte Einheit, die von dem Begriff „Art" allerdings nur durch die Variationen, die durch die Außenwelt bedingt sind, geschieden wäre.

Digitized by Google

Da taucht jedoch gleich eine systematische Schwierigkeit auf. Das Genom ist charakteristisch für die Zelle jedes Zellkerns, die es trägt. Es ist zu gleicher Zeit auch bestimmend für die Individualität zweiter Ordnung, für den Zellstaat, von welchen die Zelle nur ein abhängiger Teil ist. Durch seine Reaktionsweise wird zugleich auch dessen Eigenart bestimmt. Aber damit nicht genug, auch die dritte Ordnungsstufe der Individualität, die Personenvereinigung, mischt sich in das Spiel. Jede Geschlechtszelle, Ei oder Same, führt ein Genom in ihrem Kern. Bei der Befruchtung verschmelzen beide Geschlechtskerne miteinander, und der entstehende Keim hat in allen seinen Zellkernen zwei Genome von manchmal recht verschiedener Eigenart, und erst im Zusammenspiel beider kommt dann die sichtbare Form zustande. Es ist richtig, im Reiche der Protisten ist es die Regel, daß dieser Zustand schnell zurückgebildet wird, und lange Generationen zwischen den Geschlechtstieren mit nur einem Genom leben. Aber bei den höheren Tieren und Pflanzen, selbstverständlich auch bei dem Menschen, ist das Umgekehrte der Fall. Da gibt es Zellen mit einem Genom nur bei der Geschlechtszellenbildung und die ungeheuere Zahl der Zellgenerationen, die den Leib aufbauen, besitzen zwei. Da man aber aus gewissen Versuchen weiß, daß ein Genom die Potenzen für eine Zelle und den ganzen Zellstaat enthält, so befinden sich in den Zellen der Tiere und Pflanzen zwei Personen, zwei Individuen zweiter Ordnung in Arbeitsgemeinschaft und bilden eine geschlossene Lebensgemeinschaft. Das ist aber das Kriterium der Individualform dritter Ordnung.

Das Genom als Individualeinheit genommen kompliziert also die Sache nur, statt sie zu vereinfachen, indem es an die Stelle der einfachen Hierarchie der Stufen eine Gleichzeitigkeit setzt. Der logische Übelstand ist nicht dadurch zu beseitigen, daß man die beiden Genome als Zwischenstufe einfach zusammenzieht. Es gibt nämlich zahlreiche Arten, die ihre Genomzahlen weiter, bis auf acht, erhöht haben. Auch besteht zwischen ihnen durchaus nicht immer ein friedliches Zusammenleben. Kampf ist die Regel, oder doch rücksichtslose Ausnützung der Überlegenheit. Übersteigt die Unstimmigkeit ein gewisses Maß, so kann überhaupt kein Keim entstehen. Aber auch sonst ist das Gleichgewicht oft recht labil. Wir wissen aus den Experimenten, daß bei Bastardierungen das eine Genom so gehemmt sein kann, daß nur Vater- oder Muttergleich-Mischlinge entstehen. Diese Inkongruenz der Genome bringt es oft mit sich, daß der feine Apparat, der bei der Geschlechtszellenbildung spielt, versagt, die Bastarde steril bleiben und die Verbindung ausstirbt, wenn sie nicht Dauerfähigkeit dadurch erhält, daß ungeschlechtliche Vermehrung Platz greift. Unsere Wildrosen von der Gattung canina sind z. B. solche vegetative Bastarde, die sich wahrscheinlich schon in der Tertiärzeit gebildet haben und noch heute in ihren Zellkernen die verschiedenen Genome tragen, die sich einstmals auf geschlechtlichem Wege vereinigt haben. Während der Vegetationsdauer vertragen sie sich gut miteinander und erst bei der Geschlechtszellenbildung versagt die Arbeitsgemeinschaft.

Bei den Bastarden, der geschlechtlichen Verbindung verschiedener Arten, haben wir die Zusammenfassung *verschiedener* Genompersönlichkeiten zu einem Individuum dritter Ordnung bereits an der Quelle, in den Zellkernen. Es gibt nun eine Reihe anderer Organismen, die in *verschiedenen Geweben Kerne mit verschiedenen Genomen* führen. Die freie Natur kennt sie kaum. Aber der Mensch hat solche Gebilde schon seit Jahrtausenden hergestellt, indem er Pflanzensteckl inge auf einen Wurzelstock fremder Herkunft pfropfte, in der Hauptsache, um zarte Nutzpflanzen auf einer kräftigen Unterlage zur üppigen Vegetation zu bringen. Bei Tieren nennt man solche Vereinigungen „Transplantationen". Man hat sich erst seit einem Jahrzehnt an sie herangewagt, aber jetzt nehmen sie einen breiten Platz in der Experimentierkunst ein und auch die Medizin hat sich ihrer bemächtigt. Nachdem man beim Menschen zu Heilzwecken Gewebeüberpflanzungen am gleichen Individuum schon oft mit gutem Erfolge ausgeführt hat, ist es nun geglückt auch Knochendefekte durch Überpflanzung jugendlichen Affenknochengewebes zu beheben. Allerdings, am Wachstum nahmen diese Knochen nicht teil. Immer-

Digitized by Google

hin wurden sie nicht als Fremdkörper behandelt, und so müssen sie wenigstens eine Ernährungsgemeinschaft mit dem Wirtsorganismus eingegangen sein. Bei anderen Tierarten stieß man nicht auf so große Schwierigkeiten. Besonders bei der Klasse der Gliedertiere ist es möglich, Teilstücke von Tieren zu vereinigen, die nicht nur gleichen, sondern sogar verschiedenen Arten angehören. So ist die Transplantation von Hydren geglückt, ein Kunststück, das jetzt in vielen zoologischen Laboratorien geübt wird. Aber auch bei Schmetterlingspuppen und Regenwürmern hat man Körperhälften zur Vereinigung gebracht, die verschiedenen Arten angehörten. Harrison gelang die Aufzucht eines Frosches, der als Kaulquappe aus zwei artverschiedenen Hälften zusammengesetzt wurde, und Spemann züchtete einen Molch, den er auf einem sehr frühen Entwicklungsstadium in gleicher Weise transplantiert hatte. In beiden Fällen bildeten die beiden Häften wohl gemeinsam ein vollständiges Tier, die Komponenten blieben aber ziemlich selbständig, die Grenzen beider Tiere ließen sich gut erkennen. Das ist im großen ganzen auch der Fall bei den sogenannten „Chimären", deren berühmtester Vertreter der Cytisus Adami ist, der die wissenschaftliche Diskussion ein Jahrhundert lang in Atem hielt, bis es Winkler 1908 gelang das Rätsel zu lösen. Die Pflanze zeigt eine Mittelstellung zwischen dem gewöhnlichen Goldregen und einem rotblühenden Verwandten. Sie unterscheidet sich von gewöhnlichen Bastarden aber dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit Zweige rein elterlichen Charakters abspaltet. Wir wissen heute, daß solche Pflanzen ihren Ausgangspunkt nehmen von der Pfropfstelle, an welcher die Eltern künstlich zusammengefügt worden sind. Schneidet man eine solche Pfropfstelle durch, so bilden sich an der Wundstelle neue Sprosse, und es kommt vor, daß sich an dem Aufbau der Vegetationspunkte beiderlei Gewebe beteiligen. Aber die Art, wie diese Gewebe die Knospe zusammensetzen ist verschieden und je nachdem ist das Aussehen der erwachsenen Pflanze. Wir kennen Chimären, wo die eine Art in der Haut der anderen steckt (das ist der Fall bei Cytisus Adami), oder auch der Mantel aus mehreren Zellschichten besteht. Das eine Gewebe kann auch nur einen Sektor der neuen Sprosse bilden (Sektoralchimären), oder die Zellen der einzelnen Art nesterweise an dem Aufbau teilnehmen (Mosaikchimären). Die Artzellen, die zufälligerweise die Zellschicht bilden, aus der die Geschlechtszellen hervorgehen, prägen ihre Eigenschaften den Nachkommen auf, und auch vegetativ kommt ein Rückschlag zu den Eltern zustande, wenn bei der Bildung neuer Zweige nue eine Zellart beteiligt ist. Wie man sieht haben die Gewebe große Selbständigkeit bewahrt. Es bestehen aber auch Zeichen gegenseitiger Beeinflussung. Die Zellen des Mantels prägen der Epidermis Eigenschaften auf, die ihr generell nicht zukommen, und andererseits zieht diese Zellen des Kerns zu gewissen Bildungen heran, deren Artcharakter diesen sonst fremd ist. Eine vollkommene Chimäre auf zoologischem Gebiet hat Goetsch hergestellt. Er transplantierte artverschiedene Hydrahälften aufeinander. An den Knospen dieser Pfropfhybride nahmen beide Gewebe teil. Die Hydren, die aus diesen Knospen erwuchsen, waren dann Mosaikbastarde. Sie bildeten z. B. Nesselkapseln nach der Weise der beiden Muttertiere nebeneinander, und auch die dritte und vierte Knospengeneration führte sie noch beide. Andere Merkmale dieser Chimäre zeigten aber deutlich eine Mittelstellung. So die Zahl und Anordnung der Knospen. Hierbei war das Nebeneinander der Individuen zweiter Ordnung bereits zu einem Aufbau eines solchen dritter Ordnung gediehen.

Ich möchte hier nicht eine merkwürdige Einbeziehung eines fremden Genomkomplexes in den Körperaufbau unerwähnt lassen, der zugleich eine der später zu behandelnden Symbiosen ist. Pierrantoni und Buchner haben nachgewiesen, daß das Leuchten vieler Tiere, wie der Leuchtkäfer, Tiefseefische, Tintenfische, auf Bakterienansammlungen beruhen, die sich mit sauerstoffreichen Wirtszellen zu spezifisch gebauten Organen zusammengetan haben, wobei sie das Geschäft des Leuchtens übernehmen. Das Zusammenleben mit dem Wirt ist dabei zu einem so engen gestaltet, daß sie zu einem

Digitized by Google

Gewebebestandteil desselben geworden sind. Aber auch hier sind die Übergänge durchaus fließend. Es gibt Leuchtbakterien, die sich ohne weiteres außerhalb des Wirtstiers züchten lassen. Andere sind so zu Teilen ihres Wirts geworden, daß sie außerhalb seines Körpers existenzunfähig geworden sind. Vom Standpunkt der Individualitätenfrage lassen die Leuchtbakterien also nur eine offene Definition zu. Ihr Verhältnis 1. oder 2. Ordnung ist durchaus labil.

Hat es sich bei allen diesen Organismen um Gewebe gehandelt, die von verschiedenen Genomen aufgebaut wurden, so werden wir uns jetzt mit Gebilden befassen, die nur artgleiche Genome besitzen, bei denen aber der Personenbegriff nach anderer Seite hin verschwimmt. Man hat sie hergestellt unter Benutzung der weitgehenden Regenerationsfähigkeit gewisser Tiere nach Verwundungen, und wieder war es Goetsch, der in erster Linie die absonderlichsten Tierkonstruktionen hergestellt hat. Beim Strudelwurm z. B. regenerierte ein an einer bestimmten Stelle abgeschnittener Kopf keinen Rumpf, sondern wieder einen Kopf, so daß ein Monstrum aus zwei Köpfen entstand, ohne Rumpf. Es wurde also kein „plangemäßer" Strudelwurm regeneriert, sondern die durch die Amputation gesetzten inneren und äußeren Bedingungen lenkten die gesetzmäßige Auswirkung des Genoms in diese Bahnen. Wenngleich das Monstrum fortpflanzungsunfähig war, so lebte es doch eine Weile, und konnte Anspruch erheben, als Individuum betrachtet zu werden, als eine geschlossene Lebenseinheit. Eine „Zweckmäßigkeit" dürfte allerdings hier kaum „angestrebt" werden. Das „Ziel" eines dauerfähigen Strudelwurms ist nicht erreicht. Das ist ein Beispiel für viele. Gerade die Regenerationsversuche beweisen immer und immer wieder, daß es eine planmäßige Zielstrebigkeit bei den Organismen nicht gibt. Leider haben sich aber gerade in der sonst gewiß dankenswerten populären naturwissenschaftlichen Literatur Pseudoerklärungen nach dieser Richtung geradezu festgesetzt, doch fällt es aus dem Rahmen dieses Aufsatzes, auf diese Dinge näher einzugehen, die allmählich zu einer wahren Gefahr für das naturwissenschaftliche Denken weiter Kreise werden. Am interessantesten für die Individualfrage waren bei den Goetschen Regenerationsversuchen gewisse Doppelbildungen. Strudelwürmer wurden bis in die Augengegend gespalten. War die Brücke klein, so riß sie, und es regenerierten zwei vollständige Tiere. Meistens blieben die Regenerate an den Kopfteilen verbunden und benahmen sich dann, wie ein „siamesisches" Zwillingspaar. Eine breitere Brücke machte die Bewegung koordinierter. Bei einem Tiere war der Schnitt bis in die Augengegend geführt worden. Jede Körperhälfte bildete die fehlende neu, einschließlich des zweiten Auges. Das Dopeltier benahm sich, wie zwei Tiere, die zufällig an den Stirnteilen verbunden waren. Aber nicht immer! Der Zusammenhang der alten Augen war nicht ganz verschwunden, und manchmal behielt diese Vereinigung die Oberhand und bestimmte die Kriechrichtung. Aber damit nicht genug, mußte auch zwischen den beiden neuen Augen eine Nervenverbindung entstanden sein, so daß sie als Einheit funktionieren konnten. Beim Kriechen bekam ihre Richtungstendenz zuweilen die Oberhand. Es können also bei solchen Tieren alle möglichen Kombinationen zu einer Einheit nebeneinander vorkommen, und es ist schwer hier mit dem Personenbegriff auszukommen, ohne doch von einer hierarchischen dritten Ordnungsstufe reden zu können.

Weiter gelang es durch eine geeignete Schnittführung Hydren zur Regeneration zweier Köpfe zu veranlassen. Bei der Nahrungsaufnahme machten sie sich gegenseitig Konkurrenz und hinderten sich dauernd, obgleich dies ganz zwecklos war, denn die Beute kam ja in einen gemeinsamen Magen. Interessant war es nun zu sehen, wie es bei der Regeneration kospender Hydren zu einem Kampf der Generationen um das vorhandene Baumaterial kam. Meistens siegte die Knospe und das Muttertier schrumpfte ein. Der Streit konnte aber auch umgekehrt ausgehen. Bei Hydren, die bereits die geschlechtliche Fortpflanzung eingeleitet hatten, siegte immer das Muttertier. Die Geschlechtsorgane wurden zurückgebildet. Die Spermazellen wanderten dabei in den Magenraum

Digitized by Google

und wurden .... gefressen, ihr Material auf diese indirekte Weise verwendet. Man konnte nun bei dem Kampf zwischen Mutter und Tochter noch eine dritte Generation auf den Plan rufen, wenn man nämlich den Knospen die Spitze abschnitt, die bereits ihrerseits solche angelegt hatten. Hier war es die dritte Generation, die das Bildungsmaterial an sich riß, aber war es reichlich vorhanden, so blieb daneben die erste und zweite, wenn auch reduziert, bestehen. Mit Recht fragt man mit Goetsch, ob man hier von einem Individuum noch reden kann. Vielmehr zeigt es sich besonders schlagend, daß der Individualbegriff eben kein absoluter ist, sondern etwas sehr Relatives. Handelt es sich in diesem Falle auch nur um ein künstlich hervorgerufenes Gebilde, so finden wir doch ganz ähnliche Verhältnisse in der freien Natur bei den Polypenstöcken. Nur ist es hier von einem Kampf der Generationen zu einem Zusammenleben (ob immer friedlicher Natur?) gekommen, das erblich fixiert ist, und damit die Dauerfähigkeit dieser Organismen garantiert.

Man hat nun Tiere zur Regeneration veranlaßt, die eben erst die erste Teilung des befruchteten Eis hinter sich hatten. Es sind dies Versuche, auf die Driesch zum Teil seine Theorie vom Ganzheitsbestreben der Organismen, seine Lehre von der „Entelechie" experimentell aufgebaut hat. Auch Roux bekam bei der Trennung der ersten Teilzellen von Froscheiern zwei ganze Tiere. Bei Hertwig entwickelten sich zwei Hälften. Morgan zeigte dann, daß der verschiedene Effekt durch die Lage der betreffenden Zellen ausgelöst wurde. Hielt man sie in der natürlichen Polstellung, so entstanden Halbembryonen, erlaubte man ihnen eine Drehung, so daß eine Neuorientierung des Dotters stattfinden konnte, die die Verhältnisse im Ei rekonstruierten, so resultierten zwei vollständige Organismen. Von einem planmäßigen Handeln nach einer Formidee ist also gar keine Rede. Die Sache liegt einfach so, daß eine Zelle, die an keine Rücksichten gebunden ist, alle Erbpotenzen ihres Genoms entfalten kann; daß diese vollständige Auswirkung aber sofort behindert ist, sobald ein Beziehungsfeld vorhanden ist. Eine ausbalanzierte Folge solcher Beziehungsfelder führt dann zu den ausgewachsenen Organismus bestimmter Form, wird der Folgerhythmus gestört, so macht sich das jeweilige Beziehungsfeld auch geltend, aber eben unharmonisch; man denke an das Monstrum aus zwei Köpfen. Den einzelnen Zellen wird durch die Beziehungsfelder eine Spezifikation aufgedrückt und man hat in weiterer Verfolgung derartiger Versuche die Regel gefunden, daß sich spezifisch gestimmte Zellen und Gewebe überhaupt nicht mehr zu Organismen regenerieren können, sondern nur solche, die sich in einem indifferenten, embryonalen Zustand befinden. Je nachdem ein Tier oder eine Pflanze solche indifferenten Zellen hat, besitzt sie auch Regenerationsvermögen. Nie wächst z. B. einer Eidechse ein neuer Schwanz aus den Geweben des alten Stumpfes, als Wiederergänzung eines innewohnenden Plans. Es sind vielmehr vorhandene embryonale Zellen, die befreit vom Drucke des Beziehungsfeldes des Schwanzes, nun ihrerseits ihre Potenzen auswirken können, nach den Möglichkeiten des jetzt vorhandenen Beziehungsfeldes sich entwickeln, das dem, das ursprünglich zur Schwanzbildung drängte, sehr ähnlich ist. Das Resultat ist also wieder ein Schwanz. Sind solche embryonale Zellen (und die den ursprünglichen gleichen Beziehungsfelder) nicht mehr vorhanden, so bleibt die Regeneration aus. Im Falle der höheren Säugetiere sind die indifferenten Zellen auf die Keimbahnen, auf die Geschlechtsprodukte beschränkt. Darum besitzen sie die geschlossene Persönlichkeit, die wir als Prototyp der Persönlichkeit werten. Bei den Pflanzen sind die embryonalen Zellen viel weitgehender erhalten, und darum ist es möglich aus den Blattstück einer Begonia eine neue Persönlichkeit zu ziehen. Damit erledigt sich die Frage, die man oft genug hört, ob nämlich nicht alle Pflanzen, die auf ungeschlechtlichem Wege, durch Stecklinge, von einer Mutterpflanze ausgehen, nicht zusammen als ein Individuum zu werten sind. Es handelt sich hier genau, wie bei einer Säugerart als Ausgangspunkt um eine embryonal gebliebene Zelle. Die Sexualität ist etwas Sekundäres, übrigens auch Relatives. Wollte man also die Frage

Digitized by Google

bejahen, so überspannte man den Individualitätbegriff hier wie dort auf die ganze Generationsfolge der Art, ja darüber hinaus auf die lebendige Substanz überhaupt, wenn man für sie, wie wir doch müssen, Kontinuität annimmt.

Doch ich eilte voraus! Es ist sozusagen der Fluch der offenen Begriffe, daß sie immer neue Tatsachenkomplexe in sich einbeziehen wollen. Das zeigt sich besonders bei den Verhältnissen, die wir nun ins Auge fassen, bei dem Aufbau der Personen zu Individuen dritter Ordnungsstufe. Die Übergänge sind hier so fließend, daß es schwer ist eine Grenze zu finden, die nicht von vornherein als künstlich anmutet. Selten kommt es dabei zu einer so weitgehenden Persönlichkeitsaufgabe, wie bei den Syphonophoren. In der systematischen Schwebe halten sich in erster Linie die Staaten der Insekten. Bekanntlich beruht die Eigenart eines solchen Staates, z. B. eines Bienenschwarms, auf der eierlegenden Königin. Ihre Erbpotenzen zeichnen den Charakter des Stockes vor, und die Tausende von Drohnen und Arbeiter, die aus ihrem Leibe hervorgehen, sind gewissermaßen als ihre Gewebe zu betrachten, als eine Erweiterung ihrer Persönlichkeit. Auf der anderen Seite sind bei der Befruchtung die Eier, aus denen die Arbeiter hervorgehen, mit einem fremden Genom versehen worden, und damit der Persönlichkeitswert des Stockes durchbrochen.

Ist die Personengemeinschaft noch loser, als im Insektenstaat, so redet man von „Lebensgemeinschaften" oder „Biocönosen". Nach der geltenden Definition „stellt eine Biocönose ein sich im beweglichen Gleichgewichtszustand erhaltendes Bevölkerungssystem dar, das sich bei gegebenen ökologischen Verhältnissen einstellt" (Reswoy). Man sieht, es ist nur ein loser gefaßter Individualbegriff, bei dem nur mehr Betonung auf den „Lebensraum" gelegt wird. Der Lebensraum einer Lebensgemeinschaft ist also etwas Gegebenes, Einförmiges. Die Organismen, die in ihr zusammengeschlossen, sind dagegen meistens unterschiedlich. In Analogie mit den einfachen Ordnungsstufen der Individualität könnte man auch hier von einer Bastardierung reden. Man hat aber für diese Verhältnisse, das Wort „Symbiose" geprägt und bezeichnet damit also Bündnisse, die artfremde Personen zu gegenseitigem Nutzen eingehen, so daß sie in einem bestimmten Lebensraum ein gemeinsames System bilden, das den Fortbestand des Ganzen sichert. Jedoch auch hier gehen die Tatsachen oft Wege, die sich nicht der Definition einordnen. Man spricht von Symbiose im Gegensatz zum Parasitismus, bei welchem der Nutzen des Zusammenlebens nur auf der einen Seite ist, man das Verhältnis also nicht als eine Sicherung zum Fortbestand des Ganzen bezeichnen kann. Aber der Gegensatz zwischen Symbiose und Parasitismus ist sehr relativ. Wir kennen viele Gemeinschaften, wo die Partner die meiste Zeit friedlich zusammenleben, zu bestimmten Zeiten und bestimmten Bedingungen der eine Teil aber zu einem echten Parasiten wird. Das klassische Beispiel einer solchen gleitenden Symbiose sind die Flechten. Schwendner hat zuerst durch seine klassischen Untersuchungen dargetan, daß sie immer aus einem Fadenpilz und einer grünen Alge bestehen. Man hielt zunächst an der Gewohnheit fest, sie nach Arten zu klassifizieren. Ist die „Art" aber schon an und für sich etwas schwer Einfangbares, so wollten sich die Flechten einer Systematisierung nun schon gar nicht fügen. Jetzt versteht man das. Man erkannte die Flechten als Pflanzengemeinschaften, bei denen das Zusammenleben alle Schattierungen annehmen kann, von beinahe unabhängigem Nebeneinander über ein Gleichgewicht des Nutzens bis zur völligen Versklavung der Algen. Und diese verschiedenen Arten des Zusammenlebens können zwischen denselben Komponenten vorkommen, ja auf demselben besiedelten Blatt (Tobler). Die verschiedene Innigkeit und Art des Zusammenlebens kommt dabei in der wechselnden Form zum Ausdruck, die der ordnenden Hand des Systematikers spottet. Bei einem Teile der Flechten ist allerdings eine gewisse Stabilisierung eingetreten; nur eine Art des Zusammenlebens ist existenzfähig. Diese imponieren uns dann als „Art" und sind den Chimären zu vergleichen, die ja auch in ihren Geweben verschiedene Artgenome führen.

Digitized by Google

Tritt uns bei den Flechten die Biocönose sinnlich noch als etwas Geschlossenes entgegen, so wird sie nun, wenn man die Stufenreihe der Zusammenhänge hinaufsteigt, immer offener, und dabei der Lebensraum für ihre Definition immer bestimmender, umgekehrt wie bei unserem früheren Versuch die inneren Faktoren dafür ausschlaggebend sein zu lassen. Die Biologie des Wassers und die Pflanzengeographie hat solche Biocönosen in erster Linie umgrenzt und herausgearbeitet. Eine Biocönose bildet z. B. die Schwebewelt der Seen. Sie kann sich im Gleichgewicht erhalten. Die grünen Schwebepflanzen verwandeln mit Hilfe der Energie des Lichts die anorganischen Stoffe, die das Wasser gelöst enthält, in organische. Die Schwebtiere nähren sich von ihnen und die Schwebebakterien bauen die hochmolekularen Verbindungen wieder ab, mineralisieren sie (Thienemann). Diese Organismen stehen also in einen ganz bestimmten Gleichgewicht zueinander und solange dies besteht, bilden sie ein System, eine Biocönose, eine Individualität in dem gegebenen Milieu des freien Wassers in seiner chemischen und physikalischen Beschaffenheit.

Ähnliche Lebensgemeinschaften sind der Seeboden und die Uferregion, und zwischen allen dreien bestehen wieder Zusammenhänge, die sie zu dem höheren System des Sees zusammenfassen.

Die Tatsache der Biocönosen ist seit langen auch den Botanikern klar geworden und die führenden Männer der Pflanzengeographie (Drude) haben hierfür in Anlehnung an Humbold den Begriff „Assoziation" eingeführt. Eine Assoziation umgrenzt aber nur die an ihr teilnehmenden Pflanzen. Man ist dabei den Anteil der Mikroorganismen an dem Gleichgewicht und Charakter dieser Systeme zu erforschen, und die Assoziationen damit zu Biocönosen zu runden, eine weitgehende Aufgabe, die der nächsten Generation zufallen wird.

Es ist nun leicht auf der Stufenreihe der Biocönosen noch höher zu steigen. Man denke nur an den Wald mit seiner gesamten Tier- und Pflanzenwelt. Noch einen Schritt weiter, und die Klimazonen der Erdteile schließen sich zu großen Lebensgemeinschaften zusammen und schließlich kommt man bei der Erde in ihrer Gesamtheit an. Das Charakteristische dabei ist, daß das Milieu, daß bei der ursprünglichen auf den Menschen bezogenen Definition des Individuums eine zweite Rolle spielte, immer mehr in den Vordergrund tritt. Es kommt ein Letztes hinzu. Wir haben von Genomen gesprochen, und meinten damit die Summe der historischen Substanzen, die zusammen ein System bilden, das die gesamten inneren Faktoren zur Bildung eines spezifischen Organismus enthält. Diese Genome sind beständig, denn im Erbgang geht aus ihnen immer Artgleiches hervor. Immerhin, so wenig direkt äußere Einwirkungen das Erbbild verändern können, so wenig es eine „Vererbung erworbener Eigenschaften", eine „direkte Bewirkung" gibt; ganz stabil sind die Erbsubstanzen nicht. Im Laufe der Jahrmillionen haben sie in den vielen Verzweigungen des Stammbaumes tiefgreifende Veränderungen erfahren und auch heute gelingt es der Wissenschaft solche „Mutationen" festzustellen. Wir müssen also annehmen, daß sich die organische Substanz verändern kann, und wenn wir nicht eine innewohnende Entwicklungstendenz annehmen wollen, wofür kein zureichender Grund vorliegt, sind es die äußeren Verhältnisse, das Milieu, das dafür verantwortlich zu machen ist, daß in den Erbsubstanzen Verschiebungen stattfinden, die ein anderes Gleichgewicht bedingen, das sich in einer Verschiedenheit von Form und Charakter der Nachkommen äußert. Wir kennen die Bedingungen, unter denen solche Mutationen entstehen, noch nicht. Es muß aber betont werden, daß das Primäre dabei die Verwandlung eben der organischen Erbsubstanz ist, die Änderung der Eigenschaften notwendigerweise erst in zweiter Linie kommen, da sie sich aus inneren und äußeren Bedingungen aufbauen. Nie kann eine nur durch Außenbedingungen hervorgerufene Eigenschaft ihr Gesicht den Erbsubstanzen selbst aufprägen, aber es muß äußere Verhältnisse geben, die Formbestandteile dieser Systeme selbst ändern können. Es kann hier nicht meine

Digitized by Google

Aufgabe sein, das „Wie" dieser Veränderung zu erörtern. Es galt nur darauf hinzuweisen, daß auch die Erbsubstanzen im ganzen gesehen keine starren Individuen sind und nimmt man nach Einstein die Zeit als vierte Dimension, so lösen sich alle diese organischen Substanzsysteme besonderen Baus historischer Art letzten Endes in ein Spiel der Energie auf, die für uns Menschen zugleich der Träger des Lebens und der Ewigkeit ist.

Aber auch ohne diese letzten Horizonte hat sich die Definition des Individuums sachlich und logisch überschlagen. Das Individuum, wie wir es von dem Bezugspunkt Mensch aus definiert haben, ist schließlich aus dem Individualbegriff in seinen letzten Konsequenzen herausgeworfen worden und das Universelle, das Außerhalb, die Außenwelt im weitesten Sinne triumphiert auf der ganzen Linie. So lassen die naturwissenschaftlichen Grundlagen den Individualbegriff nicht geeignet erscheinen, der Tragstein eines philosophischen Gebäudes zu sein, der Schnittpunkt von Metaphysik und Realität, wie die Vitalisten das wollen, und will sich mit ihm die Naturphilosophie in die Naturwissenschaft verankern, so hat sie auf den Sand gebaut.

Die Tochter des Freiherrn vom Stein

Von

Eduard Edwin Becker

Es sind wirkliche Briefe, die im Folgenden abgedruckt sind. Sie fanden sich bei der Ordnung des Archivs der Grafen zu Solms-Laubach.

Zum Verständnis des Ganzen seien nur die Briefschreiber hier den Lesern vorgestellt. Jedermann bekannt ist Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein (1757—1831), der große Deutsche; zur Zeit des Briefwechsels lebte er, enttäuscht durch die Entwicklung, die die Dinge in Deutschland genommen hatten, auf seinen Gütern Nassau und Cappenberg in Westfalen. Zu seinen Freunden gehörte Johann Adolf Freiherr von Thielmann (1765—1824), einst als sächsischer Offizier ein Bewunderer des großen Korsen, dann sein glühender Feind, damals kommandierender General in Koblenz. Er spielte den Vermittler zwischen dem Freiherrn vom Stein und der Gräfin Henriette zu Solms-Laubach, einer gebornen Gräfin von Degenfeld-Schonburg (1776—1847). Sie war die Witwe des kurz vor dem Briefwechsel, am 24. Februar 1822 verstorbenen Grafen Friedrich Ludwig Christian, eines trefflichen deutschen Mannes, Freunds von Stein und Arndt, des ersten Oberpräsidenten der Rheinprovinz. Ihr ältester Sohn, Graf Otto, war 1799 geboren und lebte nach dem Tode des Vaters der Bewirtschaftung seiner Güter. Eine ganz prächtige Frau war dessen Großmutter, die Fürstin Elisabeth von Solms-Laubach (1753—1829), die damals auf ihrem Witwensitz in Utphe bei Hungen wohnte und die zärtliche Liebe, die sie ihrem verstorbenen Sohn gewidmet hatte, nun auf dessen ältesten Sohn übertrug.

Von anderen Personen, die in dem Briefwechsel vorkommen, seien noch genannt „Carl", der „Vetter in R.", der Graf Karl von Solms-Rödelheim, ebenfalls ein Enkel der Fürstin Elisabeth (1790—1844, heiratete 1824 eine Gräfin von Erbach-Schönberg), und Ottilie, die einzige Tochter der verwitweten Gräfin, geboren 1807 — sie heiratete 1828 den Fürsten Ferdinand von Solms-Braunfels. Die beiden Töchter des Freiherrn

Digitized by Google

vom Stein waren Henriette, geboren 1797 — sie heiratete 1825 den Grafen Hermann von Giech, — und Thereſe, die am 3. Mai 1803 geboren war.

Zum Verſtändnis der Briefe ſei noch bemerkt, daß zwiſchen Brief 4 und 5 ein Beſuch des Grafen Otto in Naſſau lag, über den aber nichts näheres auszumachen war.

* * *

1) General Freiherr von Thielmann an Gräfin Henriette zu Solms-Laubach.

Coblenz den 14t May 1822.

Gnädige Gräfinn!

Ew. Excellenz muß ich einen Bericht über die uns am Herzen liegende Angelegenheit abſtatten, da ich ſeit kurzem Gelegenheit hatte mich von der Lage der Sache zu unterrichten. Für den Vetter in R. iſt gar keine Hoffnung, da er dem jungen Herzen durchaus nicht angeſprochen hat, aber der Herr Sohn — hat ſich noch gar nicht gezeigt! wie ſoll da etwas werden? — Noch iſt die ſchönſte und beſte Gelegenheit, ſo lange nehmlich der Miniſter in Naßau bleibt, welches bis gegen den 16ten Juny ſeyn wird, daß Gr. Otto dahinn gehe und einen Beſuch mache. — Dem Vater wird der Sohn ſeines theueren Freundes von Herzen willkommen ſeyn, und ich bin überzeugt, daß der liebſte Wunſch des väterlichen Herzens erfüllt würde, wenn die Wahl der Tochter auf dieſen fiele. Alſo meine gnädige Gräfinn ſorgen Sie nur vor allem, daß Gr. Otto nach Naßau gehe, wo er des herzlichſten Empfanges gewiß ſeyn kann. In 3 Wochen werde ich die Ehre haben Ihnen in Cöln die Verſicherungen meiner treuen Ergebenheit mündlich zu erneuern.

Frhr. v. Thielmann.

2) Gräfin Henriette an ihren Sohn, Graf Otto (Auszug):

Cölln den 24. May 1922.

Praes. d. 28ſten ej.
Beantw. d. 28ſten ej.

. . . . . Ich erhielt vor einigen Tagen beikommenden Brief vom General v. Thielemann, der, wie du denken kannſt, mich ſehr überraſchte; ließ und urtheile ſelbſt, was zu thun iſt! Ich weiß nicht, ob ich dir ſchon geſagt habe, daß voriges Jahr General v. Thielemann mit dem Vater und mir von dieſer Sache als ſehr wünſchenswerth ſprach, nehmlich als Freund von deinem guten Vater und von dem Miniſter von Stein; da du damals deine Studien noch nicht vollendet hatteſt, ſo wurde davon bloß als eine mögliche Sache in der Zukunft geſprochen, dein guter Vater unterhielt ſich davon oft mit mir, und ſtelle dir vor, lieber Otto, daß es ſeine lezte Unterredung $^1/_2$ Stunde vor ſeinem Tode mit mir war! Er ſagte nehmlich, wenn der M. Stein in Naſſau wäre, dann wollte er dich mit Aufträgen an ihn dahin ſchikken, du bekämeſt dann Gelegenheit die Tochter zu ſehen, nehmlich die jüngſte, Thereſe genannt. Du ſiehſt aus Thielemanns Brief, daß für Carl durchaus nichts zu hoffen iſt, es ſcheint Schikkung der Vorſehung zu ſein, nun hängt es allein von dir ab, wie du deine Reiſe nach Naſſau einrichten willſt; mir ſcheint es ein leichtes zu ſein, wenn du dahin kommſt, zu ſagen, du hätteſt in Ems einem Freund rendez vous gegeben und dadurch die ſchöne Veranlaſſung bekommen dem Miniſter einen Beſuch in Naſſau zu machen. So viel iſt gewis, daß du kein gebildeteres beſſer erzogenes Mädchen finden kannſt, wie dieſe; die Tochter eines ſo interreſſanten Mannes, der in ganz Deutſchland ſolche Epoche machte, kann warlich Anſprüche auf die Hand eines Grafen machen und ich verſichere dir, daß mancher ſich glüklich ſchäzzen würde ſie zu erhalten, ich hörte noch kürzlich von jemand aus Frankfurt ein ſolches Lob von ihr, von ihrer Erziehung, Bildung, von ihrem einfachen Weſen bei ſo vielen

Digitized by Google

Vorzügen, nun gehe hin und prüfe! Du wirst bald inne werden, ob sie dir, ob du ihr gefällst, dann kannst du durch Briefe an Thielemann erfahren, wie du daran bist, so hast du in Nassau nichts zu thun wie zu sehen. Schon dies spricht für das gute Mädchen, daß sie sich über ihr Herz nicht täuscht, wäre sie leichtsinnig so würde sie sich villeicht gleich für Carl erklärt haben, denn es wäre doch eine gute partie für sie gewesen, wenn sie auch nur ihrer Eitelkeit Gehör gegeben hätte, nun wie Gott will; ich würde mich gewis nicht in diese Sache gemischt haben, wenn nicht G. Thielemann sich an mich gewendet hätte, ich mußte also izt darüber an dich schreiben, du kannst nun handeln wie du willst, aber lange darfst du dich nicht besinnen, da der Minister nur bis zum 16ten Juni bleibt, nehmlich in Nassau, und dann nach Kappenberg geht. Wärest du, lieber Otto, bei deiner Durchreise in Frankfurt die beiden Male, nicht so schrecklich eilig gewesen, wärest wenigstens einen Tag dort geblieben, und hättest den Abend bei dem M. v. Stein zubringen können, so hättest du Sie gesehen, so aber hast du dich durch den lieben eingebildeten Vetter Carl irre führen lassen, der viel besser gethan haben würde, gar nicht von einer Sache zu sprechen von welcher er noch so wenig Gewisheit hatte, du hättest dir dadurch die Reise nach Nassau sparen können; wenn du über Braunfels, Coblenz u. s. w. reißt, so kannst du dahin kommen, ohne daß es Carl gewahr wird, der Mutter in Utphe kannst du ja sagen, du giengest nach Ems um einen Freund zu sehen ..... Schreibe mir gleich nur in wenigen Worten, was du wegen der Reise nach Nassau thun willst? Ewig mit treuer Liebe

Deine

alte Mutter H. Solms.

3) Freiherr von Thielmann an Graf Otto.

Coblenz den 24sten May 1822.

Praes. d. 30sten.
Beantw. d. 2ten Juny.

Ewer Hochgebohrenen

beehre ich mich folgende vertrauliche Eröfnung zu machen, worüber Pflicht und Delicatesse das strengste Geheimniß von selbst gebieten.

Die Bewerbungen des Gr. Solms Rödelheim, so erwünscht solche dem Vater nach dessen mir selbst gemachten Mittheilung waren, sind bey der Tochter ohne allen Erfolg geblieben. Des Vaters innigster Wunsch ist, der Sohn seines verstorbenen edeln Freundes möchte glücklicher seyn. — Eilen Sie nach Nassau, die Tochter ahndet Ihren Zweck noch nicht, und wenn Ihr Herz spricht, so entdecken Sie sich dem Vater, Sie werden einen neuen Vater in ihm finden.

Meine heißesten Wünsche begleiten Sie.

Ihr treu ergebener

Frhr. v. Thielmann.

4) Graf Otto an Freiherrn von Thielmann.
Abschrift.

Laubach den 2ten Juny 1822.

Ew. Excellenz

kann ich nicht innig genug für die Freundschaft danken, die Sie durch Ihren Brief vom 24sten v. M. (den ich aber erst den 30sten erhielt, und wegen des Postenlaufs nicht ehr als heute beantworten kann) abermahls mir bewiesen haben! Gewiß ich werde stets mit der treusten Ergebung an Ihnen hängen, — allein dennoch kann ich Ihrem Rath jezt sogleich nach Naßau zu gehn, nach meiner innigsten Überzeugung nicht befolgen,

Digitized by Google

obgleich ich wohl weiß, daß der Minister Stein nicht lange mehr daselbst sich aufhalten wird. Da ich gar keinen Vorwand habe jezt an den Rhein zu reisen, so würde es augenblicklich allgemein heisen, ich sey nach Naßau gereist, um mich um die Fräulein v. Stein zu bewerben, und in der That würde eine solche Reise einer eigentlichen Bewerbung fast völlig gleich seyn. Und dennoch giebt es noch so vieles, weßhalb dennoch die projektierte Verbindung nicht zu stande kommen könnte, daß ich der Gefahr dem Gerüchte, als habe ich ein Körbchen empfangen, nur zu sehr ausgesezt wäre, und ich kann nicht läugnen, daß mir dieß nicht angenehm wäre. Ein anderer Grund, aus welchem ich unmöglich einen solchen offiziellen Schritt jezt thun kann, ohne die Tochter im Mindesten, den Vater aber nur aus 2 kurzen Unterredungen zu kennen, ist der, daß obgleich meine Besitzungen ziemlich bedeutend sind, dennoch die großen Summen, welche ich an Zinsen, Appanagen, Witthum, Besoldungen, Pensionen, Steuern ꝛc. bezahlen muß, indeß durch die traurigen Zeitverhältniße die Revenüen um die Hälfte geschmälert sind, mich in die Nothwendigkeit versetzen, äußerst ökonomisch zu leben, um meinem Hause nicht die Möglichkeit je wieder ganz schuldenfrey zu werden, abzuschneiden. Fräulein von Stein ist in der Lage ihre Vorzüge in der Welt geltend zu machen; wie kann ich ohne sie zu kennen, ohne im Mindesten hoffen zu können, daß ich irgend einen Eindruck auf sie machen werde, ihr zumuthen der Welt zu entsagen, da ich meinem Stande nach bis jezt noch nicht anständig in derselben verheyrathet leben kann? Da ich nicht allein in der Welt stehe, sondern für so viele Menschen zu sorgen haben, so halte ich es für meine Pflicht mein vorzügliches Streben nur darauf zu richten, alle Verbindlichkeiten, welche mir obliegen, sollte es auch mit eigener Aufopferung seyn, zu erfüllen. Nichts desto weniger kann ich oft nicht den Wunsch unterdrücken der Schwiegersohn des verdienten Minister von Stein zu werden; allein nicht ehr kann ich bestimmte Schritte thun, bis ich auf eine nicht auffallende Weise seine Tochter kennen gelernt habe. Sollte das Geschick dieß nicht so fügen wollen, so werde ich stets die Beruhigung haben, nach meiner Ueberzeugung gehandelt zu haben, und ein Glück nicht vermißen, was ich nicht gekannt habe ꝛc.

5) Freiherr von Stein an Gräfin Henriette.

Nassau d. 29. Juny 1822.

Hochgebohrne Gräfinn
Gnädigste Gräfinn

Ich freue mich sehr, gnädige Gräfinn, Sie in dem Genuß der Ruhe zu wissen, die zur Pflege Ihrer Gesundheit wesentlich ist, und zugleich von Hochdenenselben die Versicherung eines Besuchs in Cappenberg zu erhalten, von wo ich meine Ankunft zu seiner Zeit gleich Ihnen zu melden mir die Freyheit nehmen werde.

Der dortige Auffenthalt wird Gelegenheit geben, zur wechselseitigen näheren Bekantschaft; ich glaube, daß Einfachheit, Gutmütigkeit, jugendliche Heiterkeit Besonnenheit am meisten auf Th. würken, die diese Eigenschaften selbst besitzt und von aller Ueberspannung Gottlob ganz entfernt ist, sie auch an andern nicht liebt.

Ihre Gegenwart, Gnädige Gräfinn, und der Ihrer liebenswürdigen Tochter wird gewiß sehr wohlthätig würken, es entsteht dadurch in dem weiblichen häußlichen Cirquel eine gewisse Ruhe; manche Verlegenheit, die die Erscheinung eines jungen Mannes in einer Familie verursacht, wo die Mutter fehlt, werden vermieden, und Th. wird der Umgang mit der freundlichen lieblichen jungen Gräfin gewiß sehr angenehm seyn.

Genehmigen Sie, Gnädige Gräfin, die Versicherung der Gesinnungen von Ehrfurcht, womit ich mich unterzeichne

dero
unterthänigster Diener
K H v Stein.

Digitized by Google

6) Derselbe an dieselbe.

Cappenberg d. 22. Aug. 1822.

Hochgebohrne Gräfin
Gnädige Gräfin

Gleich nach meiner Ankunft in Cappenberg erlaubte ich mir, Gnädige Gräfinn, Sie davon zu benachrichtigen, und mir Ihren und der Ihrigen Besuch während meines Auffenthalts, der biß Ende October dauern wird, zu erbitten; diesen Brief schloß ich an H. G. von Thielemann ein, weil ich ueber den Ort Ihres Auffenthaltes ungewiß war — nach seiner Aüßerung ist ihm mein Brief aber nicht zugekommen und liegt noch unerbrochen bey seiner übrigen Correspondenz in Coeln — Diesen Umstand glaubte ich E Hochgebohren anzeigen zu müssen, um mich gegen den Verdacht einer Nachlässigkeit zu sichern. In der Hoffnung, daß mein Wunsch erfüllt werde, habe ich die Ehre mich mit der größten Ehrfurcht zu unterzeichnen

Gnädige Gräfin
Dero unterthänige Diener
K. H. vom Stein.

G. Thielemann geht morgen von hier nach Münster und wird d. 30. August in Coeln seyn.

7) Gräfin Henriette an Graf Otto (Auszug)

Cölln am 27. August 1822.

Praes. d. 31sten Aug. 22.
Beantwortet d. 1. Sept.

Beikommenden Brief, lieber Otto, erhielt ich vorgestern, ich eile ihn dir zu senden, damit du noch einmal reiflich überlegen kannst, was in dieser Sache zu thun ist! Wenn du deine Scheu nach Cappenberg zu reisen, nicht überwinden kannst, so bleibt dir nichts anderes übrig als mir darüber einen Brief zu schreiben, den ich dem Minister v. St. schikken kann, in dem du selbst deine Gründe auseinander sezzest, die dich abhalten diese Reise zu unternehmen und die Zeit abzuwarten, wo der Minister entweder diesen Herbst wieder in Nassau (ist) oder in Frankfurt ist; erwäge aber wohl, daß du in Cappenberg von niemand beobachtet wirst, indeß du in Frankfurt die junge Person nie allein sehen wirst, auch weniger Gelegenheit haben wirst, ihre Gesinnungen gegen dich zu ergründen, wo hingegen in Cappenberg auf dem Lande sie selbst sich viel unbefangener zeigen kann, da sie nicht durch eine Menge neugieriger Beobachter in Verlegenheit gesezt wird; in deiner Stelle würde ich es sicher vorziehen in Cappenberg ihre Gesinnungen zu erfahren, wie in Frankfurt, indessen du must selbst entscheiden; schreibe mir, was du thun willst, sey aber vorsichtig, denn der Alte versteht keinen Spaß und ist heftig und feurig, und vielleicht in dieser Sache, die er so sehr wünscht, gerade am meisten. Wenn du dich entschließest nach C. zu reisen, so würde ich in deiner Stelle gar nicht über Cölln den Weg nehmen, dann erfährt es hier keine Seele, und in Laubach kannst du ja leicht sagen, du giengest nach Fürstenau, man sollte dir aber nichts dahin schikken, du kämest sehr bald zurück! Gott möge dir eingeben, was du thun sollst, lieber Otto, ich bitte ihn wahrhaft darum! Wenn du durchaus nicht nach Cappenb. willst, so schreibe mir einen recht durchdachten Brief, den ich dem Minister schikken kann, aber bald, ich bitte dich, dann schreibe ich dem Minister und schikke ihm deinen Brief — — ..... Nun lebe wohl, lieber Otto, gehe noch recht ruhig mit dir zu Rathe, was du wegen Cappenberg thun sollst, Gott wolle dir das Rechte eingeben! Ewig mit der innigsten Liebe

Deine
treue Mutter
H. Solms.

Digitized by Google

8) Dieselbe an denselben.

Cölln am 30ten August 1822.

Praes. d. 6ten Sept. 22
Beantwort. d. 8ten ej.

Ich schreibe dir heute schon wieder, lieber Otto, und dieses in einer ganz eigenen sehr bewegten Stimmung, mein lezter Brief mit dem Einschluß des Ministers von Stein wird dir indessen zugekommen sein; gestern sprach ich nun den G. von Thielemann, welcher von Cappenberg u. Münster zurückkam, und mir versicherte, daß wir in Cappenberg mit Gewisheit in der Kürze erwartet würden, der alte Minister hätte täglich davon gesprochen und geäußert, wie sehr er sich auf diese Zeit freue; als ich Thielemann sagte, daß dieses noch nicht so gewis sey, indem du dich der Gefahr nicht ausseszen wolltest, refusirt zu werden, und daß du die ganze Sache bis auf den Winter beruhen lassen wolltest, sprang er vom Stuhl auf und sagte, dies wäre ein entseslicher Eigensinn von dir, und der Minister würde durch dieses Zaudern auf eine Art beleidigt, die er dir nimmer vergeben würde, kurz er sagte dasselbe was ich dir so oft aus keiner andern Absicht als der innigsten Ueberzeugung versicherte! Izt wäre es der Augenblik, lieber Otto, dein Glük für die Zukunft zu begründen oder nie, die älteste Frl. ist in Hannover, welches ein Vorzug ist, den du benuzzen must; denn es ist natürlich für die ältere Schwester nie schmeichelhaft, wenn die jüngere gewählt wird, die leztere wird freyer handeln, wenn sie allein ist und die ältere Schwester keinen Einfluß auf sie hat, auch dies ist ein Grund, warum der Vater so sehr wünscht, daß wir izt hinkommen möchten! Um dir nun deine Furcht in Hinsicht eines refus gänzlich zu benehmen, kann ich dir die frohe Versicherung geben, daß du den ganzen Beifall der interessanten jungen Dame hattest. Mlle Schröder, die ihr ganzes Vertrauen besizt, sprach von dir und erhielt die Aueßerung, daß du ihr sehr wohl gefielest, dabei sagte die Schröder, „aber Gott weiß, was das für ein sonderbares Schikal ist, es scheint warhaftig als hätte das herrliche Mädchen nicht den Beifall des jungen Grafen gefunden, und gewis würde sie sich izt glüklich schäzzen sich mit diesem jungen Mann zu verbinden, da ihre Existenz bei dem Vater viel drükkendes und unangenehmes hat. Als ich den General frug, warum man glaubte, daß die junge Person dir nicht gefallen habe, so sagte er, man hätte dieses befürchtet, weil du dich gar nicht bei dem Vater über die Sache geäußert hättest! Ein Hauptgrund, der dich noch bewegen muß, alle deine Bedenklichkeiten zu überwinden, ist der, daß man immer fortwährend von diesem Plan im Publikum spricht; Julie ist von mehreren gefragt worden, jedermann findet diese Partie so passend, so übereinstimmend in allen Punkten, kurz es ist kein Geheimniß mehr, also Muth gefaßt und mit Entschlossenheit gehandelt, Gott hat dir ein schönes Looß bestimmt, wirf es nicht von dir, lieber Otto! Nun höre, was ich thun will, um dir abermals die Sache zu erleichtern, ich bin nehmlich izt gesonnen, die nächste Woche mit Ottilie nach Kappenberg zu fahren, bis Elberfeld fahre ich mit meinen Pferden, bleibe da die Nacht und bin den andern Tag Nachmittag in Cappenberg mit Post Pferden, dort sondire ich nochmals das terrain um zu hören, ob die junge Person dir geneigt ist, was ich selbst von der Demoiselle Schröder am besten erfahren kann u. will, schreibe dir dann und du kömmst mir bald nach; auf diese Art gehst du sicher und ich gebe hier vor, daß ich meinen jüngsten Bruder und seine Frau in Westphalen zu sprechen hätte, oder irgend sonst etwas. Entweder so oder gar nicht, heist es hier; Ende Octobor kömmt die älteste Stein wieder zurük und sie verlassen dann Kappenberg, der izzige Moment ist der einzige, der benuzt werden muß. Daß die jüngste Tochter in Hinsicht des Vermögens sehr favorisirt werden wird, ist ganz bestimmt, es sollen dazu besondere Gründe sein. Nun, lieber Otto, keine Bedenklichkeiten, ich bitte dich um Gottes Willen, du würdest dich vor aller Welt blamieren, es müssen sich izt mehrere Pretendenten gemeldet haben, dies merke ich an Thielemann; kurz der Minister will wissen, woran er ist, und es ist izt kein Augenblik zu verlieren.

Digitized by Google

Ich werde wohl in der Mitte der nächsten Woche abreisen, und in den ersten Tagen erhälst du Nachricht von mir — leb wohl und sey nicht böse auf

deine
treue Mutter
H Solms.

Von Elberfeld geht es nach Schwelm, PostStation, Hagen ditto Dortmund ditto, Kappenberg. Der Minister ist izt ganz allein mit der jüngsten Tochter u. Demoiselle Schröder.

9) Dieselbe an denselben.

Cölln am 7ten September 1822.

Praes. d. 11ten ej.

Nach meinem letzten Brief, lieber Otto, wirst du mich schon in C .... vermuthen, ich schob es absichtlich noch ein paar Tage auf, um nicht so gar lange ohne dich dort zu sein; übermorgen früh indessen reise ich dahin ab und gebe hier vor, ich reißte nach Cleve, welches jedermann sehr natürlich findet, es wäre mir hinsichtlich der Reisekosten freilich lieber gewesen wenn ich mit dir von hier aus hätte reisen können, aber es wäre dann gar zu kund und ruchbar hier geworden und jedermann würde den Zweck dieser Reise errathen haben. Ich fahre mit eigenen Pferden von hier nach Elberfeld, bleibe dort die Nacht und den andern Morgen von da über Schwelm, Haagen, Dortmund nach C .... welches von Dortmund glaube ich 3 oder 4 Stunden entfernt ist. So bald ich nun ein wenig das terrain in C .... kenne, schreibe ich dir von dort aus noch einmal, am besten aber wäre es, du erwartest diesen Brief nicht mehr, da es sonst gar zu lange dauert, bis du kömmst, denn du mußt dich doch nun selbst gegen Vater und Tochter äußern; was die Demoiselle Schröder gesagt hat, muß dir indeß genügen und du darauf deine Hoffnung bauen, Gott mit dir, mein guter Otto, ich habe noch allerley zu thun, komme nur bald ich bitte dich und lasse nicht zu lange harren

Deine
treue Mutter
H Solms L.

Von Elberfeld aus, nehme ich PostPferde bis C ....

N.S. Nachdem ich es noch einmal überlegt habe, glaube ich doch, daß es besser ist, wenn du noch einen Brief von Cappenberg von mir erwartest, da es doch keinen langen Verzug giebt und ich dir dann sichere Nachrichten geben kann, denn ich werde das terrain recht ordentlich untersuchen, was ich durch die Schröder wohl besser kann wie durch den Vater.

10) Dieselbe an denselben.

Cappenberg am 11ten Sept. 1822.

praes. d. 21sten Septbr. 22.

Lieber Otto! Hier wäre ich denn seit gestern Mittag, mit Herzklopfen stieg ich aus dem Wagen, dies kannst du dir denken, denn es war keine Kleinigkeit für mich so geradezu hieher zu fahren, ich wollte doch aber einmal Gewisheit haben über eine Sache, die sich auf irgend eine Art entscheiden muste, weil ich gar zu sehr von dem unruhigen Minister bombardirt wurde. Gestern Nachmittag kam es zwischen dem Minister und mir zur Sprache, ich sagte ihm, du würdest einen Brief von hier aus, abwarten, um zu hören, wie seine Tochter für dich gesinnt sey, ob er denn mit ihr darüber gesprochen habe; dieser Antwort wollte er entgehen, aber ich wiederholte meine Frage bestimmt, und er sagte mir endlich, Therese habe eine Furcht vor dem Heurathen und vorzüglich würde sie sich nur dann dazu entschließen wenn sie einen jungen Mann genau kennte und seiner Ge-

Digitized by Google

stimmung für sie genau versichert wäre. Obgleich diese Antwort der jungen Person nur zur Ehre gereichen kann, so gestehe ich dir, daß es mich nicht wenig ärgerte, daß der Minister mich nach Cappenberg kommen läßt um mich damit zu bewirthen, er hätte mir dieses ehrlich u. offen schreiben müssen. Dann wäre ich vor der Hand noch weg geblieben, und hätte dir gleich geschrieben, die Sache bis Frankfurt nehmlich bis auf den Winter beruhen zu lassen, ich kann dir auch izt keinen andern Rath geben; ich sagte dem Minister, daß ich bei solchen Umständen dir sogleich schreiben würde izt nicht hieher zu kommen, dies wollte er gar nicht haben, ich sagte ihm aber, daß ein Aufenthalt von 10—14 Tagen doch zu keinem Resultat führen würde, und nach deinem eigenen sehr richtigen Tackt hätteſt du es immer für delicater gehalten, erst in Frankf. die Bekanntschaft seiner Tochter genauer zu machen, auch meine eigene Ankunft sey hier bloß um deswegen erfolgt, da er es so dringend gewünscht hätte und mir dieses Versprechen in Nassau fast abgezwungen hätte, dies ist auch wahr! Kurz der Minister ist ein ganz eigener Mann, und was mir in der ganzen Sache nicht gefällt, ist, daß beide Töchter nicht ganz gut mit dem Vater stehen, nach der Demoiselle Schröder ihrer Aussage, und daß sowie der Vater ein Partie wünscht, dies schon genug ist, daß sie nichts davon wissen wollen; es soll ein Liebes Roman vorhergehen, aber nicht immer oder vielmehr selten entstehen glükliche Ehen daraus. Aus dem, was die Schröder mir sagte, leuchtet freilich hervor, daß der Vater die Töchter oft hart behandelt hat und also ihr Vertrauen gar nicht besizt. Uebrigens ist Th. v. St. äußerst liebenswürdig und verdient in jeder Rücksicht, daß du suchst sie näher kennen zu lernen, welches diesen Winter in Frankf. am besten geschehen kann, nur mußt du nicht mit Carl Roedelh. dahin gehen, sonst bist du verlohren; ich glaube, die ältere Schwester übt einen großen Einfluß auf die jüngere aus und gewis ist sie viel Schuld an der ewigen Unentschlossenheit derselben, weil sie sich natürlich ärgert, daß man immer der Schwester und nicht ihr die Cour macht. Nun hast du einen treuen Bericht von der Lage der Sache, du hast nun Ruhe bis zum Winter in Frankfurt. Was nur recht schlimm u. ärgerlich für mich ist, ist, daß mich hier mehrere Bekannte gesehen haben u. noch sehen, morgen kommen Herr u. Frau von Mirbach hieher, der Minister hatte sehr Unrecht mich so anzuführen, diese dumme Reise kostet mich noch dazu Geld genug, und ich habe doch nichts gewisses erfahren; Ottilie soll mir nur nicht einmal solche Streiche machen, wenn ein braver junger Mann um sie freyt! Ich werde suchen übermorgen wieder von hier weg zu trollen, wie ich mich in Cölln durchlügen werde, weiß Gott! Lebe wohl, lieber Otto, und schreibe recht bald

Deiner
Dich herzl. liebenden
Mutter H. Solms.

11) Graf Otto an seine Großmutter, Fürstin Elisabeth.

Lbch d. 21sten Sept. 22.

Staune, beste Großmutter, wenn ich Dir sage, daß nach einem saueren Kampf mein Entschluß, heute Abend noch nach C . . . g wegzureisen, feststeht! Nachdem ich gestern Abend die ganze auf die bewußte Sache Bezug habende Correspondenz mit besonnener Ueberlegung durchgelesen hatte, konnte ich es nicht anders als das Beste finden gradezu wegzureisen. Mit welchen Empfindungen ich diese Reise machen, mit welchen ich ankommen werde, kannst Du Dir denken! Allein urtheile selbst, ob mir etwas anderes übrig bleibt, wenn Du bedenkst, daß nach einem Brief des H. v. St. ich schon seit Ende August in C . . . . g erwartet werde, daß nach dem lezten Brief meiner Mutter dieselbe schon wenigstens 8 Tage in C . . . . g seyn muß, und daselbst vielleicht in einer höchst peinlichen Lage (freylich durch ihre Schuld) sich befindet, u. wie komisch es nothwendig aussehn muß, wenn ich eine Reise so lange verschiebe, die eine für mich so wichtige Sache

Digitized by Google

ins Reine bringen soll! Die Mutter schreibt mir zwar, ich solle vor meiner Abreise einen Brief von ihr, den sie von C....g aus schreiben wollte, noch abwarten; — wie leicht kann aber dieser Brief verloren gegangen seyn oder irgend wo noch liegen u. Gott weiß wann, ankommen, zumahl da die Posten über Paderborn und Caßel sehr unordentlich sind. — Also mit Gott soll es vorwärts gehn, und ich bitte Dich nur, daß Dein Seegen mich begleiten und mir Kraft und Besonnenheit um meine Schüchternheit zu überwinden geben möge! Wenn ich so recht daran denke, welchen entscheidenden Einfluß diese Reise auf mein ganzes Leben hat, so möchte ich noch eine Stunde vor dem Orte, der das Ziel derselben ist, noch einmahl überlegen, ob ich nicht wieder umkehren sollte! Gott gebe, daß die Sache in jedem Fall zu meinem wahren Besten ausfallen möge!

Also lebe wohl, beste Großmutter, bald erhälst Du weitere Nachrichten von

Deinem treuen Enkel
Otto.

An
Ihro Durchlaucht die verwittwete Fürstin
zu Solms Laubach ꝛc.
Utphe.

12) Fürstin Elisabeth an Graf Otto.

d. 21ten 9. 22.

nun reise mit Gott von der treuen GMutter begleitet, die die Wünsche für den Sohn in Seinem Sohn erneuert. Gewiß hast du meinen Segen, so wenig dies Wort noch gilt, soll es mit mir in der Gesinnung fortleben, ich bin wirklich innerlich ergriffen, dein Glück ist das Meinige, so innigst liebe ich dich — was ich sagen soll, sage mir wo mögl. in etl. Worten, oder hast du Carl geschrieben. Bei K. R. Klenze habe ich mich gestern recht Falsch antwortent, wie Es fragend benommen — ob du nach Offenbach (?) giengest — O dacht' ich, wo ist Warheit? u. wurde roth, zum lügen tauge ich nicht, wie zum schweigen, so bleibe

Deine Alte treue
Amama E. S.

13) Graf Otto an Fürstin Elisabeth.

Laubach d. 21sten Sept. 1822.

Ich reise nun doch nicht — welches Glück, daß ich noch wartete, bis Franziskus die Briefe brachte, Du wirst es sehn, wenn Du den beyliegenden heute von der Mutter aus C....g erhaltenen Brief gelesen haben wirst. Sagte ich es nicht, daß ich die Mutter kenne, und hatte ich nicht recht, als ich ihre voreilige Reise nach C....g tadelte! — In welche schreckliche Lage würde ich nicht gekommen seyn, wenn ich auf ihren Brief vom 30sten Aug., den ich Dir auch beylege, gleich nach C....g abgereist wäre! Hätte jedermann der Sache so ihren natürlichen Verlauf gelaßen wie ich, so würde sie viel beßer stehn, Gott weiß, wie es nun gehn wird. Ich schicke Dir diese Zeilen nebst den Anlagen durch einen Expreßen, damit Du nicht glaubst ich sey schon über alle Berge. Morgen Abend werde ich nun wahrscheinlich nach Gonterskirchen gehn, um so alles im natürlichen Gleise fortgehn zu laßen. Sage ja niemand etwas davon, daß ich reisen wollte. Nächstens komme ich wieder zu Dir und bleibe bis dahin

Dein treuer Enkel
Otto.

Digitized by Google

14) Fürstin Elisabeth an Graf Otto.

Am 22/9 früh 6 uhr 1822

Als ich mich eben gestern Abend zu Bette legte in meinem GartenStübgen, kam dein Bote, den es wohl nicht so frohr wie mich, es war bitter kalt, ich dachte oft an dich, wo der Route nach du den Ostwind in der Nase habend du pfeifen würdest — aber wie staunte ich bei dem lesen deines Briefes — Mutterliebe hat deine arme Mutter warlich hier recht in Verlegenheit gebracht, aber wer ist Schuld? Der HusarenGeneral, man sieht ja, wie er Sie ängstigte; danke es der guten Mutter, Empfhele Ihr aber Ruhiges Benehmen, einen Anschein von Gleichgültigkeit, u. bitte Sie, Dir nun die Leitung deiner Angelegenheit zu überlassen, sey aber in Ffurt weder nachlässig noch schüchtern, du hast warlich das leztere nicht nöthig; ich mache dir das Bekentnis wie meinem Sel. Vater, der sich halb matt lachte, als ich Ihm sagte: Gn. Papa, ich hätte Sie gleich geheurathet, wenn ich Sie jung gesehn hätte, u. so sage ich dir. Das Wesen in K—g gefällt auch mir nicht, Erzieherinn, Schwester Einwirkung, der wunderliche Mann — es ist so vielerley, das beseitigt seyn muß u. beobachtet seyn, u. in Ffrt wirst du es können. Therese ist in übeler lage, Gott gebe daß Sie ist was ich wünsche u. was du verdienst, mir liegt es fest am Herzen; Fr. v. Löw sprach wieder so ganz hingeworfen nur u. im allgemeinen, u. ich hütete mich nur von weitem darauf einzugehn; daß es in Cölln schon wieder heraus ist, wundert mich nicht, der lebhafte G. v. T. ist gewiß hievon Schuld.

Dr. Köhler habe ich ganz ruhig Grüße an dich mit gegeben, ob ich dich gleich schon fern dachte, du kannst dich darauf verlaßen, daß ich nichts sage; damit du ganz sicher seyn kannst, sende ich dir deine eigne Briefe wieder, du kannst sie besser verwahren, nur denke nicht, daß ich Mistrauen in mich bei dir glaubte — oh gewiß nicht! Dein Vertrauen in mich ist mir ein Himmel. Wenn ich deine Mutter mir in K—g gedenke, wird mir heiß, die Verlegenheit war gros, u. der Alte muß übel gelaunt gewesen seyn, ich habe mir es doch gedacht, daß die Töchter übeles leben haben. Wenn ich dich sehe, mehr hierüber ..... Daß ich dir im Bette schreibe, kannst du an dem schiefen Geschmier denken, ich stehe erst gegen 7 auf, weil es kalt ist, der Regen wird nicht anhalten, ist aber von Gott erbäten, so dürr ist es.

Nun lebe wohl, du weist, ich necke nicht, mir ist das Menschenglück im allgemeinen Ernst, wie viel wichtiger das meines lieben Otto, seh' ich es auch nicht lange, so gehe ich doch dann mit der Ruhe hinüber: Er ist schon hier glüklich; ebenso wünsche ich es all' meinen Enkeln, schaffe nur Carl den Winter nach Franken, wär' ich nur ein bisgen Intriguant — doch nein rien de plus detestable qu'une Vielle de ce genre, besser ist's, ich bin u. bleibe

die 3e GrMutter
E. Solms

Nun habe ich alles nach Carls Brief ausgesucht — da ist er endlich, er war schon aufgehoben! diesen sendest du mir wieder.

15) Freiherr von Stein an Graf Otto.

Nassau d. 19. November 1822.

praes. d. 27. ej.
Beantwortet.

Hochgebohrner Graf

Als ich die Ehre hatte E Hochgebohren im Juny in Nassau zu sehen, war die Rede davon, daß die Jahrgänge des Moniteurs 19. 20. 21. in Ihrer Bibliothece fehlten, ich rieth die Sammlung zu vervollständigen, und erkundigte mich bey einem Freund in Paris nach dem Preiß — er schreibt mir bey dem Verleger koste der Jahrgang 112 francs,

Digitized by Google

er könne ihn aber für 57 fr. also in Sa für 170 fr. erhalten — Wünschen E Hochgebohren, daß ich meinen Freund anweise diese Jahrgänge mit CourrierGelegenheit nach Frankfurth zu uebersenden?

Bey meiner Durchreise durch Coeln wartete ich Ihrer Frau Mutter auf und fand Sie wohl. Im Lauf des Dezembers werde ich nach Frankfurth gehen und dort einige Zeit mich aufhalten, wo ich hoffentlich die Ehre haben werde E Hochgebohren mündlich die Gesinnungen der ausgezeichneten Hochachtung zu versichern, womit ich beharre

E Hochgebohren
Gehorsamster D.
K H v Stein.

An den Herrn Grafen
Otto von Solms Laubach
zu
per Ffurt Laubach.

16) Gräfin Henriette an Graf Otto (Auszug).

Cölln am 21. Nov. 1822.

praes. d. 27sten ej.
Beantwortet den 29sten ej.

. . . . . Soweit war ich gestern mit diesem Brief gekommen, als ich den Deinigen vom 17ten Nov. erhielt, aber mit welchen Empfindungen ich ihn laß, kann ich dir, lieber Otto, nicht beschreiben! Ich konnte mich der Thränen dabei nicht enthalten, oh wie konnte doch dein Vetter Fritz so sehr alle delicatesse vergessen und dir von Dingen reden, die aufs neue dir sowohl als mir den bittersten Verdruß machen müssen! Um so mehr verdenke ich es ihm, da er in einem so spottenden Ton von einer Sache spricht, die seinem Bruder wiederfahren ist, was ihm unmöglich unbekannt sein kann! Bei so vielem Unglück, was ich erdulden muste, soll ich auch noch das härteste erfahren, daß du, mein Otto, nicht mehr mit Liebe sondern mit Bitterkeit deiner Mutter gedenkst, wodurch ich dieses verschuldet habe, weiß ich nicht, aber ich fühle es schmerzlich, daß diese neue Leiden nun auch noch über mich verhängt werden müssen! Da wo ich allein Trost finden könnte, ist er mir Armen nun auch noch versagt! Ach lieber Otto, Alles was ich in der unglüklichen Sacht taht, habe ich nur aus Liebe für dich gethan, es war, so wie man es mir vorstellte, mir nicht möglich anders zu handeln. G. Thielemann sagte mir, ob ich Schuld daran sein wolle, wenn nichts daraus würde, so war es wohl natürlich daß ich nur dein Glük berücksichtigte, alle andern Rücksichten muſten schweigen! Oh hätte nur auch Fritz geschwiegen! Das Ganze ist nur ein Schluß von einigen Neugierigen in Münster, welche warscheinlich erfahren haben, daß ich in C. war, und übrigens ist es schon so oft von Frl. v. St. gesagt worden, sie sey Braut oder sie hätte einen refusirt; solche Geschwäzze fallen in der Welt mehr vor und du hast wirklich Unrecht dich so sehr darum zu bekümmern, es macht dir keine Schande, wenn man es auch weiß, daß du Absichten auf sie hatteſt, wohl aber ihr gereicht es nicht zur Ehre sich so zu betragen, wie sie es gethan hat, und diese romanhaften Ideen werden sie einst villeicht noch sehr unglücklich machen. Niemand weiß es hier, daß ich in C. war, man glaubt allgemein, ich sey in Cleve gewesen. Stelle dir vor, daß vor 3 Wochen mir zu meinen grosen Erstaunen die beiden Frl. v. St. mit Demoiselle Schröder angesagt wurden, ¼ Stunde darauf kamen sie und sagten, sie kämen von C. müßten hier durch nach Nassau und hätten mich einen Augenblick besuchen wollen. Der Vater käme 14 Tage später. Da es schon Essenszeit war, so konnte ich nicht umhin ihnen vorzuschlagen, ob sie mit meinem einfachen Mahl sich begnügen wollten, sie nahmen es auch wirklich an. Diese unbegreifliche visite kam mir ganz sonderbar vor, Du kannst denken, daß von nichts wie von

Digitized by Google

gleichgültigen Dingen die Rede war. Gleich nach Tische fuhren sie noch bis Bonn und den andern Tag nach Nassau. Vor 8 Tagen kam dann auch der Minister hier durch und war des Abends ½ Stunde bei mir, er erzählte mir, daß er im Januar nach Berlin auf 2 Monathe gienge weil ihm der Kronprinz geschrieben habe, daß er seine Meinung zu hören wünsche bei den ständischen Versammlungen, er gienge also nur auf eine kurze Zeit im December nach Frankfurt und von dort aus im Januar mit seinen Töchtern nach Berlin, von der fatalen Sache war Gottlob nicht die Rede, er machte immer Pausen und hoffte, ich würde davon anfangen, dann wir waren ganz allein; Ottilie so wie die Tante waren ausgegangen, ich war aber stumm wie ein Fisch, so verließ er mich wieder, nachdem er über Manches sehr interessant gesprochen hatte. Du siehst, lieber Otto, daß ich dir nichts verberge, es ist leicht möglich, daß Mlle Schröder geglaubt hat, ich würde bei ihr allerley Erkundigungen einziehen; aber ich dachte nicht daran und hatte gar keine Lust eine geheime Unterredung mit ihr anzuknüpfen. . . . . Ich muß schließen, weil ich durch das schreiben immer nur noch trauriger werde, lebe wohl und mehre nicht durch so schmerzliche Vorwürfe das Unglück Deiner

treuen Mutter H Solms

Die Nachricht, daß M. von Stein nach Berlin geht, behalte für dich, ich weiß nicht, ob er es gern hat, daß man es weiß.

17) Graf Otto an Minister von Stein.

Laubach den 27sten Nov. 1822.

Hochwohlgebohrener Freyherr,
Hochzuverehrender Herr Staatsminister!

Auf Ew. Excellenz geehrte Zuschrift vom 19ten d. M. erwidere ich gehorsamst, daß ich Dero Anerbieten die mir fehlenden Jahrgänge des Moniteurs für einen so geringen Preis verschaffen zu wollen, mit dem ergebensten Dank annehme, und es nur bedaure, daß Ew. Excellenz meinetwegen dieser Mühe sich unterzogen haben. Ich muß nun nur noch so frey seyn Ew. Excellenz gehorsamst zu bitten mich in Kenntniß setzen laßen zu wollen, wann und wo ich die fraglichen Jahrgänge in Frankfurt abhohlen zu laßen und wohin ich den Betrag zu entrichten habe?

Wenn ich zu der Zeit, wo Ew. Excellenz in Frankfurt seyn werden, an diesen Ort kommen sollte, so werde ich (nicht ermangeln) mich freuen denenselben meine (schuldige) Aufwartung (zu) machen zu können.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung verharre ich
Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
O G z Solms.

Hiermit schließt der Briefwechsel. Graf Otto hatte die Launenhaftigkeit der jungen Freiin erkannt und auf eine weitere Bewerbung verzichtet. Er heiratete erst 1832 die Prinzessin Luitgard von Wied, mit der er in langjähriger glücklicher Ehe verbunden blieb. Therese vom Stein mußte noch längere Zeit auf einen Freier warten. Sie vermählte sich 1827 mit dem Grafen Ludwig von Kielmannsegge und starb am 1. Januar 1863.

Digitized by Google

Volk ohne Raum

Hans Grimm, der Verfasser der „Südafrikanischen Novellen", der „Olewagen Saga" und des „Ölsuchers von Duala", hat sein neustes Werk: „Volk ohne Raum"*) der unfriedsamen, harten Gegenwart geschrieben, damit wieder Friede eingeläutet werde im deutschen Land, Friede zwischen dir und mir, Friede zwischen uns allen.

Wer ist Hans Grimm? Wenn wir bisher seiner gedachten, sahen wir einen großen, hageren Mann durch das weite, ungeheure Steinland von Südafrika, die Sattelbüchsen überzwerch geschnallt, dahinreiten mit harten, zusammengekniffenen Mundwinkeln und mit Augen, die von Sand und Sonne gerötet sind. Wir sahen ernste, schweigsame Männer mit struppigen Bärten, die auf ihrem Trekkarren mit den zwanzig und mehr Ochsengespannen durch das sonnverbrannte Land von Transvaal und Oranje Freistaat fuhren, merkwürdig handliche und herbkeusche Mädchen und trostlos einsame Bauernanwesen, die so roh und ungefüge wie Riesenbehausungen in dem Lande der Wüsteneien und erhabenen Sternnächte dalagen und genau so schweigsam waren wie ihre altniederländischen Bewohner, die abends rauchend auf der Stoep saßen und in der alten, schweren Familienbibel lasen. Nur die Bambusen hörte man in ihren Eingeborenenhütten ihre klagenden Lieder singen und zuweilen in wilde Schreie ausbrechen. Das war die Welt, die Hans Grimm in ihrer ungeheuerlichen Melancholie vor uns aufbaute und durch Krieg und Schicksal wieder zertrümmerte, das war Hans Grimm, der die Jahre des Burenkrieges und des Weltkrieges dort draußen am Rande der Kalahari an uns vorbeigespenstern ließ gleich Geisterzügen. Wir standen erschüttert von dem geistigen Erlebnis dieser ganz ursprünglich und erdschwer hingestellten Geschichten.

Nun scheint ein völlig verwandelter Mann vor uns zu stehn, ein Mann, der viele Jahre in der deutschen Enge, in der Fehde aller gegen alle gestanden hat und der mit seinem Volk gerungen hat wie die alten Stammväter mit dem Herrn. Er ist müder geworden, resignierter und legt mit schreibmüden Händen und noch immer sinnendem Haupt ein Buch in unsre Obhut, das mit den bleichen Fingern einer wissenden Seele geschrieben worden ist, ein Buch voll Liebe und Verzweiflung. Er ist auf den Wegen der unfreien Heimat gegangen. Die Weserwälder und verschollenen Sachsenkriege rauschen unheimliche Tiefen in uns auf. Wir sehen plötzlich das Schicksal des deutschen Volk mit ganz anderen Augen an. Wir sahen es weit herkommen und lernen langsam begreifen, daß wir vor tausend Jahren als ein freies Volk lebten und immer tiefer unter das Joch der Enge und Knechtschaft gerieten. Der Raum unserer Äcker wurde schmaler, die Zanksucht wurde immer größer, je stärker wir uns vermehrten, bis das Zeitalter der Industrie uns völlig verdarb. Die Großstädte wuchsen, Steinsärge der Seele, aus dem Boden und brachten den Klassenhaß der Besitzlosen gegen die Paläste zu einer demagogischen Giftblüte. Und als nach dem verlorenen Kriege der Pöbel die Herrschaft an sich reißen wollte und der Irrsinn der Revolution in seinen Folgen den besten Teil unseres Volkes, den gebildeten Mittelstand, vernichtete, den Neureichen noch reicher und den Armen noch ärmer werden ließ, da war das Unglück geschehn, da wurde der Parteihader zur Siedehitze gebracht, weil der Freistaat eine Freistatt für rücksichtslose Streber geworden war, die, anstatt wie früher den Fürsten zu hofieren,

*) München, Albert Langen. 2 Bde.

Digitized by Google

jetzt den Volksvertretern ihre Bücklinge machten. Es war nichts besser geworden in Deutschland trotz der versprochenen Freiheit. Alle haben es enger und fühlen sich geknechteter. Warum all dies? fragen die Millionen im Stillen, ohne der Wahrheit ins strenge Antlitz schauen zu können.

Da antwortet ihnen allen der einsame Seher aus Lippoldsberg an der Oberweser: Die Wurzel unseres Elends, unsrer Zanksucht, unsrer Schwäche wächst aus dem Jahrtausend deutscher Geschichte. Weil wir zur Zeit der Niedersachsen noch freie Männer waren und durch römisch-fränkische Kultur und undeutsches Gesetz geknechtet wurden und den kostbaren Schatz freier Bauern verloren: den freien, durch keinen Zehnten belasteten, uneingegrenzten, unübersehbaren Raum.

Es ist anzunehmen, daß Grimm diese Erkenntnis unserer uralten Unglücksquelle schon vor dem Kriege in Südafrika gekommen war mit all ihren verwickelten tragischen Folgen. Das Auswandererproblem ist niemals dazu angetan gewesen, unser Ansehn im Ausland zu vermehren. Natürlich kann ein ackerarmes Volk, dessen bestes Siedlerelement aus Mangel an Heimaterde und um nicht Arbeiter zu werden, weil die Ackerscholle der Väter ihn nicht mehr ernährt, fluchtartig in alle Welt auswandert; ein solches Volk kann deshalb in seinen landhungrigen Söhnen noch nicht der Verachtung preisgegeben werden. Das Schicksal aber wollte, daß der Deutsche nicht allein in die Länder auswanderte, wo ihm bereitwilligst Arbeitsgelegenheit als Landwirt, Handwerker, Arbeiter, Kaufmann geboten wurde, wenn er nur arbeitswillig war. Er wanderte auch in die englischen Kolonien. Die Folgen, die sich hieraus ergaben, waren viel schwerwiegender, als gemeinhin angenommen wird. Engländer und Deutsche sind eigentlich nirgendwo in der Welt gut miteinander ausgekommen, weil der Engländer eine Eigenschaft am Deutschen außerordentlich unbehaglich empfindet: die Tüchtigkeit in der Abart von Strebertum. Der Engländer liebt es, die Dinge sich nicht überhasten zu lassen, lieber nur acht Stunden am Tag zu arbeiten und lebenstüchtig zu bleiben, als sich zu früh ins Grab zu schinden. Und der Engländer hat unbedingt recht, weil er sich diese Lebensauffassung leisten kann bei seinen ungeheuren Existenzmöglichkeiten. Wer in dem British Empire einen klaren Kopf, arbeitstüchtige und gewandte Hände hat, der kann sich und seine Familien brav und rechtschaffen ernähren, ohne länger als acht Stunden von den vierundzwanzig der fluchwürdigen Arbeit zu widmen. Der Deutsche hat nun einmal keine Ellbogenfreiheit, er muß eine Stunde früher aufstehn und bis in die Nacht fleißig sein, wenn er es über den Durchschnitt behaglich haben will. Und mit dieser Behaglichkeit wäre der Engländer nicht einmal zufrieden. Der Deutsche findet die Arbeit ehrenhaft, nicht erniedrigend. Er ist stolz auf seine Arbeit. Darüber hat der Engländer ein souveränes Lächeln. Natürlich paßte das deutsche Strebertum schlecht in eine englische Kolonie. Es wurde verächtlich angeschaut. Im Weltkriege stellten die Dominions dem alten Heimatlande über eine Million erlesener Soldaten, aus freien Stücken und kostenlos. Der Haß gegen die deutsche Ungemütlichkeit in der Welt war groß. Wir hätten nicht vergessen sollen, daß die Welt draußen britisch ist, daß jeder Vierte britischer Untertan ist. Und daß es niemals ein größeres Weltreich gegeben hat als das britische. Wir sehn, welche Komplikationen der deutsche Raummangel verursachte, und wie die Unzufriedenheit mit Deutschland in der ganzen Welt ständig anwuchs, bis das Maß überlief.

Nicht nur die deutsche Auswanderung behandelt Grimm in seiner aufrechten, sachlichen Art, auch allen anderen großen Lebensfragen gegenüber nimmt er einen unparteiischen Standpunkt ein, einen überparteilichen, wenn man sogar will, obschon dies Wort etwas großmannssüchtig klingt, wie so manche neuen undeutschen Wortbildungen.

Das macht den Roman, der gleich am Anfang selbst ein politischer genannt wird, so außerordentlich lesenswert, daß Grimm sich in seinen volkspolitischen Urteilen disziplinierter Nüchternheit befleißigt. Man fühlt ordentlich, wie der langjährige Aufenthalt in der Fremde ihm die Sinne der Beobachtung und der Menschenkenntnis ungemein geschärft hat.

Es ist bestimmt kein Zufall, daß gerade Grimm das volkspolitische Buch der letzten dreißig deutschen Jahre geschrieben hat. Er mußte es schreiben; war dazu bestimmt; und er mußte es von der Weltweite her tun und seine kulturelle Aufgabe ganz modern und künstlerisch lösen. Das wird sein unsterbliches Verdienst bleiben.

Es wird Menschen geben, die dieses Buch nicht lesen wollen, weil es ein poli-

Digitized by Google

tisches Buch ist. Sie tun unrecht daran. Andere wird es gerade darum reizen, danach zu greifen, und sie werden es in der richtigen Erkenntnis verschlingen, daß es in unseren Zeitläuften nichts Wesentliches gibt, das nicht in irgendeinem Zusammenhang mit der Politik steht. Wir können ihrer nicht mehr entraten, und ehe wir nicht alle lernen, politisch zu denken und uns politisch zu bilden, wird es kein Deutschland wieder geben, das nicht mehr bevormundet werden will. Und jeder muß auch davon überzeugt werden, daß das Geschick seines Volkes wichtiger ist als sein eigenes, das doch immer nur ein schwacher Abglanz davon sein kann.

Wie der Irregang der deutschen Nation symbolisch in der Gestalt eines einfachen Mannes aus dem Volke lebendig gemacht wird, ist hier reizvoll nachzuleben, und wir erstaunen, mit welchen künstlerischen Mitteln ein so schwieriges Vorhaben glücklich gelöst wird. So werden die meisten wichtigen sozialen Fragen, die einen großen Teil des modernen Lebens ausmachen: die Klassenabstufung der Arbeit, der Ackerboden, die Auswanderung, die Kolonisation uns durch Cornelius Friebott aus Jürgenshagen durch das gestaltende Mittel des Erlebens, des Erleidens klar und anschaulich vor die Augen geführt, so daß wir das deutsche Schicksal der letzten dreißig, vierzig Jahre vor uns vorbeirollen sehn in einer Überfülle von heimatlichen und fremden Geschehnissen, und uns aus dem dahinrauschenden Strom der Handlung nicht mehr loslösen können. Es ist ein Erstaunliches an diesem in sich verankerten Aufbau der mannigfaltigen Landschafts- und Völkerbilder, denn der Weg geht aus den Wäldern und Steinbrüchen der Heimat in das Industriebecken Westfalens, ins Gefängnis, nach Südafrika, in den Burenkrieg, nach St. Helena, zurück ins Kapland, dann als Farmer nach Südwest, wo der Erkertzug gegen Simon Kopper mitgeritten wird, das Diamantfieber miterlebt und miterlitten, und zuletzt die Verteidigung der Kolonie gegen die Engländer, der Verlust des schmerzlich zur Viehwirtschaft bezwungenen Durstlandes und die grauenvolle Flucht nach der portugiesischen Grenze. Ja, das Erstaunliche ist nicht allein die Weltweite, aus der heraus dies alles geschildert wird, sondern daß immer ein Erlebnis aus dem früheren geboren wird, daß die lange Kette kein chronikartiges Aneinandergreifen sondern einen fast dramatisch gesteigerten Aufbau darstellt, der zur tragischen Explosion drängt, die nicht erfolgt, wenigstens nicht dann, wenn sie hätte erfolgen müssen, auf der Flucht in die Heimat. Aber eine Erzählung ist kein Drama, und der Epik sind keine Gesetze vorgeschrieben. Zu dieser Breite und Weltweite hat sich bisher noch kein episches Werk deutschen Geblüts hinaufgeschwungen. Das gesamte moderne Erlebnis des deutschen Volkes ist hier zum erstenmal künstlerisch konzentrisch gesehn, mitunter auch in dem Brennspiegel der britischen Fremde, deren Zeitungen die Tatsachen immer nach Zeitungsgewohnheit im parteipolitischen Licht als Teilwahrheiten zusammenstutzten und durch Verschweigen der anderen Hälfte die Wahrheit zur Unwahrheit umbogen.

An seinen Novellen hatten wir schon erlebt, wie sehr Grimm die schwere Kunst des Charakterisierens besitzt. Als Glanzpunkte der Charakterdarstellung in dieser ersten großen Erzählung seiner Feder wollen uns die Eltern Friebott, der Jude Karfunkelstein und der Diamantensucher Rosch erscheinen.

Sein Stil ist schon ein Erlebnis an und für sich. Aufrecht und gradlinig geht Grimms Rede dahin. Man kommt sofort in ihren Bann und hat den ganz bestimmten Eindruck, es mit einen starkkonzentrischen Geist zu tun zu haben, der im Anfang der Erzählung wohl mit epischer Gelassenheit sehr weit ausholt, aber die Fäden des kunstvollen Gewebes nach der fünfzigsten Seite schon stärker anzieht, um uns über vierzehnhundert Seiten lang in seiner Gewalt zu halten, eine Wunderleistung, wie sie wohl selten einem Epiker in diesem Maße gelungen ist.

Knapp und gedrängt, oft gleichtönig mit der Stoßkraft eines Maschinenkolbens, rollt Satz an Satz in den Raum hinaus. Alle Bewegungen, selbst die kürzesten und die längsten rhythmischen Linien werden spielend bewältigt. Groß aber wird ihre Gewalt, wenn die Rede sich leidenschaftlich steigert, fast übersteigert, um am Ende des Absatzes in einen förmlichen Schrei auszubrechen, wie einmal in die Worte:

„Sie haben uns den Raum gestohlen! Wir haben uns den Raum stehlen lassen!"

Völlig anders geartet von dem Stil der schwerblütigen, dumpfdröhnenden Novellen, versinkt er hier hinter dem Ethos des Werkes. Er ist diesmal so wenig aufs Impressionistische eingestellt, daß er förmlich das gleichatmige Rauschen einer Küsten-

Digitized by Google

brandung besitzt, einmal leiser und langsamer, dann wieder lauter, schneller, drängender. Es ist einem so, als ginge das gleichmäßige Ticken einer Väteruhr durch das Buch, ein Ticken, das aus der Ewigkeit herkommt und in die Unendlichkeit hineingeistert. Es ist ein erbarmungsloser Pendelschlag in dem hohen besinnlichen Werk, der sich einmal unheimlich am Ende des alten Spruches über dem Friebottschen Haustor in Jürgenshagen bemerkbar macht. In dem Stil dieser Worte, die so schreckhaft raunen und mahnen, ist nichts mehr oder weniger als der klagende Ausdruck des fliehenden Lebens enthalten; als wenn das drohende Symbol unseres flüchtigen Lebens seine erzerne Stimme ertönen läßt:

Hin geht die Zeit! Her kommt der Tod!

Die andere schwermütige Melodie, die aus dem Buche klagt: „Immer stammt die Not der Besitzlosen aus dem Mangel an Raum", sie muß uns alle erst einmal richtig bezwungen haben, ehe wir von dem Parteihader lassen, der uns den Nachbarn in der Straße gehässiger anzuschauen zwingt als den Feind unseres Wesens in der ganzen Welt, den Briten. Ist dies nicht über alle Maßen entsetzlich?

Es ist etwas Tröstliches darin, daß wir wenigstens eine sachliche Aufklärung in diesem schönen, sittlichen Buch auf all die ewigen Notfragen finden, die unser Gewissen seit Jahren foltern. Man wird immer wieder darin lesen wollen wie in einem neuen Glaubensbuch, und niemand wird es ungetröstet aus der Hand legen. In jedem Absatz, fast in jedem Satz wird irgendeine neue Blickseite, eine neue lichtvolle Feinheit aufgetan. Und das unbestechliche Gefühl wird jeden durchrieseln: hier ist kein Schwatz, hier wird kein Prunk getrieben mit schönen, aber hohlen Worten, die uns genau so leer lassen. Hier ist endlich wieder das tätige Wort von dem eitlen Wort streng geschieden.

Ein solches Buch braucht keine Werbemittel, keine Lüsternheit, kein Zurschautragen von Vielwisserei, von Wißdünkel, von Belesenheit, um gelesen zu werden. Es wendet sich mit ungetrübten Augen an die Unbestechlichen im Volke, an die feinen rassigen deutschen Menschen. Die brauchen nicht bewogen zu werden. Sie werden das Buch auf den Herzen und von Haus zu Haus tragen.

Herbert Martens.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Ein Fehlschlag

Seit Balzac's unsterblichem „Volksvertreter" haben zahllose französische Romane und Schwänke das Mißverhältnis zwischen Macht und Einfluß eines Parlamentariers, vor allem des parlamentarischen Ministers, seinem Wissen und seiner Leistung zum Gegenstand ihres Witzes gemacht. Hunderttausende ergötzten sich daran, zu einer Zeit, in der es das bei uns noch nicht gab, als uns noch wohlausgebildete Berufsbeamte mehr oder weniger gut verwalteten. In den stürmischen Jahren 1918 und 1919 ist das anders geworden; Gastwirte, Scheuerfrauen und andere groteske Figuren in Berliner und Braunschweiger Ministersesseln boten Bilder von unvergeßlicher Tragikomik. Dann wurden die Zeiten wieder bürgerlicher. Der parlamentarische Minister mit Durchschnittsbildung wurde zur Normalerscheinung. Die neue Aera in Preußen brachte sogar Fachleute von Ruf an die Spitze des Ministeriums für Erziehung und Unterricht: Boelitz und Becker, dessen Leistung freilich hart umstritten ist und der sehr viel mehr Porzellan allerorten zerschlagen hat als unvermeidlich und gut ist. Beide Minister brachten sogar etwas mit in ihr Amt, was den Berufsverwaltungsbeamten vergangener Zeiten meist gefehlt hatte: Kenntnis des Auslandes (bei Becker freilich einseitig) und erweiterten Blick.

Boelitz, welcher früher eine deutsche Schule in Spanien geleitet hatte, berief sich sogar gern auf seine Eigenschaft als „Auslanddeutscher" (im Sinne von Auslandreichsdeutscher). Seine Auslandserfahrungen sind an ihm also nicht spurlos vorübergegangen, und nach seinem Rücktritt

Digitized by Google

hat er soeben ein fast 200 Seiten starkes Buch über „Das Grenz- und Auslanddeutschtum" veröffentlicht.

Das sehr verständige Vorwort des Boelitzschen Buches[1]) legt die Gründe klar, welche dem Verfasser die Feder in die Hand drückten, die Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums hätten vor dem Krieg in weitesten Schichten unseres Volkes leider nicht die Beachtung gefunden, die sie hätten beanspruchen müssen. Manch schmerzvolle Erfahrung der Kriegszeit und das Friedensdiktat von Versailles mit seiner furchtbaren Grenzfestsetzung seien mahnende Wecker des Verständnisses für wichtigste Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes geworden. Auf unserm verstümmelten Staatsgebiet lebe heute ein Volk, dem es von Tag zu Tag mehr zur Gewißheit werde, daß die Grenzen unseres Staates sich nicht decken mit den Grenzen unseres Volkstums. Stark rege sich allenthalben das Verlangen, mit den Millionen Deutschen, die von dem Körper unseres Staates abgesprengt sind, und mit allen den Deutschen, die hier in Europa und drüben über See in der Zerstreuung leben, in lebendigster Fühlung zu sein und mit ihnen das große unsichtbare Reich des deutschen Geistes zu bilden. Mit Recht hätten deshalb die Schulverwaltungen aller deutschen Länder darauf hingewiesen, daß dem Grenz- und Auslanddeutschtum schon in der Schule eine bessere Behandlung zuteil werden müsse, als es früher möglich war. Große Aufgaben fielen hier dem Geschichtsunterricht, dem deutschen Unterricht und der Unterweisung in der Erdkunde zu. Zur Unterstützung wolle dieses Buch dienen, das eine Lücke ausfüllen solle, die oft schmerzlich empfunden worden sei.

Daneben aber solle es allen denen eine Hilfe und Stütze sein, die sich mit den Fragen des Auslanddeutschtums eingehender befassen wollten. Aus jahrelanger Tätigkeit im Auslande habe der Verfasser vieles schöpfen können, was für die Behandlung des Auslanddeutschtums von Wichtigkeit sei; und an dem Streben vor allem der Jugend, immer tiefer hineinzuwachsen in das Verständnis dieser brennenden Lebensfrage unseres Volkes, habe sich seine Freude immer mehr entzündet, ein möglichst abgerundetes Bild des Lebens und Ringens der vierzig Millionen Deutschen außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes zu entwerfen.

Diese Absichten des Boelitzschen Buches können nur gelobt werden. Es ist überdies von hoher Bedeutung, ja man möchte fast sagen, es ist ein Markstein neudeutscher Entwicklung, daß ein früherer preußischer Unterrichtsminister ein Buch über das Grenz- und Auslanddeutschtum für den Schulgebrauch schreibt und daß ein so angesehener Verlag wie R. Oldenbourg die Zeit für gegeben erachtet, ein solches Buch herauszubringen. Wir müssen beiden dafür dankbar sein. Und wir sind froh, loben zu können.

Kann man dem Vorwort und den guten Absichten unbedingt zustimmen, so stehen wir in einen peinlichen Dilemma, wenn wir zu dem Inhalt des Buches Stellung nehmen wollen. Wir möchten auch loben, aber wir können es nicht, denn der Inhalt erregt, wie in nachfolgendem auszuführen sein wird, so große Bedenken, daß sie trotz der guten Absicht des Verfassers und des Verlages, auch von dem wohlmeinenden Berichterstatter nicht verschwiegen werden dürfen.

Zunächst leidet das Buch unter Mängeln der Anlage. Es fehlt ein zusammenfassender Teil, es fehlt ein Übersichtskapitel, es fehlt ein gesamtstatistischer Abschnitt, es fehlt, das ist das schlimmste, jede methodische Auseinandersetzung, welche sich auf die ziemlich geklärte Begriffsbildung stützt, wie sie durch die reiche wissenschaftliche nationalpolitische Literatur der letzten fünf Jahre (in einer für unsere deutsche Geistesgeschichte geradezu beispiellosen Weise) erreicht worden ist. Den Problemen: Volkstum, Nation, Nationalität, Staatsbürgerschaft, Staatsvolk, staatsführendes Volk, Deutschtum, Grenzdeutschtum, Auslanddeutschtum, Auslandreichsdeutschtum, Schicksalsminderheit wird der Verfasser in keiner Weise gerecht. Dort, wo die Verhältnisse ihn zwingen, diese Fragen zu berühren, geschieht dies ohne durchgreifende Klärung. Auf Seite 31 spricht der Verfasser von einer Verbindung der „zu Polen gewordenen Deutschen". Solche Peinlichkeiten einer Gleichsetzung zwischen einem polnischen Staatsangehörigen und einem Polen findet man häufig genug noch in Zeitungsartikeln und Reden. Die wissenschaftliche Literatur hat

1) „von" Kultusminister a. D., wie ein Empfehlungsdruckzettel ihn nennt „Dr. Otto Boelitz", VII und 196 S. mit 27 Karten nnd Skizzen, sowie einem Bilderanhang. München 1926, R. Oldenbourg.

Digitized by Google

mit diesem nachlässigen Sprachgebrauch, der auf die früher bei Reichsdeutschen so häufigen Gleichsetzung von Volkstum und Staatsangehörigkeit zurückzuführen ist, längst aufgeräumt. In dem Werke eines preußischen Unterrichtsministers ist sie schlechterdings unverständlich. Die an sich guten Bildbeigaben zeigen in der Beschriftung die gleichen Mängel. Grenz- und Auslanddeutsche Städte in Böhmen, Tirol und der Untersteiermark haben die Zusätze Tschechoslowakei, Italien — man sollte fast meinen absichtlich — und Südslawien. Die historischen Landschaftsnamen fehlen dagegen fast immer. In dem Absatz über das Deutschtum der Schweiz (gemeint sind die Reichsdeutschen dort) finden wir gleichfalls Vermengungen, die heute vermieden werden sollten und auch, wenn man sich der modernen Terminologie bedient, leicht vermieden werden können.

Auch die Einteilung des Stoffes, bei welcher jeder Verfasser irgendwo wägen und messen muß, befriedigt nicht. Das eigentliche Grenzdeutschtum außerhalb der Reichsgrenze, das als „Auslanddeutschtum im geschlossenen deutschen Sprachgebiet" den ersten Teil bildet, hat nur 61 Seiten zugewiesen erhalten, die großen Siedlungsinseln in Europa erhalten gar nur 43 Seiten. „Das Deutschtum" — gemeint sind die reichsdeutschen Kolonien — „in den übrigen Ländern" Europas, welche zahlenmäßig und volkstumsmäßig von verschwindend geringer Bedeutung sind, erhält dagegen 16 volle Seiten, während das Deutschtum in den Vereinigten Staaten — der andere große Komplex — wiederum mit nur 15 Seiten abgemacht, dem gesamten übrigen Deutschtum, zum Teil kleinen und kleinsten Gruppen, der übermäßig große Raum von 51 Seiten zugewiesen wird.

Auch vermissen wir neben einem Register besonders schmerzlich eine Literaturübersicht. Wir wissen nicht, aus welchen Quellen der Verfasser geschöpft hat und was sich auf eigene Beobachtung aufbaut. So bleibt — und das kann durch die nachfolgenden Ausführungen wohl belegt werden — das peinliche Gefühl, daß gerade die moderne Forschung, die sich vorwiegend mit dem Grenzdeutschtum und dem europäischen Auslanddeutschtum beschäftigt hat, in ihren Ergebnissen völlig unberücksichtigt geblieben ist. Verstaubtes, ja Falsches wird mitgeteilt. Dafür einige Belege.

So stellen wir fest, daß in dem dem Sudetendeutschtum gewidmeten Abschnitt die tschechische These vertreten wird, als hätte der böhmische Aufstand, der zum 30jährigen Kriege führte, einen durchaus tschechisch-nationalen Charakter getragen (S. 50) und als sei durch die Schlacht am Weißen Berge dem tschechischen Nationalismus durch das habsburgische Haus ein empfindlicher Schlag versetzt worden, als habe der starke Wiener Zentralismus erfolgreich an der Durchdringung Böhmens mit deutschen Elementen gearbeitet. Wir wissen durch die moderne Forschung, daß dem keineswegs so war. Der Aufstand war eine Sache des Protestantismus und des Regionalismus eines eingesessenen Adels. In Wirklichkeit waren unter den Aufständischen ebenso viele und ebenso gute Deutsche wie Tschechen. Die Mehrzahl derer, die nach dem endgültigen Siege Habsburgs das Land verlassen mußten, waren deutsche Protestanten. Es erscheint uns bedenklich, daß eine solche tschechische These, die doch heute dazu benutzt wird, das Unrecht der tschechischen Agrarreform historisch im antideutschen Sinne zu begründen, wiederholt wird. (Ebenso unverständig ist eine Wendung, die wir auf der gleichen Seite finden: „durch Karl den Großen ist dann auch das tschechische Gebiet in seinem vollsten Umfange für die deutsche Siedlungsarbeit und Kultur gewonnen worden." Dieser historisch ganz gewiß nicht haltbare Satz ist noch dazu durch Sperrdruck hervorgehoben.) Noch ein weiterer politischer Fehler sei gerügt. Muß ein ehemaliger preußischer Minister (mit der amtlichen belgischen Auffassung) von einem „belgischen Siege" bei der „unter schlimmstem Terror erpreßten Volksbefragung" (S. 15) sprechen? Das Volk ist nämlich gar nicht befragt worden. Sehr mutige Leute konnten sich in einer Liste eintragen und wurden dann ausgewiesen oder sonst schikaniert. Sieg ist nur möglich bei Volksabstimmungen. Und diese fordern wir doch heute noch vergeblich. Ebenso unpolitisch ist es, von den Luxemburgern zu sagen, sie hätten den deutlichen Willen gezeigt, sich nicht östlich sondern westlich orientieren zu wollen (S. 2).

Zu diesen politischen Entgleisungen kommen schwere wissenschaftliche Mängel. Die Darstellung des Deutschtums und seiner Bodensässigkeit in Westpreußen ist falsch und widerspruchsvoll. Laubert und Kaufmann haben in Arbeiten, welche in der Deutschen Rundschau (Aprilheft 1926, S. 61 ff.) eingehend besprochen sind, nachgewiesen, daß die Polonisierung in der Zeit der polnischen

Digitized by Google

Herrschaft bis 1772 in Westpreußen doch nur verhältnismäßig geringe Erfolge hatte, was auch der Verfasser auf Seite 27 zugibt, nachdem er vorher das Gegenteil behauptet hatte. Völlig irreführend ist die Behauptung, es sei nach Schaffung des Deutschen Reiches gelungen, „altes germanisches Land bis an die Weichsel in vollem Umfange erfolgreich zu besiedeln." Dort wohnen ja gerade die Kaschuben und südlich von ihnen die Polen. Von einem vollen Umfange darf also nicht gesprochen werden.

Sonderbar verworren ist die Schilderung der schleswigschen Vorgeschichte. Besonders bedenklich erscheint uns die Übertreibung des Satzes auf Seite 20: „Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Bevölkerung Schleswigs Jahrtausende hindurch bewußt deutsch gewesen ist." Ebenso falsch ist es, wie es auf Seite 8 geschieht, zu behaupten, im Elsaß habe zwei Jahrhunderte lang eine zentralistische französische Verwaltung geherrscht. Eine Zentralisierung setzte vielmehr erst seit der französischen Revolution ein. Diese Beispiele, die beliebig vermehrt werden können, zeigen, wie bedenklich es ist, ohne Quellenforschung oder Benutzung der Ergebnisse der Quellenforschung an ein so großes Werk heranzugehen.

Blamabel sind die zahlreichen Fehler auf ethnographisch-linguistischem Gebiet: Die Flamen und der größte Teil der Holländer sind nicht niedersächsischen Stammes wie Boelitz meint (S. 1), sondern niederfränkischen. Das Wallonische ist auch „kein keltischer, dem Französischen verwandter Dialekt" (S. 2). Kassuben (korrekt Kaschuben) wie Masuren (S. 29) sind nicht Ostseeslawen; nur die Kaschuben und die inzwischen ausgestorbenen Pommeraner dürfen als Ostseeslawen bezeichnet werden. Als eingesessene Bevölkerung im Baltenland nennt uns Boelitz „die Esten, die Ugrofinnen und die Letten, die Slawen sind" (S. 98). Völlig falsch. Ein selbständiges Volk „Ugrofinnen" hat es nie gegeben. Die Esten sind vielmehr ein Zweig der (von der Sprachwissenschaft als Hilfskonstruktion aufgestellten) ugrofinnischen Sprachgruppe. Die Letten hingegen sind überhaupt keine Slawen; sondern man rechnet sie mit den Litauern zu einer eigenen indogermanisch-baltischen Sprachgruppe. Als der Orden ins Land kam, traf er dort noch die heute dahingeschmolzenen Liven und Kuren.

Aus den zahlreichen sonstigen Fehlern des Textes sei nur darauf hingewiesen, daß Adalbert von Bremen einmal auf S. 27 mit Adalbert von Appeldern und ein anderes Mal (S. 98) mit Adalbert von Gnesen verwechselt wird. Niemals standen im Nationalitätenkampfe Deutsche, abgesehen vom Baltikum, nationalen festgeschlossenen Slawenstaaten gegenüber (S. 23). Das Friedensdiktat von Versailles bestätigte nicht nur die von den Polen im Posener Aufstand 1919 besetzten Gebiete (S. 25), sondern noch weite andere Lande.

Auch die Karten befriedigen wenig. Ein Teil ist wohl eigens für das Werk gezeichnet. Diese Karten besagen ziemlich wenig. Ein anderer Teil entstammt fremden Werken, oft veralteten oder unverläßlichen Quellen. Auf einer Karte wird auf Seite 4 „nach Wütschke, Der Kampf um den Erdball" das sudetendeutsche Gebiet rechts der Elbe, also auch Leitmeritz und Reichenberg als Mähren bezeichnet, Österreichisch-Schlesien aber auf Nordmähren ausgedehnt. Die Sprachenkarte Elsaß-Lothringens (S. 8) ist in ihrer Methode, einer für die Deutschen ungünstigen Methode, völlig veraltet; sie gibt daher einen für die Deutschen ungünstigen Eindruck. So zeichnete man (leider) vor 20 Jahren. Die Karte der verlorenen Ostgebiete (S. 24, nach dem vorgenannten Kalender) vergißt Oberschlesien gänzlich! Die Karte des heutigen Österreichs auf S. 57 läßt Ödenburg und Vaduz (Lichtenstein) österreichisch sein. Eine andere Karte, welche die Aufteilung der Österreichischen Monarchie zeigt, vergißt das Kanaltal und läßt Ödenburg gleichfalls österreichisch sein. Eine Karte des heutigen Großrumäniens zieht die Grenze allzuweit. Sie läßt das restungarische Gyula, das südslawisch gewordene Werschetz rumänisch sein. Auch die gebräuchlichen deutschen Ortsnamen werden in ungarischer Schreibweise oder in gemischter, wie Szasz-Regen für Sächsisch-Regen, wiedergegeben. Eine Karte der Randstaaten auf Seite 98 verstößt gegen die primitive Forderung, die ja heute bei fast allen deutschen Kartenverlegern durchgesetzt ist, daß die ehemaligen Reichsgrenzen (wenigstens gestrichelt) wiedergegeben werden sollen. Auf einer Karte des ehemaligen deutschen Besitzes in der Südsee fehlt Samoa.

Genug der grausamen Aufzählung, die nur einen Teil der Verstöße enthält.

Wenn auch ohne weiteres zuzugeben ist, daß Fehler immer unterlaufen können und daß eine Darstellung des Grenz- und

Digitized by Google

Auslanddeutschtums auf 200 Seiten zu den allerschwierigsten Aufgaben gehört (zum mindestens noch vor wenigen Jahren gehörte, als die deutsche Forschung und Kartendarstellung noch nicht die erfreulichen Fortschritte der jüngsten Zeit gemacht hatte), so muß doch bei aller Anerkennung der guten Absichten des Boelitzschen Buches ausgesprochen werden, daß es nach jeder Richtung hin enttäuscht. Man muß es als einen vollständigen Fehlschlag bezeichnen. Der Verfasser hat die Schwierigkeiten unterschätzt. In die Hände von Schülern darf ein so flüchtig gezimmertes Werk unter keinen Umständen gelegt werden. Vor dem Auslande aber stellt uns dies Buch eines parlamentarischen Ministers bloß. Das darf auch eine zum Loben bereite Kritik nicht verschweigen. Preußische Kultusminister werden im Auslande als deutsche Kultusminister schlechthin angesehen. Es wird Herrn Boelitz persönlich am unangenehmsten sein, wenn in künftigen Debatten gerade er von unseren Feinden als Kronzeuge mit ministeriellem Nimbus angezogen wird.

An dieser Stelle ist wieder und wieder betont worden, wie notwendig es sei, immer weitere Kreise des deutschen Volkes mit den Problemen des Grenz- und Auslanddeutschtums bekannt zu machen. Jeder Versuch in dieser Richtung, der mit zulänglichen Mitteln unternommen wird, ist auf das Wärmste hier begrüßt worden. Um so klarer ist daher unsere Pflicht, den Finger auf Neuerscheinungen zu legen, die ohne die in diesem Fall besonders notwendige gründliche wissenschaftliche Vorbildung und leider auch ohne das notwendige Verantwortungsgefühl geschaffen sind. D. R.

Weihnachtsrundschau

II.

Kinder-Bücher

Mit der gleichen Freude wie noch jedes Jahr können wir anzeigen, daß der Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg für unsere Kleinen wiederum in einer Weise gesorgt hat, die sein feines Einfühlen, seinen künstlerischen Geschmack und sein Verantwortungsgefühl gegenüber diesem unserem bestem Gut erneut vollauf bestätigt. Um diese Bücher ist ein Duft vom Weihnachtsbaum und seinen Kerzen, von Lebkuchen, Süßigkeiten und Kinderjubel, dem sich auch der Erwachsene nicht entzieht. Wenn wir recht verstehen, verfolgt der Verlag weiter den sehr erwünschten Grundsatz, die Kinder selber bei der Freude des Schauens und Lesens zu lehren, das Echte vom Unechten zu sondern. Es ist besonders hübsch, daß versucht wird, alte, unsterbliche Kinderbücher mit neuem Geist dadurch zu beleben, daß sie mit den Ergebnissen neuester Technik angefüllt werden. Ein Bestreben, das jeder bejahen wird, der weiß, wie stark schon in den kleinen Köpfen die Elemente neuester Technik irgendwie vorhanden sind. Wir zählen auf, und jede Nennung soll stärkste Empfehlung bedeuten: Wilhelm Schulz: „Die liebe Eisenbahn", Hobrecker und Skarbina: „Wer will mir mit frischen Backen diese schönen Nüsse knacken", ein reizendes Rätselbuch, Hobrecker und Avierinos: „Rundfunkstruwelpeter", Reinick: „Das Dorf" mit Bildern von Gottfried Eisenhut, beides Klipp-Klapp-Bücher, Kleukens: „Das Wettlaufen zwischen dem Hasen und Swinegel". Sehr gescheit ist es, daß die Besten bemüht werden, den Kindern mit entzückenden Bildern ihre schönen Erzählungen zu geben. Da ist Theodor Storm: „Der kleine Häwelmann" und Felix Timmermanns: „St. Nikolaus in Not", beide illustriert von Else Wenz-Viëtors feiner Hand, da fehlt nicht Svend Fleuron, wohl der einzige, der wirklich Tiergeschichten schreiben kann, mit seinem Büchlein „Ungleiche Spielkameraden" mit sehr feinen Bildern von F. W. Kleukens. Da macht Else Franke den „Teufel und seine Gesellen" für die Kinder sehr lustig und gar nicht schreckhaft lebendig. Will Vesper setzt seine Arbeit,

Digitized by Google

den Kindern unser bestes altes Gut nahezubringen, mit dem „Parzival" fort. Alle Bücher sind ausgezeichnet ausgestattet und mit Bildern wahrhaft reizender Feinheit, im Figürlichen wie in den Farben geschmückt. — Auch andere Verleger beteiligen sich mit Glück an dem Wettlauf um die Gunst der Jugend. Wilhelm Matthiessen hat zu den Bildern von Joh. Thiel eine sehr feine, lustige und innig empfundene Geschichte geschrieben „Karlemann und Flederwisch", die Weltreise zweier lustiger Gesellen (Freiburg, Herder). Geschichten, Verse und Lieder für die Weihnachtszeit hat Walter Classen-Schwab, unterstützt von den Bildern Tilde Eisgrubers, gesammelt unter dem Titel „Das Christkind kommt" (Stuttgart, Thienemann). — Dieser verdiente Verlag hat für die heranwachsende Jugend wieder recht viel getan. Wir empfehlen sehr Josephine Siebes lustige Geschichte „Kasperle im Kasperland" mit Bildern von E. Kutzer. Adele Elkan schrieb eine Erzählung aus der Goethezeit „Das Haus am Park", die sehr geeignet ist, den Kindern unsere große klassische Zeit nahezubringen, und Gustav W. Eberlein versteht es, in seinem Roman „Der Seebär" mit Frische und Humor die Weite und Größe der See und des Dienstes an ihr den Kindern nahezubringen. Toni Schumacher, die als Kindererzählerin den besten Ruf genießt, schildert in ihrer Erzählung „Heimat um Heimat" (Stuttgart, Levy & Müller) die Schicksale einer Familie, die in einem Thüringer Walddorf für die Kinder der andern die Spielsachen herstellt. Wir empfehlen auch, weil es die Phantasie der Kinder anregt, das Buch von Karl Botzenmayer „Helden, Wunder und Abenteuer aus grauer Vorzeit" (Berlin, R. Bredow). Historisch ist die Erzählung aus dem 10. Jahrhundert „Der gute Gerhard" von Hennes (Köln, J. P. Bachem) die mit Geschick die alte Sage, die Rudolf von Ems überlieferte, lebendig macht. Die Reiseerzählungen von F. Emmerich „Hüter der Wildnis" und „Unter den Indianern" (Freiburg, Herder) verdienen ihrer Buntheit halber gleichfalls Empfehlung. Wir erwähnen weiter die lustige Luftballon-Geschichte „Blauhöschen und Rotröckchen" von Viktoria Roer (Freiburg, Herder), das künstlerisch sehr feine Buch von Konrad Weiß und Karl Caspar „Die kleine Schöpfung", das mit feinen Versen und sehr hübschen Zeichnungen wohl dem eigenen Kind Felizitas den Tageslauf poetisch verklären will (München, G. Müller). Ferner eine niedliche kleine Mäusegeschichte von Maria Batzer „Müslin und seine Tante Loline" (Freiburg, Herder). In sehr ansprechender und buchtechnisch ausgezeichneter Ausstattung stellt sich das Märchenbuch „Der Abendstern und andere Märchen" von Elsa Macco (Neustadt, Pfälzische Verlagsanstalt) als eine wirklich wertvolle Gabe dar, da die Verfasserin feinsinnig versucht, durch ihre Märchen die Seele der Kinder zu vertiefen. Die beigegebenen Vierfarbendrucke und Schwarzweißtafeln von Zarita Heupel-Pickerott passen sich der Stimmung gut ein.

Und weil das Beste den Kindern gerade gut genug sein soll, empfehlen wir für die Heranwachsenden Hans Brandenburgs, hier in der „Deutschen Rundschau" zum Teil erstmalig veröffentlichte und als Buch schon besprochene Erzählung „Pankraz der Hirtenbub" (Leipzig, Haessel). Der großen Prachtausgabe ist eine billigere gefolgt, und wir glauben, den Dichter recht zu verstehen, wenn wir diese gerade unter die Kinderbücher setzen, nennt er doch im Untertitel den Pankraz „Ein Idyll für Jung und Alt". — Den Bildungshunger der Jugend zu stillen, sind auch die Bücher aus der Sammlung „Heimat und Welt" (Halle, Heimatverlag für Schule und Haus) geeignet: Otto Wiedemann: „Das Mansfelder Haldenmännchen", eine Bergmannssage; Schrickel „Otto Ludwig", des Dichters Leben in Form einer Erzählung erfassend; Schweter „Anton Wohlfahrt der Jüngere", eine Art Fortsetzung von Gustav Freytag und Waldemar Mühlner, der die Jugenderinnerungen des bekannten Verfassers der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters", Karl Fischers herausgibt unter dem Titel „Aus einem Handwerkerhaus um 1850".

Kalender

Bei den meisten der nachstehenden Kalender brauchen wir nur hervorzuheben, daß sie auch für das Jahr 1927 vorliegen, da aus unseren früheren Besprechungen diese Tagesbegleiter genügend gekennzeichnet sind mit allen ihren Vorzügen, so daß eine weitere

Digitized by Google

Empfehlung sich erübrigt. Sehr fein und im besten Sinne modern ist wiederum der Kalender „Kunst und Leben“ (Berlin-Zehlendorf, F. Heyder) mit 53 Originalzeichnungen und Holzschnitten deutscher Künstler und mit Versen und Sprüchen deutscher Denker. Erstaunlich ergiebig erweist sich wiederum der bekannte „Preußenkalender“ von Dr. Bogdan Krieger (Berlin, O. Elsner), den man sicherlich nach seiner Einbürgerung nicht mehr vermissen will. Auch der „Dürerkalender für Kunst und Kultur“ (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag) ist unter der pflegsamen Hand seines Herausgebers Karl Maußner auf der alten Höhe. Alle volkspolitisch interessierten Kreise werden auch die dritte Ausgabe des „Kalenders des Auslanddeutschtums“ (Stuttgart, Ausland- und Heimat-Verlag) begrüßen, besonders wenn man sagen kann, daß die diesjährige Ausgabe noch ergiebiger ist als die letztjährige. Alle Kalenderherausgeber aber bitten wir einmal zu bedenken, ob nicht doch die Inflationszeit nun allmählich als so weit überwunden gelten kann, daß sie nicht mehr mehrere Tage auf einem Blatt vereinigen, sondern jedem Tag sein gesondertes Blatt, Bild und Sprüchlein geben könnten, auch wenn die Kosten sich dadurch erhöhen. — Wir erwähnen auch mit starker Empfehlung den Deutschen Volkskalender, herausgegeben vom Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein im III. Jahrgang erscheinend, aus dem jeder ein sehr anschauliches und frisches Bild von dem kräftigen Eigenleben der Ungarländischen Deutschen gewinnen kann. Er ist kein Abreißkalender, sondern in Form eines Büchleins erschienen.

Geschichte

Um ein lebendiges Bild der ringenden und von tragischer Größe überschattenden Gestalt des Großen Kurfürsten haben sich viele der besten Geister unter den deutschen und ausländischen Historikern bemüht. Die vorliegenden Werke sind alle irgendwie nicht mehr ganz zeitgemäß. Da ist es um so mehr zu begrüßen, daß Herman v. Petersdorff, der glänzende Kenner Preußens, es unternommen hat, auf 286 Seiten in gedrängter Form ein ausgezeichnet geschriebenes Lebensbild dieses Fürsten zu geben (Gotha, Der Flamberg-Verlag). Wir dürfen diesen Versuch als durchaus gelungen bezeichnen. 16 Bildbeigaben und im Anhang zugefügte eigenhändige Schreiben und Promemorias des Großen Kurfürsten machen das Buch besonders wertvoll. — Nachdem Bruno Frank Friedrich den Großen in einzelnen Erzählungen und Romanen eigenwillig bearbeitet hatte, hat ihm die Deutsche Buchgemeinschaft Gelegenheit gegeben, auch Friedrich selber einmal sprechen zu lassen. In dem Bande „Friedrich der Große als Mensch“ zeichnet er, sagen wir es gleich, ein besseres, getreueres Bild Friedrichs, als es seinen Erzählungen geglückt war, auf Grund seiner Briefe, Schriften, zeitgenössischer Berichte und Anekdoten. — Das Buch von Max Springer „Franzosenherrschaft in der Pfalz“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) kommt sehr zur rechten Stunde. Wir empfehlen das Buch dringend allen Politikern zur Lektüre. Sie werden aus den Dokumenten und der sehr gründlichen Arbeit Springers, welche die Zeit der Franzosenherrschaft von 1792—1814 im Departement Donnersberg, wie es damals hieß, behandelt, viel Waffen nehmen können gegen die Franzosenherrschaft in der Pfalz in unseren Tagen. — Fast von dem Reiz einer spannenden Erzählung ist das auf gründlichen Studien beruhende Buch des sehr lebendigen, geistvollen Münchner Historikers K. A. v. Müller, Görres in Straßburg (ebenda), in den Jahren 1819 und 1820 in denen Görres, wahrlich der besten Deutschen einer, in das französische Elsaß nach Straßburg flüchten mußte, um sich der „Fürsorge“ deutscher Fürsten zu entziehen zur Zeit der Demagogen-Verfolgung. Besonders eindrucksvoll ist neben der Schilderung des Kreises, der sich um Görres aufbaute, die eingehende Darlegung des Polizeiapparates der damaligen Fürsten. Das Buch ist in jeder Hinsicht als überaus lehrreich zu bezeichnen. — Der Verlag Cotta, Stuttgart, der alte Bismarck-Verlag, hat ein höchst dankenswertes Werk verrichtet, er hat „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen“, alle 3 Bände vollständig, in einem sehr hübschen, in schmiegsamem Leineneinband gehaltenen Band auf Dünndruckpapier vereinigt, so daß zu hoffen steht, daß nun in dem handlichen Format dieses unschätzbare Gut den weitesten Kreisen zu-

Digitized by Google

gänglich werden kann. — In der großen Friedrichsruher Ausgabe „Bismarck. Die gesammelten Werke" ist als 9. Band der Gesamtausgabe, als dritter Band der Gespräche, der letzte Band dieser Abteilung erschienen, welcher die Gespräche von der Entlassung bis zum Tode Bismarcks zusammenfaßt. Der Band ist wie die anderen Bände der Gespräche von dem Heidelberger Historiker Willy Andreas bearbeitet (Berlin, Otto Stollberg, Verlag für Politik u. Wirtschaft). Auch hier wiederum konnten aus bisher unbekannten, nicht erschlossenen Quellen wesentliche neue Gespräche beigegeben werden, so wiederum von der Freifrau von Spitzemberg, ferner von Geheimrat Kahl, Geheimrat Fürbringer und Reichsfinanzrat Herz. Die Lektüre dieses Bandes kann man ohne Schmerzen nicht bewältigen. Wieder und wieder muß man sich sagen, daß hier ein Mann spricht, den wahrlich Deutschlands Schicksal um den Schlaf gebracht hatte. Was an Verbitterung, Scharfem und wohl auch Bösem gelegentlich hier steht, soll man unter dem Gesichtswinkel werten, daß dieser Mann alles das in bitterster Sorge und Herzensnot hat kommen sehen, was wir für unser Deutschland schaudernd erleben mußten.

Männer, Abenteurer und Länder

Von der großen Biographie des unvergessenen Berliner Chirurgen Ernst von Bergmann von Arend Buchholtz konnte die 4. Auflage erscheinen (Leipzig, F. C. W. Vogel). Das ist ein gutes Zeichen für das deutsche Lesepublikum, daß es so bereitwillig auch jetzt noch mit dem reichen Leben eines unserer besten Männer mitgeht. Auch heute kann man den Abschnitt, der Bergmanns Kampf um die von ihm frühzeitig als unvermeidlich erkannte operative Behandlung des todkranken Kaiser Friedrich behandelt, nicht ohne die tiefste Erschütterung lesen. — Eine schöne Ergänzung zu Karl von Schlözers „Römischen Briefen" bildet ein neuer Band „Menschen und Landschaften", die sein Bruder Leopold von Schlözer (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) herausgibt. Von neuem sind wir gefangen von dem lebendigsten Zauber dieses feinsinnigen und klugen Mannes, von dem jede Zeile auch jetzt noch lesenswert ist. — Auf einer wundervollen geistigen Höhe steht das Italienische Tagebuch des Grafen Paul Yorck von Wartenburg (Darmstadt, Otto Reichl), das uns mit der Überlegenheit dieses klaren und starken Geistes in jeder Zeile tiefgehende Anregung vermittelt. Das Buch bedeutet eine schöne Ergänzung zu dem Briefwechsel mit Dilthey, dem Graf Yorck fürwahr ein ebenbürtiger Partner gewesen ist. Das kluge Vorwort schrieb Sigrid v. d. Schulenburg. — Aus der geistigen Atmosphäre dieser Menschen erfolgt ein empfindlicher Abstieg, wenn man zum Buche von A. H. Savage Landor greift „Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben von ihm selbst erzählt" (Leipzig, Brockhaus). Ob es nötig war, diese Münchhauseniaden, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen, dem deutschen Publikum mitzuteilen, vor allem auch die gehässigen Abschnitte über seine Teilnahme am Weltkrieg, wo jeder, der am flandrischen Kriege teilnahm, die Unrichtigkeiten Zeile für Zeile nachprüfen kann, muß entschieden verneint werden. Wir haben gar kein Interesse daran, in Deutschland Bücher eines Mannes zu verbreiten, dessen Selbstbespiegelungssucht und schrankenlose Phantasie durch die Tatsachen auf keiner Seite kontrolliert wird. — Auch das Buch der Prinzessin Luise von Coburg „Throne die ich stürzen sah" (Wien, Amaltheа-Verlag) ist mit aller dieser ziemlich eindeutigen Persönlichkeit gegenüber gebotenen Skepsis zu werten.

Die Erinnerungen von Helene Hoerschelmann an Alt-Livland und Alt-Rußland, die unter dem Titel „Versunkenes" erschienen sind (Heilbronn, E. Salzer) hingegen verdienen als Kulturdokumente, aufgezeichnet von einer feinsinnigen Frau, jede Beachtung. — Ein liebenswürdiges und feines Büchlein sind auch Hermann Schlittgens „Erinnerungen" (München, Albert Langen). Der große Humorist des Pinsels und der Feder beweist, daß auch als Mensch ihm ein klarer Blick und ein überlegenes Lächeln über alle menschlichen Dinge gegeben war. — Endlich erwähnen wir noch eine Sammlung „Helden der Arbeit", herausgegeben von Hermann Schöler (Leipzig, Quelle & Meyer), die führende Männer

Digitized by Google

unserer Wirtschaft und Technik an einen Platz zu stellen sich mit zureichenden Mitteln bemüht, der diesen Wirtschaftsführern im Bereiche unseres gesamten deutschen Lebens gebührt. — Leo Frobenius legt im 10. Band von Atlantis einen Abschluß und wohl auch eine Rechtfertigung seiner bekannten Forschungen vor „Die atlantische Götterlehre", indem er nunmehr systematisch aufzeigt, wie neben dem griechischen Kulturkreise, dem apollinischen, der poseidonische, der vorantike Kulturkreis in voller Geschlossenheit sich nachweisen läßt. Das Geheimnis Afrikas hält er für gelöst, und auch der kritische Leser wird mit seinen meisten Folgerungen mitgehen (Jena, Eugen Diederichs). — Das Buch von J. Ledroit „Frühschein der Kultur" (Freiburg, Herder) versucht, die germanische Vorgeschichte in anschaulichen Bildern für Jung und Alt, hauptsächlich wohl für Jung, lebendig zu machen.

Ein neuer Beitrag zum Kampf um den höchsten Gipfel der Welt bildet das Buch von E. F. Norton „Bis zur Spitze des Mount Everest", das den Besteigungsversuch im Jahre 1924 behandelt. Die gute Übersetzung von Rickmer Rickmers in Verbindung mit den schwarzweißen und farbigen Bildern und Karten ist geeignet, dieses Ringen uns näher zu bringen (Basel, B. Schwabe & Co.). — Der frühere Gesandte Friedrich Rosen hat in einem sehr nett zu lesenden, mit vielen schönen Bildern geschmückten Buch seine reichen Erfahrungen aus Persien niedergelegt (Berlin, Fr. Schneider). Das Buch ist geeignet, die Aufmerksamkeit auf das für uns auch politisch und wirtschaftlich sehr wichtige Gebiet in wirkungsvoller Weise zu lenken. — Endlich erwähnen wir noch Bodo Ebhardts Buch „Deutsche Burgen als Zeugen deutscher Geschichte" (Berlin, Fr. Zillessen), das den Zauber — auch der von ihm nicht restaurierten — Burgen lebendig werden läßt.

Literatur-Geschichte

Die große populäre deutsche Literaturgeschichte von Karl Storck liegt in 10. Auflage vor. Nach dem Tode des Verfassers hat M. Rockenbach eine Neubearbeitung vorgenommen (Stuttgart, J. B. Metzler). Sie setzt das hier oft gerühmte Werk in den Stand, allen Ansprüchen auch der jüngsten Zeit zu genügen. — Wir erwähnen weiter die „Deutsche Dichtung der Gegenwart" von Werner Mahrholz (Berlin, Wegweiserverlag) ebenso die sehr knappe, in Form eines Überblicks gehaltene, aus einheitlicher Weltanschauung heraus gestaltete „Geschichte der deutschen Dichtung" von Friedrich von der Leyen (München, F. Bruckmann), die wir sehr empfehlen. — Als geglückt können wir die Neubearbeitung, die L. Lang vorgenommen hat, bezeichnen von Johannes Scherrs berühmter „Illustrierter Geschichte der Weltliteratur". Das ist die 11. Auflage dieses bekannten Werkes (Stuttgart, Dieck & Co.) bis auf unsere Tage weitergeführt und ergänzt. Bisher liegt der erste Band vor.

Kriegsbücher

Wir verzeichnen das Buch des Generals Groener „Das Testament des Grafen Schlieffen" (Berlin, E. S. Mittler), das immerhin als ein Buch, an das sich viele Erörterungen anschließen werden, angesprochen werden muß. — Ferner die Schrift von Generaloberst von Kluck „Der Marsch auf Paris und die Schlacht am Ourcq 1914 (Berlin, W. de Gruyter), das in Verbindung mit dem Buch von Groener die Fragen nach dem, was eigentlich im Herbst 1914 geschehen ist, erneut aufwirft. Hier hinein gehört auch das Buch von Kronprinz Wilhelm „Der Marnefeldzug 1914" (Berlin, Dob-Verlag). — Der bekannte General der Kavallerie Friedrich von Bernhardi gibt in einem starken Bande die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" heraus (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Wie bei der Persönlichkeit des Verfassers nicht anders zu erwarten, wird dieses Buch viel Anerkennung, aber auch viel Widerspruch erfahren. — Hans Ritter gibt in seinem Buche „Der Luftkrieg" (Berlin, K. F. Koehler) eine genaue Übersicht über die Entwicklung der Luftwaffen im Kriege und einen sehr bedeutungsvollen Ausblick auf die Mög-

Digitized by Google

lichkeiten, die diese furchtbare Waffe für spätere Kriege bietet. — Bücher, die wir nicht nur in Händen von Erwachsenen, sondern auch in denen der Jugend sehen möchten, da sie die Erinnerungen an Deutschlands Taten zur See lebendig halten, sind R. Witthoeft „Unsere Emden", die glorreichen Taten unseres unvergessenen Kreuzers (Berlin, Reimar Hobbing); Admiral Scheers Lebenserinnerungen „Vom Segelschiff zum U-Boot" (Leipzig, Quelle & Meyer), ferner Max Fleck „Mit S. M. S. Seeadler in der Südsee 1899—1900" (Leipzig, Koehler & Amelang) und Alfred D. Nagel „Nymphe", ein Erinnerungsbuch aus sechs Jahrzehnten deutschen Kriegschifflebens" (Kiel, Verlag der Kieler Zeitung), beides Bücher, die nicht von Kriegstaten, aber von ernster Arbeit unserer Marine berichten.

Romane und Erzählungen

Noch immer ist man das gleiche Kind mit dem ungeduldigen Herzen, wenn es dem Weihnachtsfeste entgegengeht: lüstern späht man in die gute Stube, um zu erstehlen, was das Fest diesmal für Überraschungen bereit hat, und wenn auch alles noch unfestlich wirr durcheinander liegt, das büchernärrische Herz findet schnell seinen hochgestapelten Tisch. Da man nun einmal seine Wünsche spezialisieren muß in dieser engen Welt, so hat man diesmal seinen Wunschzettel mit den bedeutsamen Lettern „Romane und Erzählungen" bemalt und dabei von der Wunderwelt eines Storm-Keller geträumt. Und was der Weihnachtsbüchermann in seinem vollen Sack herangeschleppt hat (von seinem leeren Magen merkt man glücklicherweise nichts) sieht recht verlockend aus. Also rasch herangeschlichen und ein wenig Vorfreude erschnüffelt!

Unbescheiden greifen wir gleich das Dickste heraus, ein stattliches Geschenk von Wilhelm v. Scholz, einen richtigen Roman von diesem geschickten Konstanzer Seiltänzer zwischen Notwendigkeit und Zufall.[1]) Nun wird sich zeigen, ob sein Weg von der Lyrik über das Drama zum Roman der notwendig rechte ist — zu sich selber (oder auch „Zufall"?).

Wir folgen gern diesem geheimnisvoll raunendem Wirklichkeitsschilderer, wie er auch hier Wille und Gegenwille symbolisch formt in zwei Mädchengestalten, den Zwillingsschwestern Breitenschnitt, die das Schicksal mit einem so breiten Schnitt trennt, daß die eine zur Hexe, die andere eine Heilige wird. Man weiß es von dem Dramatiker Scholz, daß er die mittelalterliche Welt kraftvoll und farbig wiedererstehen lassen kann; auch hier baut sich das Augsburg des 16. Jahrhunderts eindringlich vor dem Leser auf. Und die Sorge, die Wilhelm von Scholz in letzter Zeit durch sein all zu vieles Reden über Okkultismus der literarischen Welt bereitete, zeigt sich als unbegründet, denn noch weiß der Dichter die geheimnisvollen Kräfte des Lebens zu formen, ohne in okkultistisches Lamentieren und Augenrollen zu geraten.

Auch Paul Ernst, der einst Geistesverwandte, ist mit einem neuen Werke vertreten.[2]) Ein so ernstes dichterisches Wollen, wie es Paul Ernst immer wieder an den Tag legt, verdient Aufmerksamkeit, wenn sie auch etwas auf die Probe gestellt wird. Auch diese Erzählung vom „Schatz im Morgenbrotstal" zeigt den Antipsychologen und Gegenrelativist an der Arbeit. Man ahnt noch immer das Vorbild der altitalienischen Novelle. Seelisches soll aus dem Geschehen nur keusch angedeutet werden, aber diese Nüchternheit und Schlichtheit ist nur gestattet, wenn man das heilige Feuer großer dichterischer Kraft gebändigt dahinter spürt. Sonst wird es ein Aufzählen von Begebenheiten.

Das lineare Nebeneinander ermüdet auch bei diesem Nazarener unter den Dichtern. Aber wenn auch der Unterhaltungslüsterne bald seine aneinander gereihten Schilderungen von den Nachwehen des 30jährigen Krieges fortlegt, so bleibt doch dem moralischen Feinschmecker ein milder sonntäglicher Nachschmack, der — wohlgemerkt — nicht aus den Begebenheiten des Romans selber, sondern aus dem edeln Bemühen des Schriftstellers erwächst: aus dem verzweifelten

1) Wilhelm v. Scholz: Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Berlin 1926, Horen-Verlag.

2) Paul Ernst: Der Schatz im Morgenbrotstal. Berlin 1926, Horen-Verlag.

Digitized by Google

Ringen, seinen strengen Begriff von der reinen Form mit lebendigem Inhalt zu füllen. Eins hat jedenfalls Paul Ernst mit diesem neuen Roman überzeugend bewiesen: seine seltsame These, der Roman sei nur „Halbkunstwerk" (gegenüber dem Drama als Vollkunstwerk).

Da treffen wir auch Jakob Schaffner an, diesen Schweizer von großdeutschen — nein, zur Scheidung vom politisch eingeengten Begriff wollen wir größerdeutschen sagen (noch nicht größtdeutschen, weil Schaffner selbst als Dichter Superlative haßt), also größerdeutschem Ausmaße. Er zeigt aufs Neue bunte Lust am Realen, und Kraft die Fülle der Erscheinungen zu ordnen, mutig, witzig, weise und ungebärdig, wie es ihn gerade überkommt, aber immer mit großem umfassenden Griff, der auch die Hinterseite der Wirklichkeitswelt miterfaßt. „Das große Erlebnis"[3]), das Schaffner uns miterleben läßt, „ein Zeitroman" aus dem heutigen Berlin zeigt uns drei Menschen. Ein Sinnbild unserer Jugend: ungestüm verlangend nach allem, was ihr Kraft zu äußern scheint; Sportsmann, Edelbolschewist, rotbackiger Jünger der Alma mater, der endlich zu erkennen glaubt, daß ihm sein trefflicher Professor Wudrich bei schönster Wissensweite vielleicht weniger zu sagen hat — als Frau Professor Wudrich. Und die Gesetze des Dreiecks bringen nach der komplizierten Trigonometrie der Liebe eine rasche Verschiebung der Winkel und Proportionen. Schaffner zeigt sich dabei als kluger Lebensmathematiker. Mit verblüffender Folgerichtigkeit entwickelt er seine Formeln und Beziehungen aus diesem Verhältnis. Das verwirrende Durcheinander von Werten und Gebilden, die nun einmal das Leben ausmachen, führt er geschickt auf ihre Elementarregeln zurück, leitet witzig ab, formuliert mit erstaunlicher Schärfe und läßt lächelnd merken, daß hinter dem großen Mathematiker ein noch größerer Weiser steckt. Daß sein kräftiger Humor ihn nie dazu verleitet, Satire zu schreiben, verdanken wir seinem jungen Glauben an die „Weltgesundheit" und ihre höhere Vernunft.

Als reiner Satiriker dagegen, als kritischer Werturteiler im engeren Sinne, tritt diesmal Otto Freiherr v. Taube in seinem „Opferfest"[4]) auf. Da gibt er es einmal ordentlich den Teutschlingen, die mit blutarmen Herzen und Hirnen im germanischen Kult herumschnüffeln. Wir erleben die Gründung einer neuen Germanensiedlung mit Götterkult und Jägerhemdengeist, von der aus das ganze übrige Deutschland mit echtem altem Germanentum neu veredelt werden soll. Der leidenschaftlichste Förderer der Siedlung enthüllt sich als Jude a. D. und auch andere seiner Art, die dabei ein Geschäft wittern, scharen sich um diese Germanenidee. Das könnte ja recht nett und unterhaltend sein, wenn man hinter dieser Satire ein warmes Menschenherz spüren würde, aber auch Taube selbst ist etwas zu bleichsüchtig und hirnbetont, um seinen Witz mit Wärme durchbluten zu können. So legt man schnell ermüdet mit leichtem Lächelkrampf um die Mundwinkel das Buch wieder auf den Gabentisch.

Aber da ist auch ein uns allen gut Bekannter, Wolfgang Goetz, der Gneisenau-Dichter. „Von Zauberern und Soldaten"[5]) erzählt er uns (auch hier); von zaubermächtigen Soldaten und soldatisch heldenhaften Zauberern. Man sieht dem bescheidenen Büchlein von außen nicht an, wie unbescheiden es in Wahrheit ist: nicht weniger als 3 dieser Geschichten haben sich einen Preis ergattert, anstatt den 100 anderen Erzählungen, mit denen die deutsche Literatur monatlich bereichert wird, auch etwas zu überlassen. Doch das Unbescheidenste ist, daß seine Geschichten diese Preiskrönung vollauf verdienen, da sie aus dem bunten Oberflächenspiel historischer Erscheinungen immer mit sicherem Griff das entscheidend Menschliche als gestaltendes Prinzip herauszureißen wissen, ohne dabei auch nur etwas von dem spezifischen Eigengeruch einer Epoche, des nun Legende gewordenen Geschehens, zu zerstören. Aber diese Geschichten zeigen uns auch, daß Goetz vor allem Dramatiker ist. Er beschreibt nicht, aus dramatischen Monologen und Dialogen bauen sich Zeiten und Gestalten auf. Szenisch leuchten Bilder auf, oft im schnellen Wechsel einer Drehbühne, der Welt, aber immer mit dem sicheren Instinkt für Bühnenwirkungen. Die

3) Jakob Schaffner: Das große Erlebnis. Ein Zeitroman. Stuttgart 1926, Union Deutsche Verlagsanstalt.

4) Otto Freiherr v. Taube: Das Opferfest. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

5) Wolfgang Goetz. Von Zauberern und Soldaten. Geschichten. Stuttgart 1926, Ad. Bonz & Co.

Digitized by Google

wenigen Stellen zwischen Gespräch und Handlung wirken wie erläuternde Regiebemerkungen. „Summe", „Erfüllung", „Marengo" wirken wie dramatische Skizzen zu einem großen Schauspiel. Und, wenn Goetz selbst das erkannt hat, wir möchten nicht sagen diese epische Schwäche, sondern seine ausgesprochen dramatische Berufung und danach auch seine novellistischen Szenenbilder auf ihre Wirkung in der mehr oder minder begrenzten Hirnbühne des Lesers überprüft, dann werden auch diese Dichtungen nicht nur von Kennern preisgekrönt, sondern auch Publikumserfolge wie sein „Gneisenau".

Beweist Goetz' hier, daß man Preisgekröntes sogar lesen darf, so zeigt Elsa von Bonin, daß man damit doch vorsichtig sein soll. „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott"[6], der von den Münchener Neuesten Nachrichten und dem Hamburger Fremdenblatt mit 50000 M. vergolten wurde, ist literarischer Edelkitsch. Wenn schon auf der ersten Seite, in den ersten Zeilen der gnädige Herr und Gottkämpfer aus dem sanft das Blumenrondell umkreisenden Wagen unter ehrfurchtsvollem Gruß des Dieners mit nach innen gerichtetem Blick entsteigt, um die berühmte große blonde Frau in die Arme zu schließen, hat man schon vor dem Fest einen verdorbenen Magen. Dieser Lüdeking-Stinnes, „Großkaufmann und Kraftnatur", der sein Herz erst an eine leise, dann eine laute Frau und dann an sein Geschäft aber endgültig verloren hat, soll uns, ach so innig und gut, lehren, was schon 1000 mal ernsthafter und feiner ausgesprochen wurde, nämlich, wie nichtig letzten Endes alle irdische Macht, alle Reichtümer, alle, Verstandeserfolge sind ..... und hätte der Liebe nicht.

Josef Ponten, der sich den Rundschaulesern wiederholt persönlich vorgestellt hat, beschert uns in der „letzten Reise" eine neue Probe seines Könnens, wieder einmal von der getreuen Julia Ponten und von Hesse mit fast kongenialen Farbnachdichtungen geschmückt.[7] Also abermals eine Reisedichtung: da weiß man von vornherein, daß reiches Erleben bevorsteht. Es ist für Ponten wohl inneres Gesetz, daß er, der geniale Landschaftsdeuter und berauschende Geograph seine Menschen reisend ihre Geschicke ausreifen läßt, ihren Charakter am Landschaftscharakter als dem großen bestimmenden Hintergrund entwickelt oder leuchtend abhebt. Diese letzte Reise, die zwei Auseinandergelebte verabreden, um danach verzweifelnd am Zwecke ihres Daseins gemeinsam die Allerletzte, ins Jenseits, anzutreten, führt schließlich Beide wieder zu neuem Lebenssinn zusammen. Vom Bodensee, dem zauberhaften deutschen Südmeer, geht es in schicksalsreichem Aufstieg über die Alpen nach dem Lande der Sehnsucht und wieder zurück in ihr Land der Erfüllung. Dabei ist Ponten so erquickend frei von den Schwächen der kleinen Dichter, etwa die groß gesehene Landschaft von Zeit zu Zeit mit zarten Gefühlchen zu betupfen, oder seinen Menschen ab und zu etwas liebliches Seelenrot aufzulegen. Auch seinen Geschöpfen gegenüber ist er genialer Geograph, der mit sicherm Forscherblick alle seelischen Bezirke und Lagerungen zu erkennen weiß. Ein wenig ironisch zuckt es ihm immer ums Auge, wenn er erzählt, besonders den Frauen gegenüber erscheint er als heimlicher Skeptiker, aber das macht es gerade, daß man seine Dichtungen lesen kann, ohne Gemütsblähungen zu erleiden.

Auch Walter von Molo hat sich wieder eingestellt und wen hat er mitgebracht: den unvermeidlichen Bobenmatz! Zwar sieht er nach dem früheren Zusammentreffen „auf der rollenden Erde"[8] und dem zweiten Mal, da er sich nur schlicht mit seinem schönen Namen „Bobenmatz"[9] vorstellte, etwas verändert aus, gereifter. Man hatte doch manchmal bei diesem seltsamen Apostel einer neuen hohen Sittlichkeit die Sorge, er könne zu einer verschrobenen Art Sektierer entarten. Aber Molos dichterischer und ethischer Ernst versteht es, ihn immer wieder klug in die Grenzen innerlichen Menschentums zurückzuweisen. Und so hat er sich wirklich vorteilhaft entwickelt. Es war recht von Molo, Herrn Bobenmatz, nachdem er sehr viel und sehr überzeugt auf der rollenden Erde herumgepredigt hat, beim zweiten Auftreten selbst in die berühmte Schule des Lebens hineinzustecken, daß er auch praktisch am eigenen Leibe erprobe, wie die Prinzipien der unbedingten Wahrhaftig-

6) Elsa von Bonin: Borwin Lüdekings Kampf mit Gott, Stuttgart 1926, J. G. Cotta.
7) Josef Ponten: Die letzte Reise. Lübeck 1926, Otto Quitzow-Verlag.
8) Walter von Molo: Auf der rollenden Erde. München 1924, Albert Langen.
9) Derf.: Bobenmatz. München 1925, Albert Langen.

Digitized by Google

keit aussehen, wenn einen Liebe und Leidenschaft beim Kragen hat. Dieser fleischgewordene kategorische Imperativ besteht diese Probe gut, wenn er auch daran zerbricht, und man muß den Dichter immer wieder bewundern, daß es ihm trotz der sehr dünnen reinen Luft, in der sich diese ethische Tragödie abspielt, doch gelingt, den Leser immer wieder in diese Inbrunst schrankenlosester Sittlichkeit hineinzureißen. Es war zu erwarten, daß Herr Bobenmatz noch einmal erscheinen mußte, denn sein Zusammenbruch im 2. Band war keine Lösung. Und „im ewigen Licht“[10]) erscheint Bobenmatz nun wieder verklärter und überzeugender, so daß man neu an ihn glaubt. Im ewigen Licht also muß er die letzte Konsequenz ziehen und die geliebte (aber jetzt überpersönlich geliebte, nicht mehr begehrte) Frau von dem Menschen mit der Waffe befreien, den er durch die Wucht seiner ethischen Überzeugung nicht zu fassen vermochte. Auch diese Tat ist natürlich keine Lösung, aber ihre Folgen, die langen Gerichtsverhandlungen bieten die Möglichkeit, das sittliche Prinzip seines Handelns in seiner ganzen Tragweite herauszuarbeiten. Molos letzte Folgerung ist unbefriedigend: „Freispruch“. Verurteilung mit weihräucherigem Märtyrertum wäre freilich noch billiger, und da Molo selbst ratlos ist, läßt er seinen Helden unbemerkt im Glanze des ewigen Lichtes verdunsten.

Wenn Peter Dörfler[11]), in dessem kantigen Allgäuer Schädel bunte Lebensfreude und zarte Frömmigkeit in schönstem Durcheinander herumpoltern, uns heute einen eleganten jungen Mann vorstellt mit der strebsamen Blässe des hoffnungsvollen Staatsbeamten auf der hohen Stirn ist man erst einmal enttäuscht. Da hat man sich auf seine urwüchsigen allgäuer Bauernknorren und grobknochigen Heiligen gefreut — und nun dieser bleiche Jüngling! Aber Dörfler lächelt heimlich, er weiß zu genau, wo die Wurzeln seiner Dichtkunst ihre reinsten Kräfte herholen, und zeigt es erneut an diesem Jüngling, den er nach vielversprechender Karriere als Gesellschaftsmensch, Anwärter hoher Stellen und einer guten Ehe in die Vergeinsamkeit seines Allgäus flüchten läßt zur Heimkehr ins eigene Selbst. Man kann einem Erzähler wie Dörfler schon vertrauensvoll folgen, selbst wenn er uns solche Hirnmenschen vorführt; seiner Dichtkraft gelingt es, auch sie in die große Natur hineinzupflanzen, daß ihnen wieder Blut zuströmt. Aber so weltfroh und -fromm, wie bei seinem herrlich derben kraft- und wunderreichen heiligen Mang, dem „Siegfried im Allgäu“[12]), wird man bei dem modernen „Alexius“ nicht. Noch ein Wort des Dankes an Dichter und Verlag, daß sie sich noch rechtzeitig vor dem Fest entschlossen haben, den zweibändigen Roman „Neue Götter“[13]) in wuchtig gedrängter Form zu einem Band zusammenzufassen. Wer es weiß, was es für einen Dichter heißt, der jedes Wort gewogen hat, zu streichen und zusammenzufassen, wird hier Dörflers Mut bewundern, mit dem er es auf sich genommen hat, diese hohe Dichtung vom Sterben der Antike und dem aufkeimenden Christentum noch gewaltiger zu verdichten. Aber die 6 Jahre, die er inzwischen mit der Schöpfung seiner köstlichsten Allgäu-Erzählungen wunderbar ausgefüllt hat, haben ihn auch reif und berufen gemacht, dieses farbenreiche historische Bild noch stärker auf die letzten künstlerischen Mittel zurückzuführen.

Von Dörfler zu Federer ist es nicht weit. Es geht von dem Allgäuer Vorland bald hinauf in die noch klarere Schweizer Luft, die Federers Schaffen umleuchtet. Der Sechziger hat die Glückwünsche, die ihm aus allen deutschen Landen zu teil wurden beantwortet, wie es dem Liebenswürdigen ähnlich sieht: durch eine Erzählung so voll von gütigem herzlichem Humor und mit einer so reichen Liebe zum deutschen Menschen, wie sie eben nur ein ganz Reifer ausstrahlen kann. Lächelnd zeigt er uns die Schwächen und kleinen Torheiten, aber so, daß wir wieder froh werden an dem, was uns wirklich eigen ist, und worauf es ankommt. Der Streit um „das deutscheste A B C“[14]) im Dörflein Amme an der Amme wird freundliches Gleichnis für das Gezänk im großen deutschen Reiche. Und der prächtige Schultheiß des Ortes, der selbst nicht schreiben kann, versteht es, den

10) Walter von Molo: Im ewigen Licht. München 1926, Albert Langen.
11) Peter Dörfler: Die Braut des Alexius. München 1926, Kösel & Pustet.
12) Peter Dörfler: Siegfried im Allgäu. München 1924, Kösel & Pustet.
13) Derf.: Neue Götter. 2. Fassung in einem Band. München 1926, ebenda.
14) Heinrich Federer: Das deutscheste A B C. Ein Volksgeschichtlein. Heilbronn 1926, E. Salzer.

Digitized by Google

Streit befriedigend beizulegen. Bei dem gemeinsamen Festessen wird allen eine schöne Suppe vorgesetzt, in der deutsche und lateinische Nudellettern munter durcheinanderschwimmen — aber sie schmeckt doch! Dann erscheinen 25 Jungfrauen im Festsaal, jede einen großen gothischen Buchstaben darstellend und von der andern Seite 25 Burschen mit je einem dicken lateinischen Buchstaben auf der Brust, und nun wetteifern sie, den Wert ihrer Buchstabengattung mit Dokumenten zu belegen: „Hier ein Brief von Martin Luther an seine Frau, deutsch geschrieben". Dort — „ein Psalm vom gleichen Luther übersetzt, durchaus mit lateinischen Lettern". „Hier ein Liebesbilletchen von Bismarck an seinen Schatz, deutsche Schrift". „Und hier hingegen ein grandioser Brief an den Kaiser, lateinische Schrift!"

„Wie der letzte Brief meines Bruders aus dem Schützengraben", „Wie hunderttausende vor Reims und Verdun" — so geht der Streit hin und her . . . .

Und da streicht der weise alte Analphabet mit dem Arm die ganzen Blätter vom Tisch: „das ist doch nur alles Tinte und Papier, was sagt das uns. Der Geist ist alles, der deutsche Geist. Fesselt ihn nicht durch solches Geschnörkel, er ist doch stärker als jeder Buchstabe. Lehret und lernet deutsch denken und deutsch handeln, dann schreibt meinetwegen mit chinesischem Zeichen!" Und beim versöhnenden Schlußtanz hat wohl so mancher Buchstabe am „feindlichen" Partner noch recht Reizvolles entdeckt.

Ja, Heinrich Federer hat uns überzeugt, „der Geist ist alles". Und wer so das A B C regieren kann wie er, so zart und kraftvoll, es schlicht und füllig zu edelstem Deutsch zu formen, mit deutschestem Geist zu füllen weiß, der darf sicher sein, daß dieses reine Bekenntnis zum Deutschtum aus Schweizer Land, diese dichterische frohe Botschaft, Frucht tragen wird, deren er sich nicht zu schämen braucht. W. F.

Historische Romane

Je verworrener die Gegenwart scheint, je verhängter die Zukunft, um so lieber flüchtet der Dichter in die Vergangenheit, um in ihr einen Wegweiser für die eigene Zeit zu gewinnen, oder ihre Tragik symbolhaft zu deuten. So wird die Historie dem Lebenden erst am eigenen Schicksal lebendig, zeigt sich an den Menschen einer längst versunkenen Welt die Ewigkeit der Probleme und Verwicklungen, in denen der Einzelne und das Volk verwurzelt sind. Der historische Roman erhält nur dadurch seine letzte Wertung, daß er Vergangenheit und Gegenwart verknüpft und der lebenden Generation einen Spiegel vorhält. Was läge der heutigen Zeit und dem heutigen deutschen Menschen näher als die Betrachtung jener dumpfen und doch so großen Zeit der Bauernkriege, da ein Stand sich erhob, um für eine bessere christliche Welt zu kämpfen, und doch durch sich selbst zugrunde ging? Peter Weber, Moselländer von Geburt, hat in seinem ersten Roman „aus der Schicksalszeit der großen deutschen Bauernrevolution"[1]) versucht, diese Epoche der deutschen Geschichte in all ihrer Not und drängenden Leidenschaft, ihrem Idealismus und ihrer Entartung, ihrem Aufstieg und ihrem Niedergang darzustellen — aus dem kühnen dichterischen Gefühl heraus, daß es damals um eine große Sache ging, daß — mit einem Wort — das deutsche Schicksal in seinem Wendepunkt stand. Das ist dem Dichter gelungen! So sehen wir die Voraussetzungen des wirklichen historischen Romans erfüllt. Was hier gegeben wird, ist mehr als die Geschichte der Tatsachen, ist durch die Sprache der zu neuem Leben erweckten Menschen jener Zeit tiefgründige Deutung des deutschen Problems, das noch niemals im Kampf der Meinungen, Parteien, Stände und Staaten zu innerer Einheit gelangte, das wie ein Stern oft über Deutschland aufging und in Brudermord und Menschennot versank. Bauern, Bürger, Ritter, Fürsten — das bunte Blachfeld der Geschichte ist auferstanden. Ein gigantisches Ringen hebt an, — um Macht und Ehre, Glück, Gerechtigkeit und das neue Evangelium. Aber das heilige Reich, das so mancher schon nahe herbeigekommen sah, geht unter in Sünde und Wirrnis, scheitert am Irrtum derer, die noch nicht reif sind, die Saat Gottes zu ernten. Das ist der Sinn dieses Buches. Und der echten und tiefen Leidenschaft gegenüber, die es durchglüht, besagt es wenig, daß der

1) „Der Brudermord", Roman aus der Schicksalszeit der großen deutschen Bauernrevolution 1525 von Peter Weber. Berlin 1926, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Dichter in Sprache und Handlung oft des Guten zuviel getan hat, daß er das Schicksal des Einzelnen zuweilen übersteigert und sich ins Individuelle verliert. Ein Buch, geschaut und erlebt, das hineinführt in die dunkle Abwegigkeit deutschen Seins und zugleich die Finsternis durchleuchtet.

Auch Wilhelm Schäfer ist einer der wenigen bodenständigen Dichter, die es heute noch in Deutschland gibt. Sein Roman „Huldreich Zwingli“[2]), den er mit Recht ein deutsches Volksbuch nennt, hat gleiches Gepräge wie der Bauernkriegsroman Webers. Ein Buch, derselben Zeit entsprungen und aus dem gleichen Bemühen um die Deutung deutschen Schicksals geschrieben. So wird das Leben Zwinglis als der zweiten großen reformatorischen Natur jener Zeit, die Luther gebar, in wuchtiger Knappheit hingestellt, gesehen vom Volksschicksal aus als einer ewigen Grundlage aller Geschichte. Dieses Schicksal aber hat, wie der Dichter ausführt, keine größere Stunde gehabt als jene, da die deutsche Natur wider das römische Christentum aufbegehrte, nicht, um es als fremd abzuschütteln, sondern es zu durchdringen. Und in dieser Durchdringung die Stärke der eigenen Natur zurückzugewinnen. In Worms war Sieg, in Kappel Niederlage. Der Tag, da Luther auf dem Reichstage zu Worms stand, und der Abend, da Zwingli auf dem Anger von Kappel lag, sind ihre großen Augenblicke. In Worms war Sieg, in Kappel Niederlage: aber daß aus dem Sieg Niederlage wurde, entschied nicht nur über das Schicksal der Reformation, sondern des deutschen Volkes überhaupt. Wie es zum Tage von Kappel kam, schildert uns der Dichter und gibt so, aus dem unmittelbaren Begreifen der Vergangenheit heraus, ein tragisch wirkendes Sinnbild des deutschen Schicksals.

Noch eines dritten Dichters sei in diesem Zusammenhange gedacht: Ludwig Mathar, aus Monjoie gebürtig, im Boden verwurzelt wie die beiden anderen, von denen wir hörten. In mehreren schmalen Bändchen gibt der Rheinländer im Verlage J. P. Bachem kurze „Erzählungen aus alter Zeit“ heraus, Geschehnisse, die zumeist der Geschichte Kölns entnommen sind und in buntem Wechsel, in Scherz und Ernst das Leben und Treiben der mittelalterlichen Welt schildern. Am schönsten vielleicht der „Überfall an der Ulrepforte“, in dem das Motiv am stärksten anklingt, das heute jedem deutschen Dichter zu innigst am Herzen liegen sollte: die Überwindung der deutschen Zwietracht.

W. W.

Klassiker

Vor dem Kriege konnten wir stets mit Stolz verzeichnen, daß die Pflege unserer Klassiker bei einigen bekannten guten deutschen Verlegern wirklich auf das Beste aufgehoben war. Die Rückschläge, die Krieg und Inflation gebracht haben, scheinen nunmehr überwunden. Nicht nur werden Neuausgaben vergriffener Werke in sorgfältiger Überarbeitung herausgebracht, sondern man tritt auch wieder an neue wichtige Pläne heran. Nach dem Freiwerden von Gustav Freytags Werken war zu erwarten, daß hier der Verlag sich auf seine Pflicht besinnen und Freytags Werke als Gesamtausgabe herausbringen würde. Die rühmlichst bekannte Klassiker-Firma Hesse & Becker in Leipzig hat sich dieser Aufgabe in vorbildlicher Weise unterzogen. In 12 gut gebundenen und gut ausgestatteten Bänden liegt nun Gustav Freytags Gesamtwerk vor, Gesamtwerk insofern, als alles das aufgenommen ist, in dem Gustav Freytag unseren Tagen und künftigen Zeiten etwas zu sagen hat. Ungekürzt geblieben sind die großen Romane „Soll und Haben“, „Die verlorene Handschrift“, „Die Ahnen“ und sein unsterbliches Vermächtnis „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Die Auswahl aus seinen literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Aufsätzen ist gut. Auch das, was von seinen Gedichten und seinen Stücken geboten wird, genügt. Die Einleitung und Lebensbeschreibung schrieb Hanns Martin Elster, der auch die Auswahl besorgte. Wenn man Freytags Werk, soweit es sich auf die Vergangenheit unseres Volkes bezieht, heute durchblättert, so wird der lebhafte Wunsch in einem lebendig, daß unsere Tage auch einen Gustav Freytag hervorbringen möchten, der uns die Geschichte und das Werden unseres Volkes auf Grund der tiefen und schmerzlichen Erkenntnis und der ungeheuren Fülle des neuen wissenschaftlich und politisch erarbeiteten Materials mit

2) Ein deutsches Volksbuch, verlegt bei Georg Müller, München.

Digitized by Google

der gleichen Wirkung, die Freytag in seinen Tagen erzielte, darstellen möchte. Solange dieser neue Gustav Freytag nicht kommen wird, können wir nur wünschen, daß die imposante Lebensarbeit des alten Freytag Allgemeingut des deutschen Volkes werden möge. Es ist Hausbrot, an dem die heranwachsenden Generationen wirklich Lebenskraft auf der Grundlage guter Erkenntnis sich erwerben können. Dem Verlage gebührt Dank, daß er Freytags Werke in so guter Form und leicht zugänglich uns vermittelt. — Der Verlag der Blauen Bücher (Königstein, K. R. Langewiesche) hat in einem seiner Bände, die keine Einführung mehr brauchen, da ihre Güte so überzeugend in langer Reihe erwiesen ist, durch Kurt Schmidt auf 346 Seiten Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zusammengefaßt. Der Verzicht auf Vollständigkeit wird durch die Zusammenfassung des Wesentlichen wett gemacht. Sehr reizvoll sind die Randbilder, die den Zeichnungen mittelalterlicher Chroniken nachgeahmt sind und die Geschichte des deutschen Menschen durch fast 2 Jahrtausende wirkungsvoll begleiten. — Das Bibliographische Institut in Leipzig hat seiner Pflicht gegenüber seinem hundertjährigen Jubiläum dadurch in sehr hübscher Weise genügt, daß es von Goethes Werken in 18 Bänden eine Festausgabe veranstalteten will, die Robert Petsch herausgibt. Erschienen sind bisher 5 Bände. Es ist eine kritische Ausgabe mit Einleitung und Erläuterungen unter Mitarbeit hervorragender Gelehrter. Es genügt zu sagen, daß sie sich auf der Höhe der Klassiker-Ausgabe befindet, an die der Verlag in seinem hundertjährigen Wirken uns gewöhnt hat. In diesem Zusammenhang sei auch die Festschrift erwähnt „Das Bibliographische Institut", die Johannes Hohlfeld dem hundertjährigen Bestehen des Verlags widmet. Sie ist glänzend ausgestaltet und bietet in diesem Ausschnitt deutschen Verlaglebens wirklich ein Ruhmeskapitel deutscher Verlegertätigkeit. Es wäre zu wünschen, daß nach weiteren 100 Jahren auch andere Firmen des jetzt so schwer leidenden deutschen Verlages noch in der Lage sein möchten, so stolze Rechenschaft von 100 Jahren Arbeit zu geben. — Eine neue Ausgabe von Hebbels Tagebüchern in 3 Bänden hat auf Grund der Vorarbeiten von Hermann Krumm Karl Quenzel herausgegeben. Der Text ist sorgfältig nachgeprüft und an einigen Stellen auch verbessert. Ein sehr umfangreicher Kommentar, auf den neuesten Forschungen fußend, ist geeignet, Hebbels Tagebücher weiten Kreisen zugänglich zu machen (Leipzig, Hesse & Becker). — „Schillers Gedichte" leitet Eduard von der Hellen in einem hübschen Ganzleinband (Stuttgart, J. G. Cotta) ein. Über die Anordnung legt er in einem kurzen Anhang Rechenschaft ab. „Schillers Gedichte und Dramen" gibt im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins Otto Güntter heraus mit Einleitung und Erläuterungen. Der stattliche Leinenband enthält alles, was dem größeren Publikum von Schiller ohne weiteres zugänglich sein dürfte (Stuttgart, Carl Grüninger Nachf. E. Klett). — „Heinrich Heines Gedichte" herausgegeben von W. Eggert-Windegg und „Friedrich Rückerts Gedichte" herausgegeben von L. Magon (Stuttgart, Strecker & Schröder) verdienen in ihrer guten Handlichkeit Empfehlung. — Philipp Witkop hat „Hebels Gedichte, Geschichten und Briefe" in einem Band vereinigt als Gabe zum 100. Todestage des alemannischen Dichters (Freiburg, Herder). — Von der hier auf das Wärmste empfohlenen Ausgabe von Jeremias Gotthelf ist der 3. Band der „Kleineren Erzählungen" erschienen (Erlenbach-Zürich, E. Rentsch). Auch hier ist der Text auf das Sorgfältigste geprüft und von Entstellungen gereinigt. Diese Arbeit leisteten R. Hunziker und Hans Bloesch für die 24bändige Gesamtausgabe. Aus ihr sind in die dreibändige Ausgabe der „Kleineren Erzählungen" die lebendigsten seiner kleineren Schöpfungen übernommen worden. — Von der großen wissenschaftlichen Ausgabe von Adalbert Stifters Sämtlichen Werken ist als 20. Band der 4. Band des Briefwechsels erschienen, herausgegeben von G. Wilhelm unter Benutzung der Vorarbeiten von A. Horcicka (Prag, Verlag der deutschen Gesellschaft für Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik). — Karl von Holteis auch heute noch recht wirksamen, bekannten Roman „Christian Lammfell" hat Marie Barsch-Muthreich neu herausgegeben (Schweidnitz, L. Heeg). Wir sind überzeugt, daß hierdurch dem Unvergänglichen in Holtei eine wirksame Verbreitung gesichert wird. — Isolde Kurz bemüht sich mit schönem Eifer um die Lebendigerhaltung des Gedächtnisses ihres Vaters Hermann Kurz. Unter dem Titel „Innerhalb Etters"

Digitized by Google

leitet sie ihre Auswahl aus den Erzählungen ihres Vaters ein (Tübingen, R. Wunderlich). Die Auswahl wirkt sehr lebendig durch die Frische und Ursprünglichkeit, die dem schwäbischen Erzähler eignet. Dem Gedächtnis ihrer Mutter widmet sie das Büchlein „Meine Mutter", ein Lebensbild von fast klassischer Vollendung, das in die Literaturgeschichte als wesentliche Ergänzung zu dem Wirken von Hermann Kurz eingehen wird (Ebenda). — Eine Auswahl aus Friedrich Theodor Vischers Schaffen bietet Paul Sakmann unter dem Titel „Gestalt, Humor und Charakter", (Stuttgart, E. H. Moritz). — Die „Elsässischen Geschichten eines alten Advokaten" von O. Mayer (Frankfurt, Wissenschaftliches Institut der Elsaß-Lothringer) die der Verfasser unter seinem Decknamen Dupré veröffentlicht hat, dürfte gerade in unserer Zeit auf besonderes Interesse stoßen. Mayer ist 1846 in Fürth geboren, lebte und lehrte von 1881—1903 an der Universität Straßburg und starb 1924.

Von Harry Maynes bekannter und anerkannter Biographie Eduard Mörikes konnte jetzt die 3. und 4. Auflage erscheinen (Stuttgart, J. G. Cotta). — Von unverwelkbarer Frische sind die bekannten Alt-Nürnbergischen Geschichten von August Hagen „Norika" (Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung), die A. Schurig neu herausgegeben hat und denen 26 von H. W. Singer ausgewählte Tafeln beigefügt sind. — Ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, das in keinem Hause fehlen sollte, ist die wunderhübsche Sammlung „Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen, zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung" (Leipzig, Inselverlag). Sie ist ein höchst erfreulicher, echt volkstümlicher Ableger der Arbeit, die im Auftrage des Verbandes deutscher Freunde für Volkskunde und der preußischen Volkslied-Kommission J. Bolte, M. Friedlaender, J. Meier, F. Panzer und M. Roediger geleistet haben. Bolte und Friedlaender beaufsichtigten den Text, zu dem Paul Kickstatt die Melodien beigab. Das sehr hübsche Büchlein gewinnt noch an Reiz dadurch, daß viele Zeichnungen von Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Menzel, Schwindt, Slevogt, Meid und Kalckreuth beigefügt sind.

* * *

Das Buch der „Beispiele alter Weisen" hat in einer sehr guten und sorgfältigen Ausstattung H. Wegener neu herausgegeben: „Bidpai" auf Grund der deutschen Übersetzung einer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Dieser berühmten altindischen Fabel- und Novellensammlung ist auch ein Teil der sehr interessanten Bilder der Handschrift beigefügt (Berlin, Wegweiser-Verlag). — Von den Tragödien des Euripides übersetzte H. v. Arnim mit gutem Einfühlen „Helena", „Iphigenia bei den Tauriern" und „Die Phönikierinnen" (Wien, Hölder-Pichler-Tempsky). — Altrussische Bauernlegenden, interessant in der sehr russischen Art der Auffassung, erzählt H. v. Rathlef-Keilmann nach. Sie sind folkloristisch von höchstem Interesse (Berlin, Furche-Verlag). — Auf ungewöhnliches Interesse dürfte der chinesische Roman aus der Mingzeit „Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl" stoßen, die F. Kuhn aus dem Urtext übertrug. In China genießt der Roman den Ruhm, zu den 10 „Meisterbüchern" zu gehören. Uns wird er helfen, die von noch so wenigen je begriffene Seele Chinas uns näher zu bringen (Leipzig, Insel-Verlag). — Von Dantes „Göttlicher Komödie" in der Übertragung von Richard Zoozmann mit Einführung und Anmerkung von C. Sauter, die wir früher hier schon würdigten, liegt die 9. und 10. Auflage jetzt vor (Freiburg, Herder). Mit der verwandten Kraft des großen dichterischen Sehers hat sich ein Meister der Zeichnung daran gemacht, die Visionen der Göttlichen Komödie auch mit dem Griffel zu verdichten. Und was Gustav Doré in seinen 135 Bildwerken geschaffen hat, ist keine Illustration schlechthin, ist eigenwertige Nachdichtung von einer solchen Eindringlichkeit, daß der Zaghafte, dem bisher noch immer vor der langen Folge der hundert Gesänge gebangt hat, nicht eher ruht, als bis ihn Dorés Gesichte, von Dantes Worten umbrandet, Bild für Bild zu erschütterndem Erlebnis geworden sind. Daß uns jetzt in so meisterhafter Wiedergabe die Bilddichtungen Dorés in 135 großen Kupfertiefdrucktafeln zu bescheidenem Preise zugänglich gemacht worden sind, ist eine dankenswerte Tat des Verlages Josef Müller, München. — Hans W. Eppelsheimer gibt in einem schmalen Band eine Arbeit heraus „Petrarca" (Bonn, F. Cohen), in der er in sehr guter Einfühlung es versteht, auf den Spuren Jakob Burckhardts den Begriff der Renaissance für

Digitized by Google

Petrarcas Wesen und Petrarcas Wesen für den Begriff der Renaissance herauszuarbeiten. — Die hoch verdienstvolle Arbeit des Verlags J. C. C. Bruns, Minden, um eine wirklich klassische Ausgabe, die auch in ihrem Äußeren der Bedeutung des Dichters entspricht, um Flauberts Werk, wird um einen neuen Band erweitert, der Flauberts Tagebücher aus Ägypten, Palästina, Karthago enthält. Die Übersetzung besorgte Berta Huber, die Ausstattung, wie bei den andern Bänden, Markus Behmer. Wir können dankbar dafür sein, diese so merkwürdigen und aus menschlichen Tiefen herausquellenden Äußerungen des großen Dichters in so vollendeter Form in Händen zu halten. — Paul Sakmann hat sich bemüht, aus dem Lebenswerk des amerikanischen Philosophen Emerson unter dem Titel „Die Weisheit des Lebensmuts" eine Auswahl zu treffen, die geeignet erscheint, den in Deutschland fast vergessenen Philosophen in den wesentlichen Dingen, die er uns zu sagen hat, näherzubringen (Stuttgart, E. H. Moritz). — Sehr schön in Ausstattung ist die Übersetzung, die der Professor der Theologie in Breslau E. Lohmeyer von der Offenbarung des Johannes gibt (Tübingen, J. C. B. Mohr). Manches von dem Dunkel wird hier gelichtet, und die wissenschaftlichen Erläuterungen ergeben klar, daß die Offenbarung des Johannes ein groß angelegtes und in allen Teilen sorgfältig komponiertes Werk ist von einer religiösen Gesamtanschauung, die es, anderen Meinungen zum Trotz, doch in unmittelbare Nähe des Johannes-Evangelium rückt. — Das in allen bibliophilen Kreisen wohlbekannte Buch von Charles Nodier „Der Büchernarr" erscheint in der Übersetzung von Inga Junghanns mit dem Vorwort und den Erläuterungen von Ejnar Munkgaard (Leipzig, Helingsche Verlagsanstalt). Das Büchlein wird manche Freunde finden. — Unter dem Titel „Der schwarze Mönch" werden, von R. Hofmann übersetzt, neben der titelgebenden Novelle die Erzählungen „Meine Frau", „Drei Jahre" und „Schläfrig" von Anton Tschechow zusammengefaßt (Berlin, Zsolnay). Die Lebendigkeit und dämonische Kraft Tschechows kommen in der Übersetzung zu gutem Ausdruck.

Berliner Theater

I.

Nach dem Regisseur hat nun doch der Dichter das Wort erhalten. Und sogar ein lebender deutscher Dichter. Er heißt Wolfgang Goetz und ist den Lesern unserer Zeitschrift schon lange kein Fremder mehr. Über die Schicksale, die sein Schauspiel „Neidhardt von Gneisenau" seinerzeit mit der Volksbühne — wahrlich ein unverwelkbar beschämendes Ruhmesblatt für diese Parteisekretärbühne — erlebte, haben wir hier berichtet. Nun ist dem Gneisenau im „Deutschen Theater" eine erfolgreiche und zweifellos künstlerisch bessere Urständ zuteil geworden. Wir dürfen das Verdienst dritteln: ein Teil gebührt dem Dichter — denn das ist er — einer den Schauspielern, aber einer auch dem Publikum. Das viel beschrieene Berliner Publikum ist nämlich bei dieser Aufführung nicht durchgefallen, sondern hat dem Stück eine so warme Aufnahme bereitet, daß es den bislang stärksten Theatererfolg dieses Winters hatte. Die Schauspieler leisteten Glänzendes, allen voran Werner Krauß, der Regisseur hat wenig verdorben, und der Dichter hat nun auch den Berlinern — die Uraufführung dieses angeblich sehr preußischen Stückes war in Stuttgart — sein unbestritten sehr dichterisches, noch mehr bühnenmäßig gedachtes und bühnengerechtes Sprüchlein sagen dürfen. Der Wurf des Ganzen, in dem gewaltigen Geschehen der Befreiungskriege alles Licht auf ein Schicksal zusammenzuballen und die großen Ereignisse nur als den Rahmen für dieses eine Schicksal gelten zu lassen, ist groß. Die Bilder rollen ab in der Art von Grabbes „Napoleon". Nach Goetz ist die Tragödie Gneisenaus die des Ewig-Zweiten, dem im Kampf mit dem falschen und unechten, weil formal- und nicht wesenhaften Preußentum ein einziges Mal der große Wurf gelang, dem größten Gegenspieler Napoleon einmal allein mit vollem

Digitized by Google

eigenem Einsatz gegenüberzustehen — und zu siegen und hierbei die eigene verkrampfte Brust einmal entladen, einmal sich als höchsten Gipfel des gesammelten und bewußten besten Willens, Könnens und Seins des eigenen Volkes fühlen zu können, statt aus der zweiten Hand einmal aus der ersten unmittelbar zu leben. So sieht Goetz das Problem Gneisenaus. Das Problem seines Dichters ist so zweifellos richtig hingestellt. Der Dichter freilich hat seinen Gegenspieler in der eigenen Brust nicht ganz besiegt. Einer Angelegenheit des Blutes, die das Ganze sein sollte, der er zuweilen ganz nah ist, mischen sich Unfreiheiten eigenen Kampfes, Belastungen des Literaten bei. Neben wirklicher Tiefe und überraschender Erkenntnis voll nachdenklicher Weisheit steht Literatur. Und Angst! Angst vor der eigenen, unausrottbaren Neigung zum Pathos, vergewaltigt durch gewollte Nüchternheit (daher der schlechte Schluß). Daß Goethe und Chamisso nicht fehlen in den Reden seiner Spieler, sind Zinsen, die Goetz seiner germanistischen Vergangenheit wohl zahlen muß. Den Bildungskomplex sollte er nun endgültig überwunden haben. Weder in seinen künftigen Romanen, — sein letzter „Das Gralswunder" (Berlin, Wegweiser-Verlag), ein zum Teil recht lustiger Versuch, dem Filmbetrieb und seinem Vergreifen an großen Stoffen zu Leibe zu gehen, ist doch in großen Strecken verkrampft, und selbst diese Leute leiden unter Goetzens Bildung — noch in seinen Dramen dürfte künftig je mehr eine Person um Goethe, den großen Friedrich und Bismarck wissen. Doch dies nur nebenbei gesagt. Mäkeln erschiene kleinlich. Goetz hat hier einen großen Wurf mit einer erstaunlichen Bühnensicherheit vollendet und sich als ein Charakteristiker von hohen Graden, freilich oft als ein sehr eigenwilliger, durchaus bewährt. Es bleibt schließlich nur ein Gefühl starker Freude, daß dieses Werk, dieses sehr dichterische (mit einigen Mängeln) und so durchaus bühnenechte (ohne Mängel) eines Lebenden die Berliner mitriß, ohne daß der Dichter auch nur irgendeine Konzession an die Instinkte des Tages gemacht hätte. Da soll es gleichgültig sein, ob er das wahre Preußen in der Größe seiner Engigkeit, in der Kleinheit seiner Umfälschung des Sinnes wahren Lebens durch die kalte und arme Pflicht auch in der entscheidenden Problemstellung für unser aller Schicksal richtig sah, ob er dem erwünschten Ziele, der nationalen Phrase Gehalt und Wesen zu geben, wirklich auf diesem Wege ganz nahe kam. — Hier ist einer, dem doch das Herz brennt, wenn er auch immer wieder kalte Wasserströme peinlich nüchterner Auffassung auf seine helle Flamme zu gießen versucht — und einer, was wohl nicht geringer wiegt, endlich einer, der imstande ist, von der Bühne für die Bühne nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken und zu empfinden. In diesem Sinne grüßen wir den Gneisenau des Goetz. Er selber wird der letzte sein, der den Anteil der Schauspieler und einer — nun sagen wir — normalen Regie nicht anerkennen würde, die seinem Stück nichts milderte und ihm trotzdem zu seinem Siege verhalf.

Stark war der Eindruck von „Lulu", einer Aufführung, in der Erich Engel „Erdgeist" und „Büchse der Pandora" zu 7 Bildern für einen Abend zusammenzog, stark und von so erschütternder Kraft, daß man dieses Stück nun nicht mehr sehen möchte (Staatstheater). Denn es ist eine Erschütterung, die auf Kosten der Nerven und nun doch einmal gerade wegen Wedekinds Moral auf Kosten des Geschmackes geht. Gerda Müller spielte die Lulu. Was sie im „Erdgeist" gerade aus den Grenzen ihres großen Könnens schuldig bleiben mußte, gab sie in der „Büchse der Pandora" Wedekinds Gestalt mit stärkster Wirkung. Sie war zwar nicht die Männerverderberin, das schöne Tier ohne Sünde, aber sie war ganz auf der Kehrseite des Schicksals das arme gehetzte Wild, das von allen Männern, denen sie sich einmal schenkte, zum Verderb dieser Männer schenkte, herumgezerrt und herumgeschüttelt wurde, bis sie gehetzt und gejagt als letzte Dirne Londons unter dem Messer von Jack the Ripper ihre Qual endet. Die Aufführung war nicht einheitlich. Stellenweise sagten die Schauspieler, ohne vom Regisseur gehalten zu sein, ihr Sprüchlein einfach auf und redeten nebeneinander her. R. P.

II.

Und der Piscator ging, sein Netz auszuwerfen nach neuer Beute, neuem Fraß für revolutionsbegeisterte Seelen, und wieder war es schwer, als er es in den dickbäuchigen Nachen der Volksbühne einzog; aber siehe, es barg eine Leiche: Gorki. Doch müßte man nicht Piscator sein, sich dadurch verdrießen zu lassen. So brauchte er seinen Fang nicht erst mühsam umzubringen, wie den zähelebigen Schiller vorher im

Digitized by Google

Schauspielhaus. Und hübsch garniert mit pommes tumulteuses merkt man ihm nicht so den Hautgout an oder hält ihn für besondere Kunst des Regiekochs. Also Gorki ist tot, das steht einmal fest. Die Behauser des Nachtasyls sind längst in das Leichenschauhaus der Literatur übersiedelt. Asylistenlos! Das gibt Piscator Handlungsfreiheit, den Geist des Stückes vollständig zu wenden. Gorki ist letzten Endes Bürger. Daher predigt er Ehrfurcht vor dem Individuum, vor jedem Einzel-Ich, mit welchen Lumpen es auch behangen sei; das bleibt, auch wenn er sich einmal ins Allgefühl hineinsteigert. Und das ist für den Regisseur der Masse peinlich. Der macht aus den bewundernswert unterschiedlich abgetönten Individuen den Einbrei, die Masse. Nicht Ehrfurcht vor dem Menschen an sich, Furcht vor der Masse, möchte Piscator einflößen. Es wäre unrecht, Piscators massenszenische Begabung zu verkennen, aber er darf doch nicht im Imperatorenwahn Massen aus der Erde stampfen, um das Individuum niederzutrampeln auch da, wo es einmal seine Stimme erheben möchte und etwas zu sagen hat.

Die Bühnenbilder erinnern mit ihrer Sucht nach erdrückender Realwirkung an Filmstadtkulissen. Schmutzige Hemden, echter Dreck unter kosmischen Jupiterlampenglanz. Und durchlöcherte Kiepen, schmutziges Stroh, Wagenräder (alles in schönster Realität aus der nächsten Umgebung der Volksbühne zusammengetragen) führen auf der Bühne ihr aufdringliches Sonderdasein. Hier hätte die zusammenfassende Einheitswirkung einsetzen sollen. Individualisierung des Objekts und Masse Mensch — das geht eben doch nicht. — Von den Spielern, denen allen Gorki eine dankbare Rolle im Asyl zugeteilt, hat auch jeder seine Figur mit Anstand durchgebildet. Hervorgehoben seien Heinrich George als Satin und Granach, der als Luka wieder einmal beweist, daß er noch etwas anderes kann, als meckernde Schurken über die Bühne hüpfen zu lassen. Agnes Straub ist immer überzeugend und stark, wenn sie nicht groß sein will, also auch hier.

Im Theater am Nollendorfplatz hat Karl Heinz Martin die dämonische Faustina „Franziska" verwedekindscht. Er sollte doch wissen, daß man durch modernen Tingeltangel wie Jazzband und ähnliches eine Dichtung nicht gegenwartskräftiger machen kann, im Gegenteil, dann treten die Runzeln und Fältchen der Franziska noch deutlicher zutage. Wenn Karl Heinz Martin in Wedekind einen so kleinen Zyniker sieht, wenn er nicht die wehe Tragik, die Wedekind in seine Franziska ausgeträumt, erkannt hat, so begreift man nicht, was denn den Regisseur reizt, diese Person wieder auf die Bühne zu stellen. Daß es lediglich Eitelkeit eines Regisseurs sei, der in dieser Dichtung die gute Gelegenheit sieht, seine eigene Lebensskepsis revuehaft vorzuführen, kann man bei einem so ernsthaften Bühnenbildner kaum annehmen. Den schmerzlichen Eindruck, den die Aufführung hinterließ, daß nämlich auch diese aufgewühlten Träumereien eines seltsamen Menschen uns nichts mehr angehen, kommt sicher mehr auf das Konto des Regisseurs, als auf das des Dichters.

Es war vorauszusehen, daß die Durieux sich wieder in die geheimnisvolle Rolle der Franziska mit aller Gewalt ihrer faszinierenden Persönlichkeit hineinzwang. Die Flucht ins Bürgerliche glaubt man ihr aber letzten Endes doch nicht, da hätte sie doch schon in den Akten vorher etwas ursprünglich Unschuldiges durchschimmern lassen müssen.

Wenn es nun schon einmal revuehaft hergehen soll, dann ist einem schon so eine richtige kleine Revue lieber, die sich über sich selber mokiert wie die „Hetärengespäche" von Schiffer und Holländer im Kleinen Theater in fröhlicher Gemeinschaft zusammengezimmert. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist in unserem wackligen Gegenwartsgetriebe, also alles lassen sie hier durcheinanderpoltern. Wirklich, manchmal kann man sogar lachen, wenn auch der Witz hauptsächlich Selbstironie ist und also meistens einen Hauch von Eitelkeit ausströmt. Man trifft alle guten Bekannten der Gegenwart wieder; die unvermeidlichen Sisters, hier in den Karbolsisters liebenswürdig personifiziert, die berühmten Wolgaschiffer mit sentimentalem Singsang, der titelschreibende Olympier aus Hiddensee mit Harry Piel und was noch sonst das deutsche Herz erfüllt. Holländer, der selbst am Flügel thronte, zeigte besonders nette musikalische Einfälle, so daß dem netten Durcheinander bei anspruchslosem Publikum noch mancher Erfolg zuteil werden dürfte.

Den lieben alten Ludwig Anzengruber bemüht das Theater in der Kommandantenstraße unter der sehr rührigen Direktion Gustav Neudamms auf die Bühne. Ein wenig defreggerisch wirkt ja nun sein

Digitized by Google

G'wissenswürmerl, aber es schlängelt sich noch immer ganz passabel durch die drei Akte hindurch, dieses brave Tierchen. Viel dazu bei trugen die Schauspieler mit ihrem ziemlich waschechten Dialekt und die hupfende und zupfende Schuplattlertruppe, die sogar in den Pausen in Tätigkeit treten mußte.

Man sieht, man kann auch über deutsche Komödien unter Gähnen lächeln, man braucht nicht immer nur französische Lustspiele dazu.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Oper

Puccinis „Turandot" erlebte im April dieses Jahres in der Mailänder Scala ihre Première mit internationalem Erfolge. Nun hat die Städtische Oper uns das Werk vorgeführt; die Frage nach der Berechtigung des internationalen Erfolges erhebt sich sogleich. Allerdings sehen wir vollkommen von Gründen ab, die aus der Pietät entspringen; daß dem Komponisten der Tod die Gestaltung des dritten Aktes jäh unterbrach, ist gewiß tragisch, aber mit Sentiments kann man keine Oper beurteilen.

Der Turandot-Stoff ist bekannt, und vor einigen Jahren dem Publikum durch Busonis Fassung wieder nahe gebracht worden. Puccinis Librettisten behandeln ihn mit ungeheurem Ernste, selbst die 3 komischen Figuren bringen keinen Humor, sondern nur Sentimentalität auf. Das Ganze ist ohne jedes märchenhaft-chinesische Empfinden vollkommen aus dem Geiste (oder Ungeiste) der Romantik des 19. Jahrhunderts gesehen; am krassesten in der Folter- und Todesszene der Sklavin Liu, da Prinz Kalaaf und die höchst unsympathische Turandot stumpf und blöd dem Liebesmartyrium der Armen zuschauen — ein Vorgang von abstoßend seelischer Brutalität; denn wenn Liu nur eine Sklavin ist, deren Leben gleichgültig scheinen könnte, so hätte sie weder im ersten Akt so aktiven Anteil am Schicksal des Prinzen nehmen dürfen, noch durch ihr Sterben den versteinerten Sinn Turandots zu erweichen vermocht. So bleibt alles äußerlichstes Theater, und peinlichstes dazu. Der erste Akt mit seiner endlosen Exposition scheint nur dazusein, um eine Teilung in 3 Akte zu ermöglichen; sein ganzer Inhalt könnte, wie dies bei Busoni geschehen ist, bequem in einer Szene zusammengedrängt werden; wie denn die Ökonomie des ganzen Werkes als durchaus verfehlt zu bezeichnen ist, da ein kurzer Märchenstoff wohl mit allerlei lustigen Dingen und Einfällen verbrämt, aber nie in die Länge gezogen werden kann. Busoni erledigt alles bequem in einem Akt; das Gespenst der „abendfüllenden Oper" verbreitet bei den Italienern ausgesprochenste Langeweile.

Leider vermag die Musik nicht, sie zu verscheuchen. Puccini soll der Meinung gewesen sein, daß die Turandot-Musik etwas ganz neues und von seinen früheren Werken abweichendes darstellt. Merkwürdig, welchen Täuschungen sich Autoren über ihre eigenen Werke hingeben. Die Komposition ist ein zweiter Aufguß von Butterfly, Bohème und Tosca, natürlich ohne die Ursprünglichkeit dieser Werke; die Banalität ist leider geblieben, bis auf wenige Stellen. Schlimm ist der Aufputz mit etwas Mussorgsky und Anklängen an polytonale Kunstgriffe, wie der Gebrauch der übermäßigen Septime vor Auflösungen; daß die von Puccini stets geliebten Quintenfolgen nicht fehlen, ist selbstverständlich. Die alte Manier, eine weit ausgesponnene Kantilene von den Violinen in Oktaven verdoppeln zu lassen, wirkt auf die Dauer in Turandot genau so unerträglich, wie in des Komponisten früheren Werken auch. Die pentatonische Skala ist an manchen Stellen zur Hebung des Lokalkolorits sehr geschickt verwendet.

Im ersten Akt ist der Chor des Volkes beim Schwertschleifen des Henkers nicht ohne Wirkung; die Szene Kalaaf—Vater—Liu genau wie im Libretto von unsäglicher Langeweile. Die drei „Spaßmacher", Ping, Pang und Pong, versagen hier gänzlich, während ihre Szene im zweiten Akt zum besten der Oper gehört. Hier sind einige wirklich sehr innerliche Melodien, und ein Hauch von seltsam entrückter Schwermut zu finden, der erschütternd ist. Die (rezitativische) Rätselszene läßt wiederum ganz kalt; und die einem hübschen Gesange Kalaafs

Digitized by Google

folgende berühmte Todesszene der Liu ist bis auf die starke Ähnlichkeit im Thema eine zweite Mimi-Episode. Man atmet auf, wenn das arme Wesen endlich seine Ruhe hat, musikalisch und textlich. Der von Alfano hinzugefügte Schluß beendigt das Ganze ohne besonders hervorstechende Züge im prunkvollen italienischen Finalestyl.

Herr Oehmann als Kalaaf bot eine glänzende Leistung; seine Stimme hat echten Heldentenorklang. Wenn er es erreichen kann, möge er ein anderes Kostüm anziehen; das seinige erinnert lebhaft an das eines Moskauer Droschkenkutschers. Frau Annie Helm, die Turandot der zweiten Vorstellung, vermochte sich mit gewaltigen Stimmitteln über alles Chorgebraus und Orchestergetöse hinweg hörbar zu machen, manchmal ein wenig auf Kosten der Reinheit. Frl. Schöne, die unglückselige Liu, zeigte ihr großes Können und ihre bezaubernde Natürlichkeit am untauglichen Objekt; um so höher ist ihre Leistung zu werten. Ein gutes Bild und charakteristischer Gesang bot Herr Reiß als mumienhafter Kaiser. Die drei Harlekine (welche keine sind) waren bei den Darstellern bestens aufgehoben. Bruno Walters Lob erneut zu singen, ist fast überflüssig; er machte aus dem Ganzen, was nur daraus zu machen ist. (Die zweite Aufführung dirigierte er übrigens nicht.) Die Bühnenbilder lehnten sich an das Vorbild der Scala an; sehr wirkungsvoll die hohen Pagoden des ersten Bildes, vor denen der reizende persische Prinz um so zierlicher aussah. Die Bilder am Kaiserhofe sind vielleicht etwas bunt, aber zweifellos sehr effektvoll.

Tote Opernkomponisten haben es, wie man am Mailänder und anderen Erfolgen sehen kann, in der Tat am besten.

Konzerte

Mit dem neuen Kammerorchester unter Michael Taube spielte Georg Bertram das B-Dur Konzert von Beethoven; dem begeisterten Mozartianer liegt das frühe Werk begreiflicherweise außerordentlich gut. Die Klarheit der selten öffentlich gespielten Komposition fand ihr ebenbürtiges Äquivalent im Vortrage des Pianisten, dem auch Chopins F-Moll-Konzert op. 21 auf das vortrefflichste gelang. Auch dieses Stück wird zu Unrecht vernachlässigt; seine Aufführung mit Kammerorchester ist sehr hörenswert. Otto Klemperer brachte mit Walter Gieseking Beethovens viertes Konzert in G-Dur zu Gehör, nach der wundervoll gestalteten Egmont-Ouvertüre, deren Spannung vor dem unwiderstehlichen Triumphgesang des Schlusses ungeheuer war. Gieseking ist ein sonderbar mystischer Beethoven-Spieler, verträumt fast, und ganz weltabgewandt; Technisches existiert für ihn nicht mehr. Persönliches Spiel bis zum Letzten — vielleicht nicht ganz Beethovenhaft. Dann kam die Eroica, deren schnelle Sätze, in beängstigendem Tempo, voller Optimismus waren. Die Düsternis des Trauermarsches kam zu ungewöhnlich ergreifender Wirkung.

Die Welle der Konzerte bringt unendlich vieles; aber so unmöglich es ist, alles zu hören, ebenso undenkbar wäre es, über alles zu berichten, was man gehört hat. Es macht sich besonders in Gesangskonzerten viel Unzulänglichkeit breit; und wo die Kräfte ausreichen, sind sehr häufig die Programme so altmodisch zusammengestellt, daß der Vortragende auf eine Besprechung verzichten muß. Es gibt genug neue Klavier- und andere Literatur, so daß es in der Tat nicht nötig ist, immer und immer wieder die bis zum Überdruß gespielten und gehörten Sachen vorzutragen. Einer unserer bedeutendsten Pianisten meinte neulich, man könne Beethoven am besten ehren, wenn man ihn ein Jahr lang an Klavierabenden ruhen ließe. Deutschland ist in Programmfragen von einer unerhörten Rückständigkeit, die des berühmten musikalischsten Landes der Welt in der Tat unwürdig ist.

Einige Pianisten gaben sehr erfreuliche Abende. Der Amerikaner Lyell Barbour zeigte sich als ein Musiker besten Könnens und besten Geschmackes. Sein Mozartspiel war mustergültig; vor allem aber gelangen ihm die Feinheiten der modernen Spanier, und eines kürzlich entdeckten Komponisten desselben Landes, Ferrer, aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Innerlichkeit ist bemerkenswert. Wilhelm Kempff spielte die Goldberg-Variationen mit ausgeprägter rhythmischer Gestaltungskraft, und jenem sympathischem Trotz, den wir gewaltigen Werken, wie den Variationen gegenüber, so häufig empfinden. Die Gesangsstellen der langsamen Sätze kamen ebenso vollendet heraus, wie die komplizierten Kontrapunkte der Kanons und Fugen,

Digitized by Google

deren Humor Kempff zur besten Wirkung brachte. Wladimir Horowitz hat sich seit dem letzten Jahre noch bedeutend entwickelt. In ihm haben wir wohl den Nachfolger der großen alten Klaviertitanen zu suchen, Rubinsteins, d'Alberts, Rosenthals. Seine Herausarbeitung der Liszt'schen H-Moll-Sonate war erstaunlich, seine Scarlatti-Sonaten (auf die alle Pianisten mit Schema-Programmen hingewiesen seien) von einer stupenden Ausgeglichenheit. Ein wunderbares (übertragenes) Orgelkonzert D-Moll von Friedemann Bach sollte allgemeine Aufnahme finden. Die neunte Symphonie wurde von Dr. Ernst Kunwald mit Hilfe einiger Chorvereinigungen und den Philharmonikern aufgeführt. Über der ganzen Veranstaltung lag eine Wolke von Unlust und Verstimmtheit. Myra Mortimer sang an ihrem Liederabend schöne altenglische Gesänge (Dowland, ein großer Komponist!), Schubert und moderne Amerikaner.

Anton Mayer.

Politische Rundschau

Die Spannungen im Raume des Mittelmeeres, auf die hier wiederholt hingewiesen worden ist, haben sich in letzter Zeit so verstärkt, daß eine gewisse Besorgnis um den Frieden Europas nicht unberechtigt ist. Nach dem letzten Attentat gegen Mussolini hat im Zusammenhang mit der dunklen Garibaldi-Affaire eine ernstliche Verschlechterung der französisch-italienischen Beziehungen eingesetzt, die sich nur mit Mühe wieder beseitigen lassen wird. Wir haben vom deutschen Standpunkt aus gar kein Interesse an irgendeiner Stellungnahme. Wozu sollen wir uns in fremde Angelegenheiten mischen, die, so unerfreulich sie für unsere Politik der Entspannung sein mögen, keinen Anreiz zu irgendwelchen vermittelnden Schritten bei dem einen oder dem anderen Partner bieten. Es ist auch nicht unsere Aufgabe, irgendwie die inneren Vorgänge in Italien zu kritisieren. Wir würden uns in ähnlicher Lage ein Hineinredenwollen von draußen auch verbitten. Was wir allerdings auf das Schärfste beanstanden müssen, ist die Art, wie sich Mussolini in seinem verfehlten Interview an die „Deutsche Allgemeine Zeitung" über die deutsche Minderheit in Südtirol hinwegsetzen zu sollen glaubt, indem er die These von dem Recht der Majorität vertritt. Es schweben Schiedsvertragsverhandlungen zwischen Berlin und Rom. Dort wird man sich doch im Klaren darüber sein müssen, daß die brutale Unterdrückungspolitik gegen deutsche Volksgenossen keine Methode zur moralischen Unterbauung eines Vertrages mit Deutschland ist, der zur Grundlage für die schiedsrichterliche Austragung von Differenzen dienen soll. Staatsverträge müssen, wenn man eine hohe Auffassung von Rechtsbegriffen hat, nicht nur mit einigen Unterschriften auf Papier gedruckt werden. Sie sollen in das Volksgefühl übernommen und so zum eigenen Recht werden. Das würde und könnte bei einem Schiedsvertrag mit Italien aber nie der Fall sein, solange das Deutschtum in Südtirol weiter brutal unterdrückt wird.

Die Beziehungen zwischen Jugoslawien und Italien sind ebenfalls recht gespannt. Raditsch hält noch wie vor aufreizende Reden. Er dürfte dem ganzen Kroaten- und Slowenentum aus dem Herzen sprechen, das Italien fürchtet und haßt. Man soll die Stimmungen jedoch nicht überschätzen, denn die offizielle Politik Jugoslawiens wird in Belgrad und von Serben gemacht. Sie dürften sich kaum der italienischen Expansionspolitik in Nordafrika wegen in einen Konflikt hetzen lassen, es sei denn, daß die Türkei in Schwierigkeiten mit Italien gerät. Hier dürfte jedoch keine Überraschung bevorstehen.

Große Beachtung verdient die türkisch-russische Ministerbegegnung in Odessa, die eine Wiederannäherung der beiden Staaten bedeutet. Man munkelt vom Abschluß einer Militärkonvention.

Rußland entfaltet in letzter Zeit eine lebhafte Aktivität. Es scheint so, als machten seine Bestrebungen zur Verstärkung der asiatischen Front gegen England Fortschritte. Hier ist zunächst die Reise militärischer Kreise von Afghanistan nach Moskau zu erwähnen, die Aufmerksamkeit verdient. Ferner muß der kommunistische Putsch in Niederländisch-Indien beachtet

Digitized by Google

werden. Er ist nicht mit leichter Handbewegung abzutun, wenn ihm auch eine mehr lokale Bedeutung zukommt. Denn er zeigt, wie die kommunistischen Ideen sich in Asien weiterentwickeln, immer hart an der Grenze des britischen Haupt-Kraftzentrums, Indien!

Die inneren Vorgänge in Rußland sind inzwischen soweit klar erkennbar geworden, daß man zwar nach außenhin von einer Niederlage der Opposition sprechen kann. In der inneren Beeinflussung der Politik hat sie gesiegt und dürfte in absehbarer Zeit den Schwerpunkt der Politik zu sich herüberziehen. Die Verwaltung des Riesentrusts Rußland ist wieder gereinigt. Sie sucht augenblicklich fremdes Kapital. Ob sie welches erhalten wird, ist fraglich und wenn, dann wahrscheinlich zu teuer. Denn Rußland kann, selbst bei bester Wirtschaftslage, in seinem Hauptwirtschaftszweig, der Landwirtschaft, im günstigsten Falle einen $2^1/_2$- bis 3prozentigen Ertrag herauswirtschaften. Wie aber soll ein Trust, der solchen Rohnutzen hat, 6 oder gar 7 Prozent an Zinsen und vielleicht noch 1 Prozent an Amortisation aufbringen können? Außerdem wirken die Beispiele deutscher Investierungsversuche abschreckend. Mit dem 300 Millionen-Kredit ist bisher nur Rußland reich geworden, die in die Wirthsche Holzkonzession gesteckten Gelder sind so gut wie verloren. Die Kruppschen Konzessionen sind bekanntlich schon lange bankrott. Soll das ein Anreiz für fremde Geldgeber sein? Man kann recht gespannt sein, wie die russische Regierung die Finanzierung ihrer Wirtschaft versuchen wird, wenn sie erst merkt, daß das flüssige Weltkapital nicht zu haben ist.

In Polen ist inzwischen eine Rechtsschwenkung Pilsudskis erfolgt, die Sozialdemokraten haben prompt die Konsequenzen gezogen und gegen den Marschall Stellung genommen. Es heißt immer wieder, daß er jetzt der Monarchie zustrebe. Interessant ist in diesem Zusammenhang die in Prag erfolgte Ausrufung des Erzherzogs Wilhelm aus dem Hause Habsburg zum Hetman der Ukraine. Solche Ausrufungen wirken meistens komisch. Man sollte in diesem Falle aber doch bedenken, daß der Erzherzog bei einem Teil der galizischen Ukrainer über treue Anhänger verfügt. Man denkt vielleicht in Warschau, daß der frisch gewählte Hetman die Ukrainer mitbringen und so einen seiner Verwandten, dem der polnische Thron zugedacht ist — Erzherzog Karl Stephan oder einem Mitglied des Hauses Tscherloriski — die Chance geben kann. Rußland im Süden anzufassen, während Pilsudski im Norden durch den immer noch drohenden Konflikt mit Litauen die Bolschewisten angreift. Es mag sein, daß wir hier zu pessimistisch sehen. Geheuer ist es im Osten nicht, zumal maßgebende polnische Militärs glauben, jetzt mit der russischen Armee noch glatt fertig werden zu können, was in einigen Jahren nicht mehr der Fall sein dürfte. Bedenkt man dabei, daß Old England an dem polnischen Geschäft nicht unbeteiligt ist, so hat man allen Grund, Pessimist zu sein und zu bleiben.

England hat in letzter Zeit eine nicht unerhebliche Schlappe im fernen Osten erlitten. Japan hat bekanntlich die Selbständigkeit der Kantonregierung anerkannt, eine Maßnahme, die sich deutlich gegen die englische Politik richtet. Die nationale Unabhängigkeitsbewegung hat dadurch frischen Impuls erhalten, und es scheint so, als ob die Republik China der nationalen Wiedergeburt jetzt mit raschen Schritten entgegenginge. Die früheren Exterritorialitätsverträge mit Belgien sind gekündigt und dürften kaum erneuert werden. Schon tritt der Senator Borah in den Vereinigten Staaten für die Gleichberechtigung Chinas auf. Alles böse Anzeichen für Englands Stellung! Dazu kommt, daß die Reichskonferenz nicht gerade Erfolge gezeitigt hat und der entnervende Streik noch immer andauert. Er hat Milliarden an Nationalvermögen verschlungen. Wenn auch Großbritannien unermeßliche Hilfskräfte zur Verfügung stehen, seine Leistungsfähigkeit hat Grenzen. Die scheinen nun bald erreicht zu sein. Vielleicht kommen wir dadurch dem Zeitpunkt näher, in dem England bei den Vereinigten Staaten eine Revision seines Schuldenabkommens vorsichtig anregt. England wird bei einem solchen Schritt die Unterstützung Frankreichs erwarten dürfen, wo man noch immer zögert, das Mellon-Bérenger Abkommen zu ratifizieren. Wie lange noch? Vielleicht wird man in Genf bei der nächsten Tagung des Völkerbundrates mehr davon hören.

Wir gehen mit keinen großen Erwartungen nach Genf. Es wird um die endliche Beseitigung der Militärkontrolle gekämpft werden und für die sogenannten Investigationen eine annehmbare Lösung gesucht werden müssen. Damit dürfte sich die Tagesordnung für uns erschöpfen.

Martellus.

Digitized by Google

Literarische Notizen

„Besetztes Land." Rheinlandroman eines Elsässers. Von Eduard Redelsperger, Berlin 1926, Verlag für Kulturpolitik.

Dieser Bekenntnisroman eines Elsässers ist eines der interessantesten Dokumente der Nachkriegszeit, zeigt er doch, wie überraschend schnell und wie überraschend klar das elsaß-lothringische Volkstum seine politische Aufgabe erkannt hat. Das elsaß-lothringische Volk, das nach dem deutschen Zusammenbruch der dröhnenden Propaganda des siegreichen Frankreich erlag, erkennt, daß es nicht Frankreich sein kann, besinnt sich auf sich selbst und erfährt, daß sein Land, seit Jahrhunderten hin- und hergeworfen zwischen den Staaten, kulturell und politisch etwas Eigenes ist. Welcher Elsaß-Lothringer und auch welcher Reichsdeutsche hätte 1918 geglaubt, daß heute schon das elsaß-lothringische Problem in seiner ganzen Krisis deutlich geworden wäre, daß der Abwehrkampf, den jedes wurzelechte Volk gegen Überfremdung bewußt oder unbewußt zu führen hat, im Falle Elsaß-Lothringen bereits so bewußt geführt wird. Das Unheimliche in dieser Entwicklung, die sich gegen Frankreich äußert, ist zugleich, daß die Elsässer und Lothringer fast wider ihren Willen in diesen Kampf hineingezogen wurden, daß sie sich widerwillig erst von dem Albdruck der französischen „Befreiung" frei machen mußten. Als der Präsident Poincaré kurz nach der Annektion zum ersten Male Elsaß-Lothringen besuchte, zählte er die blau-weiß-roten Fahnen in den Straßen Straßburgs und erklärte: Le plebiscit est fait. Welch ein Wechsel seitdem! Der Elsaß-Lothringer hatte sein Vaterland verloren. Er glaubte, sich mit dem „neuen Vaterlande" Frankreich abfinden zu können. Er kann es nicht! So wird ihm, unter dem Zwang der Geschehnisse in den bitteren Jahren der Nachkriegszeit, die Erkenntnis, daß dieses neue Vaterland Frankreich Elsaß und Lothringen von der Landkarte fortlöschen möchte, daß der Elsaß-Lothringer, sofern er sein Volkstum, seine Sprache und Art beibehalten will, sich gegen sein „neues Vaterland" zur Wehr setzen muß, daß Elsaß-Lothringen besetztes Land ist wie die Rheinlande. Wird ihm bewußt, daß er zwar eine Heimat, aber kein Vaterland besitzt, daß diese Heimat überhaupt erst noch Vaterland und autonomes Land werden muß.

Diese Erfahrung des Elsässers hat Eduard Redelsperger in seinem Roman entwickelt. Da ist der Elsässer, wie er leibt und lebt, ein echter „tête carrée", der auf der Suche nach einem Vaterlande Frankreich mit ehrlichsten Freundschaftsgefühlen entgegenkommt, als Beamter der französischen Abteilung der Interalliierten Rheinlandkommission dieses Frankreich kennen lernt und am eigenen Leibe erleben muß, daß dieses Land niemals das Vaterland Elsaß-Lothringens werden kann. Irrtum und Läuterung eines Menschen, der zugleich Vertreter eines Volkes ist, hat der Künstler gestaltet, die Tragik Elsaß-Lothringens: „Aus freiem Ermessen vaterlandslos sein zu wollen, kommt fluchbeladener Selbstentwürdigung gleich. Kein Vaterland zu besitzen, weil die Heimat unter Fremden aufgeteilt worden — das ist der größten Unglück eines." — So stellt sich der Held des Romans die Aufgabe: Für sein Vaterland Elsaß-Lothringen zu kämpfen und zu leiden, bis die Freiheit und Selbständigkeit Wirklichkeit geworden sind.

Doch nicht die politische Idee allein ist es, welche diesem Roman seine besondere Bedeutung gibt. Diese liegt nicht minder in der wirksamen Schilderung der Welt, in der sich die Handlung abspielt. Wie lebendig ist das Gegeneinander alemanischen Bauerntums und französischer Beweglichkeit! Wie scharf gesehen alle diese Typen der Zeit-

Digitized by Google

geschichte. Nirgends ist bisher die Atmosphäre der Separatistenkämpfe echter, die schmutzigen Hintergründe der französischen Rheinlandpolitik sichtbarer dargestellt worden. Ein Buch der Zeit und mehr als das: ein Spiegel, in dem das elsaß-lothringische Volk sich selbst und die unerbittliche Forderung, der Geschichte erblickt. Ein Buch, das insbesondere auch dem Reichsdeutschen, der trotz der Stammverwandtschaft die elsaß-lothringische Mentalität so oft verkannt hat, eine Fundgrube des Erlebnisses sein wird.

Dieses Werk ist eines der wertvollsten Beiträge zur inneren Klärung des Elsaß-Lothringertums. Die Franzosen, denen der Elsaß-Lothringer ein Franzose ist und nichts als das, haben vergeblich versucht, Redelsperger als einen „bezahlten deutschen Propagandör" zu brandmarken; sie spüren genau, daß dieses Buch eines Elsässers die vernichtendste Anklage gegen die These vom „französischen Elsaß-Lothringen" ist. Aber Redelsperger ist kein Propagandör, sondern ein Elsässer. Es geht ihm nicht um Deutschland noch um Frankreich: es geht ihm um Elsaß-Lothringen! Das aber verstehen die Franzosen auch wieder nicht, wollen es nicht verstehen — eben aus demselben Grunde, den dieses Buch unerbittlich nachweist: weil die Seele des Elsaß-Lothringers dem Franzosen ein Fremdes ist. Werner Wirths.

Der ostdeutsche Volksboden. Von Wilhelm Volz. Aufsätze zu den Fragen des Ostens. Breslau 1926, Ferdinand Hirt.

Diese von dem rühmlichst bekannten Leipziger Universitätsprofessor Wilhelm Volz herausgegebene und mit einer Einleitung versehene Sammlung von Aufsätzen muß jedem, der sich für volksdeutsche Arbeit interessiert, dringend empfohlen werden. Es handelt sich um den Versuch, in einer Reihe von Aufsätzen die Urgeschichte der ostdeutschen Lande wissenschaftlich zu klären. Insbesondere wird die Frage der deutschen Siedlung behandelt, und wir können nichts Besseres tun, als folgende Sätze aus dem ersten Aufsatz Rudolf Kötzschkes über den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung als das Leitmotiv aller, in der Sammlung enthaltenen Arbeiten anzuführen: „Durch Siedlung wird der Mensch heimfest, altererbtes Siedlungsland ist Heimatboden; so spielt in all dies der Gedanke an das Heimatrecht der Völker hinein. Das völkische Selbstbewußtsein möchte sich an der Idee kräftig emporranken, dem in einem Lande alteingeborenen Volkstum anzugehören. Darum haben diese Probleme eine Tragweite über die rein wissenschaftliche Erörterung hinaus ..... Darum ist es nicht gleichgültig, ob das Germanentum ein halbes, ein ganzes Jahrtausend und länger vor den Slawen im Lande eingesessen war, ob die Deutschen als Einheimische, als Siedler auf selbsterrungenem Boden und Träger einer aufwärts führenden Kultur oder als Gäste und Fremdlingen angesehen werden; bis auf die Entscheidungen über Siedlung und Lebensraum der Völker in der Gegenwart wirken die darüber herrschenden Vorstellungen ein.

Nur die ernste Wahrheitsforschung wird ohne Voreingenommenheit das Urteil sprechen dürfen; aber sie wird auch Sorge tragen müssen, daß ihre Stimme nicht ungehört verhallt."

Diesen Anforderungen genügt die Sammlung völlig; sie ist überdies, ein Vorzug für eine wissenschaftliche Aufsatzsammlung, niemals trocken und im besten Sinne des Wortes aktuell. W. v. Kries.

Ostwart-Jahrbuch. Herausgegeben von Viktor Kubczak. 1926. Verlag des Bühnenvolksbundes, Abteilung Breslau.

Man versteht eigentlich nicht recht, weswegen dies ein der Ostmark gewidmetes Jahrbuch sein soll. Der erste Teil bringt eine Auswahl ostmärkischer Lyriker, unter denen Agnes Miegel und Hermann Stehr einsam über dem Durchschnitt stehen, außerdem entspricht diese Auswahl in ihrer durchaus femininen Tendenz, die noch durch die erste Novelle unterstrichen wird, ganz und gar nicht dem herben männlichen Charakter der Ostmark. Der zweite Teil ist mehr den Zielen des Bühnenvolksbundes gewidmet und bringt als interessantesten Beitrag das Ergebnis einer Umfrage: „Dichtung und Christentum", an deren Antworten in bunter Reihenfolge Else Lasker-Schüler und Agnes Miegel, Karl Bröger und Alfred Kerr, Münchhausen und Arnold Bronnen, Molo und Barlach, Jungnickel und Herbert Eulenburg, Lienhard und Heinrich Mann, Paquet und Ludwig Fulda usf. sich beteiligt haben. Diese Zusammenstellung, die mehr eine unbeabsichtigte Gegenüberstellung ist, macht das „Ostwart-Jahrbuch" zu einem einzigartigen Zeitdokument. W. S.

Digitized by Google

Die französischen Schulen im Saargebiet. (Schrift 4 der „Rheinischen Schicksalsfragen"). Von Dr. Gottfried Fittbogen. Berlin, Reimar Hobbing.

Dies kleine Schriftchen will eine wissenschaftliche Arbeit sein und ist deswegen doppelt wertvoll als eine fast erschöpfende Materialsammlung über dies Thema. Neben den Statistiken werden vor allen Dingen die Auszüge aus den Lehrplänen der französischen Schulen im Saargebiete den Schulmann und ganz besonders natürlich den Politiker interessieren. Man möchte wünschen, daß dies Material jetzt von deutscher offizieller Seite dem Völkerbund, der ja die letzte Verantwortung für das Saargebiet trägt, vorgelegt würde. W. S.

Dämon Welt. Von Oskar A. H. Schmitz. München, Georg Müller.

Mehrfach hat Schmitz unternommen, die Ereignisse seines Lebens in romanhafter Form zu gestalten. Er wirft jetzt diese beengende Form ab und „nennt die Dinge beim richtigen Namen." So ist ein buntes und lebendiges Buch gewonnen, das Gestalten naher Vergangenheiten, wie Dauthendey, und noch Lebende, wie George, uns darstellt. Es handelt sich jedoch nicht nur um ein Erinnerungsbuch, das allerlei mehr oder minder hübsche Anekdötchen, mehr oder minder wichtige kulturgeschichtliche Ereignisse, mehr oder minder interessante Einblicke in geistige Strömungen der Gegenwart bringt, sondern es ist vor allem die Geschichte eines Menschen, und zwar eines typischen Menschen unserer Tage. Das soll nicht besagen, daß wir es mit einem normalen, schablonenmäßigen Zeitgenossen zu tun haben. Im Gegenteil, Schmitz ist ein Mann, der alle Bewegungen, Gedanken, Entdeckungen unserer Tage und wären es auch nur Abenteuer, mit Leidenschaft an sich heran reißt, an ihnen rätselt und schließlich ein Resultat herauskeltert. Bisweilen geschieht dies nicht ohne Gewalt, des öfteren ähnelt er sich die Dinge zu sehr an unter dem Zwang des Gesetzes, nach dem er angetreten. Normatives zu geben liegt auch nicht in der Absicht des Buches. Es lebt einer uns und sich sein Leben, ohne Schonung seines Selbst mit offenem Bekenntnis seiner Irrtümer, noch einmal vor, gibt sich Rechenschaft, und so wirkt dieses Buch erzieherisch, ist Mahnung und Wegweiser jeglichem, nach eigenem Gewissen und Schicksal den Kampf mit dem „Dämon Welt" aufzunehmen und nicht faul auf Holzpritschen oder Sammetstuhl sitzend zu verharren. Wolfgang Goetz.

Frauenfrage und Feminismus vom Altertum bis zur Gegenwart. Eine sozialogische Betrachtung von Prof. Dr K. A. Wieth-Knudsen. Stuttgart 1926, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Die aus dem Dänischen übersetzte Arbeit, die reiches Material verwertet und sich auf 20jährige Beobachtung der europäischen Frauenwelt zu stützen behauptet, könnte fraglos einen wertvollen Beitrag zu brennenden Tagesfragen darstellen, wenn sie nicht so völlig einseitig und schief gesehen wäre. Die Beweisführung des Verfassers von der intellektuellen und ethischen Überlegenheit des Mannes ist in keiner Weise überzeugend, weil sie ständig gegen ein Zerrbild Frau und ein Zerrbild Feminismus (d. h. das Dogma von der Ebenbürtigkeit und Überlegenheit des Weibes) kämpft und vor allem jede wirkliche Auseinandersetzung mit den schöpferischen und tragenden Kräften der Frauenbewegung vermissen läßt. Was bedeutet z. B. bei der Betrachtung des Feminismus der Gegenwart die Heranziehung eines einzigen deutschen, ganz einseitigen Buches: Mathilde und Matthias Vaerting, Männerstaat und Frauenstaat, während alle Bücher einer Gertrud Bäumer und das durch 33 Jahrgänge der Zeitschrift „Die Frau" verfolgbare Ringen der fortschrittlich gesinnten deutschen Frauenwelt überhaupt nicht beachtet werden? Auch erscheint es als starker Trugschluß, den Feminismus verantwortlich zu machen für den nicht zu leugnenden und beklagenswerten sittlichen Tiefstand vieler Frauen in der Gegenwart. Gewiß trägt auch die Freiheit der Frau in Beruf und Leben einen Teil der Schuld, aber wer wie der Verfasser überzeugt ist von der sittlichen Unreife und Gefallsucht der Frau, der mußte vor allem der Frage seine Aufmerksamkeit zuwenden, wie sich der heutige Mann zu diesem Frauentyp verhält, ob er ihn verachtet oder nicht gar stützt und großzieht? Aber nein, der arme Mann ist bei aller seiner Größe ein Opfer weiblicher List! „Ein Menschenalter hindurch habe ich in Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen moderne Ehen in großer Zahl beobachten können. Dabei habe ich zuviel männlichen Jammer und weibliche Erbärmlichkeit kennen gelernt, als daß mir jemand in diesen Dingen etwas einreden könnte. Wenn wirklich einmal eine

Digitized by Google

Ehe harmonisch oder doch wenigstens erträglich ist, dann kommt das nur daher, weil der Mann um des häuslichen Friedens willen seinen Widerstand bereits zu Beginn des Ehelebens aufgegeben hat."

Das Ziel des Verfassers, das Verhältnis der Geschlechter zueinander wieder auf die altbewährte Basis zurückzuverlegen, und die Männer zu starker Gegenwehr gegen das feministische Unwesen zusammenzuschließen, ist ebensowenig ernstlich diskutabel wie sein Vorschlag, alle Gesetze, die das Geschlechts- und Familienleben regeln, nur dem Beschluß der Männer zu unterstellen, weil ein großer Teil der Frauen erotisch anästhetisch sei. Wir kommen nur vorwärts durch gemeinsame verantwortungsbewußte Arbeit von Mann und Frau. L. Scheffen-Döring.

Marta Berger. Das Leben einer Frau. Wien, Leipzig, München, Nikola-Verlag.

Das Buch, das nach der Einleitung von Hermann Bahr als die Bekenntnis- und Anklageschrift einer verzweifelten Frau zu uns kommt, ist durchaus beachtlich. Es schildert das Schicksal von zwei jungen Menschen, die einander in Liebe verbunden, ohne Ehe, immer aufs Neue heinlich das werdende Leben vernichten. Neben dem zunächst leichtsinnigen, später brutalen jungen Mann steht das durchaus gesund empfindende, aber ganz widerstandsunfähige junge Weib, das nach vollzogenem Bruch seine letzten Lebenskräfte zu der hier vorliegenden Lebensbeichte zusammenrafft. Das Buch leidet an zu großer Breite und an einer auf die Dauer quälenden naturalistischen Situationsschilderung, auch versagt zum Schluß die Charakterzeichnung des Mannes sehr — trotzdem hat es seine Bedeutung. Aus dem Herzen heraus und in ehrlichem Wahrheitssinn geschrieben, bietet es die Möglichkeit, einem großen Leserkreis eine brennende Volksnot unserer Tage auf Herz und Gewissen zu legen. L. Scheffen-Döring.

Erinnerungeu einer Achtzigjährigen. Von Dr. med. Franziska Tiburtius. Zweite erweiterte Auflage. Berlin 1925, K. A. Schwetschke u. Sohn.

Mit feiner Hand malt der Pinsel der Seniorin der deutschen Ärztinnen die Geschichte ihrer Familie und das Werden ihres eigenen Lebens, die übliche Erzieherinnenlaufbahn, das medizinische Studium in der Schweiz und die Eroberung des ärztlichen Berufes in Berlin. Der größte Wert des Buches liegt für den soziologisch Interessierten in der Einreihung dieser Lebensrückschau in die unentbehrlichen und so sehr wertvollen Dokumente des Frauenlebens aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von denen uns bereits eine ganze Zahl vorliegt, und die bei aller reizvollen Individualität ihrer Verfasserinnen die große gemeinsame Linie der opferbereiten Hingabe an die Idee und der in Selbstzucht gestalteten eigenen Lebenskultur erkennen lassen.

L. Scheffen-Döring.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

The Jewish Background of the Christian Liturgy by W. O. E. Oesterley, D. D. 243 S. Oxford, At the Clarendon Press.

Thieme. — Der Flug zur Sonne. Ein Buch von Deutschlands Zukunft von Paul Thieme. 287 S. Brandenburg 1926, J. Wiesike.

Timmermans. — Das Licht in der Laterne von Felix Timmermans. 247 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Tönnies. — Thomas Hobbes Leben und Lehre von Ferdinand Tönnies. 316 S. Stuttgart 1925, Fr. Frommann (brosch. 10,—., geb. 12.— M.).

Triebnigg-Pirkhert. — Goldene Heimat. Erzählungen aus der schwäbischen Türkei von Ella Triebnigg-Pirkhert. 225 S. Budapest, Ungarländisch-Deutscher Volksbildungsverein.

Troßbach. — Am Start zur IX. Olympiade. Meisterworte gesammelt und herausgegeben von Heinrich Troßbach. 134 S. Oldenburg 1925, G. Stalling.

Ufer. — Im Wandel der Zeit. 1856—1921 Lebenserinnerungen eines Schulmannes von Christian Ufer. 480 S. Altenburg i. Th. 1926, Oskar Bonde.

Digitized by Google

Ulenhorst 1926. — Almanach der Hanseatischen Verlagsanstalt. Hamburg 1926.

Vega. — Das Spiel vom Sündenfall und von der Geburt Christi. Drama von Lope de Vega. Übersetzt und bearbeitet von Friedrich Walther. 106 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 2,70 M., geb. 3,30 M.).

Velter. — Gefängnis. Bühnendichtung in 3 Aufzügen von Josef M. Velter. 106 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (brosch. 2,70 M., geb. 3,30 M.).

Verweyen. — Weltgeheimnis und Probleme des Okkulten von Dr Johannes M. Verweyen. 43 S. Berlin 1926, Pyramidenverlag Dr Schwarz & Co.

Verzeichnis der alten Burschenschafter. — Ausgabe 1925 bis 1926. 900 S. Frankfurt a. M., Brönners Druckerei.

Vetterli. — Der Tod in der Faust. Jagdnovellen von Paul Vetterli. 247 S. Zürich, Orell Füßli.

Vierordt. — Ihr glücklichen Augen. Auswahl aus Heinrich Vierordts Dichtungen. 71 S. Osterwieck-Harz 1925, A. W. Zickfeldt.

Vomhoff. — Die Revision der Mannheimer Rheinschiffahrtsakte von Dr Hans Vomhoff. 104 S. Berlin 1925, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlg. (3,50 M.).

Vorländer. — Kant und Marx. Ein Beitrag zur Philosophie des Sozialismus von Karl Vorländer. XII u. 328 S. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr.

Vorländer. — Von Machiavelli bis Lenin. Neuzeitliche Staats- und Gesellschaftstheorien. Von Prof. Dr. R. Vorländer, 286 S. mit 8 Bildnissen. Leipzig 1925. Quelle u. Meyer (10,— M.).

Wagemann. — Arische Weltanschauung im Kampf mit dem Fremdtum von Arnold Wagemann. 79 S. Köslin 1925, Volksdeutsche Verlagsanstalt.

Wahl. — Die Bildnisse Carl Augusts von Weimar herausgegeben von Hans Wahl. 63 S. 48 Abbildungen. Weimar 1925, Goethe-Gesellschaft.

Waldecker. — Deutsches Verfassungsrecht von Ludwig Waldecker. 124 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt (3,50 M.).

Walther. — Das Hirtenspiel. Aus Lope de Vegas Spiel vom Sündenfalle und von der Geburt des Herrn. Übersetzt und bearbeitet von Friedrich Walther. 57 S. Berlin 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Wann und Wie endet die große Wirklichkeitskrise? 64 S. Stuttgart 1926, Walter Hädecke Verlag.

Wegener. — Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden. 364 S. Leipzig 1926, F. A. Brockhaus.

Weinmann. — Widersprüche und Selbstwidersprüche der Relativitätstheorie von Dr Rudolf Weinmann. 28 S. Leipzig 1925, Otto Hillmann (1,— M.).

Weismantel. — Der Kurfürst. Ein Spiel vom Vaterland von Leo Weismantel. 181 S. Berlin 1925, Bühnenvolksbund (4,50 M., geb. 5,70 M.).

Weckesser. — Zur religiösen Krisis der Gegenwart von Dr Albert Weckesser. 32 S. Potsdam 1926, Tempelverlag.

Welter. — Gedichte von Nikolaus Welter. 288 S. Braunschweig, Georg Westermann.

—. — Hohe Sonnentage. Ein Ferienbuch aus Provence und Tunesien von Nikolaus Welter. 271 S. Braunschweig, Georg Westermann.

Werdermann. — Der evangelische Pfarrer in Geschichte und Gegenwart. Im Rückblick auf 400 Jahre evangelisches Pfarrhaus von Lic. Dr Hermann Werdermann. 149 S. Leipzig 1925, Quelle u. Meyer (geb. 1,80 M.).

Wernick. — Die Religiosität des Stundenbuches von Rilke von Eva Wernick. 47 S. Leipzig 1926, Walter de Gruyter.

Wille. — Der Versailler Vertrag und die Sanktionen von Dr Conrad A. Wille. 243 S. Berlin 1925, Georg Stilke.

Wilhelmi. — Der nahende Weltwährungskrach. Eine Aufklärung und Warnung für das deutsche Volk von Barnim Wilhelmi. 16 S. Kassel 1925, Kl. Weipert (50 Pf.).

Wilhelm. — Die Seele Chinas von Richard Wilhelm. 356 S. Mit 36 Abbildungen. Berlin, Reimar Hobbing.

Winckler. — De olle Fritz von Josef Winckler. 98 S. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Bremen 1926, Carl Schünemann.

Winckler. — Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland. 490 S. Stuttgart 1926, Deutsche Verlags-Anstalt (7,50 M.).

Wolf. — Der Edelfalke. Ausgewählte Dichtungen von Paul Wolf. Osterwieck-Harz 1925, A. W. Zickfeldt (geh. —,80 M., geb. 1,50 M.).

Wolff. — Kopf Hoch, Charly. Roman von Ludwig Wolff. 437 S. Berlin, Ullstein.

Wolgast. — Der Wimbledonprozeß vor dem Völkerbundsgerichtshof von Dr Ernst Wolgast. XVI u. 198 S. Berlin 1926, Dr Walther Rothschild.

Wolters. — Licht in Vorzeit und Mittelalter von Friedr. Wolters. 160 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt.

Wortmann. — Geschichte der deutschen Vaterlandspartei 1917—1918 von Karl Wortmann, Oberstlt. a. D. XII u. 124 S. Halle 1926, Otto Hendel Druckerei (brosch. 5,— M.).

Zenker. — Geschichte der chinesischen Philosophie von E. V. Zenker. I. Bd.: Das

Digitized by Google

klassische Zeitalter bis zur Han-Dynastie (206 v. Chr.). Reichenberg 1926, Gebrüder Stiepel.

Zilsel. — Die Entstehung des Geniebegriffes. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus von Edgar Zilsel. 346 S. Tübingen 1926, J. C. B. Mohr (brosch. 12,— M., geb. 15.— M.).

Abigt Heyer. — Die billigste Bauweise der Gegenwart für Wohn- und Zweckbauten. Herausgegeben von E. Abigt & H. Heyer. 120 S. Wiesbaden, Heimkulturverlag G. m. b. H.

Ackerknecht. — Vorlesestunden von Erwin Ackerknecht. 116 S. Berlin 1926, Weidmannsche Buchhandlung.

Albrecht. — Die sozialen Klassen von Dr Gerhard Albrecht. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. (1,80 M.)

Alnor. — Handbuch zur Schleswigschen Frage. Herausgegeben von Dr Karl Alnor. II. Band: Die schleswigsche Frage von 1914—1920. 1. Teil: Die Kriegszeit. 158 S. Neumünster in Holstein, Karl Wachholtz.

Amalthea Almanach 1917—1927. 164 S. Zürich, Amalthe-Verlag.

Anderson. — Das Ei triumphiert. Amerikanische Novellen von Sherwood Anderson. 262 S. Leipzig 1926, Insel-Verlag.

Arlen. — Der grüne Hut. Roman von Michael Arlen. 335 S. Berlin 1926, Ullstein. (3,— M.)

Aster. — Die französische Revolution in der Entwicklung ihrer politischen Ideen von Ernst von Aster. 331 S. Leipzig, J. J. Weber.

Bachi. — L'Alimentazione e la Politica Annonaria in Italia von Ricardo Bachi. XXI. u. 673 S. Bari 1926, Gius Laterza & Figli.

Bachmann. — Hermann Bachmann. Gesammelte Erzählungen herausgegeben von Alfred Klaar. 1. Die Burgfrau von Randeck. 2. Im Heidenhof. XVIII u. 226 S. Prag, Verl. d. Gesellsch. zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst u. Literatur in Böhmen.

Baedekers Österreich. — Mit 35 Karten, 22 Plänen, 11 Grundrissen u. 2 Panoramen. 404 S.

Barbusse. — Kraft. Drei Novellen von Henry Barbusse. 246 S. Berlin, Die Schmiede.

Basch. — Das Deutschtum in Ungarn von Franz Anton Basch. 23 S. München 1926, Dr Franz A. Pfeiffer. (—,80 M.)

Baudouin. — Der Coueismus von Charles Baudouin. 67 S. Darmstadt, Otto Reichel-Verlag.

Baum. — Feme. Roman von Vicki Baum. 354 S. Berlin 1926, Ullstein. (3,— M.)

Batzer. — Muslin. Eine Mäusegeschichte von Maria Batzer. IV u. 82 S. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. (1,80 M.)

Bausteine. — Festschrift zum 70. Geburtstage von Max Koch. 334 S. Breslau 1926, Preuß & Jünger.

Becher. — Maschinenrythmen von Johannes R. Becher. 158 S. Berlin 1926, Die Schmiede.

Beer. — Geschichte der ersten 25 Jahre der Burzenländer Bank A.-G. zu Kronstadt in Siebenbürgen von Hugo Beer. 23 S. Stuttgart 1926, Ausland & Heimat-Verlag, A.-G.

Bergmann. — Geschichte der deutschen Philosophie. I. Deutsche Mystik von Ernst Bergmann. 144 S. Breslau 1926, Ferdinand Hirt.

Bergmann. — Zwischen gestern und morgen. Drama in 4 Aufzügen von Otto Bergmann. 158 S. Berlin, Franz Weber. (br. 3,—, geb. 4,— M.)

Bethge. — Pierre und Jeanette. Novellen von Friedrich Bethge. 52 S. Schlawe 1926, Nationale Druckerei u. Verlags-Genossenschaft.

Bettelheim. — Balzac. Eine Biographie von Anton Bettelheim mit 8 Abbildungen. 478 S. München 1926, C. H. Becksche Verlags-Buchhandlung.

Bezold. — Ninive und Babylon von Prof. Dr C. Frank. Mit 160 Abbildungen, darunter 6 mehrfarbige Tafeln. Bielefeld 1926, Velhagen & Klasing.

Binder. — Die Gerechtigkeit als Lebensprinzip des Staates von Julius Binder. 46 S. Langensalza 1926, Hermann Beyer & Söhne. (1,— M.)

Birt. — Von Homer bis Sokrates. Ein Buch über die alten Griechen von Theodor Birt. 485 S. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. (12,— M.)

—. — Horaz' Lieder und römisches Leben. Von Geh.-Rat Prof. Dr Th. Birt. 179 S. Leipzig 1926, Quelle & Meyer. (L. 7,20 Rm.)

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr Friedrich Metz, Leipzig. — Per Hallström, Stockholm. — Professor Dr Karl Brandi, Göttingen. — Prof. Dr Gustav Schnürer, Freiburg (Schweiz). — Hans Reiser, München. — Gertraud Haase-Bessell, Dresden. — Professor Dr E. E. Becker, Darmstadt. — Herbert Martens, Berlin.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Der Widersinn des polnischen Korridors

von

Dr. Johann Fürst

ethnographisch, geschichtlich und wirtschaftlich dargestellt.

Eine wirksame Waffe gegen die großpolnische Machtpolitik ist jetzt fertiggestellt worden: die langerwartete Antwort auf die gefährliche Schrift „Polens Zugang zum Meere . . .", die Dr. Slawski im Auftrage der polnischen Propaganda veröffentlichte.

Diese Entgegnung ist sachlich gehalten und widerlegt durch die Zusammenstellung

unanfechtbaren geschichtlichen und statistischen Materials.

Sie behandelt so wichtige allgemeine deutsche Probleme des Ostens, daß Jeder, dem die Korridorfrage am Herzen liegt, und das müßte jeder Deutsche sein — dieses Buch lesen und für Verbreitung dieses wichtigen Rüstzeuges sorgen sollte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Geheftet 5 Mark. Gebunden 6 Mark.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 30

Geisbergstraße 43.

Digitized by Google

Wichtige Neuerscheinung!!

Vor hundert Jahren

– am 26. Oktober 1826 – übernahm Alfred Krupp als Vierzehnjähriger die Fabrik seines Vaters; mit 6 Arbeitern am Anfang und 12000 nach fünfzigjähriger Tätigkeit schuf er den größten Bau vaterländischer Industrie //

ALFRED KRUPP

Ein Lebensbild Alfred Krupps von hinreißender Darstellungskraft, nicht nur aus der Geschichte seiner Schöpfung heraus, sondern auch aus der Geschichte seiner Zeit und auf dem tiefsten Hintergrund, den es für ein Menschendasein gibt — auf dem Hintergrund seiner Seele!

*

Wilhelm Berdrow, der Verfasser des Werkes, ist auf Grund langjähriger Durchforschung aller Quellen wie kein zweiter mit dem Werdegang der Persönlichkeit und des Unternehmens vertraut u. konnte sein Material aus den Schätzen der Kruppschen Werk- u. Familienarchive schöpfen. Mit den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen des 19. Jahrhunderts sehen wir das Leben Alfred Krupps, wie Berdrow es in kräftigen Einzelbildern entrollt, ursächlich und folgenreich verbunden, und neben die oft geschilderten Größen des neuen Reiches tritt „Der Schmied von Essen" als ein Gleichberechtigter, als ein ganz Großer und ganz Eigener, der auf die Entwicklung seines Jahrhunderts tiefgehenden Einfluß ausübte

Ein wertvolles Werk für alle geschichtlich, wirtschaftlich und technisch Interessierten!

Etwa 800 Seiten in Lexikonformat mit vielen bisher unveröffentlichten Zeichnungen und Schriftsätzen Alfred Krupps auf
48 Bildtafeln in Kupfertiefdruck und in 11 Faksimilewiedergaben
2 Ganzleinenbände 30 RM. / 2 Halblederbände 36 RM.
Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in 2 Ganzpergamentbänden 150 RM.

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW. 61, Großbeerenstr. 1

Buchdruckerei des Waisenhauses Halle (S.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

APR 26 1937

30Jan'64DW

REC'D LD

JAN 16 '64-5 PM

7 Mar'65 V1

REC'D LD

APR 17 '65-4 PM

APR 22 1970 14

IN STACKS

APR 8 1970

REC'D LD MAY 17 70-2 PM 56

LD 21-100m-8,'34

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046120287

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

APR 29 1997

12,000 (11/95)

Digitized by Google